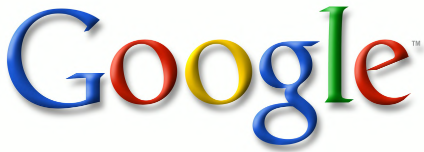
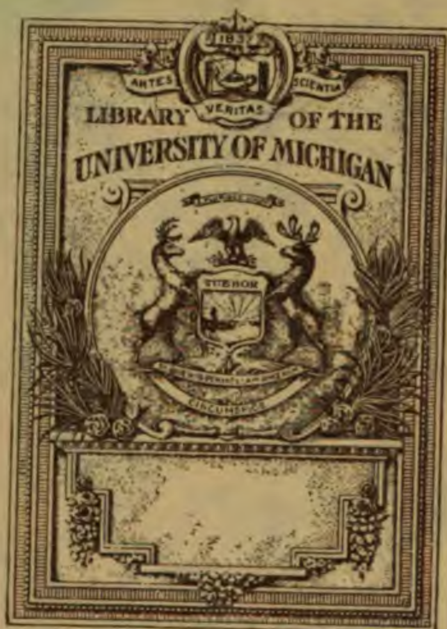



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR






CHRI INA RE GINA SVECIAE

Jahrbuch

für

sexuelle Zwischenstufen

unter besonderer Berücksichtigung der



Homosexualität.

Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren
im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees

von

Dr. med. Magnus Hirschfeld,
prakt. Arzt in Charlottenburg.

IX. Jahrgang.

Leipzig.
Verlag von Max Spohr.
1908.



Druck von G. Reichardt, Groitzsch i. S.

Inhaltsverzeichnis.

Inwiefern widerspricht der § 175 des St.-G.-B. dem „richtigen Recht"?

Von

Dr. jur. Numa Praetorius.

Die bisherigen Erörterungen über das „richtige Recht“ im Strafrecht bewegen sich fast ausschließlich in allgemeinen Betrachtungen, in abstrakten Erwägungen ohne Berücksichtigung bestimmter Delikte. Sodann hat sich die Erforschung des „richtigen Rechts“ fast nur mit dessen Anwendung auf die Art und Weise der Bestrafung oder auf die Wahl des Strafmittels beschäftigt, dagegen kaum die Frage untersucht, ob eine bestimmte Handlung dem Maßstab des „richtigen Rechts“ entspricht, ob sie zu strafen oder straflos zu lassen ist. Die Hauptbedeutung der Ermittelung des „richtigen Rechts“ dürfte aber gerade darin liegen, bei einzelnen umstrittenen Delikten die Regel zu liefern zur Lösung der Zweifel über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Bestrafung. Andererseits wird zu erwarten sein, daß gerade aus den für und wider die Bestrafung eines umstrittenen Deliktes geltend gemachten Gründen und namentlich aus seiner geschichtlichen Entwicklung sich wertvolle Gesichtspunkte für die Begriffsbestimmung und nähere Umgrenzung des „richtigen Rechts“ selber ergeben.

Daß bisher das „richtige Recht“ in seiner Anwendung auf das Einzeldelikt nur wenig Gegenstand der Untersuchung gewesen ist, erscheint begreiflich, da ja nur bei einer relativ sehr kleinen Anzahl von Handlungen ihre Strafwürdigkeit an und für sich in Frage kommt. Wie man auch sich zum „richtigen Recht“ stellt, welchen Inhalt man ihm auch gibt, Tötung, Diebstahl, Betrug, Brandstiftung, Notzucht, sexuelle Angriffe auf Kinder, Widerstand



-tändiger,
on Über-
re guten

lgemeiner
annigfach

D

ub gleich-
Diebstahl
allgemeinen
ung durch-
v gesetzlich
he Zustand

Entwendung
sie bestrafen-
r allgemeinen
g ungefähr wie
ute noch eine
h heutiger An-
traflos ist, jeden-
llungen, die straf-
ürdigkeit den zur
rschenden Anschau-
nicht mehr mit den
n.

arbarkeit einer Handlung
wann nicht? Läßt sich
len? und somit für das
ne engere Umgrenzung finden?
mir in dieser Beziehung heute
u sein, nämlich daß nur solche
aten sind, welche einen Eingriff in
die soziale Ordnung darstellen. Es
der staatlichen Ordnung verletzt sein

gegen die Staatsgewalt, Hochverrat usw. werden von Jedermann und jedem Gesetzgeber — wenigstens in unserer Kulturepoche — für strafwürdig gehalten werden. Nur bei einigen wenigen Handlungen erheben sich Zweifel, ob sie durch Strafandrohung zu verbieten seien oder nicht.

Zu diesen Handlungen gehört der im § 175 mit Strafe bedrohte gleichgeschlechtliche Verkehr zwischen Männern.

Gerade dieser in den letzten zwanzig Jahren so heiß umstrittene Paragraph bildet eine treffliche Probe auf das Exempel bei der Ermittelung des „richtigen Rechts."

Was hat man nun unter „richtiges Recht" zu verstehen? [1])

Gibt es allgemeine Gesichtspunkte für seine nähere Bestimmung, die schon jetzt so gut wie einstimmig anerkannt sind? Ich glaube ja.

Das richtige Recht ist zunächst das Recht, welches den heutigen allgemeinen Anschauungen entspricht, den Anschauungen unserer Kulturperiode, welches der heutigen Kulturnorm konform ist. Es ist diese Definition keine Tautologie und auch keine wegen ihrer Allgemeinheit etwa nichtssagende Umschreibung. Denn manches kann tatsächlich strafbar sein, manche Handlung strafbar, manche straflos, obgleich das Gegenteil als das Richtige, das Gerechte allgemein angesehen wird. Diese Widersprüche zwischen dem positiv seienden und dem seinsollenden Recht haben einen Hauptgrund in dem konservativen Charakter der Jurisprudenz, die oft dem fortschrittlichen Gedanken

---

[1]) Bei den folgenden Erörterungen ist nicht von dem „richtigen Recht" Stammlers ausgegangen, obgleich auch bei Zugrundelegung der Stammlerschen Definition des „richtigen Rechts" als „soziales Ideal", als die der Gemeinschaft frei wollender Menschen entsprechende Vorstellungsnorm auf den Inhalt dieses sozialen Ideales dennoch die folgenden Erörterungen passen.

nachhinkt; (eine konservative Tendenz, die in verständiger, besonnener Weise verfolgt, zur Vermeidung von Überstürzungen in der Gesetzesänderung auch ihre guten Seiten haben kann.)

Beispiele eines Widerspruches zwischen allgemeiner Anschauung und positivem Recht lassen sich mannigfach anführen.

So z. B. wurden gewisse jetzt dem Mundraub gleichgestellte Handlungen noch bis vor Kurzem als Diebstahl bestraft. Dies widersprach der heutigen allgemeinen Anschauung derart, daß sie eine Gesetzesänderung durchsetzte. Solange diese Änderung nicht positiv gesetzlich ausgesprochen war, entsprach der gesetzliche Zustand nicht dem „richtigen Recht".

Umgekehrt stand die Straflosigkeit der Entwendung der elektrischen Kraft bis zum Erlaß eines sie bestrafenden Spezialgesetzes nicht im Einklang mit der allgemeinen Anschauung, welche eine derartige Handlung ungefähr wie Diebstahl bewertet. So mag es auch heute noch eine oder die andere Handlung geben, die nach heutiger Anschauung strafwürdig erscheint, aber straflos ist, jedenfalls aber gibt es eine Anzahl von Handlungen, die strafbar sind, bei denen auch die Strafwürdigkeit den zur Zeit der Entstehung des Gesetzes herrschenden Anschauungen entsprach, die seitdem aber nicht mehr mit den heute herrschenden übereinstimmen.

Wann entspricht nun die Strafbarkeit einer Handlung den heutigen Anschauungen, wann nicht? Läßt sich hierfür ein Kriterium aufstellen? und somit für das „richtige Recht" abermals eine engere Umgrenzung finden? Ein Grundsatz scheint mir in dieser Beziehung heute allgemein anerkannt zu sein, nämlich daß nur solche Handlungen zu bestrafen sind, welche einen Eingriff in die staatliche, in die soziale Ordnung darstellen. Es müssen Interessen der staatlichen Ordnung verletzt sein.

Diese Ordnung wird verletzt sowohl durch Eingriffe in die Rechte einzelner Personen (indem dadurch das friedliche Zusammenleben, die soziale Gemeinschaft gestört wird) als durch Angriffe auf allgemeine Interessen.

Mit Recht ist deshalb schon betont worden, daß der Mangel einer Verletzung eines Rechtes einer bestimmten Person noch keinen Grund für die Straflosigkeit einer Handlung, so auch nicht für die Abänderung des § 175 abgibt. Dieser Grund kann für die Straflosigkeit, je nachdem eine Verletzung mehr oder weniger wichtiger allgemeiner Interessen angenommen wird, mitsprechen, aber allein nicht maßgebend sein. Unzulässig dagegen erscheint nach heutiger Anschauung eine Bestrafung von Handlungen, bei denen auch keine allgemeinen Interessen verletzt sind, bei denen gar kein Eingriff in die staatliche Ordnung vorliegt. Deshalb wird die Bestrafung von Handlungen, welche keinen solchen Eingriff, sondern nur Sünde, Immoralität, Verletzung des ethischen Empfindens darstellen, nicht dem richtigen Recht entsprechen und de lege ferenda abzulehnen sein. Wenn daher der § 175 nur der Sündhaftigkeit der Handlung wegen besteht, dann verstößt er gegen das richtige Recht und ist möglichst schnell aufzuheben bezw. abzuändern.

Ob und inwieweit aus diesem Grund allein bestraft wird, soll weiter unten geprüft werden.

Die Frage, nach welchen Grundsätzen es sich beurteilt, ob eine Handlung strafwürdig erscheint oder nicht, ist unabhängig von der Frage nach dem Zwecke der Strafe.

Einerlei, ob man den Zweck der Strafe in der Besserung des Täters, oder in der Sühne für begangenes Unrecht oder in dem Schutz der Gesellschaft sieht, bei allen diesen Theorien wird doch heute erfordert werden, daß nur die Handlung zu strafen ist, welche einen Eingriff in staatliche Interessen darstellt. Insbesondere werden auch die Anhänger der Sühnetheorie fragen müssen,

welches Unrecht soll gestraft werden, welcher Art muß es sein, welchen Grad des Unrechts muß es erreichen. Und auch da wird übereinstimmend wohl geantwortet werden, nur das in der Verletzung staatlicher Interessen bestehende Unrecht erscheint strafwürdig, erheischt eine Sühne in Gestalt der Strafe.

Nicht jeder Eingriff in die staatliche Ordnung erscheint aber strafwürdig, sondern nur ein solcher, welcher wichtige Interessen verletzt.

Das zu schützende Interesse darf nicht bloß an und für sich wichtig und schutzbedürftig sein, es muß auch derart sein, daß der gegen den Täter in Gestalt der Strafe vorgenommene Eingriff sich rechtfertigt, ferner aber dürfen nicht die durch die Bestrafung der staatlichen Ordnung erwachsenen Nachteile größer sein, als die durch Straflosigkeit der verletzten Interessen entstandenen. Wendet man nun die obigen allgemeinen Gesichtspunkte für die Umschreibung des „richtigen Rechts“ auf den § 175 an, so ergibt sich folgendes:

Die historische Entwicklung der Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs zeigt, daß bisher lediglich die Sünde, die Immoralität bestraft werden sollte.

Die asketische Seite des Christentums, seine Abneigung gegen die sexuellen Freuden und überhaupt jede Fleischeslust brachte es mit sich, daß die Kirche von vornherein auf die Bekämpfung der Fleischessünde ihr besonderes Augenmerk richtete und jede sexuelle, nicht lediglich innerhalb der Ehe zu Zeugungszwecken vorgenommenen Handlung als verdammenswerte Schlechtigkeit betrachtete, ja sogar einen Teil dieser Handlungen als strafbare Missetaten auffaßte. Kein Wunder daher, daß die von der Norm besonders abweichende „w. U.“ nicht nur zur Todsünde, sondern zur scheußlichen, der Todesstrafe werten Greueltat gestempelt wurde.

Da von vornherein und das ganze Mittelalter hindurch die Ansichten der Kirche die allgemeine Anschauung bildeten und die ganze Kultur durchdrangen, da die Kirche nicht nur in geistiger Beziehung, sondern durch ihre reale Macht den Staat beeinflußte, ja oft sich unterordnete, so mußten die Anschauungen der Kirche auch im Strafrecht zur Geltung kommen. Die natürliche und notwendige Folge war daher auch die strafrechtliche Ahndung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs und zwar konform der kirchlichen Wertung durch die strengste weltliche Strafe, die Todesstrafe.

Gleich die ersten römischen Kaiser, welche das Christentum zur Staatsreligion erhoben, bedrohen im Gegensatz zum bisherigen römischen Recht — das (richtiger Ansicht nach) eine Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs an und für sich nicht kannte — die gleichgeschlechtliche Liebe mit dem Tode aus religiösen und rein gegen die Unsittlichkeit gerichteten Motiven, weil ein Verstoß gegen Gott vorliege.

In dem kanonischen Recht, in der Karolina wird an diesem Grund der Bestrafung festgehalten.

Valentinian z. B. betont, daß der Körper den Flammen übergeben werden solle, weil die Seele des Mannes ein Heiligtum sei und der, welcher sein eigenes Geschlecht auf so schimpfliche Weise verloren habe, dem Tode verfallen sei.

Justinian bezeichnet „dieses Laster als eine Eingebung des Teufels“ und straft, „damit Gott sich nicht deswegen an dem ganzen Volk räche, denn wegen solchen Lastern sende Gott Hungersnot und Seuche.“

Ganz ähnlich drückt sich das capitulare ecclesiasticum aus dem Jahre 289 aus:

Auch hier als Strafgrund: die Verpflichtung gegen Gott und die Furcht vor seiner Strafe.

Das Kanonische Recht behält natürlich auch diesen Standpunkt bei, aber straft, „weil durch das Laster, die Gemeinschaft, die der Mensch mit Gott haben solle, zerstört und die von Gott geschaffene Natur in lasterhafter Weise befleckt werde.“

Diese Strafgründe werden das ganze Mittelalter hindurch anerkannt und angenommen, in der Aufklärungszeit fing man an, an ihrer Berechtigung zu zweifeln; diese Zweifel führten auch in manchen Ländern, auch in Deutschland zeitweise in einigen Teilen (z. B. Bayern, Württemberg, Hannover) zur Straflosigkeit. Aber in den Motiven zum Preußischen Strafgesetzbuch und auch in der preußischen Rechtsprechung wird ausdrücklich die durch die Handlung bekundete besondere Entartung und Herabwürdigung des Menschen als Strafgrund betont.

Die Motive zu dem St.-G.-B. machen den Eindruck, als wüßten sie eigentlich gar keinen Grund zu finden, oder scheuten sie sich den schwachen Grund der „Sünde“ ausdrücklich anzuführen. Aber eigentlich meinen sie nichts anderes, wenn sie zur Rechtfertigung der Strafe sich einfach mit dem Satz begnügen, das Volksbewußtsein empfinde die „w. U.“ nicht nur als Laster, sondern als Verbrechen und der Staat müsse diesem Empfinden Rechnung tragen.

Ein über die rein moralische Seite hinausgehender Gesichtspunkt wird nicht angeführt. Heute genügt aber zur Strafbarkeit einer Handlung nicht mehr lediglich ihre Unsittlichkeit, ihre sexuelle Anrüchigkeit. Die allgemeine Anschauung lehnt eine Bestrafung aus diesem Grunde ab.

Sogar die Anschauung der Kirche selber — möge sie auch in der moralischen Bewertung der sexuellen Handlungen sich nicht geändert haben, verlangt doch kaum noch, daß eine der christlichen sexuellen Moral zuwiderlaufende Handlung wegen ihrer Immoralität bestraft werde.

Soweit sie dies aber im einzeln noch verlangt, wie z. B. bei der gleichgeschlechtlichen Handlung, ist dieser kirchlichen Anschauung die Anschauung Tausender auf anderem Boden Stehender entgegenzustellen, welche die Forderung der Kirche, Immoralität an und für sich mit weltlichen Strafen zu verfolgen, entschieden ablehnen. Die Kirche hat aber heute nicht mehr die Macht, ihre Forderungen dem Staate aufzudrängen, ihre Anschauungen sind nicht mehr völlig verquickt und verbunden mit denjenigen der Allgemeinheit. Ihre Anschauungen[1]) sind nicht mehr entscheidend.

Es soll selbstverständlich deshalb der Immoralität nicht das Wort geredet werden, es soll auch gar nicht gesagt sein, daß die moralische Bewertung der sexuellen Handlungen seitens der Kirche an und für sich nicht zu billigen sei, es soll gar nicht die kirchliche Beurteilung bekämpft werden. Es soll nur die Anschauung mit aller Energie als nicht allgemein gültig und nicht anerkennenswert zurückgewiesen werden, daß heute noch Strafe wegen Immoralität eintreten dürfe.

Übrigens liegt es ja im eigenen Interesse der Kirche, daß ihre Bekämpfung sexueller Handlungen nicht mit Feuer und Schwert, nicht mit den Mitteln des weltlichen Armes, sondern mit geistigen Mitteln, mit den der Kirche würdigen Mitteln erfolge. Denn so wird sie dem Geist des Christentums auch gerechter und wird nicht die zahlreichen Feinde, die sie bedrängen, noch vermehren, indem sie ihnen Grund zur Beschwerde und zu dem Vorwurf gibt, sie überschreite ihre Befugnisse und verleugne ihr eigenes Wesen.

Der oben angeführte Grund der Motive des D. St. G. B., daß die gleichgeschlechtliche Handlung zu strafen sei,

---

[1]) Unter Kirche verstehe ich sowohl die katholische wie die protestantische.

weil das Volksbewußtsein sie nicht nur als Laster, sondern als Verbrechen empfinde, enthält, wie schon betont, eigentlich stillschweigend nichts weiter, als die Rechtfertigung der Bestrafung wegen Immoralität. Jedenfalls insofern lediglich wegen der Empfindung des Volksbewußtseins gestraft werden soll, ist heute die Berechtigung einer Strafe aus diesem Grund gleichfalls abzulehnen.

Die allgemeine Anschauung entscheidet zwar auch heute darüber, ob eine Handlung als strafwürdig oder nicht zu gelten habe, aber nicht planlos und nach bloßem Empfinden, sondern nach Abwägung der Bedeutung der verletzten staatlichen Interessen. Eine blinde Empfindung des Volkes, die gar nicht die Verletzung der staatlichen Interessen in Erwägung zieht, wird nach heutiger Anschauung nicht als genügender Strafgrund anerkannt.

Die Unzulässigkeit der Bestrafung gleichgeschlechtlicher Handlungen wegen der durch sie bekundeten Immoralität oder wegen der Empfindung des Volksbewußtseins würde sich nach heutiger Anschauung ergeben, auch wenn die bisherige Annahme, diese Handlungen seien von Normalsexuellen aus Übersättigung und Lasterhaftigkeit begangen, richtig wäre und die neuere wissenschaftliche Forschung nicht festgestellt hätte, daß die bisherige Annahme auf Irrtum beruhte und die gleichgeschlechtliche Handlung regelmäßig von Menschen mit eigenartiger Naturanlage begangen werde.

In dieser Frage nach den Quellen, aus denen gewöhnlich die gleichgeschlechtliche Handlung fließt, herrscht heute in der Wissenschaft Einigkeit darüber, daß es tatsächlich Menschen gibt, sog. Homosexuelle, deren Trieb auf das eigene Geschlecht gerichtet ist. Geleugnet wird diese Tatsache nicht mehr, wenigstens nicht mehr von der Wissenschaft.

Uneinigkeit herrscht höchstens noch über die Häufigkeit des Vorkommens konträrer Sexualempfindung, indem

eine Anzahl Mediziner zwar zugeben, daß gleichgeschlechtliche Handlung manchmal Ausfluß von konträrer Sexualempfindung sein könne, aber behaupten, meist entspringe sie aus Laster, aus Perversität Normalsexueller.

Um in der Entscheidung dieser Fragen am sichersten zu gehen, wird man sich der Ansicht derjenigen Männer der Wissenschaft anschließen müssen, welche als die eigentlichen Sachverständigen zu betrachten sind.

Um als Sachverständiger in der Frage der Homosexualität mit Recht betrachtet zu werden, genügt es aber nicht Jurist, auch nicht Arzt oder Professor zu sein, sondern es muß gefordert werden, daß der Sachverständige zahlreiche Homosexuelle gesehen und beobachtet hat.

Derartige Sachverständige, die ihre Ansicht auf Grund eines zahlreichen lebendigen Materials sich gebildet haben, sind auch nur in geringer Anzahl vorhanden.

Näcke nennt für Deutschland nur sechs.

Alle diese sechs sind aber einig, daß die Homosexualität nicht eine seltene, sondern weitverbreitete Erscheinung ist und die gleichgeschlechtliche Handlung in der Regel aus konträrer Sexualempfindung entspringt.

Zu diesen Sachverständigen sind noch zwei weitere zu rechnen, der eine: Näcke selbst, der in den letzten Jahren, wie aus seinen Arbeiten und seinen Angaben hervorgeht, zahlreiche Homosexuelle kennen lernte.

Näcke steht nun auch ganz auf dem Standpunkte Hirschfelds, daß das Vorkommen angeborener Homosexualität eine häufige Geschlechtsvarietät sei.

Sehr lehrreich in Bezug auf die Sachverständigenqualität ist der Fall von Dr. Iwan Bloch.

Vor 3—4 Jahren trat Bloch mit einem zweibändigen Werke von erstaunlichem Reichtum an historischem Material: „Beiträge zur Aetiologie der Psychopatia sexualis“ hervor. In diesem Werke leugnet Bloch das häufige Vorkommen echter Homosexualität und behauptet, fast jede

gleichgeschlechtliche Handlung sei das Resultat des Variationsbedürfnisses Nomalsexueller. Damals wurde das Buch Blochs von denjenigen Ärzten, welche die Häufigkeit konträrer Sexualempfindung bestritten, geradezu als eine bahnbrechende, die Anschauung Hirschfelds und Genossen vernichtende Arbeit, betrachtet. Und jetzt nach kaum 3—4 Jahren bekennt Bloch in seinem an Gelehrsamkeit, Sammelfleiß und Großzügigkeit bewunderungswürdigen Buch „Das Sexualleben unserer Zeit“ einer wahren Enzyklopädie der Sexualwissenschaft: Es sei ihm seither insbesondere durch Dr. Hirschfeld Gelegenheit geboten worden, zahlreiche Homosexuelle zu beobachten, er müsse seine frühere Ansicht ganz bedeutend ändern. Er habe seither die lebenden Homosexuellen studiert. Er habe Hunderte von Urningen aus allen Gesellschaftskreisen kennen gelernt und untersucht und jetzt müsse er die Richtigkeit der Anschauungen Hirschfelds zugeben.

Die geborenen Homosexuellen existierten und seien eine weitverbreitete Menschenklasse [1]).

Da nun als feststehend zu erachten ist, daß regelmäßig die Verstöße gegen den § 175 von Homosexuellen, nicht von lasterhaften Heterosexuellen begangen werden, so entfällt für die Regel überhaupt der Gesichtspunkt einer Bestrafung wegen des Lasters oder wegen des die Handlung als Verbrechen empfindenden Volksbewußtseins. Selbst also wenn die Anschauung der Zulässigkeit einer Bestrafung der Sünde, der Unmoralität wegen, oder der Empfindung des Volksbewußtseins wegen, an und für sich noch in allgemeiner Geltung wäre, so würde sie bei

[1]) Neben der angeborenen Homosexualität nimmt Bloch allerdings eine erworbene, sog. „Pseudohomosexualität“ an. Hierüber zu vergleichen meine Besprechung in der Bibliographie.

dem gleichgeschlechtlichen Verkehr nicht mehr zur Anwendung kommen können.

Denn möge man auch den geschlechtlichen Verkehr Homosexueller unsittlich, unzüchtig, moralwidrig nennen, so kann man ihn nicht mehr mit dem früheren Maßstab messen, nicht mehr als einen die sonstigen straflosen Unzüchtigkeiten Heterosexueller im heterosexuellen außerehelichen Verkehr an sittlicher Verworfenheit übersteigenden Verkehr betrachten.

Im Gegenteil: Faßt man die konträre Sexualempfindung als krankhafte Erscheinung auf, so liegt eben die Tat eines Kranken, aber nicht strafwürdige Sünde vor.

Betrachtet man sie mit Hirschfeld, Näcke, Bloch usw. als psychologische Varietät, so ist sie eben ein Naturtrieb, der nicht sündhafter ist als der heterosexuelle Trieb und ebenso wenig wie dieser ohne qualifizierende Momente seiner in gegenseitiger Einwilligung ausgeführten Betätigung wegen als strafwürdige Greueltat erscheint.

Das Volksbewußtsein kann deshalb auch nicht mehr die geschlechtliche Handlung Homosexueller als Verbrechen empfinden. Eine Berufung auf das Volksbewußtsein, selbst wenn sie an und für sich genügend wäre, was sie nicht ist, wäre heute nach den Forschungen über das Wesen der Homosexualität völlig verfehlt. Daß dieses Volksbewußtsein in dem aufgeklärtesten Teil des Volkes auch nicht mehr die gleichgeschlechtliche Handlung als Verbrechen empfindet, beweisen übrigens am besten die Tausende von Unterschriften der Petition.

Die geänderte Auffassung in dem Wesen der gleichgeschlechtlichen Handlung infolge der wissenschaftlichen Forschung gewährt ein gutes Beispiel, für ein weiteres bisher noch nicht berührtes Moment, welches für die Bestimmung des richtigen Rechts bedeutsam ist. Ich meine die wissenschaftliche Forschung und ihre Ergebnisse.

Diese werden sehr oft die bisherigen, die Grundlagen des „richtigen Rechts“ darstellenden Anschauungen, als unhaltbar und falsch nachweisen und so für das richtige Recht bei gewissen Delikten andere Gesichtspunkte und eine andere Beurteilung aufdrängen.

Mit dem Satz, daß heutzutage unter allen Umständen eine Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs lediglich wegen der Sündhaftigkeit der Handlung oder der Empfindung des Volksbewußtseins unzulässig ist, weshalb die Aufhebung des Gesetzes notwendig wird, wenn kein anderer Grund zu bestrafen, vorliegt, mit diesen Sätzen ist die Frage aber nicht erschöpft.

Es wird vielmehr die Untersuchung nötig, ob nicht andere Gründe gegeben sind, welche nach heutiger Anschauung die Bestrafung rechtfertigen.

Bisher wird, wie schon oben ausgeführt, hauptsächlich nur der Gesichtspunkt der Sünde, der Immoralität betont.

Erst in neuerer Zeit, als man allgemein den bisherigen Strafgrund „der begangenen Sünde“ oder den nichtssagenden Grund: „die Empfindung des Volksbewußtseins“ nicht mehr anerkennt und insbesondere die Feststellung über die regelmäßige Ursache des gleichgeschlechtlichen Verkehrs die angeborene Homosexualität, diese Strafgründe als völlig hinfällig erscheinen ließ, da suchte man noch andere die Strafe rechtfertigende Gründe.

Diese Gründe hat wohl Wachenfeld am vollständigsten zusammengestellt.

Bei diesen Gründen ist nicht außer acht zu lassen, daß nach heutiger Anschauung nur die Handlung strafbar erscheint, welche staatliche Interessen verletzt, welche sozial gefährlich ist. Deshalb scheiden zunächst die von Wachenfeld angeführten Gründe aus, welche im Wesentlichen doch nur eine Strafe wegen der Unsittlichkeit der Handlung oder der Empfindung des Volksbewußtsein an

und für sich verlangen. Mit Recht hat daher auch Mittermaier in seiner sehr ruhig abwägenden, die Frage nach allen Seiten hin erörternden Abhandlung in der rechtsvergleichenden Darstellung betont, daß der von Wachenfeld noch nicht aufgegebene Grund, die Handlung sei unsittlich oder sie empöre das Volksgefühl, nicht mehr für die Strafbarkeit genüge.

Mittermaier hat auch treffend die Gesichtspunkte angeführt, welche bei der Frage der sozialen Gefährlichkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs überhaupt in Betracht kommen. Auch diese Gesichtspunkte sind die hauptsächlich von Wachenfeld ins Feld geführten.

Hiernach nenne man die gleichgeschlechtliche Handlung gefährlich, weil sie die Moralvorstellungen verkehre, die Gesundheit untergrabe, die Eheordnung erschüttere und die Entvölkerung befördere. Als ersten, einzigen der Prüfung werten Grund läßt Mittermaier den ersteren gelten.

In der Tat, die drei anderen Gründe halten einer auch nur oberflächlichen Kritik nicht Stand.

Die Gesundheitsschädigung, die sich der Täter zufügt oder herbeizieht, kann nur unter den seltensten Umständen als Eingriff in die Staatsordnung gelten, z. B. wenn eine Entziehung der Wehrpflicht beabsichtigt ist. Im Allgemeinen wird heute die Gesundheitsbeschädigung, die sich jemand selbst zufügt und auch die, die in gegenseitiger Einwilligung zugefügt wird, nicht als strafwürdig erachtet; nicht einmal der Selbstmordversuch gilt als ein Strafe rechtfertigender Eingriff in die Staatsordnung.

Selbst wenn der gleichgeschlechtliche Verkehr regelmäßig eine Gesundheitsbeschädigung zur Folge hätte, würde eine Strafe rechtfertigende soziale Gefährlichkeit nicht bestehen. Tatsächlich wird aber nach übereinstimmender Ansicht der Sachverständigen durch den gleichgeschlechtlichen Verkehr nicht mehr und nicht

weniger die Gesundheit beschädigt, als durch den heterosexuellen, d. h. höchstens durch Übermaß.

Was die Erschütterung der Eheordnung und die Beförderung der Entvölkerung anbelangt, so bilden beide allerdings Schäden für die Staatsordnung. Sind aber diese Schäden durch die Freigabe des gleichgeschlechtlichen Verkehrs zu befürchten? Die Frage ist mit Mittermaier entschieden zu verneinen. Alle möglichen Handlungen können unter Umständen schädliche Folgen für die Staatsordnung haben und trotzdem kann man unmöglich daran denken, alle Handlungen wegen der entfernten Möglichkeiten derartiger Folgen unter Strafe zu stellen.

Damit die Handlungen als strafwürdig gelten, muß der Eingriff in die Staatsordnung einmal unzweideutig und sodann von einem erheblichen Grad der Stärke sein und zwar einem so erheblichen, daß das starke Schutz- und Verteidigungsmittel der Strafe gerechtfertigt ist.

Dieser Eingriff liegt nun bei den gleichgeschlechtlichen Handlungen nicht nur nicht unzweideutig vor, sondern es gehört sogar eine übertriebene Angst dazu, ihn als vorhanden zu erachten.

Eine Erschütterung der Eheordnung oder eine Beförderung der Entvölkerung durch den gleichgeschlechtlichen Verkehr, kann man überhaupt nur ins Auge fassen, wenn man befürchtet, durch die Freigabe des gleichgeschlechtlichen Verkehrs würden plötzlich oder allmählich eine große Anzahl Heterosexueller an dem gleichgeschlechtlichen Verkehr Geschmack finden und Ehe sowie heterosexuellen Verkehr gegen homosexuellen Verkehr eintauschen.

Daß eine derartige Befürchtung geradezu etwas Lächerliches, ja Lachhaftes an sich hat, wird jeder Heterosexuelle einsehen.

Eine Verführung in größerem Maßstabe seitens Homosexueller, d. h. also ein Abspenstigmachen von

Heterosexuellen vom normalen Weg, derart, daß gleichsam ihre Natur in falsche Bahnen gelenkt wird, könnte man höchstens vielleicht im Pubertätsalter befürchten, wenn man annimmt, daß bei einer Anzahl von Menschen die Richtung des Geschlechtstriebs im Pubertätsalter durch gewisse Einflüsse nach dieser oder jener Richtung mit dauernder Wirkung gelenkt werden kann.

Diese Folgen des gleichgeschlechtlichen Verkehrs wären aber nicht Folgen der homosexuellen Handlungen an und für sich, sondern nur der mit Jugendlichen vorgenommenen Handlungen. Gegen diese Eingriffe in die Staatsordnung genügt aber die Strafbarkeit des homosexuellen Verkehrs mit Jugendlichen, d. h. bis zum 16. höchstens bis zum 17. oder 18. Lebenjahre.

Daß bei Erwachsenen eine Umwandlung der Geschlechtsnatur durch homosexuelle Praktiken, durch Verführung seitens Homosexueller regelmäßig stattfindet, muß entschieden als völlig unwahrscheinlich geleugnet werden.

In der großen Mehrzahl der Fälle gleichgeschlechtlichen Verkehrs, nämlich dann wenn Homosexuelle diesen Verkehr ausüben, muß auch die entfernte Möglichkeit eines Eingriffes in die Staatsordnung, einer Erschütterung der Eheordnung, einer Beförderung der Entvölkerung bestritten werden.

Denn der Homosexuelle ist gar nicht für Ehe und Zeugung geschaffen, nicht durch Ausübung homosexueller Akte, sondern durch Eheabschluß und Zeugung ruft er die Gefahr einer Schädigung der Staatsordnung hervor, indem die drohende Gefahr besteht, daß die Ehe für beide Ehehälften und auch für den Staat (unter anderem auch durch etwaige Zeugung anormaler Nachkommen) eine Quelle des Unglücks wird.

Der Eingriff in die Staatsordnung durch den homosexuellen Verkehr ist somit nicht nur höchst zweifelhaft,

sondern selbst, wenn man ihn unter Umständen als vorhanden annimmt, ist er von so geringer Bedeutung und Stärke, daß er eine Strafe nicht rechtfertigt. Denn selbst wenn eine Umkehrung der Geschlechtsnatur, eine Entwöhnung des normalen Verkehrs, eine Unfähigkeit und Unlust zum normalen Coitus infolge gleichgeschlechtlicher Verführung bei einem Heterosexuellen eintreten sollte, so sind diese Fälle immer äußerst selten und können nur selten sein.

Insofern käme diesen ausnahmsweisen Wirkungen des homosexuellen Verkehrs keine Wichtigkeit zu, an und für sich bleibt daher der Eingriff in die Staatsordnung nur von geringer Bedeutung.

Diese geringe Bedeutung, welche dem durch den homosexuellen Verkehr hervorgerufenen Eingriff in die Ehe- und Zeugungsordnung beizumessen ist, zeigt auch eine weitere Erwägung.

Es sind nämlich zahlreiche nicht nur gleich gefährliche, sondern weit gefährlichere Handlungen und Eingriffe in diese Ordnung straflos und niemand denkt daran, sie für strafbar zu erklären. Dies gilt nicht bloß für die sowohl den Interessen des Individuums, als der Gesellschaft gefährlichere Onanie, sondern überhaupt für alle Handlungen, durch welche die Konzeption verhütet wird oder werden soll.

Aus der Straflosigkeit aller dieser Handlungen läßt sich gerade ein weiterer Grundsatz für die Bestimmung des „richtigen Rechts“ in seiner Anwendung auf die strafrechtliche Beurteilung des homosexuellen Verkehrs entnehmen, nämlich, daß, wenn stärkere Eingriffe in die Staatsordnung straflos sind, schwächere Eingriffe derselben Art unmöglich strafbar sein dürfen. Ein solcher schwächerer Eingriff in Ehe- und Zeugungsordnung im Gegensatz zu der gerade von vielen Heterosexuellen ge-

übten, wegen ihrer großen Verbreitung und der Leichtigkeit ihrer Ausführung gefährlicheren Onanie bildet aber der homosexuelle Verkehr.

Was den letzten von Mittermaier als einzigen etwaigen Grund für eine Bestrafung angeführten Gesichtspunkt anbelangt, so muß ich gestehen, daß ich überhaupt nicht recht begreife, was Mittermaier eigentlich im Auge hat.

Er meint: Wenn sich erweisen lasse, daß die w. U. die geschlechtlich-sittlichen Anschauungen, die der Staat als Grundlage gesunder Entwicklung anerkennen müsse, gefährde und eine schädliche nervöse Stimmung großziehe, so sei das ein sehr wichtiger Grund um alle Bestrebungen auf Förderung der w. U. in irgend einer Form und die Ausübung derselben zu bestrafen, vorausgesetzt, daß die Strafdrohung hier genügende ethische Kraft besitze. Mir scheint, daß mit dieser Gefährdung der als Grundlage gesunder Entwicklung anerkannten geschlechtlich-sittlichen Anschauungen und Erzeugung einer schädlichen nervösen Stimmung nichts weiter gemeint sein kann, als die Befürchtung einer Gefährdung der Ehe und Zeugungsordnung.

Von diesen beiden letzteren Gründen sagt aber Mittermaier selber kurz vorher: ruhige Überlegung würde sie für heutzutage nicht als durchschlagend anerkennen, und ich glaube selber die Nichtigkeit dieser Gründe nachgewiesen zu haben. Falls aber mit dem letzten Grund etwas anderes als Gefährdung der Ehe oder des Bevölkerungszuwachses gemeint sein soll, so kann es nur ein Minus sein; es wird die Verbreitung von gewissen Anschauungen befürchtet, ihrer selbst wegen, nicht wegen gewisser praktischer Einflüsse auf staatliche Interessen, nicht wegen Eingriffe in die staatliche Ordnung. Nach heutiger Anschauung erscheint es aber sicherlich unzulässig, bloße Ansichten und Anschauungen an und für sich strafrechtlich zu verfolgen.

Wenn man z. B. die anarchistischen Anschauungen mit Recht bestraft, so geschieht es wegen ihrer praktischen Verwertung in der direkt Leben und Güter des Einzelnen schädigenden praktischen Ausführung, man will Leben, materielle Güter, überhaupt ein geregeltes Zusammenleben vor den Bomben der Anarchisten, die militärische Disziplin vor Unbotmäßigkeit und Auflösung der Ordnung usw. schützen und daher gleichsam schon die gefährlichen in bloßen theoretischen Ausführungen sich kundgebenden Vorbereitungshandlungen bestrafen.

Würde man aber das Bombenwerfen usw. nicht als Strafgrund anerkennen, dann hätte es wirklich keinen Sinn, die anarchistischen Anschauungen als solche strafgerichtlich zu verfolgen.

Und so scheint es mir ganz unzulässig, gewisse, den bisherigen geschlechtlich-sittlichen Anschauungen etwa widersprechenden Tendenzen und die gleichgeschlechtlichen Handlungen wegen dieser Tendenzen zu bestrafen, wenn man doch zugibt, daß die etwaigen Ausflüsse dieser Tendenzen, die gleichgeschlechtlichen Handlungen selber an und für sich keine praktisch greifbaren Schäden, insbesondere keine Zerrüttung der Ehe oder Entvölkerung befürchten lassen.

Anschauungen an und für sich sind nach heute wohl allgemein geltender Ansicht überhaupt nicht strafrechtlich zu verfolgen. In dieser Beziehung gilt doch der Grundsatz allgemeinster weitgehendster Freiheit, auch die von den bisher landläufigen Anschauungen entferntesten Meinungen äußern zu dürfen.

Unter allen Umständen darf jedenfalls die in Folge wissenschaftlicher Forschung in der Frage des gleichgeschlechtlichen Verkehrs hervorgerufene Änderung der bisherigen Anschauungen nicht als strafwürdig erachtet werden. Die Aufdeckung eines jahrhundertjährigen Irrtums durch die Wissenschaft darf sicherlich nicht als

strafbar hingestellt werden. Dies würde jedenfalls dem heutigen „richtigen Recht" widersprechen. Mittermaier will dies sicherlich auch nicht.

Also: Die wissenschaftliche Feststellung, daß sehr oft (oder meist) gleichgeschlechtlicher Verkehr nicht Laster Heterosexueller, sondern angeborenen Trieb einer eigenartigen Menschenklasse, der Homosexuellen darstellt, die Verbreitung dieser Feststellung und die bessere Möglichkeit ihrer Verbreitung infolge Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs kann niemals als Strafgrund angesehen werden, ebensowenig wie die Verbreitung der verschiedenen Auffassungen über das Wesen dieses angeborenen Triebes.

Zwar herrscht heute noch Streit, ob dieser Trieb als Krankheit oder als physiologische Varietät anzusehen ist, aber ganz ohne Rücksicht darauf, welche Ansicht sich als die richtige mit der Zeit erweisen wird, würde es der heutigen, allgemeinen Anschauung ins Gesicht schlagen, etwa wegen Befürchtung der Förderung einer wissenschaftlichen Ansicht den gleichgeschlechtlichen Verkehr unter Strafe zu stellen. Sollte aber gerade — worauf die Ansicht einer großen Anzahl von Sachverständigen hindeutet — die Auffassung von der physiologischen Varietät, als richtige, der Natur der Sache entsprechende sich allmählich als unstreitig herausstellen, so würde erst recht die Befürchtung der Verbreitung einer wissenschaftlichen Wahrheit nie und nimmer einen Strafgrund abgeben dürfen, möge man sie als „staatsgefährlich" oder nicht betrachten.

Aber auch wegen der Befürchtung einer Verbreitung von irrigen Anschauungen erscheint, wie oben betont, eine Bestrafung unzulässig. Eine Zunahme von irrigen Anschauungen geschlechtlich-sittlicher Natur durch die Aufhebung des § 175 ist aber überhaupt ausgeschlossen.

Erst nach Beseitigung der Bestrafung des homosexuellen Verkehrs an und für sich wird eine ruhigere objektivere Untersuchung der homosexuellen Frage möglich sein, ohne daß die Objektivität des Studiums durch eine mit der strafrechtlichen Behandlung verquickten Tendenz und den Streitigkeiten für und wider getrübt wird. Den besten Beweis, daß alle derartigen Befürchtungen einer Verbreitung verkehrter Moralanschauungen unbegründet sind, liefern die Länder, wo seit Jahrzehnten der gleichgeschlechtliche Verkehr straflos ist. Dort ist die moralische Beurteilung des homosexuellen Verkehrs eher strenger als in Deutschland; das Verständnis der Homosexualität ist auch in gebildeten Kreisen dort weniger ausgebildet wie in Deutschland. Eine homosexuelle Frage existiert dort überhaupt nicht.

Ein die Strafe rechtfertigender Eingriff in die staatliche Ordnung besteht somit bei gleichgeschlechtlichem Verkehr nicht; eine Strafe ist daher unzulässig. Wollte man nun aber auch den einen oder anderen der oben abgelehnten Gründe an und für sich als einen die Bestrafung der homosexuellen Handlungen rechtfertigenden betrachten, so würde trotzdem noch ein weiterer Gesichtspunkt des „richtigen Rechts" zu berücksichtigen sein, bevor man eine Bestrafung gutheißt.

Bei der Frage nach der strafrechtlichen Behandlung einer Tat ist nicht bloß die Verletzung der Interessen, um derer willen Strafe eintreten soll, ins Auge zu fassen, sondern auch die durch die Bestrafung hervorgerufene Interessenverletzung. Auch durch die Strafen werden Interessen verletzt, die Freiheit, das Vermögen des Täters usw., aber diese Interessen sollen gerade verletzt werden der staatlichen Interessen, der staatlichen Ordnung, des sozialen Schutzes wegen.

Die Strafandrohung kann nun aber noch die Verletzung anderer Interessen als die Verletzung der un-

mittelbar den Täter treffenden zur Folge haben. Es können durch die Strafandrohung Schäden allgemeiner Natur hervorgerufen werden, welche als wichtiger, in das Staatswohl einschneidender zu betrachten sind, als diejenigen um derentwillen eine Strafe angedroht ist.

In solchen Fällen wäre es von dem Staat eine selbstmörderische Tat, Handlungen zu bestrafen, durch deren Bestrafung die staatliche Ordnung mehr gestört wird, als wenn die Handlungen straflos sind.

Mit andern Worten, es muß bei der Frage nach der Strafbarkeit einer Handlung, deren Strafwürdigkeit bestritten ist, eine Abwägung des Interesses, an der Bestrafung und desjenigen an der Straflosigkeit stattfinden.

Sind die Nachteile der Bestrafung größer als die Vorteile der Bestrafung, so hat Strafe zu unterbleiben.

Eine solche Interessenabwägung kann ja überhaupt nur bei den wenigsten Delikten in Frage kommen, nur da, wo überhaupt die Frage nach der Strafwürdigkeit bestritten ist.

Bei dem gleichgeschlechtlichen Verkehr werden nun tatsächlich durch die Bestrafung eine Anzahl schwerer Schäden geradezu erzeugt und zwar so bedeutender Schäden, daß sie weit wichtiger erscheinen, als die etwa durch die Handlung selbst entstehenden. Von diesen Schäden will ich nur einige hervorheben.

Zunächst die Erpressung: Man hat behauptet (so namentlich Wachenfeld und Mittermaier) die Erpressung sei kein mit dem gleichgeschlechtlichen Verkehr und mit dessen Bestrafung speziell verbundenes Übel. Auch die Strafandrohung bei anderen Delikten gäbe Anlaß zu Erpressungen, auch ohne die Strafandrohung wäre die Erpressung möglich.

Beides ist richtig, aber ebenso richtig ist die Behauptung, daß wohl bei keinen anderen Handlungen die Tatsache, daß die Handlung mit Strafe bedroht ist,

so leicht und so häufig zu Erpressungen führt, als beim § 175.

Dies kommt daher, weil keine anderen strafbaren Handlungen so unzählig oft, so tausendfach begangen werden, wie die homosexuelle Handlung, weil es sich eben bei den Homosexuellen um eine physiologische Funktion handelt, die bei den Homosexuellen ebenso wie bei den Heterosexuellen regelmäßig und das ganze Leben hindurch nach Betätigung drängt, weil daher auch die Handlung in allen Klassen und Ständen, bei Hoch und Niedrig hundertfach vorkommt, weil eben eine ganz besonders geartete im Versteck und Verborgenen lebende Menschenklasse zu einem eigenartigen von ihr als natürlich empfundenen Liebesleben gezwungen ist.

Ähnliches findet sich im ganzen Strafgesetzbuch nicht. Diebe, Mörder, Brandstifter usw. kommen doch nur in beschränkter Anzahl vor, sie bevölkern auch nicht alle Klassen der Gesellschaft zu so und so viel Prozent. Die Erpressung bei diesen Delikten hat daher naturgemäß nur einen beschränkten Wirkungskreis. Anders verhält es sich mit den Homosexuellen und ihren tausendfachen homosexuellen Handlungen, die auch tausendfach Gelegenheit zu Erpressungen bieten.

Es gibt auch keine andere strafbare Handlung, welche in gleichem Maße wie die homosexuelle auch dem Manne mit dem ehrbarsten, anständigsten Charakter, der größten sozialen Achtung und Stellung zuzumuten ist, vorausgesetzt, daß er homosexuell ist. Ob aber ein Mann homosexuell ist oder nicht, das können Dritte nicht ohne weiteres entscheiden. Deshalb ist auch Erpressern die leichte Möglichkeit gegeben, fast jedem Manne mit einer Anzeige wegen homosexueller Handlung drohen zu können, ohne daß die Absurdität oder Unwahrscheinlichkeit der Anzeige auf der Hand liegt, wie dies bei der Bezichtigung oder Begehung anderer Delikte oft der Fall wäre.

Zieht man nun einerseits den problematischen Nutzen (?), den die Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs zur Folge haben kann mit dem Schaden, den die unzähligen Erpressungen dem Staatswohl beifügen, in Vergleich, so überwiegen zweifellos die Schäden die Vorteile der Bestrafung, so sind zweifellos die durch die Bestrafung verletzten Interessen weit größer als die durch den gleichgeschlechtlichen Verkehr verletzten. Allerdings auch nach der Aufhebung der Strafe wird es noch Erpressungen mit homosexueller Bezichtigung geben, aber ihre Anzahl wird zu der heutigen Menge eine verschwindend kleine sein und jedenfalls ihre Wirkung weit weniger schädlich und gefährlich.

Bei vielen Homosexuellen ist heute Erpressung nur möglich und erfolgreich, weil sie einer Anzeige bei der Staatsanwaltschaft und somit einer — zur Vernichtung der Existenz oft genügenden — Untersuchung ausgesetzt sind. Die Drohung mit Bekanntmachung der homosexuellen Anlage bei Freunden oder Verwandten vermag schon heute viele Homosexuelle, die sich Verwandten und Freunden anvertraut haben, nicht zu ängstigen. Die Bezichtigung homosexueller Natur wird schon heute vielen Homosexuellen seitens wirklich gebildeter Menschen keine Verachtung eintragen.

Allen diesen Bezichtigungen ist ohne die Möglichkeit strafrechtlicher Untersuchung in den meisten Fällen ihre gefährlichste Wirkung genommen. Nur in selteneren Fällen werden nach Aufhebung des § 175 die Erpresser auf die Furcht vor Vernichtung der Existenz, Selbstmord usw. spekulieren können und daher notwendigerweise sich vermindern. Allein schon die durch den § 175 hervorgerufene Menge der Erpressungen und Züchtung der Erpresser würde ein größeres Übel bedeuten, als die Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs und daher zur Abänderung des § 175 führen müssen.

Tatsächlich ist sogar eine ganze Reihe von grundsätzlichen Anhängern der Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs hauptsächlich wegen der durch die Erpressungen erzeugten allgemeinen sozialen Schädigung für die Straflosigkeit der homosexuellen Handlungen.

Aber der § 175 läßt sich auch noch als Quelle anderer schwerer Schäden betrachten, die ich schon oben berührt habe und zwar hauptsächlich gerade von dem Standpunkt der Gegner seiner Aufhebung.

In Folge der Strafandrohung wird nämlich der ganzen homosexuellen Frage eine größere Bedeutung beigelegt, als sie es tatsächlich verdient. Wohlgemerkt, ich verkenne nicht ihre Wichtigkeit und halte es für bedauerlich, daß man bis vor 30 Jahren die Fage kaum kannte und so gut wie nicht berühren durfte. Es ist daher erfreulich, daß endlich das Schweigen gebrochen, endlich die Frage wissenschaftlich untersucht und das richtige Wesen der Homosexualität festgestellt wurde, aber in Folge des § 175 nehmen allmählich die Erörterungen über die Homosexualität einen Umfang und eine Verbreitung an, die nur deshalb zu begrüßen sind, weil sie von der Unhaltbarkeit des jetzigen strafrechtlichen Zustandes die große Masse des Volkes überzeugen sollen. An und für sich aber wird dadurch die Bedeutung der Homosexualität allzu sehr aufgebauscht, und die Allgemeinheit gezwungen sich mit der Homosexualität über Gebühr zu beschäftigen. Es wird auch die Ansicht allmählich sich einbürgern, daß alle, welche gegen den § 175 verstoßen, Märtyrer eines angeborenen Triebes und einer falschen Gesetzgebung sind. Alle Anhänger des § 175, welche in dem Hineintragen der homosexuellen Frage in die breiten Volksmassen ein Übel sehen, mögen sich selbst in dem Fortbestehen des § 175 hierfür die Schuld an dieser Verbreitung der Frage zuschreiben.

Der durch die wissenschaftliche Feststellung des Wesens der Homosexualität notwendig gewordene, bis zur Aufhebung der Strafdrohung forttobende und mit jedem Jahre notgedrungener Weise schärfer und erbitterter sich gestaltende Kampf um Abänderung des § 175 wird von Jahr zu Jahr immer mehr die ganze Frage in das Volk tragen. Wenn man glaubt, daß dies von Übel ist und wenn man fürchtet, das Volk könne allmählich geradezu mit der Homosexualität sympathisieren, ja es könnte eine Art Massensuggestion und Verführung zur Homosexualität stattfinden, dann liegt es eben im dringenden Interesse derjenigen, welche eine Propaganda für die Homosexualität fürchten, daß sie der übermäßigen und volkstümlichen oder polemischen Erörterung der Frage, der ins Ungeheuere anwachsenden Litteratur und dem stetig steigenden allgemeinen Interesse für die ganze Bewegung durch Aufhebung des § 175 den Boden entziehen.

Eine Wirkung sodann hat der § 175 schon gehabt: Die Beschimpfungen und Verfolgungen, die Strafandrohung und die Schmach entehrenden Gefängnisses haben wie jede ungerechte Verfolgung eine Klasse von Homosexuellen zu übertriebenen Forderungen, zu exaltierten Anschauungen, zur Überschätzung und höheren Schätzung ihrer Liebe geführt.

Auch diese durch die blinde Gegnerschaft gezüchteten Übertreibungen werden nur mit der Gesetzesänderung verschwinden und auf alle Fälle keine Aussicht auf weitere Verbreitung haben.

Den besten Beweis liefern die Länder ohne „Urningsparagraphen," wo eine homosexuelle Frage überhaupt unbekannt ist und die Homosexuellen nicht wie in Deutschland hervortreten.

Noch weiteren Schaden stiftet der § 175. Er untergräbt die Achtung vor dem Gesetz, das Ansehen der

Justiz. Und zwar einmal wegen der Ungerechtigkeit, die darin besteht, daß im Vergleich zu den Tausenden begangenen homosexuellen Handlungen ein so verschwindend kleiner Bruchteil nur zur Bestrafung gelangt.

Während man doch sagen kann, daß auf 3 oder 4 Diebstähle, einer wohl bestraft wird, gilt ähnliches von den gleichgeschlechtlichen Handlungen nur in dem Verhältnis von vielleicht 1 zu 10000. Der Bestrafte erleidet daher nicht einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit, sondern einen unglücklichen Zufall. Einer wird zufällig bestraft, während Tausende straflos bleiben.

Werden aber die homosexuellen Handlungen mit der gleichen Energie wie andere Delikte verfolgt, so werden so viele Skandale entstehen, so viele Existenzen vernichtet werden, daß sicherlich mehr Schaden durch den § 175 gestiftet wird, als durch seine Abänderung.

Aber auch noch von einem anderen Gesichtspunkt aus wird die Achtung vor dem Gesetz zerstört. Denn ein Teil des Volkes ist schon über das Wesen der Homosexualität aufgeklärt und weiß, daß zahlreiche Homosexuelle wegen der Betätigung eines anormalen, angeborenen Triebes als lasterhafte Verbrecher ins Gefängnis geschickt werden. Die Verurteilungen werden daher vielfach — werden es mit der fortschreitenden Aufklärung von Tag zu Tag mehr — als ungerechte empfunden, die Verurteilten als Märtyrer eines überlebten Gesetzes bemitleidet.

Man mag seitens der Verfechter der Strafe derartige Auffassungen als falsch bezeichnen, aber Tatsache ist, daß jede Verurteilung eines Homosexuellen derartige Empfindungen weckt, wie die in den verschiedensten Zeitungen erschienenen Aufsätze über den § 175 und über seine Reformbedürftigkeit beweisen.

Diese Empfindung einer kodifizierten Ungerechtigkeit und die damit verbundene Geringschätzung des Gesetzes

stellen aber schwere Verletzungen von Staatsinteressen dar, schwerer als die etwaigen durch den gleichgeschlechtlichen Verkehr bewirkten Verletzungen des Staatswohls.

Die Überzeugung und Empfindung, daß das Gesetz ungerecht ist, bildet nicht nur einen Schaden für den Staat, sondern die Forderung eines als gerecht empfundenen Gesetzes muß als eine der Voraussetzungen des „richtigen Rechts" aufgestellt werden. Denn nach heutiger Anschauung ist nur das Gesetz berechtigt, welches auch von der Allgemeinheit als ein gerechtes empfunden wird. Das Volksbewußtsein kann zwar nicht entscheidend sein, um die Bestrafung einer bestimmten Handlung zu rechtfertigen, wenn die sonstigen Voraussetzungen des richtigen Rechts, also insbesondere ein Eingriff in die Staatsordnung nicht vorliegen, es genügt nicht, daß das Volksbewußtsein eine Handlung als Verbrechen empfindet, um sie deswegen allein auch zu bestrafen. Dagegen kann eine Handlung, auch wenn sie einen Eingriff in die Staatsordnung darstellt, nur dann als strafwürdig gelten, wenn sie auch vom Volksbewußtsein als solche empfunden wird. Fehlt es an diesem Bewußtsein, dann ermangelt das Gesetz der „ethischen Kraft", wie sich Mittermaier treffend ausdrückt, die für jedes Gesetz nach richtigem Recht zu verlangen ist.

Bei dem gleichgeschlechtlichen Verkehr empfindet nun ein großer Teil des Volkes und gerade der gebildeten — in erster Linie maßgebenden — Kreise die Strafe als Ungerechtigkeit, wie die Petition mit ihren Tausenden von Unterschriften beweist.

Es entbehrt daher das Gesetz die für seine ethische Kraft notwendige allgemeine Überzeugung von seiner Gerechtigkeit und verstößt gegen das „richtige Recht". Seine Aufhebung ist daher geboten. Endlich weist auch ein für die Bestimmung des richtigen Rechts sehr wichtiger Faktor, die gesamte historische Entwicklung der Gesetze

über gleichgeschlechtlichen Verkehr in Europa nicht nur auf die allmähliche Einschränkung, sondern das allmähliche Verschwinden der Strafe hin.

Nicht nur die seit vielen Jahrzehnten bestehende Straflosigkeit in den romanischen Ländern und in Holland, sondern auch die Stellungnahme neuerer Entwürfe des Österreichischen und des Schweizerischen, die beide nur bei Handlungen mit Jünglingen bis zu einem gewissen Alter strafen, zeigen mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, daß die Zukunft der Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehres an und für sich gehört, daß die Straflosigkeit eine historische Notwendigkeit bedeutet.

Die Verwirklichung dieser Notwendigkeit zu beschleunigen und eine Aufhebung der Strafbarkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs an und für sich auch schon vor der allgemeinen Revision des St. G. B. herbeizuführen, ist angesichts des dem „richtigen Recht“ widersprechenden heutigen § 175 und seinen zahlreichen durch diesen Paragraphen gestifteten Schäden eine dringende und unabweisbare Pflicht des Gesetzgebers.

Nachtrag.

Dieser Aufsatz wurde vor den bekannten Skandalprozessen niedergeschrieben. Seitdem hat sich infolge dieser Prozesse ein Sturm der Entrüstung gegen die Homosexuellen erhoben und eine starke, in zahllosen Aufsätzen zutage getretenen Strömung zugunsten der Aufrechterhaltung, ja sogar der Verschärfung des § 175 geltend gemacht.

Diese Empörung und diese Reaktion sind unbegreiflich, namentlich sind sie in keiner Weise durch diese Prozesse gerechtfertigt.

Weder der Umstand, daß hochstehende Personen zu Unrecht, noch die Tatsache, daß andere hochstehende Herren zu Recht der Homosexualität bezichtigt worden sind, gibt doch ein Grund ab für die Beibehaltung des § 175.

Im Gegenteil: Wenn man Skandale auf homosexueller Basis bedauert, dann werden solche Skandale durch Beseitigung des § 175 zum Teil völlig vermieden, da eine strafrechtliche Verfolgung des Homosexuellen dann entfällt, zum Teil sehr gemindert, weil die Erpressungen sich mindern und weil auch die Bezichtigung der Homosexualität nicht mehr die Bezichtigung eine zu Verbrechen führenden Neigung bedeutet. Auch sonst haben die Prozesse nichts ergeben, was für die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des § 175 spricht.

Der Nachweis, daß hochstehende adelige Herren gleichgeschlechtliche Handlungen vorgenommen haben, ist doch kein Grund für die Beibehaltung des § 175, denn würden die Homosexuellen keine gleichgeschlechtlichen Handlungen begehen, dann wäre ja der ganze Streit um den § 175 müßig.

Die Tatsache aber, daß sich Soldaten militärischen Vorgesetzten hingegeben haben, kann in keiner Weise an und für sich für die Beibehaltung des § 175 verwertet werden. Denn mit der Frage der Strafbarkeit oder Straflosigkeit der gleichgeschlechtlichen Handlungen an und für sich hat diese Frage von sexuellen Handlungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen nichts zu tun. Die letzteren Handlungen sind nach anderen Paragraphen als nach § 175 schon strafbar und sollen und müssen auch strafbar bleiben. Straflosigkeit für derartige Handlungen hat noch nie Jemand verlangt.

Ebensowenig sich aus diesen Skandalprozessen irgend welche Gründe für die Aufrechterhaltung des § 175 ergeben haben, ebensowenig haben die zahlreichen, die Bei-

behaltung dieses Paragraphen fordernde Aufsätze irgend welche stichhaltigen Gründen hierfür anführen hönnen. Was soll man dazu sagen, wenn Männer wie der frühere O.-L.-G.-Pr. Hamm[1]) oder der bekannte Philosoph Paulsen[2]) Aufsätze schreiben, in denen sie nicht etwa in objectiver, wissenschaftlicher Weise das Für und Wider den § 175 erörtern, sondern mit flammenden Worten, cum ira et studio einfach die Beibehaltung der mittelalterlichen Strafandrohung predigen unter Leugnung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse und mit der nichtssagenden Begründung, es müsse der Volksvergiftung vorgebeugt und der Kränkung des sittlichen Bewußtseins Rechnung getragen werden.

Wie schwach muß es auch mit den Gründen der Gegner bestellt sein, wenn z. B. Oberstaatsanwalt Dr. Hoegel-Wien in einer Besprechung der Arbeit Mittermaiers[3]) als Grund für die Aufrechterhaltung der Strafandrohung nichts weiter anführen kann, als es müsse der degenerierenden Wirkung der Verbreitung derartiger Unzuchtsformen vorgebeugt werden und es müsse „der gesunde Abscheu des Volkes (!) aufrecht erhalten bleiben". Wenn der Sturm vorüber, wird sicherlich auch bei den Gegnern eine würdigere und ruhigere Betrachtungsweise Platz greifen.

Schon während des allgemeinen „Kesseltreibens" gegen die Homosexuellen sind übrigens mehrere Artikel erschienen, welche gegen diese Hetze Front gemacht und den Mut gehabt haben, auch während dieser den Homosexuellen so abholden Zeit die Straflosigkeit der gleichgeschlechtlichen Handlungen als eine Forderung der Gerechtigkeit zu verlangen.

---

[1]) In der deutschen Juristen-Zeitung vom 1. Dezember 1907.
[2]) In der „Woche" vom 4. Januar 1908.
[3]) In der deutschen Juristen-Zeitung vom 15. Januar 1908.

Es sind dies:

Theodor von Sosnosky (Wien). Ein dunkles Kapitel in der Gegenwart vom 9. und 16. Nov. 1907.

Hofrat **Dr. Friedländer**-Hohe Mark, Psychologie und Gesetz. (Anregungen aus dem Prozeß Moltke-Harden) in der „Umschau" vom 9. November 1907.

Dr. med. et jur. Heinrich Schmidt. Das homosexuelle Problem in der „Zukunft" vom 21. Dez. 1907.

Endlich die ganz besondere wertvolle Abhandlung von **Loewenfeld** „Homosexualität und Strafgesetz" (Nach einem in der kriminalistischen Sektion des akademisch-juristischen Vereins zu München am 17. XII. 07 gehaltenen Vortrag) [Wiesbaden, Verlag Bergmann 1908], in der Loewenfeld sich ganz entschieden gegen die Urningshetze wendet und energisch die Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs verlangt.

Auch **Moll**, auf den sogar die Gegner, z. B. Hamm als eine erste Autorität auf dem Gebiet der konträren Sexualempfindung sich berufen, verlangt in seinem bekannten Aufsatz in der deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 14. November 1907, obgleich er sich gegen gewisse Seiten der bisherigen Agitation wendet, nach wie vor Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs und will nur ein höheres Schutzalter (18 ev. sogar 21 Jahre) festgesetzt haben.

Über die Komplikationen der Homosexualität mit andern sexuellen Anomalien.

Von

Dr. Alfred Kind.

Mehrfach haben mir gegenüber gebildete Homosexuelle, auch solche, die Fachstudien irgend welcher Art auf diesem Gebiete gemacht hatten, ihre Meinung dahin geäußert, als ob der Begriff der „Homosexualität“ die Triebanlage aller derjenigen schon völlig bezeichne oder erschöpfe, die eine Neigung zu demselben, äußerlich erkennbaren, Geschlechte empfinden. So schreibt mir ein Gelehrter, die Griechen hätten „in ihrer wunderbaren Gesundheit des physischen und psychischen Lebens“ nichts von Sadismus, Masochismus usw. gewußt, und schon daraus könne man indirekt den Schluß ziehn, daß die Paedophilie „nichts Unnatürliches oder Krankhaftes“ sei. Der hier ausgesprochene Gedanke enthält, wie wir weiter sehen werden, eine logische Zwickmühle: er beruht auf einer Verkennung des Tatsächlichen und auf der Vorstellung, daß sich die psychischen Individualitäten ohne weiteres in die eine oder die andere der bekannten summarischen Rubriken unterbringen lassen. Ähnlich wird vielfach bei der Exploration die Frage nach Komplikationen mit Erstaunen und selbst mit Entrüstung verneint. Diese Entrüstung beweist aber nichts für die unkomplizierte „Reinheit“ der Homosexualität als solcher, sondern nur, daß der betreffenden Persönlichkeit die erfragten Ideenassoziationen oder Neigungen fremd sind.

In Wirklichkeit kommen die Komplikationen der Homosexualität mit andern Abweichungen von der Norm bedeutend häufiger vor, als von ferne vermutet

wird. Als „Norm" sei hier im landläufigen Sinne die Tendenz beider Geschlechter betrachtet, ihre Geschlechtsteile zum Zweck der Befruchtung zu vereinigen. Es bleibt allerdings der bisher vernachlässigten Erforschung des normalen Sexuallebens der Beweis dafür noch vorbehalten, daß der menschliche Instinkt wirklich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle direkt auf den Koitus gerichtet ist. Es erscheint doch zweifelhaft, ob für die Majorität eine vererbte, apriorische Instinktkenntnis vom Koitus als einer Lusthandlung besteht, etwa in der Weise, wie der Vogel die Kenntnis vom Nestbau besitzt, und ob nicht dies Wissen viel häufiger durch optische Eindrücke oder Belehrung[1]) oder Ausprobieren erworben wird, eine Sache, die bei dem mutmaßlichen Alter der Erbfolge des Menschengeschlechts immerhin merkwürdig ist. Ließe es sich erweisen, daß der Sexualinstinkt des Menschen schlechthin auf Lusthandlungen sehr variabler Art gerichtet ist, von denen dann eine auch der Koitus wäre, was der im Naturreich üblichen Samen- und Eiverschwendung durchaus parallel liefe: so würden die Anschauungen vom Normal- und Abnormsein der Triebäußerungen einer erheblichen Revision unterzogen werden müssen. Vorläufig aber mag der befruchtende Beischlaf als Norm zur Erkennung der Abweichungen dienen.

Da nun aber diese einmal angenommene „Richtschnur" den zweifelhaften Charakter alles Kanonischen an sich trägt, so möchte ich sie nur zur tatsächlichen Feststellung, nicht aber zur Bewertung einer Abweichung verwendet wissen. Es wird viel nutzlose Lungenkraft verbraucht im Streite der Meinungen, ob diese oder jene

---

[1]) Man denke z. B. an die oft bespöttelten mütterlichen Instruktionen der Braut vor der Hochzeitsnacht. Über diese Frage habe ich im IV. Bande der Anthropophyteia eine Diskussion angeregt und bitte hier gleichfalls um Zuwendung von Mitteilungen.

Erscheinung gesund oder krankhaft, physiologisch oder pathologisch sei. Aus den eben erwähnten Gründen ist die Entscheidung dieser Frage vorderhand in suspenso zu lassen. Es war von vornherein anzunehmen, daß die einstmals so begeisterten Vorfechter des „Pathologischen" eines Tages zur Umkehr satteln würden, weil die Truppen des Beweismaterials hinter ihnen immer mehr seitwärts abschwenkten. Gänzlich zu verwerfen aber ist die moralische und gefühlsmäßige, verallgemeinernde Bewertung von Abweichungen in malam et in bonam partem, wie sie nicht nur bei Forschern, sondern gerade auch in den Kreisen der Homosexuellen beliebt ist. Wenn der einzelne von sich selber aus sagt: dies gilt mir als schön und jenes als häßlich, so läßt sich zu solcher Behauptung weder pro noch contra etwas beibringen. Aber eine derartige Äußerung kann die naturwissenschaftliche Betrachtung nicht im geringsten interessieren. Es gibt weder schlechthin göttliche noch schlechthin ekelhafte Abweichungen und Handlungen. In dem einen Fall verlangt der Handelnde vom Unbeteiligten ein äquivalentes und unmögliches Mitschwingen; im andern behauptet der Unbeteiligte vom Handelnden einfach eine unwahre Tatsache; denn eine Lusthandlung welcher Art auch immer wird eben vom Handelnden nicht als Ekel empfunden. In dem einen Fall liegt also Selbstüberhebung vor, im andern Herabwürdigung, d. h. nur Auswüchse einer auf Gerechtigkeit basierten Ethik.

Es entsteht nun die Frage: bedeutet jedwede andre Lusthandlung außerhalb des Koitus zwischen Mann und Weib eine sexuelle Anomalie im Sinne einer Triebabweichung? Davon kann gar keine Rede sein. Es kommt darauf an, immer unter der Prämisse der angenommenen Norm, durch welche Handlungen nicht vereinzelt oder vorübergehend, sondern dauernd der Orgasmus d. h. der Kulminationspunkt der Lust oder die

Mollsche Detumeszenz herbeigeführt werden. Die sog. ars amandi der Völker wimmelt von Ratschlägen zu Handlungen, die als präparatorische zu bezeichnen sind, und die ein Hinausdehnen des Vorluststadiums bezwecken. Es kann bei diesem Liebesspiel die Detumeszenz vorzeitig eintreten, ohne daß deshalb die Triebanlage als solche abweicht.

Um ein Beispiel aus der Kulturgeschichte zu nehmen, so handelt es sich durchaus nicht um Homosexualität wie voreilige Subjektivisten annehmen würden, wenn Bernhard Stern in seiner „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland" Bd. I, p. 378 folgendes berichtet: „Eine bemerkenswerte Truppe am Hofe der russischen Zarinnen des 18. Jahrhunderts bilden die zahlreichen offiziellen Fußsohlenkitzlerinnen. Die russischen Frauen hatten seit jeher in ihrem Terem Sklavinnen, deren einzige Pflicht es war, der Herrin die Fußsohlen zu kitzeln, um ihr Wollust zu bereiten. Anna Iwanowna erhob dieses Amt zuerst zu einer offiziellen Hofwürde. Die Regentin Anna Leopoldowna, die Braunschweigerin, die nach dem Tode der Zarin Anna Iwanowna für das Wickelkind Iwan die Herrschaft führte, hatte in ihrem Alkoven nicht weniger als sechs offizielle Fußsohlenkitzlerinnen, die der Fürstin um die Wette Vergnügen zu bereiten trachteten. Während diese Frauen die Sohlen kitzelten, erzählten sie auch schlüpfrige Geschichten und sangen obszöne Lieder. Bei der Zarin Elisabeth bilden die Kitzlerinnen ein großes Korps, das unter Aufsicht eines besonderen Beamten, des ehemaligen Ofenheizers und späteren Generalleutnants Wassily Iwanowitsch Tschulkow steht; Tschulkow hat am Hofe Elisabeths die Stellung eines Kammerherrn; seine spezielle Pflicht ist es, allabendlich seine Matratze vor dem Bette Elisabeths auszubreiten und zu ihren Füßen zu schlafen, ganz gleich, ob die Zarin in ihrem Bette allein liegt oder

Gesellschaft hat, usw. Diese Kitzlerinnen entstammen größtenteils der vornehmsten Gesellschaft: so Mawra Jagorowna Schepelejew und Maria Bogdanowna Golowin, die Witwe des Admirals Peters des Großen. Die Golowin führt auch den besonderen Titel: Klapsweib, weil sie hauptsächlich die durch Ausschweifungen erschöpfte Zarin durch Klapsen auf den kaiserlichen Hintern zu erfrischen hat."

Eine Triebabweichung von der angenommenen Norm ist also erst dann zu konstatieren, wenn andere, als Koitushandlungen, dauernd das Endziel der Libido bilden. Von diesem Gesichtspunkt aus ist man zur Aufstellung der bekannten Rubriken gelangt, indem man zunächst die auffälligsten Erscheinungen der einen oder andern Richtung der Betrachtung unterzog. Bei näherem Zusehn ergaben sich dann im einzelnen wieder so viele Unterscheidungsmerkmale, daß man zur Bildung von Unterabteilungen schritt. So ist die Krafft-Ebingsche Klassifizierung der Homosexualität der Männer etwa folgende:

I. Angeborene konträre Empfindung
   1. Psychische Hermaphrodisie,
   2. Homosexuale oder Urninge,
   3. Effeminatio,
   4. Androgyne.

II. Erworbene konträre Empfindung
   1. Einfache Verkehrung der Empfindung,
   2. Eviratio und Defeminatio,
   3. Übergang zur Metamorphosis sexualis paranoica,
   4. Metamorphosis sexualis paranoica.

Schon Moll[1]) hat betont, daß diese Gruppen zwar praktisch seien, die Fälle mit Leichtigkeit unterzubringen, daß aber zuweilen Schwierigkeiten infolge von Kom-

---

[1]) Die konträre Sexualempfindung, 1891. p. 150.

plikationen entständen. So sah er Fälle von ausgesprochener Effeminatio, Männer, die sich in ihrem ganzen Wesen wie Weiber benahmen, dennoch aber zeitweise mit Weibern sexuell verkehrten und hierbei befriedigt wurden, die also gleichzeitig in die Gruppen I,1 und I,3 gehören würden. Dies Beispiel im Kleinen zeigt schon, was eventuell im Großen zu erwarten steht, d. h. wenn nun etwa gar die Homosexualität mit dem Masochismus oder Fetischismus oder einer ihrer Untergruppen aufs innigste kompliziert ist. Wissenschaft ist ja Ordnung, und das nebeneinander Sortieren der Einzelteile ermöglicht erst die Gesamtübersicht. Aber es ist zu bedenken, daß wir es auf dem Gebiete der Triebanlagen mit fließenden Übergängen und mannigfachsten Ausstrahlungen zu tun haben, und daß, wie die Beispiele zeigen werden, die Kompliziertheit der Anlagen unerwartet häufig ist. Deshalb bin ich im Zweifel, ob ich die minutiöse Rubrizierung Rohleders[1]) als einen Fortschritt in der Erkenntnis der Dinge betrachten soll. Z. B. teilt Rohleder ungefähr dasselbe Untersuchungsgebiet, wie oben Krafft-Ebing, folgendermaßen ein:

Homosexuelle Perversionen:

I. Masturbation,

II. Psychosexuelle Hermaphrodisie,

III. Reiner Konträrsexualismus beim männlichen Geschlecht:

1. Griechische Liebe (Paedophilie),
2. Fellatio,
3. Paederastie,
4. Konträrsexualismus sensu stricto:
   a) Mutuelle Onanie,
   b) Immissio penis inter femora,

---

[1]) Vorlesungen über Geschlechtstrieb und gesamtes Geschlechtsleben des Menschen. 2. Auflage. 2 Bde. 1907.

c) Coitus in axillas,
d) Coitus inter genua,
e) Appressio penis ad partem corporis alterius,
f) Küssen, Liebkosungen.

IV. Konträrsexualismus beim weiblichen Geschlecht (folgt spezielle Einteilung).

Diese Rubriken gleichen nun mehrfach den Prokrustesbetten: man bekommt eine Psyche nicht lebend hinein. Unzweifelhaft ist hier und andern Orts die bona fides der Autoren vorhanden, der Wissenschaft zu nützen; der Mangel liegt auch nicht in der Person, sondern in der Methode. Kompilatorisch läßt sich heute nicht das geringste mehr erreichen. Die vorhandene alte Kasuistik ist von jedem neuen Buchschreiber um und um gedreht, von Kräften dritten und vierten Ranges ins Publikum geschleppt worden, sodaß die immer wiederkehrende Ansicht der gleichen Bilder den Eindruck der Versteinerung macht. Also Neuheit der Fälle und Ausführlichkeit ist neben kritischer Sichtung nirgends mehr am Platze, als gerade beim biographischen Detail. Nun ist es, bei dem beschränkten Raum, der mir hier zur Verfügung steht, leider nicht möglich, in vollem Umfang zu zeigen, wie oft jene starren Systeme durch die Vielfältigkeit der Komplikationen beim Lebenden gesprengt werden; das muß an andrer Stelle geschehn.[1]) Aber ein kursorischer Überblick über ein nicht unbeträchtliches Material wird dennoch zur Aufklärung der Leser beitragen.

Vorerst muß bemerkt werden, daß Komplikationen durchaus nicht neu und unbekannt sind. Krafft-Ebing erwähnt sie, Psychopathia sexualis 12. Aufl. p. 306. Moll hat ihnen schon in der ersten Auflage der „Kon-

---

[1]) Mitteilungen aus dem Kreise der Leser sind dringend erwünscht und schätzenswert. Ohne das rege Interesse freiwilliger Mitarbeiter, namentlich auch Normaler, kann die Sexualforschung unmöglich vorwärts kommen.

trären Sexualempfindung“ ein besonderes Kapitel gewidmet p. 122—149. Er erwähnt: Fetischismus inbezug auf Taschentücher und Stiefel; schwarze Strümpfe und Lackschuhe als integrierenden Teil des reizenden Objekts; Bekleidung des Mannes als Voraussetzung der Libido; ausgeprägte Vorliebe für Samt, Seide und Pelz; Küssen und Lecken sowohl sauberer wie schweißiger Füße; Erregung durch straff sitzende Hosen; Schläge durch den Geliebten; Küssen des Anus; bibere urinam; voyeur; Zufügen von Wunden; Neigung zu unreifen Knaben; zu alten Männern; zu Statuen; Lecken der Ohren; endlich ausführlich den Fall des Masochisten, der in der Provinz eine Villa mietet und den Diener instruiert, er werde ihm einen Kerl (das war er nämlich selber) schicken, den er nach Belieben malträtieren und in hündischer Weise zu seiner sexuellen Bedienung abrichten solle. Ferner in der 3. Auflage p. 295 einen eigentümlich intensiven Fall von Koprolagnie. Auch Havelock Ellis bringt in den „Krankhaften Geschlechtsempfindungen“, 1907, auf Seite 145 einen Fall von Fetischismus für Schaftstiefel bei Homosexualität. In Molls „Untersuchungen über die Libido sexualis“ finden sich, verstreut in anderem Zusammenhang, folgende Beispiele: Fall 9, Kinäde mit starkem Passivismus und pica; Fall 11, homosexuelle cunnilinga mit geistigem Masochismus und Kostümreiz[1]); Fall 17, Bisexualität nnd Geruchsfetischismus; Fall 19, Paedophilie mit Bartwuchshaß und lügnerischer Ausmalung heterosexueller Abenteuer; Fall 22, Homosexualität mit Masochismus (Schlagen, Knebeln, Selbstpeinigung), daneben heterosexuelle Episoden; Fall 25, homosexuelle

---

[1]) Über den erotischen Verkleidungstrieb bei Heterosexuellen, als originären Hauptinhalt der Libido, erscheint demnächst eine Studie von Magnus Hirschfeld und mir bei Fischer's Mediz. Buchhandlung H. Kornfeld, Berlin.

Neigung nur zu Unreifen; Fall 26, Homosexualität und Sadismus (Knabenflagellation); Fall 27; das gleiche; Fall 33, Fußfetischismus zu beiden Geschlechtern; Fall 72, Homosexualität, nur selbst-masturbatorisch; Fall 74, Bisexualität, Mixoskopie, Gerontophilie, auto-paedicatio cum machina[1]), libido vaga imaginaria.

Diese paar Stichproben zeigen schon, wie bekannt die Dinge sind, oder sein sollten. Man braucht auch nur die Hirschfeldsche Kasuistik im vorigen Jahrbuch (Vom Wesen der Liebe) aufmerksam zu lesen, um zu erkennen, wie ungemein verschieden die psychische Reaktionsfähigkeit der Individuen ist. Da hat der Untersucher dem einzelnen die Frage vorgelegt: was ist denn eigentlich dein Fall in der Liebe? d. h. in welcher Gestalt projiziert sich deine einmal fest eingestellte Sehnsucht nach außen? Die Antwort bezieht sich infolgedessen mehr auf die körperliche Erscheinung und den Charakter der geliebten Personen. Aber diese Projektion wurzelt auf dem Untergrunde bestimmter begehrter Lusthandlungen, die häufig nicht in eine, sondern in mehrere, scheinbar heterogene Kategorien der sogen. Perversionen untergebracht werden können.

Ich gebe nun Einzelheiten aus einem unveröffentlichten Material von rund 550 befragten Homosexuellen, die rein zufällig zusammen gekommen und nicht etwa speziell auf Komplikationen hin ausgelesen wurden. Da die masochistische Färbung der Libido relativ am häufigsten auftritt, so mag die ausführliche Darstellung zweier derartiger Fälle die Reihe eröffnen.

---

[1]) Vgl. unten Fall 7. Derart heftige Anlagen machen das Vorhandensein obscoener Bücher der Weltlitteratur verständlich, wie Le Diable au corps von Andréa de Nerciat oder L'Anti-Justine von Restif de la Bretonne, Bücher, die zunächst den Eindruck machen, als seien sie in einem Anfall von Irresein concipiert.

Fall 1.[1]) Herr X., Akademiker, in den Zwanzigern, stammt von gesunden Eltern; von erblicher Belastung oder Triebabweichungen in der Verwandtschaft läßt sich nichts nachweisen. Körperliche Entwicklung verlief normal mit nur unbedeutenden Kinderkrankheiten. Wurde bei der militärischen Untersuchung wegen allgemeiner Körperschwäche für dienstuntauglich erklärt. Habitus entschieden männlich, Hüften schmal, Konturen eckig und mager, Arme und Schenkel mehr abgeflacht als gerundet, Muskeln schwach entwickelt. Es besteht Abneigung gegen Turnen und Sport, Unkenntnis des Tanzens. Schritte fest, rasch, elastisch; Rumpfhaltung ruhig, etwas geneigt. Haut zart, glatt, Neigung zu Akne. Brustdrüse männlich. Körperbehaarung schwach, Bartwuchs erst mit 19 Jahren, Kopfhaar voll. Schmerzempfindlichkeit leicht unterdrückbar. Adamsapfel tritt wenig hervor. Stimme hoch und etwas leise. Nach großen Aufregungen Schlaflosigkeit, Zittern, Mattigkeit, einseitiger Kopfschmerz. Freigeist, gefällig, etwas eitel. Im Verkehr zurückhaltend, ordentlich, anständig; von Stimmungen abhängig, „braucht Sonne", doch ziemlich zielbewußt und willenskräftig. Raucht nicht, trinkt und verträgt Bier (bis 3 Schoppen). Gedächtnis mangelhaft, Phantasie sehr stark; hat Novellen und Stücke geschrieben, nicht ohne Geschick. Keinerlei Interesse für Frauenkostüm vorhanden. Geschlechtliche Neigungen traten im Alter von 13 Jahren zuerst auf, immer gleichbleibend zum eigenen Geschlecht. Hat nie einen Akt mit anderen Per-

[1]) Während der Drucklegung dieser Arbeit erschien die dreizehnte Auflage von Krafft-Ebings Psychopathia sexualis, herausgegeben von Alfred Fuchs. Hier finde ich auf p. 160 ff, aus dem Nachlaß Krafft-Ebings ohne weitere Bemerkungen veröffentlicht, auch vorliegenden lehrreichen Fall 1. Ein solches publizistisches Zusammentreffen konnte ich natürlich nicht ahnen; sonst hätte ich einen andern Fall an die Stelle dieses gesetzt.

sonen ausgeübt. Gesellschaftlicher Verkehr mit Damen ist ohne jeden Widerwillen und unbefangen. Hat ehrlich aber erfolglos gegen seine Natur angekämpft, fühlt sich unglücklich, denkt aber nicht an Selbstmord. Hält sich vorsichtshalber von Homosexuellen fern.

Aus seinen Kinderjahren stammt folgende Angabe [1]: „Ich spielte einmal gegen meine Gewohnheit mit einem älteren Knaben Pflanzer und Indianer und wurde dabei gefangen genommen und gemartert, d. h. der ältere Knabe hieß mich auf einen Divan legen, setzte sich rittlings auf mich, sodaß seine mit Kniehosen bekleideten warmen Schenkel meinen Hals umklammerten, riß mich an den Haaren und Ohren, gab mir Maulschellen, zwickte und puffte mich usw. Ich empfand damals das Entehrende dieser Mißhandlungen und namentlich meiner Stellung deutlich, setzte mich aber doch nicht zur Wehr infolge eines unklaren Lustgefühls.“

„Das ist alles Sexuelle, was sich vor meinem 13. Lebensjahre nachweisen läßt. Geprügelt wurde ich sonst nie, wenn ich von einigen Ohrfeigen und Raufereien mit Kameraden absehe, habe auch nie irgend einer Szene beigewohnt, in der jemand in auffallender oder gar grausamer Weise geprügelt worden wäre. Mein Umgang war durchaus anständig; Verführungen war ich nicht zugänglich, weil ich nie neugierig gewesen bin und bei etwaigen Andeutungen über sexuelle Fragen aus Eitelkeit immer so tat, als sei mir „nichts Menschliches fremd“. Von Kind auf hatte ich nämlich eine ungeheure Scheu vor Blamage und fragte deshalb weit weniger, als kleine Jungens sonst zu fragen pflegen. So kam es, daß mein Vater mich leider für aufgeklärt hielt und das richtige Thema mit mir zu besprechen verabsäumte. Im Alter von 13 Jahren war ich ohne Ahnung von den geschlecht-

[1]) Textlich redigiert.

lichen Vorgängen und hatte nur äußerst unklare und falsche Vorstellungen von der Menschwerdung."

„Um diese Zeit fiel ich im Gymnasium durch, und die Eltern drohten mir aus pädagogischen Gründen, sie würden mich, falls ich mich nicht bessern sollte, in eine Lehre stecken.[1]) Meiner Gewohnheit gemäß malte ich mir diese Eventualität sofort in bunten Farben aus, und, während ich scheinbar im Lehrbuch studierte, stellte ich mir vor, ich sei ein Maurerlehrling. In dieser Phantasie trug ich bloß ein Leibchen und kurze Leinenhosen, schwitzte aber trotzdem bei der Arbeit und wurde von allen Vorgesetzten, unter denen ich mir ein wenig ältere Knaben vorstellte, oft und derb beschimpft und gezüchtigt. Diese Idee erregte in mir ein damals neues und unerklärliches, heute als wollüstig erkanntes Gefühl aus. Einige recht kräftige Hiebe machte ich mir selber dadurch anschaulicher, daß ich mich mehrmals mit geballter Faust in die Gegend des anus boxte. In dem Augenblick trat Ejakulation ein. Ich stand der neuen Erscheinung zunächst vollkommen ratlos gegenüber und erschrak, weil ich dachte, ich hätte mich verletzt und blutete. Als ich aber nachsah und einen liquor albus entdeckte, zudem keinerlei Schmerzen vielmehr Wohl-

---

[1]) Man ersieht hieraus die ungeheuren Schwierigkeiten einer sexuellen Erziehung. Eine elterliche „Aufklärung" wäre natürlich nicht an der Hand von Krafft-Ebing erfolgt, hätte jedenfalls den Masochismus nicht erwähnt. Aber auch wenn er erwähnt worden wäre, so würde das dem X nur Nahrung für seine Phantasie gewesen sein. Das zeigt wiederum die eventuelle Gefahr einer Aufklärung. Andrerseits erkennt man, was eine gutgemeinte Strafandrohung für merkwürdige Folgen zeitigen kann. Wer die Stärke der eingeborenen Triebe erkannt hat und andrerseits auch weiß, was alles für undenkbare Möglichkeiten auf die Psyche eines Kindes erotisch wirken können, der wird zugeben, daß wir diesen Verhältnissen vollkommen machtlos gegenüberstehen, und daß jede Pädagogik eigentlich im Dunklen tappt.

gefühl verspürte, benannte ich erfinderisch die Flüssigkeit „lac puerorum" und nahm mir vor, dem merkwürdigen Zufall näher nachzuspüren. So entwickelte sich mein Hang zur Masturbation durchaus instinktiv, ohne Verführung, ohne Ahnung vom Wesen der Sache und ohne jede Spur unmoralischer Absicht. Als ich in den nächsten Tagen meiner Selbstuntersuchung darauf kam, daß sich die Ejakulation am bequemsten manuum tractatione erzielen lasse, und daß mir diese vermeintlich gänzlich harmlose Spielerei immer mehr Befriedigung gewährte, da wurde mir die Masturbation rasch zur Gewohnheit."

„Zwei Jahre lang oder länger trieb ich das so als „reiner Tor". Erst zu dieser mir heut unbegreiflich spät erscheinenden Zeit (im Alter zwischen 15 und 16 Jahren) holte ich mir aus einem Konversations-Lexikon Rat und versuchte entsetzt einzuhalten[1]). Doch trotz ehrlicher und angestrengter Bemühung ließ sich der Trieb nicht mehr bändigen. Volle Aufklärung über das „Krankhafte" meines Zustandes brachte mir erst Krafft-Ebings Psychopathia sexualis, als ich 22 Jahre alt war." [2])

---

[1]) Dieses Nachschlagen ist typisch. Leider zeigen sich die Konversations-Lexika der Aufgabe nicht gewachsen. Der große Meyer, 5. Auflage, widmet dem Artikel Onanie eine dürftige halbe Seite.

[2]) Auch dies ist für unsere Zeitgenossen typisch; gleichfalls daß die Lektüre von Krafft-Ebing deprimierend wirkt, wie die der verrufenen Onanie-Bücher. Zwar tadelt Moll (Libido sexualis p. 556) solche Leser als oberflächlich, die aus dem zum Zweck abschreckender Gelahrtheit gewählten Titel ohne weiteres auf eine besondere Geisteskrankheit schließen. Doch kann man es dem Laien nicht verübeln, wenn er zum Kopfhänger wird über der Erkenntnis, daß er jedenfalls ein „Degenerierter" und geistig „Krankhafter" sei. Krafft-Ebing kennt sogar eine „pathologische" Liebe von Ehefrauen zu andern Männern, die darin besteht, daß die Frau so „schamlos" ist, ihr „schreckliches Geheimnis vor dem Mann nicht zu „verbergen". Wenig erbaulich ist es andrerseits, wenn Krafft-Ebing z. B. von einem Perversen „vermutet, daß er doch endlich den Mut gefunden habe, seinem traurigen Dasein ein Ende zu machen."

„Bis zum heutigen Tage nun sind die meine Masturbation begleitenden Phantasien wesentlich einer Art gewesen, wenn auch in den mannigfachsten Varianten. Die Diagnose, die ich mir selber stellte, und die mir auch von Krafft-Ebing persönlich bestätigt wurde, lautete: ein durch Homosexualität kompliziertes Gemisch von Sadismus und Masochismus unter fetischistischen Begleiterscheinungen. Infolge der vollen Klarheit über meinen Zustand, infolge meiner litterarischen Tätigkeit, der Lektüre des „Eigenen“ und vieler anderer Ursachen, traten seither kleine Verschiebungen oder „Besserungen“ ein, und ich sage heut etwas weniger trostlos: Homosexualität in zwei parallelen Erscheinungen.“

„Erste Form: durchaus reine Freude an der körperlichen Schönheit, Geistesfrische und Unschuld kleiner Knaben im Alter von etwa 8 bis 16 Jahren; fetischistische Begleiterscheinungen auch bei dieser Form; äußert sich in ehrlicher Freundschaft zu verschiedenen Jungens, bei größerer Intimität und Zustimmung der Eltern in sanften Liebkosungen, wie Streicheln der Haare und Wangen, Anschmiegen, Umarmung; ärgster Exzeß ist ein gelegentlicher Kuß.“

„Zweite Form: Der alte Hang zur Masturbation bei unveränderter Art der begleitenden Phantasien. Da ist nun zunächst zu sagen, daß in meinen Darstellungen niemals die Geschlechtsorgane oder ein geschlechtlicher Akt [1]) irgend eine Rolle spielen. Paedicatio ist mir ebenso unmöglich wie coitus cum muliere. Ebenso wenig kann ich einen Knaben re vera tätlich mißhandeln, obwohl der Sadismus in meinen Phantasien die größten Orgien vollführt.“

---

[1]) Dies ist eine verkehrte Auffassung des X. Für ihn besteht eben der „geschlechtliche Akt“ in dem, was er weiter unten schildert.

„Charakteristisch für meine Vorstellungen sind Knaben in Kniehosen. Ihr Alter schwankt. Die jüngsten stehen im Beginn der gesetzlichen Schulpflicht; unter 6 Jahren hat noch nie einer Eindruck auf mich gemacht; die maximale Altersgrenze ist ungefähr die Pubertät. Auch Jungens von 16—17 Jahren könnte ich lieben, wofern sie kurze Hosen tragen; doch verlieren schon vierzehnjährige für mich oft an Interesse, wenn sie den unschuldigen Blick nicht mehr haben. Sollten ausgesprochene Lieblinge plötzlich in langen Hosen auftreten, so wäre der Reiz vorbei, und ich müßte sie erst gewaltsam in das andere Kostüm umdenken. Das „gefährlichste“ Alter sind für mich jedenfalls die Jahre zwischen 11 und 14.“

„Aus dem Schatz meiner Erinnerungen kann ich jederzeit anreizende Gestalten herausgreifen, doch knüpfen sich die Phantasieen häufig an Gespräche, Lektüre, Begegnungen auf der Straße, Photographien, Bilder, Statuen usw. Auf der Straße laufe ich unauffällig Kniehosen nach, suche in den Schaufenstern nach befriedigenden Bildern, bummle zur Zeit des Schulschlusses gern an Knabenschulen, zu andern Zeiten an Spielplätzen vorüber, zeichne auch gerne Kleidungsstücke oder Beine.“

„Meine ästhetischen Ansprüche sind unschwer zu befriedigen. Mir gefallen ungefähr drei Viertel aller 10 bis 14jährigen, und etwa die Hälfte aller 6—9 und 15—16jährigen Knaben. Die Haare seh ich gern blond und kurz geschoren, das Gesicht frisch und etwas keck, den Blick intelligent und vor allem unschuldig. Hauptsache sind graziöse, dem Körper harmonisch angegliederte Beine, schmale, feste Kniee, stramme, nicht zu fette Waden, elegante Fesseln, kleine Füße. Die absolut notwendigen Kniehosen müssen alle Konturen hervortreten lassen, auch die Kniekehle. Schwarze Strümpfe mag ich leiden, ebenso nackte Waden bei vornehmen Kindern.

Im letzten Fall reizt der Knabe mich umsomehr, je älter er und je niedriger die Temperatur ist. Die Hose ist am schönsten aus Waschstoff, und zwar entweder gänzlich neu und rein oder sehr fadenscheinig, zerrissen und schmutzig. Sehr sympathisch ist mir die Bewegung, mit der die Jungens eine Unordnung in der Kniegegend zu beheben pflegen. Annoncen aus der Konfektion, worin Anzüge für größere Knaben um einen Spottpreis angeboten werden, regen mich auf. Nackte Knaben, Aktstudien usw. betrachte ich bloß mit künstlerischem Interesse, ja der Anblick der Genitalien ärgert mich."

„In meinen Phantasien nun wird immer gedemütigt und gemißhandelt. Ein Junge wird von Erwachsenen, Gleichaltrigen oder, am besten, von jüngeren geschlagen; oder er schlägt mich und andere. Ich selber bin bald kleiner Junge, aktiv, neutral oder passiv, bald in jetzigem Alter in allen erdenklichen Situationen[1]), bald als Zukunftsbild, oder unter andern Rassen, in andern Perioden der Weltgeschichte usw. Masochismus und Sadismus laufen merkwürdig ineinander."

„So stellte ich mir z. B. vor, ich sei ein 13jähriger Knabe und werde gleichzeitig mit einem Altersgenossen zusammen derart durchgepeitscht, daß jeder Hieb alle vier Waden auf einmal treffe. Bei allen diesen Vorstellungen bleibe ich stets im Rahmen des Möglichen. Ich halte mich daran, daß z. B. Eltern, Vorgesetzte, besonders auch Hauslehrer an Kindern, Untergebenen oder Dienstboten ein übertragenes oder angemaßtes Züchtigungsrecht gebrauchen. Ich konstruiere mir Reform-Schulordnungen, die die Strafen für alle Vergehen genau formulieren; z. B. haben Vorzugsschüler oder Vorturner ein Züchtigungsrecht über die andern. Daß ich, der Erwachsene, von Knaben mißhandelt werde, mache ich

[1]) Herr X. hat Novellen von dieser Färbung veröffentlicht.

mir so plausibel, daß ich als notleidender Hauslehrer in eine Protzenfamilie mit ungezogenen, launischen Sprößlingen komme, oder als Lakai zu einer kaiserlichen Hoheit.[1]) Auch stelle ich mir mitunter vor, daß ich auf einer Promenade einen Gassenjungen finde, der mich versteht und für Geld prügelt. Dabei ist zu bemerken, daß ich im gewöhnlichen Leben sehr stolz bin und Demütigungen von keiner Seite hinnehme."

„Sehr selten treten weibliche Personen in meinen Phantasien auf; es sind dann entweder Dienstmädchen, die „junge Herrn" züchtigen, oder Schwestern, die gleichzeitig mit ihren Brüdern strenger Behandlung unterzogen werden. Diese weiblichen Personen sind mir immer Beiwerk und nie wesentliches excitamentum voluptatis."

„Die Art und Weise der Demütigung ist äußerst mannigfach. Schwächste Form ist die unbedingte Unterwerfung unter den fremden Willen, das „Parieren auf den Pfiff." Die Opfer werden Lausbuben, Fratzen, Rangen genannt, müssen die Vorgesetzten sehr respektieren, dieselben z. B., auch wenn's bloß barfüßige Jungens sind, als „junge Herren" titulieren usw. Nächste Stufe

---

[1]) Aus solcher Anlage heraus erklären sich manche Erscheinungen des öffentlichen Lebens von alberner und hündischer Untertänigkeit hohen Personen gegenüber, worüber sich die Zeitungen in Unkenntnis der Zusammenhänge ganz unnötig aufregen. So ging vor kurzem der Gefühlserguß eines Fräuleins durch die Blätter, in dem es unter anderm lautete: „Ich traf gerade an einer Ecke mit dem Kronprinzen zusammen und brüllte Hurra und winkte, und er nickte mir ganz allein zu. Ich war selig! Ich rannte hinter seinem Auto, das zum Glück langsam fuhr, her und mit in den Adelshof, wo er ausstieg. Während er sich da mit einigen Damen unterhielt, stand ich ihm direkt gegenüber und sah ihn immerzu an, etwa zehn Minuten — denkt bloß, wie himmlisch! Und dann, wie die Damen weg waren, streckte ich ihm meine Hand hin und er gab mir seine Hand und hat mich angesehen. Was war ich glücklich!!! Ich konnte mich kaum entschließen, meine Hand zu waschen, aber es mußte ja sein."

ist das Strammstehen beim Verhör oder im Winkel stehen. Dann folgt stundenlanges Strafknieen, eventuell auf Steinpflaster, Eisenrosten usw. Weitere Formen sind Gefesseltwerden, Schlafen auf harter Erde, schlechte Abfälle als Essen, oder Nahrungsentziehung. Unter den eigentlichen Züchtigungen spielen Ohrfeigen eine gewaltige Rolle, dann Kopfstücke, Ohrenzerren, Hiebe mit Stöcken, Gerten, Peitschen, Stricken, Riemen (mit Ruten fast nie), Faustschläge, Fußtritte usw. Alle Arten von Peitschen kommen vor, als kurze dicke Hundepeitschen, lange dünne Pferdepeitschen, sogar Stachelpeitschen. Die Hiebe erfolgen meist auf die Waden (aufs Gesäß selten), in die Kniekehlen, um die Ohren oder dem strammstehenden Delinquenten direkt ins Gesicht. Um die Züchtigung wird gebeten, nachher für bedankt mit Handkuß."

„Ein beliebtes Bild ist: ein auf dem Fußboden liegender, heulender Knabe wird an den Ohren im Kreis herumgeschleift und dabei mit Peitschenhieben und Fußtritten traktiert. Oder: ein barfüßiger, bloß mit Hose und Leibchen bekleideter Junge (meist bin ich das) ist vor einen Handwagen gespannt; der Wagen bleibt im Straßenkot stecken; vergeblich strengt sich der Ziehende an, so daß er wiederholt in die Knie fällt, ihm die Hosenknöpfe abspringen; der Karren läßt sich nicht weiterbringen; sein Vorgesetzter, ein zweiter Junge, sitzt auf dem Wagen und haut wütend mit der Peitsche drein." [1])

„Auch Koprolagnie ist mir nicht fremd. Oft schon sah ich mich schmutzige Straßenjungens reinschlecken, namentlich ihre Füße, die dabei nicht faul im Treten

---

[1]) Diese angestrengte und angstvolle Situation kehrt typisch wieder im Masochismus und führt, ideell wie tatsächlich zur Ejakulation. Wenn man die häufigen Berichte dagegen hält, daß in angestrengter und angstvoller Examensnot gleichfalls eine Ejakulation ausgelöst wurde, so liegt es nahe, in beiden Fällen auf den gleichen Vorgang im nervösen System zu schließen.

waren. Oder ich kriegte ihr Sputum ins Gesicht oder mußte es vom Boden auflecken, was mich im gewöhnlichen Leben ungemein ekelt. Das ärgste war, daß sie ore meo quasi matella utebantur."

„An Tagen ungewöhnlicher Erregtheit, bei großer Hitze, bevorstehenden Prüfungen usw., kam ich über den Rahmen der bloßen Phantasie hinaus, entkleidete mich bis auf Hemd und Unterhose, krempelte letztere auf, bis sie mir als Kniehose gelten konnte und lief nun so im Zimmer umher. Einigemal kniete ich fast eine Stunde lang im Winkel und hieb mich mit Stock und Riemen so über die Waden, daß eine Woche lang Striemen blieben. Einmal lotium proprium supra faciem meam sparsi, wobei ich mir dachte, daß ein kleiner Junge nach seinem Sieg in einer Rauferei mich auf so drastische Art seine Oberhoheit empfinden lasse. Nach solchen Exzessen bin ich sehr abgespannt, doch habe ich einmal am nächsten Tag eine sehr schwierige Prüfung gut bestanden. Andere seelische Erschütterungen, wie bei einem Todesfall, wirken einige Tage hemmend auf die erotischen Vorstellungen. Weniger kraß verläuft die Phantasie vom Hauslehrer im Protzenhaus. Da muß ich den jungen Herrn an- und auskleiden und ihm schließlich matellam praebere, darf auch nicht mucksen, wenn etwas daneben auf meine Hand geht."

„Über meine Ethik ist nachzuholen: Ich hasse jede Gemeinheit und lüge sehr ungern, niemals um zu schaden. Schon als Kind log ich eher, um den Eltern eine Freude zu machen oder ihnen Leid zu ersparen oder zu zeigen, was für ein spaßiger Kerl ich sei, als daß ich mir selber hätte nützen wollen. Ich bin entschlossen, niemals meine Phantasien mit andern Personen in die Tat umzusetzen."

Epikrise: Der vorliegende Fall ist ungemein lehrreich und auf gute Selbstbeobachtung gestützt. Leider verbietet der Raum, an dieser Stelle den Versuch einer genetischen Erklärung zu wagen. Es sei nur gesagt, daß

sich die Triebabweichung aus folgenden Elementen zusammensetzt, ungefähr nach abnehmender Stärke angeordnet: 1. Masochismus, ganze Stufenleiter bis zur passiven Flagellation und Pica; 2. Homosexualität; 3. Paedophilie; 4. Sadismus; 5. Fetischismus. Nun geht aber schon aus der Betrachtung dieses einen Falles hervor, daß es sich bei diesen 5 Komponenten keineswegs um 5 selbständige Anomalien oder Perversionen handelt, sondern um eine einheitliche Triebabweichung. Die Sehnsucht des X. projiziert sich nach außen in der algolagnistischen Handlung eines mit Kniehosen bekleideten, unerwachsenen Knaben. Dieser Gesamtkomplex stellt im Durchschnitt die causa ejaculationis dar, gleichgiltig, ob derselbe im Innern durch reine Denktätigkeit erzeugt oder ob er zufällig von außen rezipiert wird. Der Komplex ist als solcher etwa so innig gemischt wie der Sonnenlichtstrahl, der erst durch prismatische Brechung künstlich in seine Spektralfarben zerlegt werden muß. Auch im Bewußtsein des X. stand die Einheitlichkeit seiner Libido so lange fest, bis er durch die Lektüre medizinischer Werke verschiedene künstliche Etiketten auf den geistigen Inhalt des Dranges anwenden lernte. Nun versteht man in der Pathologie unter Komplikationen das gleichzeitige Vorhandensein mehrerer deutlich verschiedener Krankheitszustände, die verschlimmernd aufeinander einwirken. Man unterscheidet z. B. den einfachen Knochenbruch vom komplizierten, bei dem die Splitter die Haut spießen und septische Infektion ins Knochenmark gelangen kann. Diesem Begriff ist die „Komplikation“ psychosexueller Anlagen durchaus unähnlich. Hier sind die Einzelbestandteile untrennbar und als solche dem erkennenden Subjekt so wenig bewußt, wie etwa die Kompliziertheit der Schluckbewegung dem Trinkenden. Ich betone dies, damit nicht die Überschrift meines Themas zu irrigen Folgerungen veranlaßt.

Fall 2. Frau Y., verheiratet, hat dreimal geboren, steht in den Zwanzigern; von erblicher Belastung oder Triebabweichungen in der Verwandtschaft ist nichts positives nachweisbar. Lernte mit zwei Jahren gehen verhältnismäßig spät sprechen, hatte öfter Kopfschmerzen und Wutanfälle, weinte leicht, ging hinter die Schule. Hatte mehrfach schwärmerische Schulfreundschaften. Erste menses mit 12 Jahren, Brust mit 14 Jahren auffallend entwickelt.

Status praesens: Figur schlank, Konturen gerundet; macht absolut keinen männlichen Eindruck, ist vielmehr puppenhaft fraulich; Schritte schnell, turnt und schwimmt gut; pfeift; Haut zart, rein, glatt; Brustwarzen von unregelmäßiger Größe; Haupthaar kräftig, keinerlei abnorme Körperbehaarung; Kehlkopf normal, laute Altstimme; zuweilen besteht Schwindel, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, große Mattigkeit; ist leicht gerührt, liebt ihre Kinder; hat wenig Interesse für die Wirtschaft, hält aber leidlich Ordnung; Wille schwach, läßt sich gern leiten, ist launenhaft, bequem, raucht gern; Bildung unbedeutend, Intellekt und Gedächtnis mittelmäßig, Durchschnitts-Phantasie; ging mehrmals in Herrenkleidern auf die Straße und Restaurants.

Vita sexualis: Schon in frühster Jugend befand sie sich in einem Milieu, das infolge von mangelhafter Erziehung und Aufsicht zu erotischer Zügellosigkeit tendierte. Vom 8. Jahre an begannen sexuelle Reizhandlungen mit gleichaltrigen Knaben und Mädchen, sowie mit Erwachsenen. Wäre eine Disposition zur Heterosexualität bei ihr vorhanden gewesen, so hätte sie sich hier schon äußern können. Aber im Gegenteil; sie schaute als Zehnjährige heimlich durch ein Fenster zu, quomodo ancillae patris cauponis ab hospitibus quibusdam futuerentur, und masturbierte hinterher in der Vorstellung, sie sei der betreffende Mann. Auch hatte sie schon damals Orgas-

mus, wenn sie andere Mädchen lingua manuque befriedigte, ohne sich selber irgendwie zu berühren. Diese Anlage blieb nun weiterhin konstant. Sie zog mit der Familie als Kunstradfahrerin von Variété zu Variété und mußte sich mehrfach Männer aufdrängen lassen, deren actiones sie kalt und unbeteiligt über sich ergehen ließ. Weiber dagegen versetzten sie sofort in Exzitation. Der eben genossene Anblick der trikotbekleideten Kolleginnen hinter der Bühne bewirkte, daß sie selbst während ihrer Radfahrproduktion vor dem Publikum vollen Orgasmus bekam. Sie brauchte (und braucht jetzt noch) nur in der Straßenbahn einer schönen Frau gegenüber zu sitzen, um plötzlich „wegzuschwimmen".

Inzwischen hatte sich auch die masochistische Färbung ihrer Libido völlig ausgebildet. Nicht daß, wie bei intelligenten Personen, die „Demütigung" oder deren „Symbole" die erste Rolle gespielt hätten; diese werden auch nie als solche, sondern immer nur als Lustgefühle empfunden, bilden daher gar nicht den Kern des Masochismus, soweit es sich um bewußte Vorgänge handelt. Vielmehr war (und ist) bei der Y. der Drang vorhanden, ihrer Partnerin um jeden Preis Orgasmus zu verschaffen, und zwar in der Art, daß sie derselben ein blind gefügiges Instrument der Befriedigung ist, sich von ihr aufs rücksichtsloseste zu solchem Zweck gebrauchen läßt, und ihr quasi ad modum mancipii eine Sklavin sein will, die jeder brutalen Laune und jedem unästhetischen Kitzel der Domina Genüge leisten muß.

Die Y. hat im Laufe der Zeit eine große Anzahl von Partnerinnen gefunden, fast lauter heterosexuelle Frauen, die teils auf Bitten, teils aus eigener Initiative die entsprechende Gegenrolle übernahmen. Die vorgekommenen Lusthandlungen zwischen beiden Partnerinnen bewegten sich in dem bekannten Kreislauf. Die Y. wurde mit verbalen Insulten gemeinster Art bedacht, wurde

geschlagen, getreten, gekratzt, gestochen, debebat pedes, cunnum, anum amicae lingere atque os praebere ad ejus mictionem usw; denique adesse et adjuvare solebat, quando femina mentula fututoris delectabatur[1]). Szenen der letzten Art führten übrigens, bei Verkennung der subjectiven Grundlage dieser Handlungen, zu einer schweren Verurteilung der Y. aus § 180 Str.-G.-B.

Hinzuzufügen ist, daß der maritus der Y. der sie vor 3 Jahren heiratete, nur die sekundäre Rolle eines Surrogats in diesem festen erotischen System spielt. Die Y. bleibt in cohabitatione vollkommen frigid, sobald sie dabei nicht gerauft, gestochen, insultiert oder bespien wird; sie stellt sich dann als Urheber solcher algolagnistischen Aktivität geschwind ein Weib vor und erhält den gewünschten Orgasmus, wenn auch in minderer Höhe[2]).

Die masochistische Tendenz der Y., ihre Unempfindlichkeit gegen Schmerz oder die Verkehrung der Schmerz- in Lustempfindung ist absolut nur auf gleichgeschlechtlichen Verkehr eingestellt. Wenn sie sich etwa unversehens an einer Tischkante stößt, schreit sie auf; Scheltworte und Schläge von seiten eines Mannes bringen sie in Harnisch; ebenso wies sie einmal den Vorschlag eines Mannes, sie möge ihn aus ihrem Schuh Wein trinken lassen, mit Abscheu zurück. Dagegen findet sie es natürlich, daß sie das letztere bei ihrer Freundin tut,

---

[1]) Vgl. Sacher-Masochs Veranlagung, besonders in: Schlichtegroll. Wanda ohne Maske und Pelz, 1906, p. 169 ff. Nach privater Mitteilung enthalten Sachers Tagebücher die stärksten obscoena in dieser Richtung.

[2]) Ein derartiges Umdenken ist in der Ehe von Homosexuellen typisch und oft das einzige Hilfsmittel zur Erfüllung der „ehelichen Pflichten". Im vorliegenden Fall hielt der ganz normale Gatte die Zumutungen der Y. nur für Ausbrüche eines lebhaften Temperaments und gab ihnen aus großer Liebe zu seiner Frau, wenn auch widerstrebend, nach.

und blutunterlaufene Striemen nimmt sie von seiten eines Weibes in regungslosem Entzücken hin[1]).

Fall 3. Akademiker. Pädophilie, Flagellantismus, daneben Neigung zu Frauen. Große Ähnlichkeit mit Fall 1.

Fall 4. Techniker. Ideal: Ein robuster Knecht in blauem Hemd und Holzpantinen muß ihn im Stall auf den Pferdemist schmeißen und ad paedicationem gebrauchen, darnach mit Fett und Ruß einschmieren, durchpeitschen, einsperren. „Ich bleibe dann sein Mistjunge."

Fall 5. Aristokrat. Verkleidet sich als Handwerksmeister, sucht es einzurichten, daß ihn Arbeiter, Kerle, Verbrechertypen mit recht rußigen, schmutzigen, ungewaschenen Händen aufs Feld oder in eine Seitengasse nehmen, ihn überfallen, würgen, seiner ganzen Barschaft berauben. Der Reiz verfliegt sofort, wenn die Betreffenden etwa ihn oder seine Neigung kennen und ihm mit der Behandlung nur einen bewußten Gefallen tun.

Fall 6. Kaufmann. Kratzt sich selbst blutig, sticht sich mit spitzen Instrumenten, ohne den geringsten Schmerz zu spüren; paedicatio, passiv; wütender Exhibitionismus.

Fall 7. Offizier. Bisexuell, liebt recht ausgesprochene Typen beider Geschlechter, paedicatio aktiv und passiv, auch cum muliere und bei sich selbst cum machina; coitus; cunnum lingere; fellatio; Koprolagnie; Exhibitionismus. Orgasmus bei Untreue der Ehefrau. Sehr starker Trieb.

Fall 8. Akademiker. Ringen mit dem Partner und Unterliegen; leichte Schläge; Abbinden des membrum durch starkes Schnüren.

---

[1]) Dies Auftreten von Paraesthesien des Haut- und Muskelgefühls, sobald der Wille eines anderen die betroffene Psyche lenkt, erscheint mir analog den Phänomenen des Hypnotismus. In dieser Richtung liegt ein Weg zur physiologischen Erklärung des Masochismus.

F a l l 9. Akademiker. Liebeleien mit Mädchen ohne sexuellen Akt; Pädophilie; geistiger Masochismus.

F a l l 10. Akademiker. Leichter Masochismus. Vorliebe für Leder. Starke Erregung durch Reiter.

F a l l 11. Kaufmann. Liebt älteren Herren; trägt strammsitzende Kniehosen, bedient ihn, wird leicht gezüchtigt, fungiert als fellator und passiv zur paedicatio. Daneben Sadismus und Pädophilie.

F a l l 12. Höherer Beamter. Ausgeprägter Masochismus; liebt rohe Kraftnaturen, vor allem Soldaten.

F a l l 13. Literat. Bisexuell; leichter Masochismus; starker Fußfetischismus zu beiden Geschlechtern; coitus cum femina; langes Verhältnis mit Damenkomiker, mutuell.

F a l l 14. Handwerker. Pädophilie zu beiden Geschlechtern. Masochismus-Sadismus. Fetischismus für kurze Hosen, lange schwarze Strümpfe und Schnürschuhe.

F a l l 15. Akademiker. Bisexuell; Masochismus.

F a l l 16. Kaufmann. Läßt sich von Kavalleristen als Pferd reiten und blutig spornen. Fetischismus für Lederhosen, hohe Reitstiefel und Stallgeruch.

F a l l 17. Kaufmann. Bisexuell; Masochismus; liebt echt weibliche und echt männliche Typen, mehr rohe Naturen; bevorzugt unter Männern Soldaten und vor allem Artisten.

F a l l 18. Lehrer. Pädophilie; Sadismus-Masochismus; Fetischismus für prallsitzende Kniehosen bei Knaben.

F a l l 19. Aristokrat. Handfetischismus; fellatio; bibit sputum amici.

F a l l 20. Kaufmann. Bisexuell; Masochismus.

F a l l 21. Beamter. Bisexuell; Pädophilie. „Als ich kaum 4 Jahre zählte, wälzte ich mich einmal zu der barfüßigen Kindermagd hin und begann deren Füße zu küssen. Mit 6 Jahren spielte ich mit einem Jungen im Garten Fangen, wobei ich mich häufig zur Erde warf, um dessen Füße zu küssen. Nackte Waden und Knie

erregen mich leidenschaftlich, praecipue membrum puerorum in os meum fellandi causa immitto, ut eos voluptate afficiam. Matrem pueri cujusdam a me valde amati in matrimonium duxi." Masochismus; Fuß-, Knie- und Wadenfetischismus.

Fall 22. Kaufmann. Masochismus; Exhibitionismus.

Fall 23. Kolonialbeamter. Masochismus; bibit semen lotiumque amati.

Fall 24. Kaufmann. Fetischismus für Ruten, Peitschen usw.; besondere Neigung zur passiven paedicatio, in dem „Bewußtsein, dem geliebten Manne damit die höchste sinnliche Wonne zu bereiten[1])."

Fall 25. Litterat. Bisexuell; Paedophilie zu beiden Geschlechtern; Sadismus, Masochismus, Dessous-Fetischismus; Exhibitionismus Frauen gegenüber.

Fall 26. Kaufmann. Bisexuell; Paedophilie zu beiden Geschlechtern; Masochismus.

Fall 27. Kaufmann. Masochismus-Sadismus; Paedophilie; Exhibitionismus.

Fall 28. Akademiker. Bisexuell; passive Flagellation.

Fall 29. Kaufmann. Paedophilie; Sadismus-Masochismus; Exhibitionismus.

Fall 30. Paedophilie; in der Jugend Zoophilie und passive Flagellation.

Fall 31. Kaufmann. Paedophilie; Masochismus.

Fall 32. Akademiker. Paedophilie; in der Pubertät Masochismus.

---

[1]) Dies psychologische Moment scheint bei den Passiven von wesentlicher Bedeutung zu sein. Ein intelligenter Selbstbeobachter gab mir an, daß er bei dem Akt deutlich Schmerz empfände. Aber durch das Bewußtsein, daß er sich dem andern hingebe und ihm unter eigenen Schmerzen zur Befriedigung dienstbar sei, erfolge gleich darauf bei ihm selber Ejakulation.

Fall 33. Frau. Bisexuell; Masochismus; Geruchsfetischismus; etwas Sadismus.

Fall 34—54. Hierunter 4 Fälle kompliziert mit Masochismus und Sadismus, 1 mit Masochismus und Geruchsfetischismus, 3 mit Masochismus und Stiefelfetischismus, 3 mit passivem Flagellantismus, 5 mit leichtem geistigen Masochismus, 4 mit Masochismus in der Pubertätsperiode.

Fall 55. Frau. Sadismus. „Der Mann als Mann ist mir so gleichgiltig, wie der Staub unter meinem Fuß . . . Bin ich länger von der Frau meiner Liebe getrennt, so kann ich mich in dem Bewußtsein, ihr unendlichen Schmerz zuzufügen, dem tollsten Sinnenrausch mit irgend einer Unbekannten hingeben."

Fall 56. Lehrer. Sadismus; aktive Flagellation. „Ich wohnte einmal nach einem kleinen Hofe heraus, auf dem sich eine Molkerei befand. Ein elend gekleideter Knecht verlud Mist. Ich konnte stundenlang mit dem Glas am Fenster stehn, ihn beobachten, seine erbärmliche Lage überdenken und mich aufregen, wenn er sich bückte und seine zerfranste, löcherige Hose sichtbar wurde . . . Beide Gedankenreihen vereinigen sich in mir zu dem Bilde eines mir ganz unterworfenen, dabei doch von mir geliebten, homosexuellen Jünglings, den ich verachte und doch liebe, peinige und doch liebkose."

Fall 57. Aristokrat. Sadismus während der Pubertät und in den Intervallen des geschlechtlichen Verkehrs; schwache Neigung zu Pferden, weil er „dadurch an Kentauren erinnert wird."

Fall 58. Akademiker. Sadismus besonders den Femininen gegenüber; Töten von Tieren, die er gern hat.

Fall 59. Kaufmann. Starker Sadist, aber nur da, „wo der leidende Teil durch die Peinigung Wollust empfindet." Anflug von Paedophilie.

Fall 60. Beamter. Aktiver Flagellantismus; Paedophilie.

Fall 61—65. Darunter 2 Frauen. Leichter Sadismus.

Fall 66, 67. Aktive Flagellation während der Pubertät: Knabenprügeln, Peitschen von Tieren.

Die folgenden Fälle sind alle hauptsächlich kompliziert mit Fetischismus, und zwar

Fall 68—79 für hohe Stiefel. Es ist bemerkenswert, daß bei diesen 12 Fällen keine Spur von sogen. Bisexualität vorkommt, vielmehr handelt es sich ausnahmslos um echte, eingeborene Homosexuelle, die nur kraftvolle Männererscheinungen lieben und Abscheu oder gar Ekel vor dem Weibe empfinden. In der Regel, aber nicht immer, verhalten sie sich beim Akt passiv, sind pathici und fellatores. Damit stimmt überein, daß die Schwärmer für hochhackige Damenstiefeletten durchaus unentwegte Heterosexuelle sind. Ich meine, durch diese vergleichende Konstatierung ist das Rätsel [1]) gelöst, warum die hohen Hacken für die Damenschuhfetischisten so wesentlich sind. Vergleicht man etwa einen Offizierstiefel mit dem einer vornehmen Dame, so liegt der charakteristische Unterschied, abgesehen vom Größenverhältnis, beim männlichen Stiefel im hohen Schaft, beim weiblichen im hohen Hacken. Diese bezeichnende Differenz haben die Schuhfetischisten instinktiv herausgefühlt. Im übrigen ist, wie oben gesagt, der prägnante Schuhfetischismus immer der Ausdruck [2]) entweder einer ausgesprochen heterosexuellen oder ausgesprochen homosexuellen Veranlagung.

---

[1]) Verschiedene Forscher haben sich darüber den Kopf zerbrochen und die Aesthetik oder die Erhöhung der Körpergröße oder den angeblich herrischen Gang (auf hohen Hacken!) zur Erklärung herangezogen.

[2]) Ich vermeide absichtlich das Wort „Symbol“, um nicht mit der etwas philosophischen Theorie von Havelock Ellis in Kollision zu geraten.

Man hat ferner gemeint, den prägnanten Schuhfetischismus von dem Fußfetischismus oder dem Masochismus ableiten zu sollen. Das scheint mir irrig. Der Fußfetischismus ist erstens unverhältnismäßig seltener, zweitens hat der prägnante Schuhfetischist für die nackten Füße sehr wenig Interesse. Andrerseits ist dem extremen Masochisten das Küssen der Stiefel nur eine Vorstufe für das Küssen der Füße. Der prägnante Schuhfetischist aber denkt gar nicht an derlei. Er streichelt den Stiefel, trachtet ihn zu besitzen und wird eventuell in ihn hinein ejakulieren, als hätte er den Träger oder die Trägerin des Objekts vor sich, die beide jedenfalls immer den seiner eigenen Anlage entgegengesetzten Geschlechtscharakter aufweisen. Hieraus geht auch hervor, daß der „Fetisch" eigentlich niemals lebloses Objekt ist, sondern daß ihn immer der Geschlechtscharakter der (unbewußt) begehrten Person umschwebt. Wäre das nicht der Fall, so müßte es Fetischisten geben, die den Kürassierstiefel wahllos neben dem hochhackigen Damenschuh verehren, was eben nicht vorkommt.[1])

Fall 80, 81. Fetischismus für Taschentücher.

Fall 82, 83. Für Hände und Füße.

Fall 84. Für die Schleppen eines wallenden Kostüms; hat schon als Kind Zweige, Unkraut, Lappen und dergleichen hinter sich hergeschleift. Daneben Fetischismus für seidene Flicken, die in allen Schubladen liegen müssen.

---

[1]) Interessant ist, daß der bekannteste Schuhfetischist der Vergangenheit, Restif de la Bretonne, auf halbem Wege zur Lösung des Problems, den Frauen rät, recht hohe Absätze zu tragen, um nicht homosexuelle Neigungen in der Männerwelt aufkommen zu lassen. Damit die Kleidung der Frauen recht unterschiedlich sei, wünscht er ferner starkes Schnüren und getürmte Lockenfrisur. Vgl. Elsa Lafières Übertragung von Restif de la Bretonnes Schuhgeschichten, Leipzig, 1906, p. 7 ff.

Fall 85. Fetischismus für Personen in Arbeiterkleidung und plumpen Stiefeln oder in Livrée; auch für große Hände.

Fall 86. Für schön geformte Knabenbeine. Daneben etwas Exhibitionismus.

Fall 87. Für Kniehosen und Knöpfstiefel.

Fall 88. Für kostbare Stoffe und Spitzen.

Fall 89. Mundfetischismus; Tabak-, Wein- und Biergeruch des küssenden Partners wirkt heftig erregend.

Fall 90. Fetischismus für Stiefel, deren Schäfte möglichst bis an die Genitalien reichen; daneben für gut gepflegte Hände mit etwas Sommersprossen.[1])

Fall 91. Für Reithosen und Stulpenstiefel.

Fall 92. Für Stulpenstiefel, Automobilgamaschen und posteriora in knappen Hosen.

Fall 93. Für kleine, weiße, durchsichtige Hände.

Fall 94. Für Taschentücher und schöne Schuhe.

Fall 95. Für weiße Kürassierhosen.

Fall 96. Für elegante Schnürstiefel und für Füße.

Fall 97. Für große Figuren mit großen Füßen.

Fall 98. Für reinen Teint und entblößten Hals.

Fall 99. Für Stiefel von Arbeitern, Soldaten, Reitern.

Fall 100. Heftige Neigung, die Hände schöner Jünglinge zu berühren; dadurch Erregung und in der nächsten Nacht Pollution. Einzige sexuelle Betätigungsart.

Alle diese Fälle (1—100) zeigen also Komplikationen zwischen ganzer oder halber Homosexualität und Teilen der Erscheinungsgruppe Masochismus-Sadismus-Fetischismus. Ich habe aus dieser Gruppe 2 Fälle ausführlich dargestellt und von den übrigen der Raumbeschränkung wegen eine Übersicht der Stichwörter gegeben. Es bleiben noch einige andere Fälle übrig, die nur mit Exhibitionis-

---

[1]) Auch ein bekannter moderner Lyriker besingt die Sommersprossen der Geliebten.

mus, Gerontophilie, Mixoskopie und Pygmalionismus kompliziert sind.

Was ich an dieser Stelle in der Kürze zeigen wollte, ist somit geschehen: nämlich daß der Begriff der Homosexualität allein die Triebanlage einer erheblichen Anzahl Konträrer nicht erschöpfend charakterisiert. Rund ein Fünftel der untersuchten Fälle kommen hierfür in Betracht. Damit ist nicht gesagt, daß diese gefundene Verhältniszahl eine absolute Giltigkeit haben soll. 550 befragte Personen sind viel zu wenig, als daß man sich exakte und verallgemeinernde Schlüsse erlauben dürfte. Wenn es aber gestattet ist, eine Vermutung auszusprechen, so möchte ich mich aus verschiedenen Gründen dahin äußern, daß sich bei weiteren Nachforschungen die relative Anzahl der Komplizierten als noch bedeutend größer herausstellen wird.

Im Vorbeigehen möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß gewisse Komponenten immer verschwistert auftreten, z. B. Masochismus und Sadismus, die sich gleichen, wie die Kehrseiten einer Medaille; der masochistische Teil wird sich gleichzeitig immer in die Ideenassoziationen des sadistischen versetzen, und umgekehrt. Vom Standpunkt einer natürlichen Variabilität aus gesehen, ist es auch interessant, daß eine mehrfache Anzahl von ausgesprochenen Masochisten auf eine einfache von Sadisten vorkommt. Ferner ist die eigentliche Pädophilie immer eng verstrickt mit dem Masochismus-Sadismus. Von der Bedeutung des ausgeprägten Schuhfetischismus sprach ich oben. Zu den Zopfabschneidern fehlt in der Männerliebe das Analogon, weil es an dem betreffenden sekundären Geschlechtscharakter mangelt. Die Rolle des unterwürfigen, leidenden oder vergewaltigten Verehrers steht in keinem Zusammenhang mit dem sozialen Milieu; wir sehen Aristokraten und Akademiker in vornehmen Stellungen mit dieser Anlage behaftet. Aber

auch vom Reiz des sozialen Gegensatzes ist hier keine Rede; denn wir sehen Arbeiter und kümmerliche Existenzen in derselben Gefühlsrichtung befangen. Schon der Umstand, daß diese Qualität des Empfindungslebens meist eingeboren ist, erübrigt die weitere grundsätzliche Frage nach einer Gelegenheits- oder Milieuwirkung.

Dagegen könnte man in manchen Fällen die Frage stellen, ob denn hier eigentlich die Homosexualität (resp. Heterosexualität) oder der Masochismus-Sadismus als stärkste Gefühlsnote oder Grundrichtung des Triebes anzusehen ist, d. h. ob sich der Trieb mehr auf die Personen des einen oder anderen Geschlechtes oder zunächst auf bestimmt qualifizierte Handlungen richtet, wobei dann die handelnden Personen erst in zweiter Linie ständen und der Eindruck der Bisexualität hervorgerufen werden kann. Ich lasse diese Frage offen.

Zum Schlusse komme ich auf den eingangs erwähnten Satz jenes Gelehrten zurück, der die physiologische Natur der Homosexualität daraus folgerte, das in ihrem Bereiche keine Anomalien wie Masochismus und Sadismus vorkämen. Ich denke nicht daran zu behaupten, daß sie häufiger vorkommen als bei Heterosexuellen, aber daß sie es überhaupt tun, habe ich gezeigt. Wer nun diese Feststellung unbequem findet und meinem Rate (vgl. Einleitung) nicht folgen mag, die Bewertung der Anomalien in der Schwebe zu lassen, dem gebe ich folgendes zu bedenken.

Wir erkennen den geistig Defekten an der Störung seiner Logik. Der Sexualinstinkt hat aber mit der Logik so wenig zu tun, wie der Trieb zu essen und zu trinken. Folglich besteht auch kein Zusammenhang zwischen einer Abweichung des Sexualtriebes und einem geistigen Defekt.

Und ferner: Eine Armee von sogen. Perversen existiert heute. Die Geschichte lehrt, daß sie auch vor-

dem existierte. Allen diesen sogen. Perversen ist jedenfalls das eine gemein, daß sie in geringerem Maße Kinder erzeugen, als die sogen. Normalen. Warum sind nun, bei dem respektablen Alter der Menschheit die Perversen von ehedem nicht längst ausgestorben? warum erzeugen sie sich immer von neuem? ad majorem degenerationis gloriam oder einfach aus natürlicher Variabilität?

Giovan Antonio — il Sodoma,
Der Maler der Schönheit.

Eine Seelen- und Kunststudie

von

Elisàr von Kupffer.
(Elisarion.)

Motto: „Ein Wahres find ich in der Rede:
Dass jedem Gefühl im Herzen geweiht,
So sehr es auch unsre Meinung befehde,
Gott selbst den Adelsbrief verleiht."
König Jerwen in „Aino und Tio".
Elisarion.

Trotzdem die Arbeit des hochgeschätzten Herrn Autors in erster Linie kunstgeschichtlichen Charakter trägt, glauben wir sie dennoch zur Aufnahme in das Jahrbuch ganz besonders geeignet, da die künstlerische Persönlichkeit Giovan Antonio Bazzis zum großen Teil, wie dies im folgenden hinreichend nachgewiesen wird, in seiner Sexualpsyche wurzelt, und der ihm von seinen Zeitgenossen beigelegte Name Sodoma, unter welchen er noch heute fortlebt, allein schon als ein hinreichender Grund erscheint, ihm unter den biographischen Arbeiten unsres Jahrbuches einen Platz anzuweisen.

Der Herausgeber.



Monte Oliveto Maggiore Phot. Brogi

GIOVAN ANTONIO IL SODOMA

SELBSTPORTRÄT

(Teilaufnahme)

Zu S. 24

Vorwort.

Mühe und Arbeit ist es gewesen — das wird jeder wissen, der sich solcher Forschung widmete, zumal wo die Vorarbeiten äußerst gering sind; denn gibt es doch kaum erst eine Monographie dieses großen Künstlers, in deutscher Sprache eigentlich gar nicht. Diese Schrift ist in mancher Beziehung gleichsam eine Entdeckung dieses Meisters als eines künstlerischen und seelischen Neulandes, wenngleich ich mich zu erwähnen freue, daß sich schon einzelne Forscher beiläufig mit wirklicher Anerkennung über ihn äußerten, wie Professor Franz von Reber. Aber von einer wirklichen Erschließung seiner Persönlichkeit konnte noch nicht recht die Rede sein. Auch heute dürfte die Zeit für ein volles Verständnis nicht reif sein. Das religiöse Empfinden besteht in unsern Tagen einen Gährungsprozeß, und wer darin etwas zu sagen hat, gerät in der Regel zwischen zwei Feuer, die ihn von „rechts" und „links" angreifen, oft aus bloßem Mißverständnis.

In mancher Beziehung hätte diese Arbeit sich beschränken können, wenn es nicht gegolten hätte, mit alten Vorurteilen einen eingehenden Strauß zu fechten. Und dazu bedurfte es vieler Auseinandersetzungen, ja oft heftiger Züge, die aber mit offenem Visier geführt werden. Dagegen hätte ich gern manche Bilder eingehender erwähnt, beschrieben und in ihrem Wesen erläutert, besonders wäre ich noch gern hie und da auf des Meisters Art der Komposition eingegangen, da ich meine fünffache

Betrachtungsweise der Komposition in der Malerei (architektonische = Aufbau, zeichnerische = Linienfluß, luministische = Licht und Schatten, malerische = Farbenzusammenstimmung, und seelische = innere Beziehungen und Ideen) noch nirgends so ausgeführt gefunden habe. Da das Lebenswerk dieses Meisters weiteren Kreisen so unzugänglich ist, wären noch mehr Bilder am Platze gewesen, besonders auch aus Monte Oliveto und dem Oratorio und Santo Spirito in Siena; aber es galt sich in den Rahmen dieser Arbeit zu bescheiden. Sollte eine neue Auflage des Einzelwerkes nötig werden, so ließe sich da einiges ergänzen.

Ich kenne Italien durch Jahre und weiß, wieviel Dank ich seiner alten Kultur schulde — unbeschadet des Giorgio Vasari, der hier etwas unsanft gezaust werden mußte. Ich bin aber glücklicherweise blinder unglücklicher Liebe nicht fähig und konnte nicht umhin, einiges zum Verständnis heranzuziehen, was nicht nach der üblichen unerwiderten Hofierung aussieht, die der Deutsche so gern dem „Lande des ewig blauen Himmels", wie er es nennt, als einen Tribut zollt. Leider ist der Himmel längst nicht so ewig blau — doch nehmen wir die Wolken in den Kauf und auch einen Vasari und etliche Verschlimmbesserer des Giovan Antonio. Und werden wir trotz alledem nicht müde, die wir den Born der Dichtung und Philosophie besitzen, auch aus dem Borne des Geistes zu schöpfen, der heute noch schier unerschöpflich aus Hellas und der Renaissance und auch aus dem Volksleben des Südens quillt.

Florenz 1908.
Am Tage des Heiligen Sebastian.

Der Verfasser.

I. Herkunft und Lehrzeit.

Es gibt Sterne, die uns so fern sind, daß ihr Licht Jahrhunderte, ja Jahrtausende braucht, bis es von uns wahrgenommen wird. Das Dasein vieler Sterne erkennen wir nicht und doch leben und wirken und leuchten sie. Auch gibt es Monate, wo düstere Wolken Himmel und Sonne verschleiern; und bricht das Licht hervor, so sticht und blendet es oft gar peinlich das ungewohnte Auge.

Solche Sterne gibt es auch in der Kulturgeschichte der Menschheit; langsam erkennen die Menschen ihr Licht, wenn Sternendeuter kommen. Wohl werden diese oft zuerst wie wahnwitzige Astrologen verspottet oder wie Ärzte vom unwissenden Volk mißhandelt, das da glaubt, diese streuten das Gift einer Epidemie in die Brunnen. So wurde in Rußland ein Arzt als Dämon der Cholera erschlagen. Und düstere Wolken sind oft in der Menschen Kultur über die Erde gezogen, große finstere Winterwolken.

Die Kunst bedeutet uns mehr als Kunstgeschichte. Wie sehr sie ein Heiland der Menschheit ist, habe ich ausführlicher in einer kleinen Schrift erörtert,[1]) — die hohe und die niedre Kunst, beide religiösen, ob auch nicht dogmatischen Ursprunges. Nicht als ob die Formen der Kunst die hohen religiösen Werte einfach ersetzen

[1]) Heiland Kunst, Nr. 3 der Lebenswerte, Verlag Hermann Costenoble, Jena 1907.

sollen, nein, wohl aber einander durchdringen, weil sie wesensverwandt sind.

Ein solcher ferner Stern am Himmel der erfreuenden Kunst war die künstlerische Persönlichkeit, von der diese Schrift handelt. Zwei Gründe sind es vor allem, die ihn in deutschen Landen noch nicht zu der Wirkung und Bewunderung kommen ließen, wie einen Rafael, dem er selbst nach dem Urteil widerwilliger Anerkennung an Bedeutung nahesteht — ich sage: gleichsteht. Zwei Gründe, und zwar: daß seine Werke außerhalb Italiens so gut wie gar nicht anzutreffen sind, schon deshalb, weil er vorwiegend al fresco gemalt hat, und weil sie selbst in Italien fast gar nicht an der großen Heerstraße liegen (mit Ausnahme eines schönen Werkes in Florenz) oder gar, wie in Rom, in der Farnesina des Herzogs von Ripaldi, vor aller Welt hermetisch verschlossen sind. Aber der zweite Grund war bisher ebenso schwerwiegend. Man schämte sich, diesen Künstler zu nennen, weil er unter einem häßlichen Spottnamen berühmt wurde, dessen letzte Ursache bisher aller Welt ein verhaßtes Geheimnis blieb. „Il Sodoma“ nannte man ihn, und er selbst, in stolzer Bewußtheit seines ursprünglichen Empfindens und voll souveräner Verachtung gegen eine beschränkte Welt- und Naturerkenntnis, führte diesen Namen selbst, wie zum Trotze.

Was hat man nicht alles gedeutelt und gedreht, um eine sogenannte Ehrenrettung dieses Genius zu versuchen, dessen tiefen Wert man nicht so ohne weiteres verkennen konnte! Die lächerlichsten Hypothesen wurden aufgestellt, sogar in Italien, das alles weiß und duldet — sofern nur der Schein gewahrt bleibt. Traurig lächerlich berührt es, denkende Männer um eine Tatsache herumlügen zu hören. Ehrliche deutsche Forschung hat ein verdunkeltes Gebiet der Natur und menschlichen Seele erschlossen, und seitdem ist auch die „soziale Notwendig-

keit“ jenes beschränkten Getues hinfällig geworden. Italien, das vieler moderner Forschung schon aus dem Grunde ferner steht, weil es die deutsche Sprache und alles deutsche Denken als barbarisch ablehnt, ist heute fast mittelalterlicher in seinem Urteil als vor dreihundert Jahren, wenn auch das Volk viel liebenswürdige Seiten und gesunden ursprünglichen Sinn hat.

Hat unser Meister den Namen Sodoma mit Recht getragen? Nein, dem *gehässigen* Sinn dieses Wortes nach nicht. Diese Bezeichnung käme nur einem Menschen zu, der mit brutaler Rücksichtslosigkeit *vergewaltigend* vorgeht. Und hier muß ich zur Erklärung auf ein Kapitel des Alten Testamentes eingehen, das zur Erzählung von der Stadt Sodom einen wichtigen Aufschluß gibt, und das bisher, meines Wissens, noch garnicht erkannt und erwogen worden ist. Es ist das 19. Kapitel des Buches der Richter, das wohl auf ältesten historischen (nicht mehr mythischen) Berichten der israelitischen Geschichte beruht. Zum Parallelismus seien nebenan einige Verse aus der alten Erzählung angeführt.

Also: ein junger levitischer Mann kehrt auf der Heimreise mit seinem Kebsweibe (Konkubine) und einem Bedienten im benjaminischen Städtchen Gibea ein, und zwar im Privathause eines alten Mannes, der sie beherbergt. Dann heißt es dort weiter:

Geschichte von Gibea
Richter, 19.

22. Und da ihr Herz nun guter Dinge war, siehe, da kamen die Leute der Stadt, schlechte Gesellen, und umgaben das Haus und pochten an die Tür und sprachen zu dem alten Manne, dem Hauswirt: Bringe den

Erzählung von Sodom
Genesis, 19.

4. Aber ehe sie sich legten, kamen die Leute der Stadt Sodom, und umgaben das Haus. Jung und Alt, aus allen Enden;

5. Und forderten Lot und sprachen zu ihm: Wo sind die Männer, die zu dir

Mann heraus, der in dein Haus gekommen ist, daß wir ihn erkennen.

23. Aber der Mann, der Hauswirt ging zu ihnen heraus und sprach zu ihnen: Nicht, meine Brüder, tut nicht so übel; dieweil dieser Mann in mein Haus gekommen ist, tut nicht eine solche Torheit[1]).

24. Siehe, ich habe eine Tochter, welche noch eine Jungfrau ist, und dieser ein Kebsweib; die will ich euch heraus bringen, die mögt ihr vergewaltigen und mit ihnen tun, was euch gefällt; aber an diesem Manne begeht solche Schändlichkeit nicht.

gekommen sind diese Nacht? Führe sie heraus zu uns, daß wir sie erkennen.

6. Lot ging hinaus zu ihnen vor die Tür und schloß die Tür hinter sich zu.

7. Und sprach: Ach, lieben Brüder[2]), tut nicht so übel.

8. Siehe, ich habe zwei Töchter, die haben noch keinen Mann erkannt; die will ich euch herausbringen und tut mit ihnen, was euch gefällt; allein dann tut diesen Männern nichts, weil sie in den Schatten meines Hauses gekommen sind.

. . . . . .

Hier spinnt die Sage an.

---

[1]) Sehr bezeichnend ist, daß der Israelit sich hier nicht auf das mosaische Gesetz beruft (3. Mose 20, 13), was doch das zunächst gebotne war. Es beweist aber, daß zu seiner Zeit dieser Blutparagraph des angeblich vollständigen sinaitischen Gesetzes noch garnicht bestand, sondern erst viel später, nach dem Exil, im Priesterkodex von den Priestern eingeführt ist, und zwar wesentlich zur scharfen Trennung der Juden von den Andersgläubigen als Ausführung schon vor dem Exil bestehender Tendenzen (im Deuteronomium).

[2]) Daß Lot die Sodomiter als „Brüder" anredet, ist gänzlich falsch, denn die Sodomiter waren keine Israeliten und bedrohen ihn selbst gleich darauf, V. 9, als einen Ausländer. Ob dies „Brüder" nicht noch speziell auf die historische Quelle, eben die Erzählung von Gibea, zurückweist!

25. Aber die Leute gaben ihm kein Gehör; deshalb nahm der Mann sein Kebsweib und führte sie in die Straße hinaus, und sie erkannten sie und mißbrauchten sie die ganze Nacht bis an den Morgen [1]).

Die Folge war, daß das Weib in Gibea starb. Der Mann zerstückelte sein Weib in 12 Teile und sandte sie an die 12 Stämme, um zur Rache aufzurufen. Der Stamm Benjamin folgte nicht. Darauf kam es zu einem gewaltigen Vernichtungsstreit, dem viele Tausende zum Opfer fielen.

Diese offenbar historische Erzählung ist, ohne den mythischen Engelbericht und die sagenhaften weiteren Begebenheiten von Sodom und Gomorrha, im wesentlichen desselben Inhaltes und darum äußerst belehrend. Es handelt sich hier in Gibea nur um israelitische Parteien auf beiden Seiten. Hier, wie in der Erzählung von Sodom, sehen wir, wie der Hausher mit derselben unritterlichen und feigen Roheit die Weiber der Vergewaltigung auszuliefern bereit ist, um vor allem die Verletzung des heiligen Gastrechts, als den größten Frevel, zu verhüten. Nur darauf bezieht sich auch Christi Ausspruch, wenn er sagt, es werde den Städten, die seine Jünger nicht aufnehmen, schlimmer ergehn, als Sodom und Gomorrha. (Matth. X, 14 u. 15). Also: wären jene jungen Männer nicht zu Gästen dieser Leute geworden, so hätten beide Hausherrn kein Wort verloren. Später entwickelte sich eine besondere Feindseligkeit gegen homoiosexuelle [2]) Vorgänge, und damit auch eine ganz besondere Betonung

[1]) Da ich hebräisch nicht kann, habe ich die Stellen nach verschieden-sprachlichen Übersetzungen verglichen.

[2]) Vgl. die Anmerkung zu S. 94.

dieses Elementes in der Beurteilung der Erzählung. Aber jedenfalls hat diese (homoierotische) Liebe an und für sich als Natur- und Lebenserscheinung, wie jeder weiß, der das Leben und die Mitmenschen mit offenen Augen zu beobachten verstanden hat — mit der obigen brutalen Geschichte von Gibea-Sodom nichts zu tun. Und natürlich ebensowenig unser Meister Giovan Antonio. Insofern ist auch der Beiname „Sodoma" bei ihm durchaus am unrechten Platze. Irgendwelche sexuelle Vergewaltigung oder Verletzung des Heimrechtes (wie letztere etwa in modernen Rechtsstaaten begangen wird) die mit jenem Namen gebrandmarkt werden, hat die feine Seele dieses Künstlers nicht vermocht. Und darum handelt es sich ja auch nicht bei den Anschuldigungen, sondern um die schlichte Tatsache eingeborener Empfindung.

Da in deutscher Sprache fast gar nicht auf Leben und Wirken dieses Künstlers näher eingegangen wurde, fühle ich mich gezwungen, auch Bausteine dieser Lebensgeschichte heranzutragen, die ich sonst gern einem größeren Publikum erspart hätte. Nicht bloß sein Charakterbild schwankte lange, auch einfache Daten seines Lebens, wie sein eigentlicher Name, waren bis vor etwa 50 Jahren in Dunkel gehüllt. Er hatte das Unglück, zu seiner Zeit einen Biographen zu finden, der alles tat, um sein Leben durch gehässige Lügen zu entstellen und ihm alle Teilnahme abwendig zu machen. Dies war Giorgio Vasari, der „Vater" der nachchristlichen Kunstgeschichte.

Durch die Forschungen, besonders des Barnabitermönches Luigi Bruzza, und die Entdeckung verschiedner Urkunden im historischen Archiv von Vercelli in Piemont ist jetzt festgestellt, wo Sodoma herstammt und wann er geboren ist. Pater Ugurgieri, ein Sienese, hat ihn für Siena in Anspruch genommen — trotz des Beinamens! Milanesi bewies, daß sein Familienname Bazzi und nicht Razzi war und daß er nicht aus dem Sienesischen Vergelli,



Florenz, Uffizien — Phot. Brogi

GIOVAN ANTONIO
JÜNGLING MIT LORBEERKRANZ

Zu S. 17



Siena, Gallerie — GIOVAN ANTONIO — Phot. Lombardi

KREUZABNAHME

Zu S. 19

sondern dem Piemontesischen Vercelli (im Dialekt Versé oder Verzé) stammte. In einer Urkunde, datiert 1510, wo die Mitgift seiner Frau Beatrice mit 450 fiorini (= etwa 1800 Frs.) festgesetzt wird, ist er als Johannes Antonius de Bazis, pictore de Verzé angegeben; in einer andern von 1534 ist er als Cavaliere Giov. Anton di Giacomo de Bazzi erwähnt. Die Möglichkeit, daß er aus dem adligen Hause der Tizzoni von Vercelli stammte, wie nach einer Eintragung im „Libro della Compagnia die San Bernardo“ schien, ist dahin berichtigt worden, daß er als Knabe einen Gönner aus jener Familie hatte, der offenbar an dem hübschen, intelligenten Jungen Gefallen fand.

Sein Vater Jacob Bazzi, ein Schuhmacher aus Biandrate, wurde 1475 in Vercelli ansässig; seine Mutter Angelina war aus Bergamo gebürtig, einem Gebiet, das üppige Typen hat und auch den bekannten Maler Palma Vecchio hervorbrachte. Dieser Jakob Bazzi hatte noch einen zweiten Sohn Nicola, der sein Gewerbe erlernte, und eine Tochter Amedea. Auch das Geburtsjahr unseres Meisters war lange strittig. Nun ist in des Vaters Testament Giovan Antonio zuerst genannt, also wohl der Ältere; ferner beweist eine Urkunde von 1502, daß er damals noch, nach des Vaters Tode, unter Vormundschaft der Mutter stand; nach dem Dokument von 1503 ist bloß noch der Bruder Nicola minderjährig. Die Minderjährigkeit dauerte aber in Vercelli, auch laut dem Testamente, bis zum 25. Jahre. Folglich ist unser Künstler 1477 geboren.

Da der junge Maler später mit so trefflichen Fähigkeiten hervortritt, wäre es gewiß unterrichtend, seine Lehrmeister zu kennen, aber wir erfahren nur wenig; erst der reife Jüngling erschließt sich unserer Kenntnis. Eine Urkunde vom 28. Nov. 1490 berichtet von einem Vertrage, den der Vater mit dem 34jährigen Maler

Martino Spanzotti schloß, und zwar in Anwesenheit und auf einer Besitzung jenes edlen Herrn Francesco de Tizzoni, der eben vermutlich an dem Knaben Anteil nahm — wenigstens bedenkt das Testament des Vaters beide Söhne gleich, ohne einer größeren Ausgabe für den studierenden Sohn zu erwähnen. Spanzotti hatte sich in Vercelli niedergelassen und muß dort angesehn gewesen sein. Heute werden ihm unter anderen einige Bilder zugeschrieben, die früher als Arbeiten des Gaudenzio Ferrari galten[1]), was jedenfalls für sein Können zeugt. Er hatte dem Knaben binnen 7 Jahren alles beizubringen, was er selbst verstand, auch Malerei auf Glas. Hier hätte Sodoma sein feuriges Kolorit her, das er, wie Vasari sagt, aus der Lombardei mitgebracht — denn die Schule der Oldoni in Vercelli leitet sich von der lombardischen her. Mit 20 Jahren war die Lehrzeit vollendet, da starb der Vater und der Jüngling ging wohl nach Mailand, um sein Glück zu versuchen und andere Meister zu studieren. 1501 war er urkundlich nicht mehr mehr in Vercelli und ist offenbar nicht mehr in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Mutter und Bruder mögen gestorben sein, auch hätte ihn dieser nicht verstanden; er verschwendete sein Geld, saß 1503 in Schuldhaft und die Mutter wollte, nach einer Urkunde, das Erbteil des abwesenden Sohnes ihm zuwenden. Alles wenig erfreuliche Zustände.

Von Sodoma's Arbeiten aus dieser Zeit wissen wir nichts. Ob sich der ehrgeizige schöne Jüngling jemals mit dem schönen majestätischen Zauberer Lionardo da Vinci in Mailand getroffen hat und von ihm in die Geheimnisse der Kunst, des Lebens und der Liebe tiefer eingeweiht wurde? Das bleibt leider nur eine fesselnde Vermutung. Erst 1501 tritt sein Schaffen aus dem Dunkel.

---

[1]) So in Turin und Grignasco.

Ende 1500 scheinen ihn die Söhne Ambrogio Spannocchis, des Schatzmeisters Papst Pius II., von Mailand nach Siena mitgeführt zu haben, wo dem Jugendlichen ein reiches Feld des Schaffens erblühte. Aber auch für Siena beginnt eine neue Zeit durch ihn, eine Neubelebung der Kunst.

II. Siena und der junge Meister.

Siena war seinerzeit ein angesehener Staat, dessen städtische Selbstherrlichkeit erst 1555 der kaiserlich-spanischen Macht erlag und dann bald an seine Nachbarin Florenz fiel. Die Kunst war dort schon früh zu eigner Blüte gelangt, die freilich noch steif und befangen blieb, aber doch keineswegs hinter der gleichzeitigen Kunst von Florenz zurückstand. Ja, die Werke von Duccio di Buoninsegna (um 1300), besonders das große Gemälde in der Opera del Duomo in Siena, verraten mehr dramatisches und individuelles Leben, als die seines florentiner Zeitgenossen Giotto. Treffliche Meister waren Lippo Memmi und Simone Martini. Bald aber erstarrte die sienesische Kunst. Siena hat schon klimatisch eine eigne Natur[1]), etwas in sich Geschlossnes, Abgesondertes; es thront 400 m hoch auf einem Felsrücken. Und diese Natur verrät sich natürlich auch in seiner Geschichte der Menschen und der Kultur. Noch heute ist Siena ein fesselndes, in sich beruhendes Denkmal, ja es hat noch sein malerisches mittelalterliches Fest „il Palio“ mit dem Zauber seiner Trachten und dem lebhaften Wettstreit seiner Stadtviertel bewahrt — auch die Anmut seiner Rasse, die den Meister Sodoma gewiß nicht wenig gefesselt hat[2]). Aber wie gesagt: die Kunst war erstarrt, und die Aufgabe

---

[1]) Vgl. mein Werk: „Klima und Dichtung“, Heft 4 der „Grenzfragen der Literatur und Medizin“ herausg. von Dr. S. Rahmer. München 1907.

[2]) Vgl. auch die beiden Bilder: „Madonnina“ und den „Ragazzino“.

unseres jungen Malers sollte es sein, sie in diesem liebenswürdigen Volk zu neuerer, reiferer Blüte zu erwecken.

Heute ist Siena ein stilles Städtchen von 30000 Einwohnern, das außer seinen Kunstschätzen, alten Palästen und dem lieblichen Blick auf die blauenden Bergketten und gelbbraunen näheren Hügel sich noch den lebenden Reiz seiner schönen Jugend bewahrt hat; aber mit dem Siena jener Tage und seinen fast 100000 Einwohnern, was damals eine Großstadt bedeutete, kann es ja nimmer verglichen werden. Es saß noch ein reicher Adel in den Palästen, zeitweilig samt der Stadt unter der Botmäßigkeit des übrigens trefflichen Machthabers Pandolfo Petrucci; und wir wissen, daß der junge Giovan[1]) Antonio, den die Edlen Spannochi berufen hatten, mit den Patriziern in angenehme Beziehungen trat.

Leider ist von den Porträts, die er in jener Zeit gemacht hat, so gut wie nichts erhalten. Ein Inventar aus seinem Todesjahr 1549 berichtet uns von 6 Porträts, darunter das des Tyrannen Pandolfs selbst und zweier Edeldamen, einer Saracini und einer Toscani. Erst dem Scharfsinn des verdienstvollen Forschers Senators Giovanni Morelli, der unter dem Namen Lermolieff in deutscher Sprache geschrieben hat, ist es gelungen ein Damenporträt in dem Städelschen Institut (Frankfurt), das bisher Sebastiano del Piombo zugeschrieben war, dem Sodoma zuzuweisen. Eine vornehme Dame, ganz individueller Natur, in voller Lebensblüte von etwa 30 Jahr sitzt vor einem Ausblick in eine Landschaft. Ihre Augen sind dunkel, anmutiger sinnlicher Ernst umschwebt ihren Mund, so echt im Geiste dieses Künstlers; auch die langen und doch weichen Finger. Prächtige Ketten und Ohrgehänge zieren sie. Die Landschaft ist ganz Sodoma: die hellen

---

[1]) Sprich: Dschowán, doch sch weich wie das französische j in journal mit d davor.

Berge in der Ferne und die zierliche phantastisch reale Stadt, wie auf zahllosen seiner Bilder.

Daß Sodoma eine große Fähigkeit besaß, das Persönliche im Menschen zu gestalten, zeigen seine großen Bilder, die soviel individuelle Köpfe aufweisen. Gerade dieser Künstler beweist, wie trefflich sich Schönheit und Charakteristik vereinigen lassen, was die nicht glauben wollen, denen die Fähigkeit dazu mangelt, oder die Harmonie solchen Empfindens. Auch die Jugend hat individuelles Gepräge, freilich bedarf es dazu einer feineren Kunst; doch ist es auch persönliche Anlage[1]) Noch einige Zeichnungen sind ein spärlicher Rest von Sodomas Porträts[2]): so der bärtige Kopf eines Kriegers (in den Uffizien). Und vor allem der schöne farbige Kopf des klugen schelmisch lächelnden Jünglings mit dem Lorbeerkranz (ebenda). Es ist, als ob die Geheimnisse Lionardo's und die überlegne Schalkhaftigkeit Sodomas sich in diesen Zügen vermählt hätten; daher gehört er sehr wahrscheinlich dieser Jugendperiode an.

Daß Sodoma seine Laufbahn in Siena um 1501 begann, beweist diese Zahl auf einem Rahmen, den Meister Barili zu den Bildern geschnitzt hat, die Sodoma für Enea Savini della Costarella malte. Landi hat sie noch gesehn und beschreibt besonders das eine mit Begeisterung — eine heilige Familie, deren Madonna „überaus erhaben in Geist und Zügen", ein „über die Maaßen feines und zartes" Christkindchen im Schoße hatte, während sie ihren rechten Arm um den „anmutigen" Johannesknaben legte. Und dabei der Hl. Joseph. Auch das zweite verlorene Bild war eine „heilige Familie", um eine hl. Katharina mit einer Lilie vermehrt. Dionisott

---

[1]) Ich habe selbst verschiedentlich Knabenknöpfe gezeichnet, die alle individuelle Ähnlichkeit besitzen, so daß sie von Fernstehenden erkannt wurden.

[2]) In der Albertina in Wien und im British Museum.

sagt, diese Bilder seien im vorigen Jahrhundert von der Witwe des letzten Savini für 120 Scudi ins Ausland verkauft worden. Der Adel verarmte und die Kunst wanderte aus! In jene Zeit mag auch das säuberlich ausgearbeitete Rundbild in der Galerie zu Siena gehören, ehemals in der Einsiedelei von Lecceto: „Die Krippe“ oder „die Verehrung des Kindchens“, das am Boden liegt, während die zarte Maria vor ihm kniet, hinter ihr Joseph, und auf des Kindes andrer Seite ein Engel mit dem kleinen Johannes, der jubelnd ein Kreuzchen hochhebt. Zwischen ihnen blicken Ochs und Esel so altklug von der Krippe her. Im Hintergrunde, wo zartblaue Hügel die Gegend begrenzen, begrüßt Joseph die Hl. drei Könige. Eine ähnliche Darstellung, doch ohne Krippe und die Szene im Hintergrunde und wie mir deucht, weniger in der Eigenart des Künstlers ist heute Besitz der Gallerie Borgogna in Vercelli[1]). Ein hübsches Bild, das sich in Berlin befindet, möchte ich hier einreihen. „La carita“, die Mildherzigkeit, nennt es sich, ich würde es die Weiblichkeit nennen; daß Sodoma das so zu gestalten verstand, beweist, daß auch diese Empfindung in seiner Seele heimisch war. Ein anmutiges Weib in der reifen Blüte der Jahre, dessen zartkräftiger Oberleib sich aus dem Mantel befreit hat, steht in offner Landschaft, ein Kindchen auf dem Arm, während zwei am Boden sich an ihren Mantel klammern. Das sinnige verhaltene Lächeln spricht schon für Sodoma[2]), auch die Behandlung der Haare und des Leibes. Der Künstler tastet hier den Weg eigenen Empfindens.

Und da stehn wir vor einem Werke, das gewiß in seine reifende Zeit gehört und viel Bewunderer gefunden hat, so die Italiener Landi, Della Valle, Milanesi, Frizzoni,

---

[1]) Früher in der Gal. Scarpa alla Motta di Friuli, wo es für Cesare da Sesto galt.

[2]) Früher Peruzzi genannt, bis Morelli es als Sodoma erkannte.

ja schon sogar Vasari, der ihm doch kein gutes Härchen lassen mochte, und die Franzosen Blanc, Eugen Müntz, sowie die Deutschen Burckhardt und zahllose andre. Und doch war dies Urteil nicht ganz richtig und gerecht. Man bewunderte die „Composition“ dieser **Kreuzabnahme** und ging dabei von dem alten einseitigen architektonischen Standpunkte aus, der in diesem Bilde zu seinem Recht kommt, ohne für die seelische und malerische Komposition[1]) Sinn zu haben, die seine andern Bilder auszeichnet. Wie die meisten trotz Vasari erkannten, gehört es in seine frühe Zeit. Doch finde ich nicht so sehr lombardische, als umbrische Einflüsse, vielleicht durch Vermittlung von Zeichnungen des Perugino, von denen Pinturichio nach Siena mitgebracht hatte. Wer das Sodoma'sche Bild mit der „Kreuzabnahme“ von Perugino und Filippino Lippi in Florenz[2]) vergleicht, muß diese Verwandtschaft erkennen. Beide mal ist der dreieckige Aufbau mit den angelehnten Leitern und den Männern zu beiden Seiten, die den Heiland herunternehmen; auf beiden hat der Mann rechts das lange barbarische Beinkleid; an beiden Kreuzen flattern die umbrischen Bänder. Und der echt peruginisch verkürzte Kopf des Johannes kehrt sonst bei Sodoma nie wieder. Seine eigne Natur verrät sich hier am meisten in der Frauengruppe links, wo die Mutter wie ohnmächtig zusammengebrochen ist, während die Frau mit dem mitleidig schönen Haupt sich sorgend über sie beugt. Hier wirkte die zarte weibliche Seele des Künstlers, wie die kraftvoll energische in den beiden Kriegern rechts, in der abgekehrten Gestalt, die so sinnlich fest wie in den Boden gewurzelt dasteht. Das Bild ist sehr reich an

---

[1]) Um dieser zu ihrem Recht zu verhelfen, weise ich des öfteren darauf hin.

[2]) Accademia delle belle Arti Nr. 98. (Phot. Brogi oder Alinari.)

Farben und wirkt doch wenig feurig, auch ist es trotz alledem keine Farbensymphonie.

Darunter verstehe ich einen erwognen Zusammenklang; hier ist aber eher eine Farbenharmonie, d. h. der Übergang der nebeneinander liegenden Farben wirkt harmonisch, ohne als Gesamtwirkung empfunden und gedacht zu sein. Z. B. in der Frauengruppe wird der blaue Mantel der Madonna mit dem leuchtend grünen der über sie gebeugten Frau durch deren gelblich weißes Kleid vermittelt, und der grüne stößt wieder an den dumpfroten der Stehenden hinter ihr. Und wie bunt, doch abgetönt sind die Kostüme der Kriegsknechte! Wenn aber Frizzoni[1]) sagt, diese „Tiefe des Ausdrucks" fände sich schwerlich in solchem Maße in einer andren seiner Arbeiten wieder, so kränkt er ihn mit diesem Lobe. Was hier in der Frauengruppe geleistet ist, übertraf Sodoma noch ursprünglicher und schöner in zwei späteren Werken. Aber es ist ein Grund, warum dies Werk so besondre Gnade vor den Augen der Kunstkenner findet: es atmet den Geist umbrischer Weise und Rafaelischer Konstruktion; und es ist einmal ein Dogma der Kunstkenner: Rafael ist groß und man kann höchstens sein Prophet sein. Gewiß, er ist groß, aber — es gibt noch andre Götter neben ihm.

III. Monte Oliveto Maggiore.

Bald durfte Giovan Antonio seinen phantasiereichen lebendigen Geist in großen Wandgemälden als liebenswürdiger Schöpfer betätigen. 1503 wurde er von Don Andrea Coscia, dem Kellermeister des Klosters Sant' Anna di Creta (oder Camprena)[2]) berufen, für 20 Golddukaten das Refektorium al fresco auszumalen. Das Hauptbild, gegenüber dem Eingang, ist noch heute das schönste,

---

[1]) Arte Italiana del Rinascimento.

[2]) In der Nähe von Pienza im Sienesischen.

doch auch durch Feuchtigkeit und andre Unbill verdorben. Nach seiner Aufhebung diente dieses Kloster als Kelterei! Welch kunstverständiges Volk diese Klosterstürmer waren! Dieses Bild schildert nun die **wunderbare Speisung.** Hinten in weiter Landschaft schlängelt sich ein Fluß; bei einem antiken Triumphbogen entkleiden sich junge Männer, um ins Bad zu steigen; im Mittelgrunde wandert ein Greis, sein Mäntelchen bläht sich im frischen Winde. Vorn links macht der Heiland Halt; vor der dichtgedrängten Schaar der Apostel steht seine Persönlichkeit. Hier setzt der Vorwurf gegen die „Gedrängtheit“ seiner Komposition ein, aber man beachte doch die seelische Komposition darin. Anmutig schaut Christus zu dem Knäblein hinab, das so voll strotzender Lebenskraft, halbnackt im windgeblähten Röckchen, mit den wenigen Broten dasteht, von einem Hündchen gefolgt, das auch noch paar Brosamen möchte. „Was soll ich damit?“ fragt das Bübchen lächelnd. Freundlich hebt der Heiland den Finger, als lächelte er selbst über diese Brötchen, die so viele speisen werden. „Und du sollst Wunder sehn!“ Vertrauensvoll blickt Johannes zu seinem göttlichen Freunde hin. Petrus schaut so ungläubig verdrossen drein. Wie verschieden sind die Köpfe dieser Masse der Jünger, die so wenig ihrem Meister gewachsen sind und so realistisch als einfache Leute erfaßt sind. Wäre ich nicht im Raum beschränkt, so wollte ich noch näher auf diese Charaktere eingehen. Man beachte auch die elegante Stellung des fast launig heiteren Heilandes, der eben Halt macht — wie der Mantel die Linien des Beines hebt, wie die Falten ihm folgen.

Die übrigen Bilder sind sehr entstellt und auch in der Ausführung weniger anzuerkennen: das gesättigte Volk, eine Pietà, Tolomei der Gründer der Olivetaner-Einsiedelei von Mönchen umgeben, die hl. Anna, die Madonna und Kind, endlich der Erlöser.

Nun folgt erst die glänzende Schöpfung von Monte Oliveto Maggiore (1505—06). Der Ordensgeneral Fra Domenico berief den jungen Künstler dazu, an den Wänden des Kreuzganges, wo Luca Signorelli schon 9 Bilder gemalt hatte, die Geschichte des Hl. Benedikt zu verherrlichen. Und wie gelang ihm das.

In einer eignen Schrift „Olympia und Golgatha"[1]) habe ich dargetan, wie diese scheinbar entgegengesetzten Welten sich zu Einer harmonischen entwickeln können, und inwiefern sie gemeinsame Wurzeln haben. In diesem Maler der Wiedergeburt erkannte ich nachträglich eine ähnliche unmittelbare Empfindung dieser Wahrheit. Seine Werke sind von so tiefem religiösen Gefühl inspiriert und dabei von einer unbefangenen Schönheit und Natürlichkeit, wie man sie antik zu nennen pflegt. Die Renaissance war eben nicht bloß eine Wiedergeburt der Kunst, sondern auch der Religion. Man hat bisher das Gegenteil behauptet, doch hoffe ich meinen Ausspruch in einem ausführlichen Werke zu erhärten. Selbst ein Hugo van der Goes (um 1450) offenbart in einem Bilde[2]) diese Verbindung antiker Ursprünglichkeit und christlicher Weise! Erst die Gegenreformation unterbrach diese Entwicklung; es war noch zu früh. Die Masse (die hohe wie die niedere) war noch nicht reif für die lautere Empfindung der Künstler, daher wurde alles ins falsch Übermenschliche, Gewissenlose verzerrt, ins sogenannt Renaissancehafte, was aber eine Ausartung war. Dann kam wieder die unkeusche Scham auf, die einzelne Teile des Leibes mit den Lappen eines „beschmutzenden" Gewissens zudeckte; das reine Erotische wurde ins plump Sexuelle verwandelt. Heute finden sich wieder Ansätze einer neuen Wiedergeburt des ursprünglichen

---

[1]) Lebenswerte, Heft 1. Jena, 1907.
[2]) Galerie Corsini in Florenz.

Empfindens[1]). Der Fortschritt auf diesem erneuten Wege der Wiedergeburt ist der einzige Gedanke, der uns im Kampfe um die Güter dieser Erde Mut und Ausdauer verleihen mag.

Als Giovan Antonio seine Laufbahn begann, war jene Wiedergeburt im Begriff ihren Höhepunkt zu erreichen. Kleinliche Seelen, wie Vasari, waren auch damals die Hemmnisse des Fortschrittes, den die Großen in ihren Werken offenbarten und den zu offenbaren ihnen auch die kirchlichen Anstalten ermöglichten. In Mont' Oliveto durfte Giovan Antonio 32 Bilder malen, davon 25 im Kreuzgange, für 4 von diesen erhielt er je 10 Golddukaten, für die andern je 7. Dieses alte Kloster, um 1320 gegründet, hat eine wunderbar romantische Lage auf einem Hügel, von einem Hain stolzer dunkler Zypressen umgeben, mit dem Blick auf nahe goldige Felsen, zum Teil von Olivenwaldung bestanden, und fernerhin auf die hier unendlich zartblauen Berge, die wie ein Hauch am Horizonte verschwinden. Und diese Landschaft begegnet uns oft auf den Fresken des Malers.

Die erste große Freske schildert den **Abschied Benedikts** von den Eltern. Es ist ein zarter, bunter Frühling, vorwiegend in rosa und hellgrünen Tönen gehalten — wie eine Rosenknospe im Grün. In der Tat: wie der anmutig schöne, blondgelockte Jüngling, fast möchte man Knabe sagen, auf seinem Roß in die Welt hinaussprengen will, indes er sich noch einmal umwendet, um Abschied zu nehmen — das ist lenzende Stimmung. Über den zartblauen Rock flattert ein Mantel von bronzener Lebensglut. Es ist der Knabe, der zum Jüngling erglüht. Vorne, zurückbleibend, steht eine Frau in Schwarz — die Mutter. Das ist seelische Farben-

[1]) In den letzten 2 Jahren sind sogar in Italien, in den staatlichen Museen, die bisher allzugroße Rücksicht auf die englischen Misses übten, diese Scheulappen bei der Plastik gefallen.

komposition, die Komposition eines Malers, nicht eines Architekten. Man lerne doch endlich würdigen, daß eine Komposition von fünferlei Standpunkt erwogen werden kann: architektonisch, zeichnerisch, luministisch, malerisch und seelisch.

Das zweite Bild, Benedikt auf der Hohen Schule, ist nicht so bedeutend, es ist sehr bunt, fast wie die Schule des Lebens, auch hier wirkt rosa-rot als Farbe vor.

Das dritte, **die Macht des Gebetes**, ist von entzückender Schöne der Gestalten. Allenfalls könnte man einwenden, das Bild zerfiele in zwei Hälften; das war aber in jener Zeit ziemlich üblich.[1]) Links liegt der junge Benedikt auf den Knieen und heilt durch sein Gebet ein zerbrochenes Geschirr. Rechts steht vor grünem Rasen, mit dem Blick durch einen Säulenbau des Mittelgrundes auf die fernen blauen Berge und den Fluß — Giovan Antonio selbst, als eleganter Kavalier, neben ihm ein anmutiger Jüngling und ein liebreizender Knabe, von andern Männern gefolgt. Dies ist das einzige verbürgte Porträt des Malers, und freilich gibt es seinen Charakter ganz wieder. Den brokatnen Mantel mit weißem Futter, den bläulichen Sammetrock, das purpurrote Trikot, die Kappe, das stolze Schwert mit dem goldigen Griff — all das hatte er, laut dem Klosterarchiv, von einem mailändischen Edelmann erstanden, der Mönch geworden war. Er kleidete sich gerne mit Eleganz. Den Vorwurf der Eitelkeit hört man da leicht; aber eine gewisse Eitelkeit ist Bescheidenheit. Der Arrogante glaubt auch ohne alles Zutun den Leuten angenehm zu sein.

Aus klugen grüngrauen schelmischen Augen blickt uns der Künstler an, während ein überlegen schalkhaftes Lächeln um seine vollen Lippen zuckt. Die Nase ist energisch, auch die Gesichtsform; reiches dunkelbraunes Haar flutet

---

[1]) z. B. auf Michelangelos Schöpfungsbild in der Sixtina, wo Gottvater sogar zweimal erscheint.

um sein Gesicht auf die Schultern herab. Der Schöpfer der Werke leibt und lebt, ein Mensch, der Schönheit, zarte und sinnlich schöpferische Erfindung mit selbstbewußter Energie verbindet — ein ernsthafter Schalk, der seiner inneren Welt sich bewußt ist und die Menschen nicht fürchtet, aber doch eine empfindsame Seele hat. Bezeichnend für sein Wesen sind auch die Tiere, die er mit abgebildet hat, besonders sein sprechender Rabe. Auf diese „Schrulle“ des „närrischen Kauzes“, wie ihn die Mönche nannten, wird noch zurückzukommen sein. Sicherlich ist sein sogen. Porträt in den Uffizien nicht er; abgesehen davon, daß Augen, Haare und Ausdruck andre sind, erinnert nicht einmal die Malerei an ihn:[1]) das Fleisch ist zu ledern, die Landschaft nicht von seiner Art. Und sich selbst hätte er entschieden besser gemalt.

Sehr bezeichnend sind die beiden liebreizenden Figuren rechts vom Künstler auf jener Klosterfreske. Ein italienischer Gelehrter, Basilio Magni,[2]) hatte die naive Unwissenheit, deren Absicht etwas durchsichtig ist, die beiden für Frau und Tochter des Sodoma auszugeben. Nun ist das Bild 1505 gemalt, aber erst 1510 hat er geheiratet; und die Tochter ist erst 1526 im entsprechenden Alter gewesen!! Dieser hübsche Jüngling mit den rosigen Wangen und dem kupferblonden Haar, dessen nackte gebräunte Knie und Waden aus dem veilchenfarbenen Rocke hervorschauen, kehrt hier auf verschiedenen Bildern wieder. Er ist ganz individuell und individuell ist auch der Knabe: goldblond in dunkelrosenrotem Mantel. Daß diese Gestalten heute, willkürlich oder unwillkürlich, als weiblich angesprochen werden,[3]) beruht eben darin, daß man ihren Liebreiz empfindet und diesen sich gedrungen fühlt „weiblich“

---

[1]) Wie schon Frizzoni a. a. O. bemerkt hat.

[2]) „Storia dell' Arte Italiana dalle Origini al secolo XX.“ II. pag. 609.

[3]) Wie ich das selbst in Siena beim Kunsthändler erlebte.

zu nennen. Das **Ewig-anmutige** — das Eden-Ideal des Glaubens an Engel und Huris, auf Erden eine seltene Blüte —

> „wo der Geschlechter Widerstreit
> in Einer Form gebunden“ [1])

ist das Begehrens- und Erstrebenswerte — das Harmonische. Das ist ein weites Feld, dessen Bebauung ein eignes Werk verlangt. Freilich ist zum Verständnis Giovan Antonios fast unbedingt notwendig, was ich, als erster, „araphroditisch“ [1]) genannt habe — die harmonische Durchdringung des Kraftvollen mit dem Anmutigen. Diese Empfindung entwickelt sich bei Sodoma noch mehr und gelangt später zu seinem höchsten Ausdruck.

Er ist nicht ausschließlich das, was man heute eine homosexuelle Natur nennt oder richtiger konträrheterosexuell nennen sollte. Er ist nicht ein scheinbarer Mann, der nur weiblich empfindet und nur vom Starken angezogen wird. Nein, er vereinigt beide Welten in seiner Natur. Und darum drängt es ihn solche Harmonie zu gestalten. Es ist ihm später glänzend gelungen das schöne Weib zu verherrlichen; aber dieses weibliche Element — wo es nicht seelisch erschüttert wie in der Hl. Katharina dargestellt ist — ist kein extrem passives, kein sentimentales Gretchen und auch keine lüsterne Schöne, sondern mehr ursprünglich gleich der hellenischen Aphrodite [2]), germanischen Freya oder Kriemhilde eine in sich beruhende Schönheit, die von einer gewissen ruhigen Kraft erfüllt ist, wie seine Eva. Und dasselbe gilt von seinen Jünglingsgestalten, da wo er sein ganzes Empfinden hineingelegt hat. Sodoma ist, was man homoi-erotisch [3]) und bi-erotisch nennen könnte,

---

[1]) Elisar von Kupffer „An Edens Pforten, aus Edens Reich“, sufische Gedichte, Pierson, Dresden 1907. S. 26 u. 142.

[2]) Z. B. die von Knidos, von Melos, nicht die Medici.

[3]) homoio, — nicht homo — ähnlich nicht gleich. Homöopathie ist desselben ethymologischen Ursprunges. Statt des korrekten

also ähnliches-liebend und zwiefältig liebend. Seine Sehnsucht erstrebte nicht den Gegensatz, sondern mehr das ihm Verwandte; und sein Empfinden ist kraftvoll und zart zugleich. Unter bisexuell versteht man ja bis heute die Hinneigung zu Weib und Jüngling, (oder zum weiblich aussehenden Mann) was doch dem Wesen nach eigentlich dasselbe ist, nämlich zum Anmutigen (Frauenminne und Lieblingminne); und da ist es ein Widersinn, bei ausschließlich werbender Anlage von einer doppelten, bisexuellen, zu sprechen. Männer, die nur begehrend empfinden, sei es zum Weibe oder zur männlichen Jugend, sind also insofern keineswegs bisexuell zu nennen, sondern bloß heterosexuell, weil sie das **andere** Element verlangen; allenfalls sind sie biheterosexuell zu nennen. Deswegen nenne ich konträrheterosexuell solche, die scheinbar ihr eigenes Geschlecht „ersehnen", in Wirklichkeit aber doch das andre, werbende, zugreifende Element — wie die Urninge, die nur das Kraftvolle und Aktive als Ergänzung suchen. Bisexuell wären also nur solche Menschen, in denen sowohl das werbende, aktive, liebende Verlangen mächtig wirkt, wie auch das hingebende, sorgende und liebende Sehnen, das wir besonders im Weibe finden. Das Wort homosexuell (gleiches liebend) beruht überhaupt zum großen Teil auf polizeilichem Irrtum und oberflächlicher Klassifizierung. Daher so viel Mißverständnisse und Streit über dieses Wort. In

---

homoioerotisch ist des folgenden Vokales e wegen die Elidierung des o phonetisch ratsam: also homoi-erotisch; dagegen homoiosexuell. Das Wort „homosexuell" ergab übrigens bei dem klassisch ungebildeten Publikum ein Mißverständnis, da es fälschlich vom lateinischen *„homo"* = Mensch, statt vom griechischen ὁμος abgeleitet wird. So stand letzthin in den italienischen Korrespondenzen aus Berlin statt *omosessuale* = homosexuell das ähnlich klingende *uomo sessuale* = der geschlechtliche Mann (oder Mensch), denn in Italien ist das lateinische *homo* zu *uomo* geworden.

jedem Liebesaugenblick leben und weben, recht begriffen, stets beide Elemente, das Suchen und Geben. Überhaupt ist das Wort sexuell viel zu plump hebammenhaft für die reiche Welt des erotischen Empfindens — der tiefen und reichen Welt der Liebe. Das „Sexuelle“ (vom lateinischen Worte *Sexus* = Geschlecht) bedeutet allzu ausschließlich das Äußerliche, die physiologischen Organe und Funktionen; dagegen das „Erotische“ (vom griechischen Worte ἔρως-Eros = die Liebe) umfaßt demgemäß mehr: auch das ganze Innerliche, Gemütvolle und Geistige samt dem Leiblichen. Um denselben Wert und Sinn zu haben, müßte der lateinische Ausdruck von „*amor*“ abgeleitet sein. Das Wort „erotisch“ ist um so viel reicher und höher als „sexuell“, um wieviel die griechischen Tragödien über den latinischen Zirkusspielen, die olympischen Feste über den Gladiatorenhetzen stehn.

Das Wort „sexuell“ (homo-, homoio-, hetero- und bi- oder biheterosexuell) mag ja wohl da am Platze sein, wo nur medizinisch-physiologisch oder juridisch-kasuistisch von sexuellen Vorgängen, im engsten Sinne, die Rede ist; sonst muß es durchaus abgelehnt werden, als eine einseitige, unbillige und insofern herabsetzende Bezeichnung. Um das Physiologische und Sexuelle hat sich keiner außer den Beteiligten zu kümmern, dagegen ist das Erotische eine soziale und — wohlverstanden — förderncde Macht, von der es wohl berechtigt ist, öffentlich zu reden. So ist es plump, die Ehe immer nur dadurch entschuldigend zu kennzeichnen, daß in ihr Kinder erzeugt werden, als ob sie nicht an sich als menschliches Verhältnis auch kinderlos, gleichwie freundschaftliches Zusammenleben, einen höher menschlichen Gemeinschaftswert hätte, der über den sozialen Herden- und Zeugungstrieb der Tiere hinausgeht.

Als der verdienstvolle Vorkämpfer und Arzt, Dr. Magnus Hirschfeld (nach dem Vorgange vom Pro-



Sant' Anna in Camprena Phot. Lombardi

GIOVAN ANTONIO

DIE WUNDERBARE SPEISUNG

Zu S. 21



Monte Oliveto Maggiore — Phot. Alinari

GIOVAN ANTONIO
ZERSTÖRUNG VON MONTE CASSINO

Zu S. 31



Monte Oliveto Maggiore — GIOVAN ANTONIO — Phot. Lombardi

EIN HIRTENJÜNGLING
(Teilaufnahme)

Zu S. 30



MADONNINA Phot. Envotas

Zu S.15 , 30 und 98

fessor von Krafft-Ebing) dieser Forschung seine Tätigkeit zuwandte, da war die Anwendung des Wortes „homosexuell“ am Platze und aus dem Wesen des Kampfes gegen dogmatisch-asketische Anschauung und polizeiliche Eingriffe berechtigt, um so mehr als es sich zuerst wesentlich nur um medizinische oder forensische Beurteilung von solchen handelte, die an „sich selbst“ oder ihrer Umwelt litten. Dagegen ist heute für das Publikum, und gar bei Beurteilung von kulturhistorischen Größen, dieses Wort überflüssig, ja irreleitend.

Giovan Antonio war eben bi-erotisch; darunter möchte ich die Vereinigung der Grundempfindungen beider Geschlechter, der Begehrenden und der Hingebenden, in Einer Person verstanden wissen. Auch Signorelli hat, wie erwähnt, in diesem Klosterhof gemalt; aber obschon er ähnliche Neigungen hatte, weicht er von Giovan Antonio insofern ab, als er eine ungebändigte Kraft war, dieser aber stetig mehr ausgeglichen. Giovan Antonio ist apollinisch, Signorelli mehr are-isch[1]), Correggio wäre mehr dionysisch zu nennen.

Von ergreifender Anmut ist das vierte Bild, die **Weihe**, das leider teilweise verdorben ist. In freier stiller Natur kniet der zarte Jüngling Benedikt vor dem greisen Mönch Romanus. Welch fein empfundener Gegensatz zwischen dem würdevollen, weißbärtigen Manne, der die weiße Kutte segnend und weihend über den ergriffenen Knaben breitet, der sich wie eine erblühende Knospe in den Mantelschatten des Greises kauert. Eine christliche Darstellung ersten Ranges! Und dabei möchte ein Wissender an die Gestalt des greisen Dichters Pindar denken, der in hohem Alter einen geliebten Jüngling in die Weisheit seines Herzens einweihte; wie er ja, der Geschichte nach, das Haupt auf den Knien dieses Knaben in eine andre Welt hinüberschlummerte.

---

[1]) Von Ares abgeleitet.

Bild 5 und 6 schildern den Anfang der kirchlichen Laufbahn. Bild 7 zeigt ihn mit den Hirten der Umgegend, die ihm Früchte bringen und die er unterweist. Dieses Gemälde ist weich und idyllisch in der Auffassung und zugleich sehr realistisch in der Darstellung der Bauern. Schön ist wieder der Jüngling rechts, derselbe Typus wie auf Bild 3, ein Charakter, der vertraut und dem man vertrauen kann. Es ist ein Wesen, wie es sich in lebendem Typus[1]) noch in der Gegend wiederfindet und dem die Worte zu gelten scheinen:

„Mein Lieb, du hast die Natur der Tauben . . ."

Diese Gestalt, mit verschränkten Beinen und auf den Stab gestützt, gemahnt an eine griechische Vasenfigur, auch in dem Terrakottaton des Fleisches.

Ich übergehe die Bilder mönchischen Lebens, die alle, mit seelischer Berechtigung, weniger reich an Farbentönen sind, doch wiederum reich an anmutigen fast kindlichen Köpfen, so: der hl. Maurus, der den Placidus rettet, indem er auf Benedikts Geheiß auf dem Wasser wandelt; so der hübsche junge Hirte, der kniend von dem gealterten Heiligen eine Korb-Flasche Weines empfängt, aus der später, als er sie für sich versteckt hatte, zur Strafe eine Schlange kriecht. An der Ecke des Kreuzganges stoßen wir dann auf zwei vorzügliche Gemälde.

Der falsche Priester Fiorenzo hat eine Schar leichtlebiger junger Weiber ins Kloster geschickt, um Ärgernis und Versuchung zu erregen. Es ist eine Farbenkomposition: auf der linken Seite steht die weißgekleidete Schar der Mönche, eine gedrängte Herde; rechts die verlockende bunte Welt der jungen Weiber. Wie bläuliches durchsichtiges Wasser rinnt der einen lebenslustigen Schönen das Gewand herab; eine andre schillert in gelb und grüner Seide. Verführerisch ist diese bunte Schar

[1]) Vgl. dazu die Spezialaufnahme Madonnina. (Toskanischer Jüngling, der in gymnast. Wettlauf siegte.)

und doch wie sittsam in ihrer Verlockung, nichts Gemeines liegt in diesen Gestalten. Es ist mehr ein ideeller Gegensatz zweier Welten, es ist eine Antithese klösterlichen Bundes und weltlicher Lust, doch nicht ganz unbefangen in der Wirkung, weil der Künstler für keine der beiden Massen Partei ergreifen konnte. Für seine Psyche ist das Bild sehr lehrreich. Auf andern Bildern predigt Giovan Antonio die Lebensfreude mit harmloser Ursprünglichkeit und auch schmerzlicher Ergriffenheit.

Nebenan ist das sinnigbunte Bild, wo Benedikt die beiden römischen Knaben Maurus und Placidus in seine Schar aufnimmt. Mit väterlicher Liebe empfängt sie der greise Heilige, kindlich hingegeben knieen beide an ihn geschmiegt. Die olympische Welt vermählt sich mit der christlichen. Die hübschen Pagen zu beiden Seiten sind wie ihre lebendigen farbigen Wappenhalter. Links der reizende Knabe mit dem Falken auf der Hand in rot, schwarz und Silbergold gekleidet. Rechts der andre, die fließende Linie des Rückens zugewandt, auf sich selbst ruhend, das Profil mit den weizenblonden langen Seidenhaaren ruhig, selbstbewußt. Noch mehr nach rechts im Bilde Rosse, die gezügelt werden, und Männer, die miteinander beschäftigt sind. Schon hier sei es bemerkt: das ist eine Eigenart von Sodomas Komposition, daß er uns nicht architektonische Berechnung, sondern wirkliches Leben vorführt. Fast immer sind die Gestalten miteinander geistig verknüpft, während sie bei vielen andern Meistern, ja selbst bei Raffael, uns so oft als sehr schöne Statisten anschauen.

Die Kraft des jungen Künstlers kommt aufs Lebendigste in dem Bilde zum Ausdruck, das die von Benedikt vorausgesagte Zerstörung von Monte Cassino durch die Goten schildert. Das Roß im Vordergrunde und besonders die Gestalt des herrischen Ritters in der stahlharten Rüstung — diese Szene, wo er eben im Begriff ist aufs

Roß zu steigen, während ihm ein kraftvoller Landsknecht knieend eine Botschaft überreicht, sie ist von brennender Realität, wie sie in dieser Art in der Kunst allzuselten ist. Auch der schmucke Landsknecht daneben im Profil ist packend. Das hat Giovan Antonio gemalt, der Freund der Pferde und des mutwilligen Wettlaufes, der Sieger der Rosse im Paliorennen.

Drastische Kraft verrät auch das letzte Bild, wo der angstvolle Bauer in der Gewalt der Kriegsknechte ist, deren einer auf ihn zuschlägt. Gleich wird der Heilige ihn befreien, durch eine bloße Gebärde. Auch hier ist die Anmut vertreten, ein hübscher Page, der an einem weißen Rosse lehnt. In einem andern Bilde, wo Benedikt zwei Nonnen vom Bannspruch löst, kommt schon die spätere Farbensymphonie von Gold, Weiß, Schwarz und Rot zum Ausdruck. Der eine der schönen Frauenköpfe erinnert besonders an Lionardo'sche Zeichnung.

Das ist das große Jugendwerk von Monte Oliveto, das ihm ewigen Ruhm sichern wird — solange eben diese irdischen Werke dauern, die leider schon zum Teil sehr zerstört sind und in der Photographie erst recht nicht den Eindruck des Originals wiedergeben. Es wäre gewiß ein wahres Verdienst, wollte ein Mäzen ein paar dieser Werke für ein deutsches Museum kopieren lassen [1]).

Von hier kehrte Giovan Antonio nach Siena zurück und 1507 [2]) malte er bereits in San Gimignano in der Capella del Carcere, und zwar auf Aufforderung des Podestá Macchiavelli. Das Bild stellt den Hl. Ivo dar, von Bittstellern umlagert und Recht sprechend; zwei nackte Putten halten vorn das Wappen der Macchiavelli. Rechts im Bilde ist die hübsche Gestalt eines Jünglings, die an

---

[1]) Das Porträt des Sodoma habe ich selbst an Ort und Stelle kopiert.

[2]) Graf Luigi Pecori, Storia della Terra di San Gimignano, 1853, Firenze s. 563.

Luini erinnert, der auch Norditaliener war und vielleicht sein Mitschüler bei Lionardo. Auch hier zeigt er sich als leichter und gefälliger Erfinder, doch hier leider auch flüchtig in der Ausführung und das Werk verträgt keinen Vergleich mit Monte Oliveto Maggiore.

IV. Rom und das Hohelied der Liebe.

Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom

dichtet Goethe im Anfang seiner Römischen Elegien. Doch ohne die Künste wäre Rom auch nicht, was es ist, denn die Kunst ist ja ein hochmenschlicher Ausdruck der Religion und der Liebe. Aber — die Kunst in Rom ist erborgt, Rom selbst ist nur ein staatliches Genie gewesen. Seit den Tagen der Cäsaren strömten die Künstler nach Rom, wo man ihre Dienste zur Verherrlichung eigner Größe brauchte. Denn ohne Dichter und bildende Künstler würden die Großen dieser Erde im Dunkel kommender Jahrhunderte verschwinden [1]), wie schon Horaz mit Stolz verkündete und vor ihm der große Pindar.

Auch Giovan Antonio ist nach Rom gekommen, aber nur vorübergehend; seines Bleibens war dort nicht. Er dachte wie Julius Cäsar: besser Erster in einem kleinen Orte, als der Zweite in Rom. Rafael war bereits in Rom, wie sein Brief vom 5. September 1508 an Francesco Francia nach Bologna beweist. Und laut einem vatikanischen Dokument vom 13. Oktober 1508 ist Sodoma an diesem Tage durch Kaution des Sigismondo Chigi zur Arbeit in den Gemächern des Vatikans berufen worden, die Julius II. damals geschmückt sehn wollte. Agostino Chigi, der geschätzte Finanzminister Sr. Heiligkeit, hatte in seiner Vaterstadt Siena, wo er vorübergehend

---

[1]) vgl. „Fürsten und Künstler" von Dr. Eduard von Mayer, Berlin 1907.

weilte, unsern Künstler aufgefordert, nach Rom zu kommen. Jene Dokumente beweisen, daß Vasari wieder einmal geschwindelt hat und daß Giovan Antonios Arbeiten bei der Ankunft Rafaels noch gar nicht gemalt sein konnten und also auch nicht heruntergeschlagen werden konnten, wie Vasari behauptet.[1]) Wenn Rafaels geniales Schaffen diesem Papste mehr zusagte, so ist es natürlich, daß er ihn, seinem Geschmacke nach, bevorzugte. Trotz Vasari ist es wahrscheinlich, daß Rafael und Giovan Antonio zusammen in der Sala della Segnatura gemalt haben. Noch heute sind die Ornamente und Friese an der Decke von Sodomas Hand, auch die kleinen mythologischen Bildchen und in der Mitte die meisterhaft verkürzten Putten, die fälschlich immer als Schöpfung Melozzo da Forlis galten. Vermutlich hat Rafael sich sogar selbst mit Giovan Antonio zusammen in der „Schule von Athen" gemalt, wie Morelles herausgefunden hat.[2])

Ein Gefolge von Künstlern umgab bald den Malerfürsten Rafael und es ist wohl verständlich, daß ein Sodoma, der sich Rafael gleichfühlte, nicht neben ihm hofieren konnte. Er kehrte bald nach Siena zurück, das ja immerhin damals selbst eine ansehnliche Stadt war. Der moderne Reisende ermißt nicht, daß Siena zu jener Zeit eine andere Welt war wie heute. Wenn Rom auch die Stadt des Papstes war, übertraf es Siena doch keineswegs wie in unsern Tagen, wo Siena aus einem Staat zu einer entvölkerten Provinzstadt herabgesunken ist, dagegen Rom zur belebten Hauptstadt zweier Souveräne emporstieg.

1510 vermählte sich Giovan Antonio mit Beatrice, der Tochter eines wohlhabenden Gastwirtes, genannt Luca de' Galli, die ihm die erwähnte Mitgift brachte. In den ersten beiden Jahren gebar ihm Beatrice 2 Kinder,

---

[1]) Vasari, 1550, Bd. II, S. 648.

[2]) Das Porträt galt früher für das Peruginos, dem es aber gar nicht gleicht.

von denen das eine in den Windeln starb, das andere, ein Mädchen namens Faustina, später seinen Schüler Bartolommeo Neroni, gen. il Riccio, ehelichte. Vasari sucht unserm Meister auch hier am Zeuge zu flicken: er schimpft ihn eine Bestie; er hätte sich bald nach der Hochzeit von seiner Frau getrennt, oder sie „verjagt", wie es bei ihm heißt, weil er sie nicht mehr sehen konnte. Das klingt ja eigentümlich, und bei dem heutigen Stande der physiologischen wissenschaftlichen Forschung wäre man leicht geneigt anzunehmen, daß er eben nach der Hochzeit von einer unwiderstehlichen Abneigung gegen ein solches Zusammenleben erfaßt wäre. Wir kennen ja jene „rätselhaften" Fälle von Brautflucht und Selbstmord kurz vor oder nach der Hochzeit [1]), die so oft als unerklärliches Kuriosum in den öffentlichen Nachrichten dastehen. [2]) Wahrscheinlich hat Giovan Antonio sich nicht dauernd von seiner Frau getrennt, da sie später als bei ihm wohnhaft erwähnt scheint. Der Künstler besaß jedenfalls selbst viel von weiblicher Eigenart, wie aus seinen Werken deutlich erhellt, so daß er darin eines extremen Ausgleiches nicht recht bedurfte, sondern mehr einer ihm verwandten Natur.

In folgender Zeit (1510—11) war er im Palazzo

---

[1]) vgl. Goethes Brief an Zelter Nr. 565 vom 4. Dezember 1827, Reclam, Bd. II.

[2]) Ein Mann aus hochadliger Familie versicherte mir, daß der Eintritt in die Ehe ihm die peinlichsten Augenblicke seines Lebens bereitet hätte — und obwohl er Vater von 2 Kindern ist. Ein Andrer, der zu unsern bekanntesten Dichtern und Schriftstellern zählt und zugleich seines edlen Charakters wegen sich allgemeiner Achtung, auch gerade in der Frauenwelt, erfreute, erklärte mir, daß er im Todesfalle seiner Frau in die peinlichste Lage geriete, da sie das einzige Weib wäre, mit der er ein eheliches Leben führen könnte. Würde er seiner stärkeren Neigung einmal folgen, so hätte er nicht mehr den Milderungsgrund absoluter Weiberscheu. Auch er war Vater von einigen Kindern und ist leider inzwischen gestorben.

Chigi zu Siena tätig, im Hause seines Gönners Agostino, des Prächtigen. Er malte dort die Taten des Julius Cäsar und die phantasiereichen „Verwandlungen" des Ovid. Welche Fülle von Reizen uns da wohl verloren gegangen ist, beweisen die Bilder der Farnesina. Wir erfahren von jenen Arbeiten bloß durch Mitteilungen [1]). Es waltete überhaupt wenig Glück über seinen Werken. Fast gänzlich zerstört ist die Malerei in der Loggia gegenüber der Hauptkirche in San Gimignano, die er 1513 bei dem zweiten Aufenthalt ausführte. Erhalten ist dagegen ein Bild, wohl aus jener Zeit, das in die Galerie zu Turin übergegangen ist. Dieses Ölgemälde dürfte seiner architektonischen Komposition wegen mehr Gnade vor manchem Schulgeschmack finden als manches andere. Es ist auch sehr zart und fein in der Empfindung: eine Madonna mit dem Christkind in erhöhter Stellung, von Heiligen umgeben. Von überaus zarten Linien, wie man sie weiblich nennt, ist der kniende jugendliche Evangelist Johannes im Vordergrunde des Bildes. Doch haben die Farben durch Restaurierung sehr gelitten.

Zerstört ist noch ein Werk jener Zeit: die Malerei auf der Außenseite des Hauses, das einem Agostino de' Bardi gehörte. Doch das Dokument darüber, vom 9. Nov. 1513, ist sehr lehrreich. Der Künstler sollte nämlich dieses Werk gegen ein Pferd im Werte von 30 Golddukaten ausführen. Wir sehn, Giovan Antonio war ein echter Kavalier, wenigstens im Sinne eines hellenischen Aristokraten: Rosse und schöne Jugend waren ihm preiswert.

Glücklich ist, wer Jünglinge liebt, und rennende Rosse,
Jagende Rüden, und auch Gäste von nah und von fern,

so dichtete der „Tugendspiegel" der dorischen Knabenerziehung, der Ritter Theognis aus Megara. Und diese

---

[1]) vgl. Cugnani: Agostino Chigi, il Magnifico. 2. Band des Archivio della Società Romana di storia Patria 1879 p. 485.

Worte sind auch wie aus dem Empfinden unsres Künstlers gemünzt.

1514 treffen wir ihn wieder in Rom. Hier finden wir das Hohelied der Liebe von seiner Hand, das uns zugleich den Reichtum seiner erotischen Seele offenbart — in der Villa Farnesina, ehemals im Besitz des Agostino Chigi. Daß es nicht vor 1514 geschah, dafür sprechen zwei Tatsachen. 1511 und 1512 beschrieb der Dichter Egidio Galli jene Villa Chigiana mit all ihren schon vorhandenen Kunstwerken, ohne dieses schöne Werk zu erwähnen. Ferner schreibt Pietro Aretino in seinem Briefe von 1545 an den Künstler, ihn mit zärtlichen Worten an ihr liebreiches Zusammensein in fernen Jugendtagen im Hause Chigi's gemahnend; und Pietro Aretino war als 22jähriger Jüngling beim Antritt der Regierung Leo's X., etwa 1514, nach Rom gekommen. Ihre Freundschaft muß also wohl in jenen Tagen geschlossen sein.

Auch an diesem Werke erprobte sich der gehässige Schwindelgeist Vasari's. Er beschreibt nämlich das Bild so gänzlich falsch, daß er es nie gesehn haben kann, ja nicht einmal einen vernünftigen Bericht darüber gehört haben mag. Jeder ehrliche Kunsthistoriker müßte sich verwahren, einen solchen Mann als den Vater der Kunstgeschichte anzuerkennen. Oder sollten wir wirklich einen Verfasser von Lügengeschichten als solchen feiern?

Es sind verschiedne Freskengemälde im oberen Stockwerk jener Villa, den die gleichgültige Besitzerin, die selbst in Spanien lebt, aus rein barbarischer Laune den Freunden der Kunst verschließt, wie der Fürst Torlonia die Villa Albani [1]). Alle sind sie heute unserm Meister zugesprochen, nachdem besonders der verdienstvolle Senator Morelli-Lermolieff durch verschiedne Zeichnungen (in Wien, Florenz, Oxford und Budapest) nachgewiesen

---

[1]) Vgl.: An Edens Pforten. S. 62 ff.

hat, daß das Hauptwerk eine Erfindung Giovan Antonios ist und nicht wieder blos die Ausführung eines Entwurfes des Alleingottes Rafael.

Da ist ein Vulkan, der Pfeile schmiedet, dann die Bändigung des Rosses Bukephalos — welches zweite Bild (oh Ironie!) früher Vasari zugeschrieben wurde, jenem Vasari, der das Bild nebenan so grundfalsch beschrieben hat, daß er es nie gesehn haben kann. Wie das geschehen konnte, bleibt ein Beitrag zur Geschichte menschlichen „Geistes“! Man vergleiche mit der Abbildung der „Hochzeit Alexanders“ die folgenden Worte des Vasari: „eine Anzahl Amoretten: einige von ihnen lösen dem Alexander den Panzer, andere ziehen ihm die Stiefel, d. h. die Fußbekleidung ab, andere nehmen ihm den Helm und die Kleidung.“ Das ist Alles! Und alles falsch! Daran schließen sich nur gehässige Bemerkungen. Eine merkwürdige Wissenschaftlichkeit! Doch pflegt das noch in unseren Tagen vorzukommen, wo man über Natur- und Menschenerscheinungen redet, schreibt und aburteilt, ohne sie jemals persönlich kennen gelernt zu haben.

Ferner ist der Augenblick dargestellt, wo Alexander der Große die **Familie des besiegten Perserkönigs Darius** empfängt. Man hat auch an dieser Komposition zu nörgeln gehabt. Wie der junge Held die Erniedrigung der knieenden Königin abweist, um sie aufzurichten, während sein schöner Freund Hephästion, von der Vergänglichkeit der Größe ergriffen, auf die Gefangenen schaut, ist tief empfunden. Dann die scheue gedrängte Schaar der Frauen hinter der Königin, mit dem hübschen nackten Buben, der so natürlich neugierig zu dem Helden hinblickt, und der verhaltneren Schwester. Und rechts hinter den beiden Fürsten die Mannen, die rücksichtsvoll im Hintergrunde gelassen wurden, um die peinliche Lage der Königin und ihrer Frauen nicht zu erhöhen.

Welche seelich feine, vornehme Komposition! Jeder architektonische Aufbau wäre hier plumper, theatralischer gewesen. Wer das nicht empfindet und versteht, dem ist nicht zu helfen. Wer eine feine Melodie oder einen zarten Rhythmus nicht heraushört, dem kann kein künstliches Ohr was nützen.

Der Höhepunkt ist aber das einzig schöne Bild **„die Hochzeit des Alexander“.**[1]) Der Zauber dieses Werkes hat denn auch die Gemüter schon oft gefesselt. Richard Graul nennt es eine der entzückendsten Schöpfungen der Renaissance. Selbst Springer muß hier „die holdselige“ Anmut Sodomas preisen. Mir scheint, hier hat der Künstler die Tür in den Tempel seiner Liebe geöffnet, aber noch schaute Niemand ganz in dieses Heiligtum. Zu solchem Blick in ein Mysterium muß man stets unbefangne Augen haben und ein wohlwollendes Herz. In kein Allerheiligstes darf man mit fester Satzung feindlicher Überzeugung, mit Vorurteilen, treten; dann sprechen die Stimmen nimmermehr — zu dem Eindringling.

Das jugendschöne königliche Weib, die Braut in der Blüte ihrer Pracht, sitzt auf ihrem Lager, den Blick in scheuer, süßer Erwartung gesenkt, während liebliche Erotenknaben ihr die Schuhe lösen, ihr den Schleier am Busen lüften, um ihre Reize dem Bräutigam zu enthüllen. Links weichen neugierig zaudernd die dienenden Frauen, die sie zum Liebesfest geschmückt und gesalbt haben. Der Bräutigam, der junge Held, naht und reicht ihr die Krone entgegen. Rechts von ihm, vor dem luftigen Säulengange, stehen zwei nackte Jünglinge. Einer ist Hymen, der die Fackel der Liebe und Hochzeit trägt,

---

[1]) Es gibt nur eine Photographie nach dem Original; das ist die von Braun, Clément & Co. in Paris, der auch das obige Bild aufgenommen hat. Keine andere Reproduktion kann dem Eindruck nahe kommen, abgesehen von der Komposition.

der andre — Hephästion, der jugendschöne Freund und Liebling des Königs, dem zu Ehren Alexander nach dessen Tode seinen Schmerz in halben Wahnsinn auflöste, indem er eine Stadt als Totenfeier einäscherte. Hier steht der Jüngling zögernd, wie in ergriffenem Staunen vor der jungen Roxane, die nun die Liebe seines Liebhabers genießen soll. Die wahre Freundschaft und Liebe mißgönnt es nicht, aber doch streckt er wie unbewußt die rechte Hand mit abwehrender Bewegung vor. Das ist so unmittelbar, so fein empfunden — diese Anerkennung der Schönheit Roxanens und diese leise Abwehr in der Gebärde fast fürchtender Bewunderung. König Alexander ist der Künstler selbst, Giovan Antonio „il Sodoma", der reiche Geist, der zwischen den beiden Liebesreizen steht, von der einen Schönheit zu der andern wandelnd, von kleinen Eroten gezogen.[1]) Hier hat er sein schönheitseliges, liebebedürftiges, unbegrenztes Wesen uns in solcher Fülle von Anmut entschleiert!

Das ist sein hohes Lied der Liebe.

V. Der Kämpfer und die Masse.

Wie sehr der Pinsel dieses Meisters in liebenswürdige Anmut getaucht war, beweist sein Schaffen fast allenthalben. Die Galerie Borghese in Rom besitzt ein Bild seiner Hand, dessen Farben zwar gelitten haben, das aber in seinen Formen und Linien und vor allem in seinem Geiste holdselig heiter ist — die Rosenmadonna, wie ich sie nennen möchte. Das Bild ist von so ursprünglichem Reiz und scheut keineswegs den Vergleich mit der Madonna della Sedia von Rafael. Und dann ist es ein einheitliches, unbelauschtes Familienbild, das garnicht den Beschauer apostrophiert und darum

---

[1]) Frauenminne und Lieblingminne sind hier organisch vereint. Vgl. Seite 95.

eben um so herzlicher wirkt. So innig und selig in rosiger Stimmung blickt die Mutter auf den heiteren, lebendigen Knaben, der nach der Rose greift, die ihm der Vater entgegenhält. Und wie schön sind die Hände der Madonna, so zart und tastend!

Andre Werke mögen nur erwähnt sein: so eine Pieta in derselben Galerie, und die Leda, deren Autorschaft sehr fraglich ist; ein hl. Christophorus im Palazzo Spada in Rom und die sogen. Geschichte der Rhea Silvia in Palazzo Chigi daselbst.

In diese Zeit etwa gehört aber auch ein Werk, infolgedessen er von Leo X. zum römischen Ritter ernannt wurde. Es war eine Darstellung der schönen entehrten Lucrezia, die sich den Tod gibt. Drei Bilder dieses Inhaltes gehen heute unter Sodomas Namen: eins in der Galerie zu Turin, ein zweites im Besitz des Konsuls Weber in Hamburg und ein drittes in Hannover, ehemals im Besitz des Gesandten von Kestner. Fein empfunden im Turiner Bild ist es, daß sie erst im Begriffe ist, sich zu erstechen, dagegen ist der Mund der schreckerfüllten Eltern zu sehr geöffnet. Welches eigentlich das Bild des Papstes ist, läßt sich nicht ermitteln. Aus einem Briefe von 1516 an den Markgrafen Francesco Gonzaga von Mantua erfahren wir, daß solch ein Bild, das für ihn bestimmt war, vom Bruder Papst Leos X. beansprucht worden war. Seitdem ist er der „Ritter Sodoma“, und der Titel stand ihm gut.

1515 ging er nach Piombino an den Hof des Fürsten Jakob V. Appiani, der ihm verschiedene kleine Tiere von seiner Insel Elba schenkte, die der Künstler mit sich nahm. Giovan Antonio war nicht bloß ein Freund der Pferde, sondern hatte eine Art kleiner Menagerie bei sich. Es mag ihm, vielleicht nicht ohne seine Absicht, zu statten gekommen sein, daß er als extravagante, absonderliche Künstlernatur galt. Da erschien denn

seine abgesonderte Natur und auch seine Liebe gleichsam bemäntelt vor den Philistern seiner Zeit — etwa wie man es heute einem Künstler nachsieht, wenn er nicht soldatisch-tartarisch geschoren geht und nicht alle Alfanzereien der Tagesmode mitmacht oder wenn er sich gar eigne Moden erlaubt, denn er ist nun mal ein „närrischer Kauz“, ein „mattaccio“, ein Hans Narr höherer Gattung.

Eben jener Fürst Jakob V. gab ihm, dem „Joan Antonio de Averzé“ [1]), eine Empfehlung an Lorenzo den Gebieter von Florenz, wo der Maler und Ritter seine Rosse bei dem Wettrennen laufen lassen wollte. Vasari schimpft wieder über diese „eitle Ruhmsucht“ des Künstlers; Vasari beschäftigte sich statt dessen wohl lieber — mit eitler Anschwärzung, wenigstens, wo er haßte; sonst soll ihm sein biographisches Verdienst nicht geschmälert werden. Jener olympische, echt hellenische und auch germanisch-aristokratische Ehrgeiz Giovan Antonios war jedenfalls vornehmer Natur.

„Il Palio“ — das Siegesbanner — nennen sich noch heute in Siena diese Wettrennen, die alljährlich (nur noch in Siena) am 2. Juli und 14. August in den schmucken bunten Kostümen jener Zeit und unter leidenschaftlicher Anteilnahme der Bevölkerung gefeiert werden. Noch vor 3 Jahren wurden sie vom Könige bestätigt. Jener Florentiner Palio von 1515 ist für die Modernen ein wunder Punkt in der Geschichte dieses Künstlers geworden. Ein Berberroß Giovan Antonios siegte und als die Reitburschen ihn fragten, welchen Namen des Siegers sie ausrufen sollten, entgegnete er: „Sodoma!“ Die Frage seiner Reitburschen beweist eben, daß sie nicht sicher waren, ob sie den Sieger unter seinem Familien-

[1]) So nennt ihn der Fürst. Archivio di Stato di Firenze, Milanesi pag 388—89, nota 3.

namen Bazzi oder Rufnamen Giovan Antonio oder dem in Siena geübten Spitznamen Sodoma ausrufen sollten, denn das ist doch wohl sonnenklar, daß der Jung, der sein siegreiches Roß geritten hatte, wußte, wie sein Herr hieß. Vielleicht befürchtete der Bursche schon, daß es einen Tumult geben könnte. Überdies ist doch sehr erklärlich, daß man in Florenz, der ewig feindseligen Nebenbuhlerin von Siena, sich nicht freute, wenn ein „Sienese“, als der Sodoma doch zählte, in Florenz über Florentiner siegte! So brach denn auch der Unwille los. Wie Vasari gerne erzählt, hätten sich die „anständigen“ (per bene) alten Leute entrüstet, solch einen Namen ausrufen zu hören, und wäre er fast mit Steinen erschlagen worden. Die alten „da bene“, sagt Vasari. Wer genau weiß, wie dieses Wort in Italien geübt wird, kann nicht umhin zu lächeln — warum, werde ich im Schlußkapitel andeuten. Tatsache ist, daß Giovan Antonio schon 1513 bei dem Palio in Siena mit jenem Namen „Sodome“ eingetragen ist[1]), und zwar mit 2 Rossen; die Reitburschen hießen Baptista und Betto. Und 1527 finden wir ihn abermals in Siena mit jenem Beinamen eingetragen und zugleich seinen „Ragazzius“ (Burschen) Tempestino aus Modena[2]).

Angesichts der Tatsache, daß Giovan Antonio auch nach dem verhängnisvollen Palio den Namen Sodoma nicht aufgab, ist es ja einfach lächerlich, behaupten zu wollen, es wäre nur ein mißverstandner Atelier- oder Sportname, oder wer weiß was sonst gewesen. Ich möchte **den** Menschen sehn und **den** von seinen falschen

[1]) Dokument im Archivio de Contratti.

[2]) Vgl. dazu das Bild eines modernen „Ragazzius“. Dieser Jüngling war 1904 Bannerträger des Stadtviertels Tartuca und war als der Schönste auf das große Seidenbanner (Palio) gemalt, das bei der Feier umhergetragen wird und um das auch der Wettlauf geht. Sein Typus ist merkwürdig weiblich — sagen wir: anmutig.

Ehrenrettern, der nach solchen Erfahrungen einen mißverstandnen Spitznamen beibehält, wenn es nicht aus einem gewissen erbitterten Trotze geschieht, aus wunder, dummheitverachtender Seele, und in letztem Grunde aus tiefem stolzem Gefühle natürlicher Berechtigung.

Übrigens haben die Sienesen es ihm nicht so arg verübelt, da sie ihn gleich darauf wieder in Ehren aufnahmen und beschäftigten. Der natürlich gesunde Sinn war eben im Mittelalter oft noch stärker als heute, nach der langen sozialen Verziehung. Bald darauf, jedenfalls nicht später als 1517, muß der Künstler jenes wunderbar tiefe Werk für die Kirche San Francesco gemalt haben, von dem heute nur noch ein Bruchstück in der Galerie zu Siena übrig ist — der **verspottete Heiland**, an einer Säule gefesselt (Cristo alla Colonna). Und all das sind keine wirklichen Widersprüche im Künstler; es ist kein Bruch der Naturen in ihm, die auseinanderklaffen, wie Neunmalweise glauben und behaupten. Alles hat seinen tiefsten Grund im Menschen selbst, und gerade das ist eine gänzlich unwissenschaftliche, oberflächliche, mittelalterlich-abergläubische Vorstellung, man könne einen Menschen, geschweige denn einen schaffenden Genius, in zwei unvermittelte Hälften halbieren, deren eine von einer unsauberen und irren, die andere von einer hehren und reinen Muse inspiriert wird, die beide miteinander nichts zu tun hätten. Ein Engländer neuen Datums berichtet von einem gepriesnen französischen Kritiker die oberflächliche Behauptung: „was geht mich der Mensch an, seine Werke sind trefflich!“ Ein fauler Baum gibt keine guten Früchte — dieser Ausspruch Christi bleibt bestehn. Und so hat auch Giovan Antonio den verspotteten Heiland, die tiefe Natur, die in Erkenntnis ihrer edelsten Bestrebungen von aller Welt mißverstanden und von den Dornen des Lebens verwundet, nur zu oft tränenden Auges wie zum Gespött



Rom, Farnesina

Phot. Masoero, nach einem Stich

GIOVANA NTONIO

HOCHZEIT DES ALEXANDER

Zu S. 39



Siena, Gallerie Phot. Alinari

GIOVAN ANTONIO
DER VERSPOTTETE HEILAND

Zu S. 44

der törichten Masse dasteht, — eben jenen tieftraurigen, adelschönen Heiland aus seiner eignen Seele geschöpft. Und wie zart diese seine Seele war, werden uns noch andre Werke lehren.

VI. Neue Schöpfungen in Siena.

Wie Parma die Stadt des Correggio ist, so ließe sich Siena beinah die Stadt des Sodoma nennen; so vielfältig ist sein Werk dort vertreten, da ihn Mäzene und Behörden Sienas so gerne in ihre Dienste gezogen haben. Der Guardian des Klosters, das sich an der ehemaligen Wohnstätte des Hl. Bernardin befindet, beauftragte ihn, das „Oratorio" (den Betsaal) auszumalen. **Vier Fresken aus dem Marienleben** sind es und vier Heiligengestalten, die von Kunsthistorikern ob ihrer Schönheit gepriesen wurden. Wiederum ist das Lob, das gerade diesen Werken so ausdrücklich gespendet wird, fast ein Unrecht gegen das übrige Schaffen Giovan Antonio's. Sehen wir von den Heiligen ab, deren einer jetzt urkundlich dem Pacchiorotto zugewiesen ist[1]) während zwei andre ebenfalls wenig von unsres Meisters Können verraten, so gilt das besondre Lob, das diesen gewiß tüchtigen Gemälden zuteil wird, wiederum eigentlich mehr dem architektonischen Element in der Komposition, das die an Rafael geschulten Kritiker allein für voll nehmen. So geht der Tempelgang Mariens in einer Säulenhalle vor sich, die das Bild in zwei systematische Hälften teilt; auf der einen Seite der Chor der Frauen, auf der andern Seite der Chor der Männer, wie Schafe und Böcke getrennt, und im tiefen Mittelgrunde die kleine Maria vom Priester empfangen. Als Chorführer stehen rechts ein Jüngling in blaßblau

[1]) Schon ehe ich das erfuhr, hielt ich es für unmöglich, daß diese Gestalt des Bernhardin, die fast an den Geist Savanarola's gemahnt, von unserm Meister sein sollte. Der Hl. Ludwig ist am ehesten sein Werk.

und orange, links eine anmutige Frau mit feinen Händen in weißem Kleid und blaßblauem Mantel.

Viel intimer ist der Besuch der Hl. Elisabeth bei Maria. In der leichten Kniebeugung der älteren Elisabeth liegt ebenso fein die unmittelbare Huldigung für die junge zukünftige Gottesmutter ausgedrückt, wie in der Bewegung Marias, die sie aufrichtet, die schlichte Würde, die ihr großes Geschick als eine Gnade empfindet. Die freudig-ernste Madonna ist licht gekleidet, in goldweißem Gewande mit silberweißem Mantel. Elisabeth dunkler in Grünlich und Gelb. Links steht eine junge Frau rötlich gelben Gewandes, in elastischem Gleichgewicht und ein liebreizender Knabe in luftklarem Hemdchen schmiegt sich an ihren Schenkel. Auch hier fesselt uns Giovan Antonio's psychologische Gabe, die alle Anwesenden mit dem Vorgange seelisch zu verknüpfen weiß. Das sind keine Modelle, das ist ein Bild aus dem Leben, das wir belauschen.

In Mariens Himmelfahrt ist der Aufbau symmetrisch berechnet, der breite Raum gestattete ihm leider nicht die notwendige steile Höhe eines solchen Vorwurfs zu finden. Zu beiden Seiten des Grabes drängt sich die knieende Schaar der Jünger. Maria, die hold und freundlich herabblickt, steigt eben empor von einer Glorie lieblicher, kleiner, nackter Engel umgeben. Diese himmlische Sphäre ist eine Symphonie von goldigen, silbrigen und warmen fleischfarbigen Tönen. Die irdische Welt der Zurückgebliebenen ist bunt, doch von zarter Buntheit.

Von märchenhaftem Reiz ist die Krönung der Maria, die 14 Jahre später gemalt wurde (1532). In der Mitte kniet Maria, der schöne sanfte Christus setzt ihr die Krone aufs Haupt, neben ihm sitzt ein alter Märchenkönig, Gott-Vater in wehendem Bart mit spinnefeinem Szepter. Neugierig drängen sich die Heiligen herzu: Adam wie ein alter deutscher Rübezahl, hinter ihm

mit gesenktem Blick links; die schöne Gestalt des
ıfers, ein zarter Jüngling steckt den Kopf vor —
ınymedes-Johannes. Oben musizieren die Engel in den
Volken. Kurz: es ist eine merkwürdige deutsche Märchen-
rsammlung auf dem Olymp.

Weitere Fresken malte er für die Compagnia di S. Croce, von denen 2 schöne jetzt in der Galerie zu Siena untergebracht sind[1]). Leider hat die zerstörende Zeit und Witterung so viel an ihnen genagt, daß sie in ihrem Gesamtbilde ein kunstgeschultes, verständnisvolles Auge verlangen, namentlich **„Gethsemane“**. Auf dem Ölberg kniet der Heiland im Gebet; ein schönarmiger Engel neigt sich aus den Wolken, um ihn zu trösten. Unten im Vordergrunde liegen die 3 Jünger schlafend in trefflicher Verkürzung. Besonders fesselnd und des öfteren wiedergegeben ist noch das liebliche Antlitz des schlummernden Johannes, des Lieblingsjüngers, von mädchenhafter Zartheit, wie ihn die christliche Kunst wiederholt erfaßte.

Die zweite Freske **„Christus im Hades“** zeigt wiederum, wie in Ergänzung, daß der Maler der Jünglingschöne auch der Maler erblühter anmutiger Weiblichkeit ist. Christus ist in der Unterwelt erschienen. Er reicht seine Hand einem hübschen, kraftvollen Jüngling, der am Boden lag, um ihn zum Leben aufzurichten. Adam und Eva schauen dieser Handlung zu. Und diese Eva, vom Scheitel des wallenden Haares bis zu den Füßen ein Bild der Schönheit, sendet den Blick so warm aus gesenktem Haupt auf den hilfreichen Erlöser und Befreier. Die Arme leicht über dem Busen gekreuzt, scheuen Liebreiz in der kräftigen Gestalt, in den leicht geschlossnen vollendet schönen Beinen, kaum merklich an den her-

---

[1]) Ein drittes Bild befindet sich in der Villa des Herrn von Griccioli außerhalb der Stadt.

8*

kulischen Adam gelehnt, doch noch mehr im harmonischen Gleichgewicht ihrer Glieder ruhend — ist sie das Ebenbild ewig weiblicher Schöne, nicht sentimental und doch unendlich zart, machtvollen Leibes und doch nicht derb, fast araphroditisch.[1]) Es ist eine Halbschwester der Venus von Milo. Leider ist sie mit einem plumpen Schurz übermalt worden, wie er sich sonst auf keinem Gemälde dieses Künstlers findet. Erstens ist er so ungeschickt angebracht, daß er in jedem Augenblicke herabfallen müßte, und zweitens von einer Massigkeit, die angesichts des Schleiergewandes des danebenstehenden Engelknaben erst recht eine fremde unkünstlerische Hand verrät.

Dann malte Giovan Antonio **die hl. drei Könige**, ein Ölbild, das sich in Siena in der Piccolominikapelle von Sant' Agostino befindet und wohl dieser Zeit angehört, obschon der Künstler nach der Urkunde eines gerichtlichen Vergleiches erst 1536 dafür bezahlt worden ist. Das Bild war schon früh hochgeschätzt. „Schön, mild und göttlich" wird das Antlitz der Madonna hier von dem Dichter Filolauro de Cave in einem 1533 gedruckten Gedichte genannt,[2]) wo er die Catterina Rincontri, die Frau des Edlen Marcello Petrucci, dadurch zu erhöhen sucht, daß er meint, Sodoma würde sie als Madonna gemalt haben, anstelle jener, hätte er die Catterina gekannt. Jedenfalls: der Künstler hat es verstanden, die milde Frauenheit der Maria mit ächter Empfindung zu offenbaren. Der alte König, fast ein deutscher Kurfürst, ist vor der Madonna und dem Gotteskinde in die Knie gesunken und hat seine Krone ihnen zu Füßen niedergelegt. Behutsam faßt er ein Füßchen des Kindes, um es zu küssen. Das Kind wendet sich überrascht der Mutter zu, diese

---

[1]) E. v. K. An Edens Pforten. Seite 142—143.
[2]) Dialogo Amoroso.

legt ihm begütigend die Hand auf die Schulter, während sie das Angebinde des Königs in der Rechten hält, wie um es dem Kinde zu zeigen. Hinter dem alten steht der junge König mit seinem Geschenk, dem sich der Mohrenkönig eifrig-neidisch vordrängt. Stolz und scheu hält der vornehm schöne Königsjüngling in seiner Bewegung an. Er ist in wappenrotem Mantel, grünem Rock mit hellblauem, violett gestreiften Ärmeln, die tiefblauen Strümpfe in sandroten Stiefeln. Diese ganze bunte und doch zusammengestimmte Pracht dieses Bildes entspricht seinem Sinn: reiche Könige kommen, huldigen und bringen Kleinode dar. Hinter ihnen wiehern die ungeduldigen Rosse und staut sich das exotische Gefolge. Das weiche Oval des jungen Königs, umwallt von kastanienbraunem Haar, die vornehm verhaltne Sinnlichkeit in Auge und Mund, die feine Hand, die das kleine Gefäß darbringt und die andre, die den roten Rock aufrafft — alles das drückt die Natur Giovan Antonios aus, in dessen Wesen Leidenschaft und aristokratische Ruhe ein voller Akkord waren. Diese Gestalt haben einige lionardesk genannt, aber man vergleiche doch diese sinnige Würde mit dem mystisch-sinnlichen Lächeln des „Täufers" von Lionardo (in Paris), um zu erkennen, wie sie hier auseinandergehn. Und die Komposition der beiden Meister ist geradezu entgegengesetzt. Lionardo hat die vielgerühmte architektonische „Dreieckkomposition" angeregt; Giovan Antonio gestaltet seine Werke vorwiegend dramatisch-psychologisch und aus dem Gegensatz von Masse und Persönlichkeit. Und die Landschaft? — die lionardesk sein soll — ist bei Sodoma meist echt sienesisch (z. B. die bräunliche Terra di Siena! vgl. auch S. 84 u. 122). In monatelangem Aufenthalt in Siena und in eignem malerischen Naturstudium hab ich das klar erkannt. Lionardo malt dagegen keine sienesische Landschaft, er sieht und sucht was anders in der „Landschaft", er gibt gern dunkle Grotten und

kulischen Adam gelehnt, doch noch mehr im harmonischen Gleichgewicht ihrer Glieder ruhend — ist sie das Ebenbild ewig weiblicher Schöne, nicht sentimental und doch unendlich zart, machtvollen Leibes und doch nicht derb, fast araphroditisch.[1]) Es ist eine Halbschwester der Venus von Milo. Leider ist sie mit einem plumpen Schurz übermalt worden, wie er sich sonst auf keinem Gemälde dieses Künstlers findet. Erstens ist er so ungeschickt angebracht, daß er in jedem Augenblicke herabfallen müßte, und zweitens von einer Massigkeit, die angesichts des Schleiergewandes des danebenstehenden Engelknaben erst recht eine fremde unkünstlerische Hand verrät.

Dann malte Giovan Antonio **die hl. drei Könige**, ein Ölbild, das sich in Siena in der Piccolominikapelle von Sant' Agostino befindet und wohl dieser Zeit angehört, obschon der Künstler nach der Urkunde eines gerichtlichen Vergleiches erst 1536 dafür bezahlt worden ist. Das Bild war schon früh hochgeschätzt. „Schön, mild und göttlich“ wird das Antlitz der Madonna hier von dem Dichter Filolauro de Cave in einem 1533 gedruckten Gedichte genannt,[2]) wo er die Catterina Rincontri, die Frau des Edlen Marcello Petrucci, dadurch zu erhöhen sucht, daß er meint, Sodoma würde sie als Madonna gemalt haben, anstelle jener, hätte er die Catterina gekannt. Jedenfalls: der Künstler hat es verstanden, die milde Frauenheit der Maria mit ächter Empfindung zu offenbaren. Der alte König, fast ein deutscher Kurfürst, ist vor der Madonna und dem Gotteskinde in die Knie gesunken und hat seine Krone ihnen zu Füßen niedergelegt. Behutsam faßt er ein Füßchen des Kindes, um es zu küssen. Das Kind wendet sich überrascht der Mutter zu, diese

---

[1]) E. v. K. An Edens Pforten. Seite 142—143.
[2]) Dialogo Amoroso.

legt ihm begütigend die Hand auf die Schulter, während sie das Angebinde des Königs in der Rechten hält, wie um es dem Kinde zu zeigen. Hinter dem alten steht der junge König mit seinem Geschenk, dem sich der Mohrenkönig eifrig-neidisch vordrängt. Stolz und scheu hält der vornehm schöne Königsjüngling in seiner Bewegung an. Er ist in wappenrotem Mantel, grünem Rock mit hellblauem, violett gestreiften Ärmeln, die tiefblauen Strümpfe in sandroten Stiefeln. Diese ganze bunte und doch zusammengestimmte Pracht dieses Bildes entspricht seinem Sinn: reiche Könige kommen, huldigen und bringen Kleinode dar. Hinter ihnen wiehern die ungeduldigen Rosse und staut sich das exotische Gefolge. Das weiche Oval des jungen Königs, umwallt von kastanienbraunem Haar, die vornehm verhaltne Sinnlichkeit in Auge und Mund, die feine Hand, die das kleine Gefäß darbringt und die andre, die den roten Rock aufrafft — alles das drückt die Natur Giovan Antonios aus, in dessen Wesen Leidenschaft und aristokratische Ruhe ein voller Akkord waren. Diese Gestalt haben einige lionardesk genannt, aber man vergleiche doch diese sinnige Würde mit dem mystisch-sinnlichen Lächeln des „Täufers" von Lionardo (in Paris), um zu erkennen, wie sie hier auseinandergehn. Und die Komposition der beiden Meister ist geradezu entgegengesetzt. Lionardo hat die vielgerühmte architektonische „Dreieckkomposition" angeregt; Giovan Antonio gestaltet seine Werke vorwiegend dramatisch-psychologisch und aus dem Gegensatz von Masse und Persönlichkeit. Und die Landschaft? — die lionardesk sein soll — ist bei Sodoma meist echt sienesisch (z. B. die bräunliche Terra di Siena! vgl. auch S. 84 u. 122). In monatelangem Aufenthalt in Siena und in eignem malerischen Naturstudium hab ich das klar erkannt. Lionardo malt dagegen keine sienesische Landschaft, er sieht und sucht was anders in der „Landschaft", er gibt gern dunkle Grotten und

kulischen Adam gelehnt, doch noch mehr im harmonischen Gleichgewicht ihrer Glieder ruhend — ist sie das Ebenbild ewig weiblicher Schöne, nicht sentimental und doch unendlich zart, machtvollen Leibes und doch nicht derb, fast araphroditisch.[1]) Es ist eine Halbschwester der Venus von Milo. Leider ist sie mit einem plumpen Schurz übermalt worden, wie er sich sonst auf keinem Gemälde dieses Künstlers findet. Erstens ist er so ungeschickt angebracht, daß er in jedem Augenblicke herabfallen müßte, und zweitens von einer Massigkeit, die angesichts des Schleiergewandes des danebenstehenden Engelknaben erst recht eine fremde unkünstlerische Hand verrät.

Dann malte Giovan Antonio **die hl. drei Könige**, ein Ölbild, das sich in Siena in der Piccolominikapelle von Sant' Agostino befindet und wohl dieser Zeit angehört, obschon der Künstler nach der Urkunde eines gerichtlichen Vergleiches erst 1536 dafür bezahlt worden ist. Das Bild war schon früh hochgeschätzt. „Schön, mild und göttlich" wird das Antlitz der Madonna hier von dem Dichter Filolauro de Cave in einem 1533 gedruckten Gedichte genannt,[2]) wo er die Catterina Rincontri, die Frau des Edlen Marcello Petrucci, dadurch zu erhöhen sucht, daß er meint, Sodoma würde sie als Madonna gemalt haben, anstelle jener, hätte er die Catterina gekannt. Jedenfalls: der Künstler hat es verstanden, die milde Frauenheit der Maria mit ächter Empfindung zu offenbaren. Der alte König, fast ein deutscher Kurfürst, ist vor der Madonna und dem Gotteskinde in die Knie gesunken und hat seine Krone ihnen zu Füßen niedergelegt. Behutsam faßt er ein Füßchen des Kindes, um es zu küssen. Das Kind wendet sich überrascht der Mutter zu, diese

---

[1]) E. v. K. An Edens Pforten. Seite 142—143.
[2]) Dialogo Amoroso.

legt ihm begütigend die Hand auf die Schulter, während sie das Angebinde des Königs in der Rechten hält, wie um es dem Kinde zu zeigen. Hinter dem alten steht der junge König mit seinem Geschenk, dem sich der Mohrenkönig eifrig-neidisch vordrängt. Stolz und scheu hält der vornehm schöne Königsjüngling in seiner Bewegung an. Er ist in wappenrotem Mantel, grünem Rock mit hellblauem, violett gestreiften Ärmeln, die tiefblauen Strümpfe in sandroten Stiefeln. Diese ganze bunte und doch zusammengestimmte Pracht dieses Bildes entspricht seinem Sinn: reiche Könige kommen, huldigen und bringen Kleinode dar. Hinter ihnen wiehern die ungeduldigen Rosse und staut sich das exotische Gefolge. Das weiche Oval des jungen Königs, umwallt von kastanienbraunem Haar, die vornehm verhaltne Sinnlichkeit in Auge und Mund, die feine Hand, die das kleine Gefäß darbringt und die andre, die den roten Rock aufrafft — alles das drückt die Natur Giovan Antonios aus, in dessen Wesen Leidenschaft und aristokratische Ruhe ein voller Akkord waren. Diese Gestalt haben einige lionardesk genannt, aber man vergleiche doch diese sinnige Würde mit dem mystisch-sinnlichen Lächeln des „Täufers" von Lionardo (in Paris), um zu erkennen, wie sie hier auseinandergehn. Und die Komposition der beiden Meister ist geradezu entgegengesetzt. Lionardo hat die vielgerühmte architektonische „Dreieckkomposition" angeregt; Giovan Antonio gestaltet seine Werke vorwiegend dramatisch-psychologisch und aus dem Gegensatz von Masse und Persönlichkeit. Und die Landschaft? — die lionardesk sein soll — ist bei Sodoma meist echt sienesisch (z. B. die bräunliche Terra di Siena! vgl. auch S. 84 u. 122). In monatelangem Aufenthalt in Siena und in eignem malerischen Naturstudium hab ich das klar erkannt. Lionardo malt dagegen keine sienesische Landschaft, er sieht und sucht was anders in der „Landschaft", er gibt gern dunkle Grotten und

kulischen Adam gelehnt, doch noch mehr im harmonischen Gleichgewicht ihrer Glieder ruhend — ist sie das Ebenbild ewig weiblicher Schöne, nicht sentimental und doch unendlich zart, machtvollen Leibes und doch nicht derb, fast araphroditisch.[1]) Es ist eine Halbschwester der Venus von Milo. Leider ist sie mit einem plumpen Schurz übermalt worden, wie er sich sonst auf keinem Gemälde dieses Künstlers findet. Erstens ist er so ungeschickt angebracht, daß er in jedem Augenblicke herabfallen müßte, und zweitens von einer Massigkeit, die angesichts des Schleiergewandes des danebenstehenden Engelknaben erst recht eine fremde unkünstlerische Hand verrät.

Dann malte Giovan Antonio **die hl. drei Könige**, ein Ölbild, das sich in Siena in der Piccolominikapelle von Sant' Agostino befindet und wohl dieser Zeit angehört, obschon der Künstler nach der Urkunde eines gerichtlichen Vergleiches erst 1536 dafür bezahlt worden ist. Das Bild war schon früh hochgeschätzt. „Schön, mild und göttlich" wird das Antlitz der Madonna hier von dem Dichter Filolauro de Cave in einem 1533 gedruckten Gedichte genannt,[2]) wo er die Catterina Rincontri, die Frau des Edlen Marcello Petrucci, dadurch zu erhöhen sucht, daß er meint, Sodoma würde sie als Madonna gemalt haben, anstelle jener, hätte er die Catterina gekannt. Jedenfalls: der Künstler hat es verstanden, die milde Frauenheit der Maria mit ächter Empfindung zu offenbaren. Der alte König, fast ein deutscher Kurfürst, ist vor der Madonna und dem Gotteskinde in die Knie gesunken und hat seine Krone ihnen zu Füßen niedergelegt. Behutsam faßt er ein Füßchen des Kindes, um es zu küssen. Das Kind wendet sich überrascht der Mutter zu, diese

---

[1]) E. v. K. An Edens Pforten. Seite 142—143.
[2]) Dialogo Amoroso.

legt ihm begütigend die Hand auf die Schulter, während sie das Angebinde des Königs in der Rechten hält, wie um es dem Kinde zu zeigen. Hinter dem alten steht der junge König mit seinem Geschenk, dem sich der Mohrenkönig eifrig-neidisch vordrängt. Stolz und scheu hält der vornehm schöne Königsjüngling in seiner Bewegung an. Er ist in wappenrotem Mantel, grünem Rock mit hellblauem, violett gestreiften Ärmeln, die tiefblauen Strümpfe in sandroten Stiefeln. Diese ganze bunte und doch zusammengestimmte Pracht dieses Bildes entspricht seinem Sinn: reiche Könige kommen, huldigen und bringen Kleinode dar. Hinter ihnen wiehern die ungeduldigen Rosse und staut sich das exotische Gefolge. Das weiche Oval des jungen Königs, umwallt von kastanienbraunem Haar, die vornehm verhaltne Sinnlichkeit in Auge und Mund, die feine Hand, die das kleine Gefäß darbringt und die andre, die den roten Rock aufrafft — alles das drückt die Natur Giovan Antonios aus, in dessen Wesen Leidenschaft und aristokratische Ruhe ein voller Akkord waren. Diese Gestalt haben einige lionardesk genannt, aber man vergleiche doch diese sinnige Würde mit dem mystisch-sinnlichen Lächeln des „Täufers“ von Lionardo (in Paris), um zu erkennen, wie sie hier auseinandergehn. Und die Komposition der beiden Meister ist geradezu entgegengesetzt. Lionardo hat die vielgerühmte architektonische „Dreieckkomposition“ angeregt; Giovan Antonio gestaltet seine Werke vorwiegend dramatisch-psychologisch und aus dem Gegensatz von Masse und Persönlichkeit. Und die Landschaft? — die lionardesk sein soll — ist bei Sodoma meist echt sienesisch (z. B. die bräunliche Terra di Siena! vgl. auch S. 84 u. 122). In monatelangem Aufenthalt in Siena und in eignem malerischen Naturstudium hab ich das klar erkannt. Lionardo malt dagegen keine sienesische Landschaft, er sieht und sucht was anders in der „Landschaft“, er gibt gern dunkle Grotten und

dunkle Felsstücke gegen lichtere Fernen (wie in der „Grottenmadonna“ und dem „Täufer“).

Lionardos Persönlichkeit muß zwingend gewesen sein, seine vorhandnen Werke aber stellen durchaus nicht alles in den Schatten. Seine „Mona Lisa“ könnte man maniriert nennen, eine feingebildete Italienerin nannte sie vor mir „brutta“ — häßlich. Sein „Täufer“ ist wohl schön, aber eine sphinxhafte Natur, um nicht mehr zu sagen; während Sodomas „Sebastian“ das gar nicht ist. Sodoma ist überhaupt mehr ursprünglich gläubig, während Lionardo einen durchaus skeptischen Eindruck macht. Das „Heilige Abendmahl“ von Lionardo ist eine großartige Schöpfung, deren spezieller Einfluß aber bei Giovan Antonio in keinem Werke hervortritt, im Gegenteil (vgl. S. 130). Wem religiöse Inbrunst und Ehrlichkeit nichts sagt, der versteht in erklärlicher Weise unsern Meister von innen heraus gar nicht, mag er auch allen Grund haben, ihn in seinem Beinamen menschlich zu verstehen. Ja, da kommt man wie ein neuster englischer Biograph auf wissentlich absurde Erklärungen, auf die physiologisch unmögliche, unwissenschaftliche Scheidung von Mensch und Künstler, — auf die äußerliche Schubfachwissenschaft. Wenn man Lionardo in Giovan Antonio finden will, so suche man die innere Verwandtschaft in ihren Empfindungen, in dem Reichtum der Gefühle, die sich kreuzen und befruchten, aber nicht bloß in der äußeren Ähnlichkeit weicher Schatten.

Aber es ist ja leider die einseitige äußere Stilkritik, nach der die Kunstgeschichte so oft das Lebensbild eines Künstlers entwirft. Das angeblich Lionardeske in Giovan Antonio muß auch dazu herhalten, eine Lücke von 7 Jahren in seinem Leben zu schließen. Wir wissen aus zwei Briefen, die er am selben Tage, den 3. Mai 1518, an den Markgrafen Gian Gonzaga von Mantua und den Herzog Alfons I. von Ferrara schrieb, daß er im Begriffe

stand, in die Lombardei zu gehn; er berichtet auch von bestellten Werken, die er mitbrächte, so von einem Hl. Georg[1]). Das ist für Jahre das letzte Lebenszeichen von ihm. Erst 1525 beweist eine Urkunde, daß er wieder in Siena war. Wo er diese lange Zeit über gewesen ist, wissen wir nicht; er ist für die Welt verschwunden, wie ein verwunschner Prinz, wie ein Richard Löwenherz auf Trifels. Zwar haben die Kunsthistoriker eine Anzahl Bilder ihm und dieser Zeit zuweisen wollen; aber das, was sie dafür anführen, spricht vielleicht mehr dagegen. Diese Werke[2]) gingen früher unter dem Allgemeinnamen: lionardische Schule; jetzt sollen es ächte Sodomas sein — was für die Besitzer recht angenehm oder vorteilhaft wäre. Aber daß dies Werke unsres Giovan Antonio aus seinen vierziger Lebensjahren sind, das ist gerade wegen der stark Lionardoschen Einflüsse dieser Bilder unwahrscheinlich. Diesen Einfluß, das geheimnisvolle Lächeln der Lionardoschen Seele zumal, der selbst in seinen frühen Werken wenig aufdringlich ist, hatte er längst verloren. Und da sollte der Meister der Alexanderfresken mit einem Male, als er lombardische Luft atmete, wieder in die Art seiner Lehrjahre zurückgeraten sein?! Ja, wenn er noch persönlich mit Lionardo zusammengekommen wäre! — aber Lionardo war damals bei König Franz I. in Cloux und starb schon 1519. Die Wahrheit ist: wir wissen nichts von dieser Zeit — jedenfalls bedeutet sie, da kein Werk sicher von ihr zeugt, nichts in unserem Bilde des großen Meisters Giovan Antonio.

Vielleicht darf man, ohne Zwang, in diese Zeit das Bild des Erzengels Michael reihen, der den Drachen tötet. Als solches Untier, nicht als häßlichen Dämon, wie

---

[1]) Der sich im Besitz von Sir H. Cook befindet, Richmond.

[2]) In Bergamo, in Mailand, in Vaprio, in Vercelli.

Rafael in seinem wunderbaren Gemälde[1]) oder Dosso Dossi[2]) hat Giovan Antonio den Teufel hier dargestellt; es ist scheinbar eine Verschmelzung des Lindwurmtöters Sankt Georg mit dem schönen Heldenengel, der über die häßlichen Mächte der Zerstörung siegt.

VII. Der Prophet der Schönheit und des Glaubens.

Wir stehen vor dem Höhepunkte seines Schaffens. Das letzte Mysterium einer zarten und doch starken Seele erschließt sich dem feinfühligen Beschauer.

1525 muß Giovan Antonio von seiner dunklen Reise in Siena zurückgewesen sein. Den 3. Mai übertrug ihm die Bruderschaft der Misericordia von Camollia (einem Stadtviertel in Siena) eine Prozessionsstandarte mit dem Martyrium des **Heiligen Sebastian,** des Abwehrers der Seuchen und Leiden.[3])

Dieser Heilige ist nicht einer von den Vielen, sondern bedeutet in jenem Zeitabschnitt der Wiedergeburt ursprünglichen Empfindens den tiefsten Ausdruck eines Sehnens, das durch Leid sich zur Ethik der Schönheit und Harmonie des Leibes und der Seele durchringen möchte. Es ist im höchsten Grade lehrreich und erschließend für die Geschichte der menschlichen Seele, insofern sie zu einer Vollendung strebt, gerade die Entwicklung der Auffassung dieses Heiligen in der Geschichte der Renaissance bis zu ihrer Versandung im 17. Jahrhundert zu verfolgen. Diesem unendlich reichen und schwierigen Studium hab ich mich seit Jahren an Ort und Stelle, in den verschiedensten Städten und Städtchen Italiens unterzogen und hoffe, daß mir einmal die Möglichkeit geboten wird, die kunst-, kulturhistorische

---

[1]) Im Louvre; als Titelbild in meinem Buch: „An Edens Pforten . . .“; woraus jeder sehen kann, wie hoch ich Rafael schätze.

[2]) In Dresden.

[3]) Die Arbeit trug ihm zuletzt insgesamt 30 Dukaten ein.



Siena, Oratorio

GIOVAN ANTONIO

KRÖNUNG DER MARIA

Phot. Brogi

Zu S. 46



Siena, Sant' Agostino

GIOVAN ANTONIO
DIE HEILIGEN DREI KÖNIGE

—

ng eines tiefen und lauteren
geborene Empfindung und
leibt die menschliche Seele
geln.

s Künstlers, durch törichtes
r eignes wunderbares Spiegel-
te bestehen, bleibt dies ein
gar nicht bekannten Hand-
zie befinden sich auch un-
des Sodoma aus der Sammlung
chter anmutiger Sepiaentwurf
r offenbar nicht ausgeführt hat.
nteressante Rötelzeichnung zu
Vorbereitung zur Kreuzigung
dramatisch. Im Vordergrunde
l Christus — eine schöne Er-
Knechten gefesselt und mit ihm
ächer, dem später die Worte
ch wirst du mit mir im Para-
icher erinnert an den obigen
Auch dieses Werk scheint ein
stlers zu sein.

on [1]) ist der Erkenntnis dieses
kwürdig nahegerückt. Sie sagt:
rament, das wir in dem Hl.
ranciscus und Hl. Bernhardin
Lebenskraft, die schlecht geleitet
ringt, dagegen entsinnlicht und
." Die Verfasserin und mit ihr
l derer, die fest und oft auch
ommnen und Erlernten wurzeln,
.. Aus der Ueberlieferung irgend
zu weisen, ist das Wesen des

1901.



Siena, Sant' Agostino — Phot. Lombardi

GIOVAN ANTONIO
DIE HEILIGEN DREI KÖNIGE

Zu S. 48

und ethische Bedeutung dieser Entwicklung mit reichem Bildermaterial denjenigen erschließen zu können, die für den Gedanken der menschlichen Entfaltung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eine regere Teilnahme haben.[1]) Sankt Sebastian, dieser Schirmer der Leidenden, ist eben dadurch der freundliche Heiland und wird ein Gehülfe des großen Heilandes Christi, sein apollinischer Genosse, der in der Gesundheit die Harmonie der Schönheit und das Gleichgewicht der Seele spenden möchte.[2]) Das war ein Vorwurf für unsern Meister, die eignen Leiden seiner feinfühligen Seele, seine Standhaftigkeit und seine Schönheitsehnsucht zu gestalten. Das ist ihm denn auch meisterhaft gelungen. Sein Heiliger Sebastian (jetzt in den Uffizien) ist der tiefst Empfundene aller der zahllosen Heiligenbilder dieses Namens geworden.

Zu meiner Genugtuung bemerkte ich, daß auch J. A. Symonds[3]) geahnt hat, daß in diesem Bilde die Versöhnung von Olympia und Golgatha empfunden wurde. Das ist ja die tiefe erhebende Erkenntnis, daß trotz aller Umnachtung der Kultur ein geheimer Strom des Lebens steigend durch die Welt geht, der zwar immer wieder von der Masse aufgesogen wird und sie doch dadurch langsam emporträgt. Oft ist, was ein Widerspruch scheint, nur scheinbar.

Ein vollendet schöner Mensch nach göttlichem Ebenbilde in der entfalteten Blüte unverhüllter Kraft und Anmut, eine araphroditische[4]) Erscheinung, steht, an einen Baumstamm gefesselt, in freier Natur. Mächtig drängt es ihn zur Freiheit in all seinen Fibern und

---

[1]) Schon in „Olympia und Golgatha" (Heft I der Lebenswerte, Verlag Costenoble, 1907, Jena) habe ich darauf hingewiesen.

[2]) Vgl. Erläuterung 38 zu „An Edens Pforten . . ."

[3]) Symonds: The Renaissance in Italy 1897.

[4]) Vgl. Erläuterung 19 zu „An Edens Pforten".

Muskeln, noch ist er irdisch gefesselt, aber der tränenumflorte Blick richtet sich von überirdischer Vision erfaßt aufwärts, wo ihm ein Bote des Himmels die Krone der Vollendung entgegenträgt. Ein Meisterwerk allerersten Ranges in dem künstlerisch schönen Ausdruck seelischen Empfindens![1]) Die kraftvolle Darstellung des Leiblichen wird durch eine ätherischstille Farbengebung in leisen, fast traurigen Tönen begleitet. Silbergrün ist der Himmel gestimmt, silbergrünlich sind die Berge, ist das Laub im Mittelgrunde. Da ist sienesische braungelbe Erde mit ihren brandfarbenen Schatten. Dumpf ist der von den Stürmen — des Lebens — zerzauste Baumstamm, der Leib aber ist bei aller Kraft seiner Gestaltung von einer Zartheit der Empfindung, die die feinsten Gefühle wie das feine bläuliche Geäder in den blaßrötlichen Lichtern der Haut durchschimmern läßt. Goldbräunlich sind die Schatten, gleichsam „al imbrunire“ — bei der Abend„bräune“ — wie der Italiener feinsinnig sagt. Der goldgesäumte Schurz ist wie ein Schleier, der den Fluß der Linien nicht hemmt. Die himmlischen Lichtstrahlen scheiden den Heiligen so greifbar von der Welt ab und heben in künstlerischer Weise die Schattenseite der Beine. Die Lichtaureole des Engels steht auch, gleich einer wirklichen Strahlensphäre vor dem erbleichenden Himmel. Das Haupt, in dessen dunkelblondem weichem Haare silbergoldige Lichter spielen, ist selbst der Spiegel eines ergreifenden inneren Gesichtes. Der weh-geöffnete schöne und lebensfrohe Mund mit den schimmernden Zähnen, die beseelten Augen voller Schönheit, Leiden und Glauben — welche lebendige Sprache! Wem da nicht bewußt

---

[1]) Das Bild ist jetzt in den „Uffizien“ ungünstig aufgestellt, so daß es nicht mehr zur vollen Wirkung kommt; es steht in einem großen Raum vor lauter buntfarbigen Gemälden, die seinen Eindruck hemmen. Es sollte in einem kleinen Raum stehn, möglichst einzeln vor dunklem Grunde.

wird, daß er vor der Schöpfung eines tiefen und lauteren Geistes steht, dem seine eingeborene Empfindung und Sendung heilig war, dem bleibt die menschliche Seele ewig ein Buch mit sieben Siegeln.

Hier schuf die Seele des Künstlers, durch törichtes Unverständnis verwundet, ihr eignes wunderbares Spiegelbild. Solang Menschenwerte bestehen, bleibt dies ein redendes Zeugnis. Im fast gar nicht bekannten Handzeichnungsarchiv der Uffizie befinden sich auch unveröffentlichte Zeichnungen des Sodoma aus der Sammlung Santarelli; darunter ein leichter anmutiger Sepiaentwurf zu einem Sebastian, den er offenbar nicht ausgeführt hat. Ferner vor allem eine interessante Rötelzeichnung zu einem Gemälde, das die Vorbereitung zur Kreuzigung schildert. Sie ist lebhaft dramatisch. Im Vordergrunde rechts (v. Beschauer) wird Christus — eine schöne Erscheinung — von rohen Knechten gefesselt und mit ihm der anmutige junge Schächer, dem später die Worte Christi gelten: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein." Dieser Schächer erinnert an den obigen Sebastian der Uffizien. Auch dieses Werk scheint ein inneres Erlebnis des Künstlers zu sein.

Die Gräfin Priuli-Bon [1]) ist der Erkenntnis dieses Künstlers unbewußt merkwürdig nahegerückt. Sie sagt: „Es ist dasselbe Temperament, das wir in dem Hl. Augustin, dem Hl. Franciscus und Hl. Bernhardin wirkend finden, dieselbe Lebenskraft, die schlecht geleitet den Zügellosen hervorbringt, dagegen entsinnlicht und erleuchtet den Heiligen." Die Verfasserin und mit ihr wohl der größte Teil all derer, die fest und oft auch wirklich treu im Überkommnen und Erlernten wurzeln, übersieht hier zweierlei. Aus der Ueberlieferung irgend einen lebendigen Weg zu weisen, ist das Wesen des

---

[1]) „Sodoma" London 1901.

Genius, und es ist Naturgesetz, daß er darob von seinen Mitmenschen gesteinigt, gekreuzigt oder zum mindesten durch Hohn, Spott und Haß gemartert wird. **Jeder neue Gedanke ist ja anormal,** sonst wäre er in seiner Zeit und seinem Milieu eben nicht neu, sondern allgemeine Norm; und so ist es mit jeder Empfindung, die in ihrer Lauterkeit neu scheint.

Die Italiener haben stets mit dem Pinsel und dem Meißel die Tiefe ihres Geistes und die Fülle ihrer Gesichte offenbart, weit reicher und vorweisender, als in der Dichtung und Prosa [1]). Da ist ihr Genie zu suchen. Und so weist uns auch Giovan Antonio neue Wege, und nicht er allein.

Wir stehen vielleicht am Anfange einer neuen Wiedergeburt, die von Deutschen ausgeht — am Anfange einer deutschen Renaissance des Geistes. Die Boten jener Renaissance waren noch nicht bewußt zur Erkenntnis gekommen [2]), daß Golgatha eine Vertiefung von Olympia bedeutet, nicht einen Gegensatz [3]), wie Gläubige und Ungläubige es noch meinen, wenn mir auch ein katholischer Geistlicher persönlich versicherte, es sei nicht undenkbar (?), daß die katholische Kirche, wenn die Menschen

---

[1]) Man wird hier „Dante"! einwenden. Dante ist gewiß ein tiefer, großartiger Ausdruck des mittelalterlichen Geistes, doch vorweisend wesentlich nur im politischen Sehnen seines Volkes. Das interessante Werk Professor Robert Vischers (Luca Signorelli, Leipzig 1879) fand bei der italienischen Kritik sehr ungnädige Ablehnung, weil er Dante menschlich eingeschätzt hatte, während er für Italien nur „der Göttliche" ist, der nur geschätzt, nicht eingeschätzt werden darf. Der Italiener erkennt, als geborner Chauvinist, hier keine Billigkeit zu. Der Goethesche Geist und die Ethik des „Faust" ist ihm recht unverständlich; daher das dogmatische Genüge in Dante, wenngleich er, gesund praktisch wie er ist, sein wirkliches Leben dadurch nicht ganz in Fesseln schlagen läßt.

[2]) Auch nicht die der französischen Renaissance vor 1800, wie Voltaire oder Rousseau.

[3]) Vgl. Olympia und Golgatha, Jena 1907.



Siena, San Domenico Phot. Lombardi

GIOVAN ANTONIO

DIE RECHTFERTIGUNG DES VERBRECHERS

Zu S. 60



Siena, Palazzo Pubblico

Phot. Lombardi

GIOVAN ANTONIO

DER HEILIGE VIKTOR

Zu S 64



Siena, Santo Spirito Phot. Lombardi

GIOVAN ANTONIO
HEILIGER SEBASTIAN

Zu S. 67



Siena, Santo Spirito — Phot. Lombardi

GIOVAN ANTONIO

TEILAUFNAHME DES HEILIGEN SEBASTIAN

Zu S. 67

erst soweit gereift sind, um es zu verstehen, einmal diese Erkenntnis anerkennen wird.

Der heilige Sebastian, nach meiner obigen Ausführung, steckt in der Tat in Giovan Antonio. Gerad aber, weil er tiefer fühlte, daß diese Verbindung von Olympia und Golgatha nicht wider göttliche Natur streitet, ward er nicht ein mittelalterlicher Naturverächter und Asket. Was übrigens jene Heiligen anbetrifft, von denen die Gräfin Priuli spricht, so war ihre Askese keineswegs immer so entsinnlicht, wie sie meint. Der Hl. Franziskus umarmte in seiner Liebessehnsucht Schneefiguren, als wenn es Jünglinge gewesen wären, wie ein Biograph berichtet.[1]) Warum sollte diese Liebe so gottwohlgefälliger sein?! Da hat der alte deutsche Theolog und Philosoph Hamann, wenn auch befangen und noch nicht unterrichtet, ein treffliches Wort gesagt: „Man kann keine lebhafte Freundschaft ohne Sinnlichkeit fühlen, und eine metaphysische Liebe sündigt vielleicht gröber am Nervensaft, als eine tierische an Fleisch und Blut.“[2])

Auf der Rückseite dieser heiligen Standarte befindet sich ein andres Gemälde, das sehr schön ist, aber natürlich wenig beachtet wurde, eben weil es auf der Rückseite der Leinwand jenes Meisterwerkes gemalt ist. Da ist die Himmelskönigin in einer wolkigen Engelsglorie, die himmlische „Jungfrau“, obwohl sie ein liebliches Kind auf den Armen hat. Unten knien der Hl. Siegismund, ein sanfter Königsjüngling, und der bärtige Hl. Rochus, hinter ihnen die Brüder der Misericordia von Siena, zum Teil mit herabgelassener Kapuze, die nur die Augen frei gibt; so sieht man diese Brüder noch heute Tote und Kranke begleiten. Einer von ihnen, der mit offnem Antlitz hinaufschaut, ist ein überaus anmutiger Knabe von

[1]) Thomas de Celano, in der vita secunda. Vgl. folg. Seite. Vgl. a. Dr. R. Wrede „Die Körperstrafen usw.“ 1898.

[2]) J. S. Hamann, Sokrat. Denkwürdigkeiten. Recl. 926.

etwa 18 Jahren. Die Wolke, von der die Jungfrau getragen wird, verschwebt in der zarten Landschaft.

1526 malte Giovan Antonio in S. Domenico jene Werke in der Kapelle der Hl. Caterina Benincasa, die ihn wiederum auf dem Höhepunkt religiösen Schaffens zeigen. Da ist vor allem die **Vision der Heiligen,** deren Leib wie in sich gesunken ist und nur noch von zweien ihrer Nonnen gehalten wird, während ihrem inneren Blick der Heiland der Welt zu Häupten erscheint. Der Pfeiler hinter ihr löst sich in eine lichte Wolke auf:

„Schwindet ihr dunklen
Wölbungen droben . . .

in hellichtem Gewande schwebt Er daher, dessen Nähe sie fühlt. Es ist der Augenblick, wo die Heilige die Wundenmale Christi an sich selbst empfängt.

Kein Künstler der ganzen Renaissance hat diese hingebende Empfindung, diese Vision der empfangenden Seele unmittelbarer in die Gestalt der künstlerischen Erscheinung verwandelt, als Giovan Antonio hier.[1]) Das erkannte schon sein Zeitgenosse, der berühmte Baldassare Peruzzi, daß dieses Werk eine merkwürdig mystische Tat ist, wo sich das Übersinnliche im Sinnfälligen spiegelt.

Das Bild rechts vom Altar, die **Communion der Hl. Katharina,** ist nicht so unmittelbar bedeutend, mehr ekstatisch, aber weniger mystisch. Schöne Gestalten hat dieses Bild, so der Engeljüngling, der mit der Hostie —

---

[1]) In ähnlicher hingebender Stimmung dichtete der sonst energische Kämpfer und Heilige Franziscus von Assisi:

Mich setzte die Liebe in Flammen,
Mich setzte in Flammen der Liebe
Mein Bräutigam mich der neue
— — —

Storia di San Francesco d'Assisi von Emilio Chavin de Malan. Prato 1846.

dem Leib Christi — herabschwebt, der Engelknabe neben ihm und der Putto (kleiner Engelknabe), der oben auf dem Gesims des Pfeilers sitzt, die Gottesmutter, die freundlich herabschaut, der kraftvolle Gottvater, der wie im Windesbrausen hereinschwebt. Die Farbensymphonie beider Freskoschöpfungen ist aus silbrigen, goldigen und schwarzen Tönen gewoben, still und vornehm wie der Augenblick der Verklärung, die aus Leiden geboren wird. Besonders im ersten Bilde tönt kein anderer Farbenlaut herein. In diesen Werken entschleiert sich auch das weibliche Teil der Seele des Künstlers in tiefster und feinster Weise. Das konnte niemand schaffen, der es nicht gefühlt hat.

In derselben Kapelle links befindet sich noch ein anderes großes Fresko: **Die Rechtfertigung des Verbrechers** oder das Wunder der Heiligen. Dieses Gemälde ist eine Symphonie in silberweißen und goldigen Tönen, die weißen gehen leise in Blau, selten in Grün über, die goldigen in rote Töne. Soeben ist auf Erden ein Verbrecher enthauptet. Noch liegt der kraftvolle Rumpf am Boden. Der wilde Henker steckt sein Schwert ein. Ein Mönch hebt das abgeschlagene Haupt empor. Neugierig gaffend drängt sich alles Volk herzu, es muß sich hier drängen, das ist psychologisch seelisch bedingt und begriffen. Aber die Heilige, links im Vordergrunde, ist in heißes Gebet versunken. Und siehe, ihre Gebete dringen gen Himmel. Über dem hellen — hellen Himmel schweben Engel, deren Glieder blaß-goldig schimmern, sie tragen schon die Seele des Gerichteten zum Himmel empor, nun ein zartes Knabenfigürchen. Das Gebet ist erhört, das Wunder ist geschehen.

Auch unten herrscht dieselbe Harmonie der Farben, nur in leidenschaftlicheren Akkorden. Ruhig heldenhaft steht neben der Heiligen der Befehlshaber-Jüngling auf seine hohe Lanze gestützt, in silberblauem Röckchen, das

warm zu den nackten Beinen stimmt. Und noch lebhafter ist sein rosenrotes Leibwams. Der zarte weiche Knappe hinter ihm in blaßgrünem Wams, der rosenroten Kappe und den goldigen spanischen Hosen ist von scheuer Wärme in den Tönen. Rechts die schöne ergriffene Frauengruppe stört ebensowenig die ganze Farbensymphonie. Der einen Frau, die da kniet, rinnt das weißblaue Gewand wie fließendes Wasser um die Glieder. Hier ist echte Komposition — wie wohl dieses Wort, gegen das sich schon Goethe sträubte, immer etwas plumpes äußerliches hat; wie der Sinn: Zusammensetzung! — das ist aber seelische Zusammen**stimmung**, Farbenzusammenstimmung, hohe künstlerische Psychologie.

Zwei Heilige malte Giovan Antonio noch im Bogeneingang dieser Kapelle, die Hl. Lukas und Hieronymus; letzterer erinnert fast an den alten Anakreon, der sich von seinem Liebling Bathyllos beim Schreiben helfen läßt, während Lukas von einem hübschen schwebenden Engel inspiriert wird. Liebliche schelmische Putten und anmutige Figuren beleben die gemalte Architektur. Das späte, pomphafte Bild von Francesco Vanni, in derselben Kapelle rechts, zeigt erst recht, wie ursprünglich und bedeutend die Arbeit unseres Künstlers ist.

In derselben Kirche, in der Capella del Rosario ist noch ein Gemälde, **Gottvater und Heilige**, das jedenfalls auf Sodoma zurückgeht, das verrät die Schönheit der Gestalten, so der hl. Sebastian, der junge Siegismund und die hl. Katharina. Dies Ölbild ist aber so gedunkelt, daß von einer Farbenwirkung keine Rede mehr sein kann. Auch in der Sakristei ist eine **Kirchenfahne** mit der Madonna in Engelsglorie; die goldig-rosa behauchten Engel beweisen seinen Pinsel, aber das Antlitz der Madonna ist sicher übermalt und verunstaltet.

Giovan Antonio, der Prophet seiner inneren Welt, steht nun vor uns da, so daß wir ihn deutlich erfassen



Siena, Sant' Agostino — Phot. Lombarid

GIOVAN ANTONIO
KÖNIGSJÜNGLING
(Teilaufnahme)

Zu S. 49



KOPF DES HEILIGEN SEBASTIAN



Florenz, Uffizien — Phot. Alinari

GIOVAN ANTONIO

HEILIGER SEBASTIAN

Zu S. 55



Florenz, Uffizien

Phot. Brogi

GIOVAN ANTONIO

KOPF DES HEILIGEN SEBASTIAN

(Teilaufnahme)

Zu S. 54



Florenz, Uffizien — Phot. Alinari

GIOVAN ANTONIO

HEILIGER SEBASTIAN

Zu S. 55



Siena, San Domenico | Phot. Lombardi

GIOVAN ANTONIO
DIE VISION DER HEILIGEN KATHARINA

Zu S. 59

können, tief und seelenvoll, in seiner Art zum Martyrium bereit, ein Verkünder der Schönheit, die für ihn geklärte Harmonie bedeutet. Oft ist er nervös und dann zuweilen nachlässig in seiner Arbeit — das kann man ihm vorwerfen — aber dann leuchtet wieder seine Kunst um so wärmer und wahrer hervor, wo er seine Kraft anspannt. Fast möchte man von ihm sagen: ein sehr moderner Mensch — wenn dieses Wort nicht so vieldeutig und abgenutzt wäre. Jedenfalls ist er ein höchst fesselnder Mensch, wenn man ihn versteht und die Äußerungen der Kunst als etwas Lebendiges wertet. Seine Kunst beweist uns eben, wie seelenvoll gerade die Schönheit sein kann — sein muß, wenn man sie recht erfaßt.

VIII. Der Malerfürst von Siena.

Die Phantasie Giovan Antonios war nimmer müde, und gerade dieser Reichtum seiner inneren Welt mag ihn auch oft veranlaßt haben, die Ausführung von Werken zu überstürzen, an denen er doch seelisch und auch in Entwürfen gearbeitet hatte. Wo viel Licht ist, ist auch Schatten. Freilich ist es ein schiefes Sprichwort, die Schatten allemal für etwas Schlechtes zu erklären. Wenn wir in dieser Welt ohne Schatten blieben, würden wir uns in kurzer Unrast verzehren. Das erklärt zur Genüge, warum wir in dem Schaffen eines so leidenschaftlichen und oft durch die äußeren Verhältnisse nervösen Künstlers auch Flüchtigkeiten finden. Wer das erkennt und im Auge behält, wird auch unsern Künstler richtiger verstehn und würdigen. „Himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt“ das paßt auf ihn. Und doch fand er reiche Harmonie, wo er sich ganz in Gewalt hatte.

Der Mosaikfußboden des wunderbaren Domes von Siena ist ein Kunstwerk eigner Art; nur kurze Zeit, im Sommer, ist er den Blicken enthüllt, sonst mit Brettern gedeckt, um ihn zu schützen. Für diesen Boden hat auch

Giovan Antonio Zeichnungen entworfen. Dann muß er 1527 in Florenz gewesen sein, wo er von den Mönchen des Olivetanerordens, die ihn kannten, berufen wurde, um das Refektorium des Klosters vor dem Tore von S. Frediano auszuschmücken. Früher nahm man an, er hätte es 1515 zur Zeit des Palioskandals gemalt, aber damals hatte er garnicht die Zeit dazu; auf einen andren Beweis wird noch gleich hingedeutet werden.

Das Kloster Monte Oliveto bei Florenz liegt sehr malerisch auf einem Hügel ob dem Arno gegenüber dem großen Park der Cascinen. Leider sind heute nur geringe Reste des Freskobildes, das **Heilige Abendmahl**, erhalten, das erst vor wenigen Jahren entdeckt wurde, nachdem es lange übertüncht gewesen war. Ein mildschöner Christus, dessen Typus an den Christus in S. Anna in Camprena erinnert, sitzt mit sprechender Gebärde am Tische; der Kopf seines Lieblingsjüngers Johannes ruht auf seiner Schulter. Zur Rechten des Heilands sitzt Petrus, der das Brotmesser energisch in der Hand hält, als wollte er sagen: „Herr, wer ist es, der dich verrät?“ mit dem unbewußten Gefühl: ich könnte ihm ans Leben gehn! Es ist der Petrus, der dem Malchus das Ohr abschnitt. Rechts im Bilde vorn sitzt Judas Ischarioth, das Gesicht unruhvoll von der Tafel abgewandt, als fürchtete er entlarvt zu werden. Man beobachte diese psychologische Komposition! Bei Lionardo da Vinci ist Judas weit mehr der bewußte Satan, der den Kampf mit Christus aufnimmt und darum so trotzig dasitzt. Das ist aber nicht der historische Judas, der doch später hinging und den Verrat rückgängig machen wollte und, als es ihm mißlang, sich in Seelenunruhe erhängte. Giovan Antonio hat ihn hier, der Überlieferung nach, richtiger erfaßt.

In Florenz erkrankte der Künstler und ging dann ins bekannte Hospital von Santa Maria Nuova. Das gab wieder Stoff, ihm am Zeuge zu flicken. Natürlich mußte

er ein verkommener Bohémien sein, da er in einem Hospital lag. Das ist doch wirklich einfältig. Wenn jemand in einer fremden Stadt erkrankt und allein ist, was kann er besseres tun, als in ein gutes Hospital gehn? Ja, noch heute wäre das, bei akuter Erkrankung, vernünftiger, als in einem Hotel ersten Ranges verraten und verkauft zu sein. Daß er indessen seine Wohnung und sein Atelier in Siena hatte, erfahren wir. Sein Schüler Girolamo Magagni, gewöhnlich il Giomo di Sodoma genannt, bestahl ihn nämlich während dieser Krankheit um verschiedene Gegenstände, unter anderm auch um eine Arbeit, die Giovan Antonio über die Kunst und über die Astrologie geschrieben hatte. Das erinnert auch an den großen Lionardo, der ebenfalls von einem Knaben seines Ateliers bestohlen wurde, den er aber trotzdem nicht missen mochte. Diese Geschichte hat besonders den Wert zu beweisen, daß Giovan Antonio nicht 1515 die Abendmahlsfreske malte und erkrankte, sondern bei seinem Florentiner Aufenthalt von 1527; denn dieser Maljüngling Girolamo, der übrigens später zur Herausgabe der Sachen verurteilt wurde, ist 1507 geboren. Mit acht Jahren gewißlich nicht, wohl aber mit 20 Jahren konnte ihm die Aufsicht über das Atelier in seines Meisters Abwesenheit übertragen werden.

1528 war der Künstler wieder in Siena, wo er im Palast der Republik in der Sala del Mappamondo zwei schöne Gestalten in mehr als Lebensgröße malte, die beiden **Heiligen Viktor und Ansanus**. San Vittorio ist der Sieger-Heilige der Jugendkraft, lebendig und schön in der Farbe, dem sonnengebräunten Fleisch, dem ziegelroten Leibrock mit grünlichem Panzer und hellblauem Mantel — so steht er vor der bräunlichen Nische mit der veilchenfarbnen Wölbung da, während sein stählerner Schild von einem schelmischen Engelknaben gehalten wird. Und doch ist in seinem Kopf ein so milder Ernst! Er scheint

der bewaffnete Frieden, fast mißvergnügt über diesen Zustand.

In der Fleischtönung der Engelbuben ist Giovan Antonio ein eigner Meister, es ist eine merkwürdige Farbenfrische in diesen kleinen Alfresko-Gestalten. Der Leib hat zarte Halblichter gleich hellbräunlichen Rosen, fleischfarbnen Rosen, auf deren Lichtern sich gleichsam der Widerschein von bläulich-grünlichen Blättern spiegelt, oder das zarte Geäder durchschimmert, während die Halbschatten goldig durchsonnt sind und im tiefen Schatten bräunlich dunkeln. Aber wie ließe sich das beschreiben! Solche Leiber muß man sehn. Auch die Schar der Buben, die rechts über dem Bilde des Hl. Bernhard Tolomei den Vorhang heben, sind entzückend. Diesen Heiligen, den Gründer von Monte Oliveto Maggiore, eine lichte freundliche Gestalt, hat er aber erst 1533 gemalt. Gleichzeitig mit Sankt Vittorio entstand links von ihm der Heilige Ansanus. Es ist ein anmutiger Jüngling in schilfgrünem Rock und rotem Mantel, mit feinem Kopf und durchgeistigten Händen, die gerade das geweihte Wasser der Taufe einem starken knienden Manne spenden. Wie das Zarte, die geistvolle Anmut sich kraftspendend der brutalen Stärke naht, und wie sich die äußere Gewalt der feineren inneren Überlegenheit willig zu Füßen legt, das rohe Chaos dem ordnenden Genius, das ist hier lebendig zur Anschauung gebracht. Und wie charakteristisch verschieden sind die Heiligen Viktor und Ansanus in dem Ton ihres Fleisches bis in die Fingerspitzen!

1529—30 schuf Giovan Antonio wieder ein bedeutendes Werk, die spanische Kapelle in Santo Spirito — der Heiligengeistkirche zu Siena. Es war die Zeit, da die Spanier in Siena herrschten, an die es durch Kaiser Karl V. zeitweilig kam, der seinen Sohn Philipp II. damit bedachte. Das war der Untergang der Selbstherrlichkeit der Republik Siena. Aus den Händen der

Fremden geriet die künstlerische Freistadt unter die Medici von Florenz, die sich gerade aus dieser auch freien Stadt eine Grundmacht schufen. Seitdem blieb Siena unterjocht und seitdem erstarb seine Bedeutung, wie allenthalben, wo das reichere Leben nicht individuell seine eignen Wurzeln hat und wo die Persönlichkeit zugrunde geht. Das ist der Lauf der Geschichte, der Kunst — des Menschen selbst.

In der alten Klosterkirche von Santo Spirito, gleich rechts am Eingange, tritt man in die Seitenkapelle der Spanier, deren Altar mit Ausnahme des mittleren Bildes der Santa Rosa von der Hand Giovan Antonios ausgeschmückt ist. Im Bogenbilde schildert er uns (in Oel) die **Einkleidung des Hl. Alfons durch die Madonna.** Der Raum ist ausgenützt, doch die Farben des Bildes sind dunkel und wirken um so dunkler, als helle Freskobilder es umgeben. Die Gottesmutter ruht auf einem Knie, während ihr kaltblauer Mantel wie ein schattiger Wasserfall sie umrinnt. Ergeben, in sanfter Andacht liegt Alfons in seinem olivgelben Kleide vor ihr auf den Knien, um das Ordenskleid der Dominikaner wie einen Gnadenschauer über sich ergehen zu lassen. Die Hl. Lucia und noch eine Heilige knien zu beiden Seiten. Es ist keine einheitliche Farbensymphonie, doch hat es der Künstler jedenfalls in einer sehr weiblichen Stunde ersonnen, als seine Doppelseele ganz aufnehmend war. Alles ist hier Hingebung, vom knienden Alfons und der huldvoll geneigten Madonna bis zu den lauschenden Heiligen und den beiden Engeln, die ihre Arme ergeben über die Brust kreuzen und deren Blicke nur sagen: „Dein Wille geschehe! . . .“ Ein weiblich empfindsamer Zug geht durch das ganze Bild. So etwas konnte nur der schaffen, dessen Wesen auch tief weibliche Stunden gehabt hatte.

Im lebhaftesten Gegensatz dazu steht das Freskogemälde darüber, gleichfalls in einem Halbkreise, diese

ganze Altarwand krönend. Es stellt den **Heiligen Jakob**, den Nationalheiligen Spaniens dar. Hier ist der Held, der Spanien von den moslemitischen Mauren säubert. Gewaltig sprengt der Reiter in silbriger Rüstung auf weißem Roß mit goldiger Schabracke und rotem Zügel über die Köpfe der besiegten Mauren hin. Hier zeigt sich wieder seine Symphonie von Gold, Silber, Rot und Schwarz, die auf seinen religiösen Gemälden oft wiederkehrt. Fast bläulich wie Silberschatten ist der Himmel, goldig sind die Wolken und goldbräunlich die Köpfe der Besiegten — fast das Einzige, was man von ihnen sieht. Das war ein Teil von Giovan Antonios männlicher, kampfbereiter Seele, der „Ritter“ Sodoma, wie er sich nannte. Und das war eine Natur ohne Bruch.[1])

Angesichts dieses Werkes soll Kaiser Karl V. 1536 geäußert haben, er gäbe seinen ganzen Marstall für dieses vortreffliche kühne Roß. In der Folge wurde Giovan Antonio von ihm zur Würde des Pfalzgrafen erhoben, ähnlich wie Meister Tizian.

Wundervoll sind die beiden Figuren zu Seiten dieses Altars, besonders links der **Heilige Sebastian**[2]) Es ist bezeichnend, daß der Meister diesen Heiligen sechsmal dargestellt hat, ein späteres Mal heiter lächelnd. Hier steht der „Märtyrer der Schönheit“ [3]) an eine Marmorsäule gefesselt, in nahezu hüllenloser Jugendschöne da. Sein Leib verbindet wieder in harmonischer Einheit männliche Kraft und weibliche Anmut. Wie leicht ruht der Körper auf dem linken Bein, so daß der Schenkel wie eine volle Welle ausladet! Und diese geschwungene Linie setzt sich durch den Rumpf bis in den rechten Arm oben fort, dessen herabhängende feine Hand diese sehnsüchtige Linie wieder hinableitet über den Kopf und die linke

[1]) Vgl. die Anekdote S. 154.
[2]) Vergl. S. 120.
[3]) Vergl.: „An Edens Pforten . . .“ Erläuterung 38.

Schulter bis in die Beine. Es ist wie ein sanfter Kreislauf dieser drängenden Kurven in dem schönen Leibe. Die Töne sind zart, die Lichter rosig und die Schatten durchsichtig blond. Leise Röte behaucht die Wangen und Kniee. Reiches goldblondes Haar schmiegt sich an das volle Antlitz mit den dunklen harrenden Augen und roten lebensfrohen Lippen, die in Leid geöffnet sind und die Perlenreihe der Zähne schimmern lassen. Greifbar hat der feindliche Pfeil die Rundung des Kniees durchbohrt. Der Schurz ist nur ein silberner Hauch mit goldigem Saum, der keine Schönheit verhüllen mag, wie ein „Reif in der Frühlingsnacht", der auf eine Blüte gefallen ist[1]).

So schuf der Künstler wieder den seltnen araphroditischen[2]) Typus, der in ihm lebte und wirkte. Daß diese Reife und Kraft des Leibes mit der jugendlichen Ursprünglichkeit des Ausdrucks und einer weiblichen Anmut auch heute noch in realer Gestalt leben kann — wie angesichts dieses Bildes bezweifelt worden ist — dafür ließen sich Beweise erbringen, Aufnahmen nach dem Leben.

Auch der Hl. Abt Antonius, rechts vom Altar, in schwarzem langen Gewande ist fein empfunden, besonders als Gegensatz zum Sebastian — wie er sich zum Altar vorbeugt mit seinem greisen wehenden Bart und so andächtig vorblickt!

Bald nach dieser großen Arbeit schuf er wieder andre Werke, die dank der Ungunst des Schicksals nicht mehr zu beurteilen sind, so die Fresken des Hauses Marescotti. Dann malte er die Geburt Christi an der

---

[1]) So ist das Original und gerade hier versagt die Photographie, wie überhaupt bei zarter Freskomalerei. Der Ausdruck des Originals ist auch mehr sinnig schön. Die dunklen Striche des Fresko verstärken sich aber in der Photographie, die Halbtöne gehen verloren — und erst das Durchsichtige!

[2]) An Edens Pforten, S. 142—143.

Porta San Viene, oder de Pispini wie sie heute heißt, ein schönes Werk, das auch sehr zerstört ist. Um diese Zeit schuf er das letzte der 4 Marienfresken im Oratorio San Bernardino [1]) und 1534 den oben erwähnten Bernardo Tolomei im Palazzo Communale [2]). Den 28. Oktober 1534 kaufte er sich ein eignes Haus, kann also nicht so mittellos und verlumpt gewesen sein, wie sein böswilliger Kritikus Vasari so gern behauptet.

Das war der Ritter des Heiligen Stuhles und bald auch Pfalzgraf des Hl. Römischen Reiches.

IX. Der Altmeister Giovan Antonio.

Zehn Jahre nach dem Hl. Sebastian von Camollia, 1535, malte Giovan Antonio die „**Auferstehung**", gleichsam in Vollendung jenes Gedankens. Freilich muß ich gestehn, daß es noch keinem einzigen Künstler gelungen ist, den Auferstandnen anders zu gestalten, als den Erdenwandler Christus. Sogar der Überlieferung nach heißt es ja: „und sie erkannten ihn nicht." Das Antlitz des Auferstandnen müßte nicht zu sehr den Typus des irdischen Heilands wiedergeben — das Verklärte von Eden vermisse ich hierbei allenthalben in der Kunst. Auch Giovan Antonio ist in diesen Fehler verfallen. Sonst ist es ja ein schönes und charakteristisches Werk, in der ihm eignen al fresco-Symphonie von silbrigen und goldigen Tönen.

Eben ist der Heiland aus seinem Grabe erstiegen, noch ruht der rechte Fuß leise auf irdischem Boden. Rosig schimmern die Lichter des Leibes im ersten Morgenschein, bläuliche Halbschatten spielen in die goldbraunen Schatten über. Seine Wangen sind gerötet, von

[1]) Vgl. S. 118.
[2]) Vgl. S. 132.

einem rötlich blonden Bart[1]) umrahmt. Diese Farben sind wie die kräftigen Töne des Goldes, das im Strahlenglanz erzittert, der vom Siegreich-Vollendeten ausgeht. Silberweiß flattert das Gewand. Die Charakteristik der Kriegsknechte ist meisterhaft, selbst abgesehn von der vorzüglichen Verkürzung der Gestalten. Rechts der cholerische junge Krieger in tiefem Schlafe, das rötliche Fleisch von stahlharter, silberglänzender Rüstung umpanzert, die nur die energischen nackten Beine freiläßt! Auf der Wölbung seiner Rüstung zeigt sich, wie in einem Spiegel die erschreckte Hand seines Kameraden. Dieser in der Mitte, ist eben erwacht und sieht den Auferstandnen kaum, er ist geblendet, entsetzt. Sein kraftvoller, rötlich brauner Leib drückt die Überraschung seiner Seele lebhaft aus, obwohl man nur die wirren kurzen Haare seines Hinterhauptes sieht. Und gerade das war fein bedacht. Der höchste Schrecken spiegelt sich so in den Gebärden des Leibes, hier vor allem des linken Armes, und der Gesichtsausdruck bleibt der stärkeren Phantasie des Zuschauers vorbehalten. Grüngoldig gleißt das Gewand mit den lilakühlen Schatten. Und links ein hübscher kraftvoller Jüngling von zarten hellen Fleischtönen, Ringe in den Ohren, mit mandelförmigen Augen, die bloßen Beine verschränkt. Hellila ist der Leibrock, bronzen das Wams und der Mantel rot. Er ist sichtbar in süßen Träumen — ein anmutiges Lächeln umspielt seinen Mund[2]). Die Finger der linken Hand über dem reifenden jungen Haupt hängen so leicht herab! Welch ein Gegensatz zu dem erschreckten wilden Nachbarn. Gleichmut, Feindschaft und träumende Liebe begegnet

---

[1]) Also im unverklärten Erdentypus.

[2]) Was im Original deutlich zu sehen ist. Keine der Photographien gibt diesen Kopf.

hier der Erscheinung Christi, während das Morgenrot hinter blassen Bergen erwacht.[1])

Eine andre Darstellung der „Auferstehung“ ist im Museum zu Neapel. Dort sind die Kriegsknechte alle mehr als chaotische wilde Elemente aufgefaßt, Christus steht hoch in der Luft. Besonders schön aber ist der liebreizende Engelknabe, der auf dem Grabesrande sitzt.

1537 malte Giovan Antonio wieder al fresco im Stadtpalaste eine Madonna mit den Hl. Galganus und Ansanus, ein farbig freundliches, aber weniger bedeutendes Bild. Doch selbst hier verrät sich bei dem Maler der Schönheit die hervorragende Fähigkeit zu charakterisieren. Der kriegerische Heilige, auf dessen roten Mantel der erste Blick fällt, hat mutwilliges Haar. San Ansano, im Gewande milder Töne wie braungelb und schwaches Lila, hat dagegen sanft gescheiteltes Haar. Damals wurde ihm auch die Ausmalung der Capella della Piazza übertragen, die er aber erst auf Ermahnung hin ein Jahr später vollendete. Diese Kapelle ist draußen am Palast der Republik, am großen Platze, wo alljährlich die historischen Rennen stattfinden. Von der Madonna und den Engeln sind noch deutliche Spuren der Schönheit vorhanden. Gottvater zu Häupten ist am besten erhalten. Rechts ist ein Hl. Sebastian, doch von der Witterung ziemlich zerstört[2]).

---

[1]) Diese Freske ist in dem Gemach, das heute das Stadthaupt von Siena zu Empfängen inne hat. Bei dieser Gelegenheit sei auf einen schönen St. Sebastian von Francesco Vanni (??) hingewiesen, der bisher gegen die Wand gekehrt (!) hing und daher fast unbeachtet geblieben ist. Es ist nämlich ein doppelseitiges Bild.

[2]) Eine Aufnahme von Lombardi in Siena gibt diese Kapelle wieder und im Vordergrunde eine Gruppe der Contrada della Tartuca (Stadtviertels der Schildkröte): Jünglinge und Männer in den historischen Trachten des Paliofestes. Der Seite 110/11 abgebildete „Ragazzius“ gehörte 1904 dieser Contrada an, deren Bannerträger er war.

Die Unruhe der nervösen Künstlernatur regte sich in dem alternden Mann aufs neue, vielleicht auch die Notwendigkeit des Erwerbes und die Lust alte Bekanntschaften zu erneuern und seinen Ruhm zu erweitern. Er war bei dem Fürsten von Piombino, kehrte dann wieder zurück, war wieder dort, kehrte wieder. Dann malte er in Siena ein Werk, das sich durch seine vornehme und stille Schönheit auszeichnet, die **Madonna des Hl. Leonhard**. Ehemals in der Calixtuskapelle des Domes, ist dies Ölbild heute im Stadtpalast auf dem Altar einer byzantinisch anmutenden Kapelle, deren Wand alte Bilder auf Goldgrund zieren, alles Zeugen der vergangenen Größe.

Es ist Abend, in dunkelnder Landschaft, deren Laub grünlich golden bis in silbrige ferne Töne verflimmert. Die zarte Gottesmutter in sammtrotem Kleide und kühlblauem Mantel hält den munteren göttlichen Knaben nur noch leise mit ihren Händen. Sie selbst lauscht ihrem Gatten Joseph, der im Schatten, ihr zur Rechten, aus einem dunkelroten Buche vorliest. Der Jesusknabe, dessen Leib wie das Haupt der Mutter am hellsten im Bilde leuchtet, tritt schon mit einem Füßchen in die Hand des anmutig sinnenden Heiligen Leonhard in schwarzem Kleide, das Händchen greift nach seinem Attribute, aber der Blick schweift zu uns herüber, als wäre er den Beschauer wahr geworden. So vermittelt das lebendige Kind uns mit der stillen Gruppe, im Dämmer dieser Natur, deren Himmel so blaß grünlich flimmert, am Horizont in matten rosiggelben Tönen. Wie zart liegt der Schleier auf der Stirn der Madonna, bläuliche Halblichter spielen auf dem feinem Antlitz, während die des Kindes mehr ins goldig Rosige gehn. Und diese dämmrige Kapelle ist gewiß ein besseres Heim für dieses dunkelnde sinnige Bild, als das helle Licht einer lauten Galerie. Das feine Antlitz dieser Mutter ist unbeschreib-

lich in seinem intimen Reize[1]); es beweist uns, wie sehr Giovan Antonio in der Schilderung so zarter weiblicher Seelenempfindung heimisch war. Hier sei noch die *Madonna sotto le volte dell' ospedale* erwähnt, so genannt, weil sie sich in einem Untergeschoß des Hospitals befindet. Der Kopf ist sehr anmutig, doch hat das Bild durch Übermalung gelitten.

In den 40er Jahren des Jahrhunderts finden wir den alten Meister noch wiederholt auf der Wanderschaft. In Volterra malte er für Galeotto de' Medici den Sturz des Phaëton vom Sonnenwagen. In Florenz ist heut noch eine Zeichnung erhalten, die bisher fälschlich dem Peruzzi zugeschrieben wurde; doch auf demselben Blatte befindet sich noch ein Entwurf, dessen Figuren sich so deutlich im Gemälde „Christus im Hades" wiederfinden, daß es gewiß nicht denkbar ist, die Phaëtonzeichnung einem andern als Giovan Antonio zuzusprechen. Eine Kreuzigung in Volterra, die ihm oft zugeschrieben wurde, ist gewiß nicht seine Arbeit, sondern die eines Schülers. Es geht überhaupt soviel unter Sodoma's Namen, was er nimmer selbst geschaffen hat. Man wollte aber gern ein Werk seiner Hand besitzen und da wurde vieles, was allenfalls in seiner Manier sein könnte, auf seinen Namen getauft, aber wahrlich nicht zu Gunsten des Meisters. Denn da kommen die Leute, staunen die schlechten Schülerbilder an und behaupten, Sodoma hätte doch auch recht gewissenlos geschmiert. So hat auch die Galerie in Siena verschiedne kleinere Bilder, die gar zu unmöglich für diesen Meister des Pinsels sind, in Form, Farbe und Ausdruck.

Aus jenen späten Jahren datieren aher drei Werke in Pisa, von denen zwei besonders schön sind. Die

---

[1]) Die Schönheit des Kopfes kommt besonders in einer Einzelaufnahme zur Geltung, wie der von Lombardi.

Madonna della Spina oder **des Hl. Sebastian,** wie ich sie nennen möchte, befindet sich heute im städtischen Museum zu Pisa. Wir sind in freier Landschaft in einem Hain von Zypressen und Laubbäumen. Die Madonna thront ein wenig erhöht. Rechts von ihr hält Petrus ein Buch mit dem Kruzifix, auf das er uns hinweist; der Täufer noch mehr rechts, ist leider im Antlitz sehr zerstört. Links (im Bilde), dicht hinter dem Christkinde steht der anmutig lächelnde Heilige Sebastian, dem der Jesusknabe den Pfeil des Leidens aus der Hand zieht. Der schöne alte Mann, dessen Kopf hinter dem Sebastianjüngling hervorlugt, galt für ein Porträt des gealterten Künstlers. Und diesmal dürfte die Tradition am Ende Recht haben, wenigstens stehn die edle Stirn, die Nase und der Blick keineswegs im Widerspruch zu dem durch Beweise verbürgten Porträt in Monte Oliveto. Der Kopf ist bärtig, was ja im Alter sehr möglich gewesen ist. Im Bilde vorn knien zwei weibliche Heilige — ihre Aufmerksamkeit wie die des Beschauers wird auf das helle Buch Petri mit dem Kruzifix gesammelt. Das Jesuskind selbst und der Hl. Sebastian nehmen diese ernste Mahnung wie mit heitrem Bewußtsein auf, daß die Liebe die Siegerin bleibt.

Im Dom zu Pisa sind die andern beiden Bilder. Eine Pietà — der tote Christus im Schoße der Madonna. Besonders fesselnd und bedeutend ist jedoch die **Opferung Isaaks,** in der Giovan Antonio wohl eins seiner letzten Werke schuf und zugleich ein erneutes Bekenntnis seiner Empfindung.

Der alte Abraham ist im Begriff seinen Sohn Isaak auf angebliches Geheiß des Höchsten zu opfern. Ein reifer Jüngling kniet in bebender Erwartung, daß das Schwert des Verhängnisses auf ihn herabsause. Es muß der Hebamme schwer geworden sein, in der Stunde der Geburt das Mannestum dieses Menschenkindes zu kon-

statieren! Wie er die Arme mit den zarten Händen über der Brust kreuzt, gleich einem unschuldigen scheublickenden Mädchen, und trotz der schön entwickelten Kraft seines vollen Leibes zitternd den Gewaltstreich erwartet, ohne sich aufzubäumen, — das ist so echt duldend urnisch. Es ist der seit 16 Jahrhunderten in Europa geknechtete weibliche Mann mit der weiblichen Seele, den der starke, aber einseitige Mann mit dem Richtschwert des Paragraphen angeblich im Namen des Höchsten abschlachten will. Da greift die höhere geläuterte Macht, die wahre Stimme des Himmels, stürmisch mahnend herein. Das ist der Gottesbote, der schöne araphroditische[1]) Engel, in dem ewig-männliche Initiative und Energie in ewig-weiblicher Schönheit des Leibes verklärt ist, ein innerer Ausgleich der Urkräfte, ohne die Mutterbrüste des Hermaphroditen — allermeist ein religiöser Glaube, ein Zukunftstraum, von dem wir doch Spuren der Möglichkeit auf Erden finden[2]). Man beachte doch die Muskeln des Abraham, seines erhobenen Armes, wie gut der Künstler diese anatomische Kenntnis des Körpers inne hatte, wie er sie aber im Engel, in dessen göttlichen Armen zu wogenden Linien bändigte. Wie verschieden sind diese drei auf einem Bilde in lebhaftester Bewegung vereinigt! — Der scheue und bangende Urning, der derb zuschlagende Mann und der araphroditische Bote voll heiliger Überredungsmacht in den Blicken und Gebärden der schönen Hände, deren eine mit leisem Finger die grausame Rechthaberei des Richtschwertes hemmt. Wieder ein Hinweis auf die höhere Macht göttlicher Harmonie. Der Altar des Götzenopfers, auf dem der Jüngling sterben soll, ist geborsten, neues Leben sprießt aus dem Risse.

---

[1]) Vgl. S. 94.

[2]) Belege hierfür will ich in meinem Werke: „Die Ethik der Schönheit und der Liebe“ bringen.

1543 war Giovan Antonio noch in Lucca, wohin er berufen worden war, im Kloster San Ponziano zu malen. Aus dem Jahre 1545 datiert der Brief des Pietro Aretino, von dem ich schon sprach[1]) und der uns beweist, daß der alte Meister wieder auf dem Wege nach Piombino war. Dann malte er noch die Kreuztragung für San Giacomo und die Geburt der Maria für die Carmine-Kirche in Siena. Und hier sei noch das Bild für eine Totenbahre erwähnt, das sich in der Kirche S. Michele e S. Donato zu Siena befindet: der **tote Christus** von zwei Engeln unterstützt. Es dürfte wohl eine der schönsten Darstellungen dieses düstren Vorwurfes sein. Die schöne wie in tiefen Schlaf versunkne Gestalt des Heilandes wird in rührender Besorgnis von den Engeln gestützt, leise legt sich die Hand des Einen auf die durchbohrte Seite, während der schlaffe Arm Christi an dem vorgestellten hübschen Bein des blond gelockten Engels herabhängt. Mit leichten Fingern stützt der andre, braunhaarige Engel das schwere Haupt. Dieses Bild ist des Meisters würdig.

Der Schluß von Giovan Antonios Leben ist in Dunkel gehüllt. 1549 den 14. Febr. schreibt Alessandro Buoninsegni an seinen Bruder Bernardino, den Gesandten in Neapel: „Heute Nacht ist der Ritter Sodoma gestorben.“ Im 72. Lebensjahre ist der leidenschaftliche, schönheitbeseelte Streiter aus der Welt gegangen, die ihn geehrt und geschätzt hatte, aber doch nie recht verstanden.

Das war der Künstler Sodoma, dessen Kompositionen aus psychologischem Feinsinn erwuchsen, sich von dem sinnenkräftigen Herzblut nährten und auch wieder in seelischer Ergriffenheit bebten. Das war der Künstler, dessen Werke zart und sinnig sind und doch wieder von blühender Leiblichkeit, bald nervös überhastet und doch

---

[1]) Vgl. S. 105 u. 156.

wieder reichlich erwogen — ein phantasievoller Zeichner und feiner Farbenkünstler. Hüten wir uns vor dem landläufigen Trugschluß: der Künstler mußte nervös sein, weil er „so" empfand. Nein, aber er mußte es werden, wie jeder feinfühlige Mensch, der als ehrlicher Kämpfer einen bittren Kampf mit der Masse seiner Zeit führt, und erst recht, wenn das tiefste Erdenheiligtum, — der Eros — dabei beteiligt ist. (Nicht zu verwechseln mit bloßer Sexualität, wie das fälschlich geschieht.) Nicht die Naturanlage braucht der Grund für das gestörte Gleichgewicht der Gesundheit und der Nerven zu sein, sondern die Zeit- und Kulturumstände, die die Entfaltung einer Natur in Sonne und Licht hemmen. Nur das ist hier logisch.

Und da ist der Mensch, den wir nicht vom Künstler trennen dürfen, ohne in den plumpsten Fehler scholastischer Unpsychologie zu verfallen. Überall sind Gründe, es gilt nur sie zu finden.

X. Der Ritter Sodoma und seine Retter.

Die Ehre ist ein hohes Gut, richtiger das vornehmste Gut des Menschen. Man darf aber Ehre nicht mit Leumund und Ruf verwechseln, wie es die meisten tun. Guter Leumund ist der Schein der Ehre, ist die Meinung, die die andern von unsrer Ehre haben, und dieser Ruf kann fälschlich ein schlechter oder fälschlich ein guter sein. Unsre Ehre ist die ehrliche Meinung, die wir — unsrem Gewissen gemäß — von uns selbst, unsrem Denken und unsern Handlungen haben. Was man so Ehrenrettung nennt, sollte also Leumundrettung heißen. Gegen die Verleumdung und Beschimpfung seitens der Menschen kann man sich nicht schützen, besonders nicht in den Tagen des öffentlichen Geschreibsels, das den Klatsch noch verallgemeinert. Es sollte gegen den Verschleiß auch dieses Giftes eine Apothekerordnung geben, denn auch



Siena, Palazzo Pubblico

Phot. Brogi

GIOVAN ANTONIO

AUFERSTEHUNG

Zu S. 136



Siena, Palazzo Pubblico — Phot. Alinari

GIOVAN ANTONIO

MADONNA DES HEILIG. LEONHARD

Zu S. 139



Pisa, Dom | Phot. Alinari

GIOVAN ANTONIO
ISAAKS OPFERUNG

Zu s. 141



Siena, S. Michele e Donato

Phot. Alinari

GIOVAN ANTONIO

DER TOTE CHRISTUS

Zu S. 143

der Klatsch gehört in die Klasse der Gift- und Meuchelmorde. Wer heute eine Beschimpfung unsrer Persönlichkeit liest, liest noch lange nicht die Rechtfertigung, welche übermorgen erfolgt, ... und semper haeret aliquid. Unsre Ehre kann aber niemand schirmen, als wir selbst. Ehre ist Selbstschutz, Schutz vor der Gefahr, sich selbst untreu zu werden. Wenn jemand weiß, das sein Denken und Handeln laut dem eignen Gewissen ehrenhaft ist, d. h. so, daß er es jederzeit vor sich selbst und der Welt vertreten kann, dann ist alle „Ehrenrettung“ eitel überflüssig, ja oft schädlich — dann bedarf es höchstens einer Leumundrettung. Wenn Vasari hie und da Versehen begeht, in Jahreszahlen, Namen oder Berichten, so ist das gewiß entschuldbar und erklärlich, besonders da er keine Vorarbeiten hatte. Wenn er aber Bilder beschreibt, und zwar falsch, die er also bestenfalls nicht gesehen haben kann, wie in verschiedenen Fällen, z. B. bei dem Bilde: „Der Tod des Heiligen Hieronymus“ von Fra Filippo in der Kathedrale zu Prato —; vor allem aber, wenn er gehässig falsche Berichte und Beurteilungen bringt, wie über Sodoma's Schaffen und Art; so ist das wohl geeignet, das Verdienst seiner wissenschaftlichen Arbeit herabzusetzen und besonders auch den Charakter des Autors. **Ehrlichkeit und Gerechtigkeit sind die Grundpflichten jedes Forschers.** Wer sie verletzt, wie das leider oft geschah und geschieht, mag wohl Parteischriftsteller sein, hat aber in Wissenschaft und Forschung keinen Anspruch auf Achtung. Ehrlichkeit ist aber auch die Grundbedingung aller Ehrenhaftigkeit. Wer mit sich selbst im Reinen ist und sich damit vor seiner Umwelt überzeugt einsetzt, ist ehrenhaft und wird auch von den andern Ehrenhaften geachtet werden. Auch die Masse beugt sich zuletzt der Ehrlichkeit, ja selbst die Unwahren, wenn ihnen ihre Unwahrheit — nicht mehr Dienste leistet.

Und so steht es auch mit dem großen Künstler, dessen Leben und Schaffen wir verfolgt haben. Es ist etwas gefährliches um jene müßigen „Ehrenrettungen", die „dem zu Rettenden" nur gar zu oft gerade bitter unrecht tun und ihn erst recht verunglimpfen. Ein trefflicher Philologe und erfahrener, vorzüglicher Direktor eines klassischen Gymnasiums sprach sich in gleichem Sinne mißbilligend über die sogenannten Ehrenrettungen des Dichters Horaz aus. Jemand, der so selbsteigen und stolz, ja mit humorvoller Ironie sich selbst vertreten hat, jemand, der sich seiner persönlichen Natur und Ehre bewußt war, wie Giovan Antonio — der braucht nicht noch nach 400 Jahren für ein spätgebornes Publikum zurechtgestutzt zu werden. „Sint ut sunt, aut non sint!" — mögen sie anerkannt werden, wie sie sind, oder gar nicht! — diesen jedenfalls mannhaften Spruch des Ordens Jesu sollte man auf alle bedeutenden Erscheinungen der menschlichen Kultur anwenden, auch wenn sie nicht in das Prokrustes-Patentbett einer just als modern geltenden Kulturstube hineinzupassen scheinen.

Es ist nicht zu leugnen: Vasari hat sich alle Mühe gegeben, Giovan Antonio als Menschen und Künstler herabzuwürdigen. Wir haben seine Gehässigkeit schon reichlich kennen gelernt, wir haben bereits gesehn, wie seine Kunstangaben oft direkt falsch waren. Aus persönlichem Haß widerspricht er sich oft. Wir finden, in seinem Leben des Sodoma selbst, die Behauptung, Sodoma hätte nur Minderwertiges geleistet, dagegen in dem Leben des Domenico Beccafumi von Siena die gegenteilige Meinung: Sodoma wäre tüchtig und viel in Anspruch genommen gewesen, und gar folgenden Satz: „Giovan Antonio hatte eine tüchtige Grundlage im Zeichnen und wußte, daß darin die Meisterschaft des Künstlers besteht." Darum hätte Beccafumi viel bei ihm gelernt! Im Leben des Sodoma (Seite 533 der 2. Ausg.) sagt er erst, die Ekstase

der Heil. Katerina wäre eine gute Arbeit, wie auch die „eigenhändige Zeichnung“ des Sodoma beweise, die *er, Vasari,* im Besitz habe. Wenige Zeilen später erklärt er die Gestalten in derselben Kapelle für schlecht, denn: „aus Faulheit und Trägheit,“ wie er sich ausdrückt, „machte er weder Zeichnungen noch Kartons, wenn er irgend eine derartige Sache zu arbeiten hatte.“

Wie unbillig Vasari gegen den Menschen Giovan Antonio war, beweist der Umstand, daß er an ihm das beschimpft, was er bei andern verschweigt, so bei Luca Signorelli, dem großen Meister von Cortona, dem der junge Rafael von den Vormündern nicht anvertraut wurde.[1]) So bei Michelangelo! — den ja Vasari gerade über alles vergötterte. Vielleicht hat Michelangelo ihn nicht in seine tiefsten Gefühle eingeweiht, aber bedurfte es dessen für einen Zeitgenossen der Renaissance, der mit Michelangelo im Umgang stand!? und sich als den Vertrauten des Künstlers ausgab, der seine Liebesgedichte[2]) an Jünglinge gerichtet hat, so vor allem an den schönen Tommaso di Cavalïeri, den er als den „Gebieter seines Herzens“ verherrlichte! Und Vasari, der Zeitgenosse, der überall Anekdoten aufzufischen verstand, sollte nicht gewußt haben, daß sein Gönner, der Kardinal del Monte und als Papst Julius III., dem er sich eifrigst bemühte, seine Kunstgeschichte zu widmen — auch in dem Rufe stand, den Namen Sodoma (d. h. in mißverstandenem Sinne) zu verdienen. Es gibt einen interessanten Bericht über die Regierung des Kirchenfürsten und Gönners aus Toskana (der ebenfalls wie Vasari und Michel Angelo aus dem Arezzo-Gebiet stammte) und zwar ist er von

[1]) Crowe und Cavalcaselle „Raphael“. Lpz. 1883. Bd. I, S. 31.

[2]) Vgl. die ital. Originalausgabe von Prof. Dr. Karl Frey und die deutsche Übersetzung von Walter Robert-tornow; auch „Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur“, herausgeg. von Elisar von Kupffer. 2. Aufl. 1903. Lpz., Spohr.

10*

dem venezianischen Gesandten Matteo Dandolo um 1551, nachdem Giovan Maria del Monte 1550 Papst Julius III. geworden war. Als päpstlicher Legat in Parma sah er einen Knaben am Fenster mit einem großen Affen balgen, den er in seinem Palaste hielt. Der kühne Junge machte tiefen Eindruck auf ihn und er faßte, wie der Gesandte sagt „solche Zuneigung zu ihm,“ daß er ihn zuerst hübsch kleiden und beköstigen ließ, bald aber „zu sich ins Zimmer und ins eigene Bett *(nel proprio letto)* nahm.“ Der wurde dann später, mit 17 Jahren Kardinal. Bei Giovan Antonio erhebt Vasari den Vorwurf, er habe mit „Knaben und unbärtigen jungen Leuten“, die er „über die Maßen liebte“ gern Umgang gehabt — statt mit mürrischen bärtigen Gesellen à la Vasari könnte man hinzufügen; aber beim Gönner Vasaris, Giovan Maria — Julius III. — erfahren wir desgleichen. Vasari schimpft über die „Bestie“ *(animale, bestiale)* Giovan Antonio, der soviel Tiere hielt und darüber seine Arbeit versäumte. Der Gönner Vasaris, Giovan Maria — Julius III. — hielt sich große Affen und blieb doch ein umworbner kluger Kirchenfürst. Nein, er hat das alles sehr wohl gesehn und gewußt. Er sah ja auch die nackten Jünglings-Gestalten, die Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle in machtvoller Glorie aufführte — aber die Darstellung nackter Gestalten zu verpönen, das erlaubte er, der selbst die nackten Schmiede des Vulkan gemalt hat, sowie die übrigens merkwürdig sinnlichen Stellungen der nackten Buben, die seine „Carita“ (Madrid, Prado, Phot. Anderson in Rom No. 16804) umgeben und gewisse Partieen völlig unbekleidet oder durchsichtig verschleiert den prüden Augen darbieten! — erlaubte Vasari sich nur bei Giovan Antonio zu verpönen, anläßlich des Kourtisanenbildes in Monte Oliveto Maggiore. Wahrlich das Muster von einem Künstler und Charakter, dieser „pittore aretino“, wie er sich so gerne nennen hörte!

Vielmehr eine kleinliche Seele, die vielleicht durch persönlichen Ärger erbittert, vorsorglich erst nachdem er vom Tode des streitbaren Künstlers erfahren, dessen etwas satirische Zunge sich möglicherweise über seine steifen Arbeiten belustigt hatte, — an diesem eine moralische Leichenschändung beging! Und dazu benutzte er eben eine Tatsache, die er an seinen Freunden übersah, durch die er ihn aber bei der unaufgeklärten Menge schädigen zu können meinte. Denn das wahre Kennzeichen der Verleumdung (— einen Andern in bösen Leumund bringen —) liegt nicht so sehr in der möglichen Unrichtigkeit der verbreiteten Behauptung, als in dem unberechtigten, kleinlichen Bestreben, intime Tatsachen in gehässiger Beleuchtung an die Menge preiszugeben, in der Hoffnung, daß Vorurteil und Unbildung den Gegner um Wirkung und Ansehn bringen werden. Wer nicht soviel vornehmen Sinn hat, solche Handlungsweise zu verurteilen, der macht sich mitschuldig. Der Denunziant ist der Zwillingsbruder des Verleumders.

Und ebenso beweist ein Spottgedicht des Euryalo Morani aus Ascoli, das 1516 zu Siena gedruckt und verbreitet wurde, wie die Neider, damals wie heute, jede Gelegenheit ergreifen, um sich die Partei der Masse zu sichern. Denn folgende Verse des Morani fallen gerade in die Zeit, als Giovan Antonio von Leo X. für seine „Lucrezia“ zum Ritter ernannt worden war:

Nunc mihi pulchra venus tenui dat vescier aura
Ut revocem a teneris, Sodoma, te pueris.
Sodoma paedico est: cur te, Lucretia, vivam
Fecit? Habet nostras pro Ganimede nates.

Nun gibt es aber eine ganze Reihe von unbeeinflußten Dokumenten, die diesen Namen als den üblichen Zunamen Giovan Antonios bekräftigen; auf sie wird noch im einzelnen zurückzukommen sein. Hier seien erst die Gründe erörtert, die Giovan Antonios bisherige „Ehren-

retter“ gegen die innerlich sachliche Berechtigung des Zunamens angeführt haben. Ihre Gründe arbeiten gern mit „am Ende“, „vielleicht“, „wer kann es wissen, ob nicht . . .“ „chi lo sa?“ usw. und berufen sich 1. auf die Strenge des Gesetzes; 2. auf den vornehmen Umgang und die Protektionen, die Giovan Antonio genossen; 3. auf die Frömmigkeit, Tiefe und Schönheit seiner Werke; 4. endlich gar auf sein ritterliches Selbstgefühl.

Nun, bei aller Strenge des Gesetzes, konnte es ja Giovan Antonio geglückt sein, jedem Protokoll seiner Liebesweise entgangen zu sein, wie auch heute in Deutschland, Österreich, England, Rußland, Griechenland, Serbien und andern Kulturstaaten zahllose Männer unentdeckt und unbestraft bleiben, auch solche, von denen es stadtbekannt ist. Auch Lionardo da Vinci ist verhört worden, aber mit der Untersuchung davongekommen. Doch war die Strenge damals, im frumben Mittelalter, wenigstens stellweise in Italien, weit geringer, als im liberalen XX. Jahrhundert in obigen „humanen Kultur“-staaten. Z. B. in San Gimignano, der Nachbarstadt von Siena, betrug die Strafe 100 Pisaner Lire (nach der Angabe des Historikers und geistlichen Oberhauptes von San Gimignano, des Probstes Grafen Pecori[1]).

Und der vornehme Umgang, die Gönnerschaft der Päpste, Fürsten und Kommunen wäre damit unvereinbar gewesen?! Nun: von Julius III. sprachen wir schon, und Monsignor Giovanni della Casa, päpstlicher Legat in Venedig, Erzbischof von Benevent und italienischer Klassiker, hat durch sein sehr offenherziges, berühmtes Capitolo sul Forno[2]) nichts von seiner weltmännischen Stellung eingebüßt. Und Leo X. sollte daran so ernstlichen Anstoß haben nehmen müssen, daß es von Giovan

[1]) Storia della Terra di San Gimignano, Firenze 1853.
[2]) Abgedruckt (zum wesentlichen Teil) in: „Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur“, Verlag Spohr.

Antonio bekannt war? — wer, der die Geschichte der Zeit kennt, wird das glauben können. Luther, unter andern, berichtet, es sei den Kardinälen wie ein Kartenspiel gewesen. Es liegt garnicht in meiner Absicht, hier nur von Größen der katholischen Welt zu reden, als ob diese Liebesempfindung damit in besonderem Zusammenhange stünde (wie es der beschränkt-kurzsichtige und oft allzu oberflächliche antiklerikal-satirische „Asino" in Rom zu meinen vorgibt —); diese Empfindung ist vielmehr ganz unabhängig von irgend einer religiösen Überzeugung, Konfession oder Freigeisterei, und ebenso unabhängig von Nation, sozialer Stellung oder politischen Partei, auch von persönlichen Vorzügen oder Mängeln — wie die Liebe überhaupt, die eben eine allgemeine Natur- und Seelenerscheinung ist. Denn wie der greise Arzt Kawwal dem Priester Issa anwortet:

„Hochwürdiger Herr, wer kann das wissen,
Was die Natur in uns erstrebt!
Wo glaubt Ihr denn Natur zu missen?
Es **ist Natur,** die uns durchbebt.
Was lebt und stirbt, was liebt und haßt,
In **jeder** Form die Natur umfaßt.
Auch Menschengeistes hohe Gewalt
Ist nur Natur in andrer Gestalt." [1])

Aber das Thema hier verlangt diese einseitige Auseinandersetzung, da es sich um die Zeit- und Volksgenossen Giovan Antonios handelt. Wie wenig streng die Zeit damals überhaupt dachte, zeigt in einem andern, allerdings schmählichen Falle, die sträflich-milde Beurteilung die Papst Paul III. einer verbrecherischen Untat erwies, die Pierluigi Farnese, sein Sohn, beging. Der Papst nannte es „jugendlichen Leichtsinn", einen „Jungenstreich", als der rohe Pierluigi den 24jährigen Bischof von Fano, Cosimo Gheri, im Ornate der Meßgewänder vergewaltigte,

---

[1]) Elisarion „Aino und Tio" S. 97. E. Pierson, Dresden 1907.

so daß der unglückliche Jüngling infolge der erlittnen Aufregung starb. Und zwar, wie der zeitgenössische Geschichtschreiber Benedetto Varchi sagt, verübte Pierluigi diese Gewalttat „nicht von seiner Schönheit verführt“, da jener nicht einmal schön gewesen sein soll — also nicht aus leidenschaftlichem Gefühl, sondern aus tierischer Brutalität, weil der junge Bischof sich geweigert hatte, ihm Frauen der Stadt zuzuführen [1]).

Und da sollte ein Künstler wie Giovan Antonio, dessen zarte Seele vor jeder Roheit zurückschreckte, wie schon alle seine Werke zeigen, von diesen Zeitgenossen boykottiert werden?! [2]) — von den Männern, die sich „onesti“ und „per bene“ nannten. Was bedeuten diese Worte, wo sogar der Kuppler heute seine Ware als „anständig“ (per bene) anbietet und sich selbst einen „ehrenwerten“ (onesto) nennt, und das in allen Ländern.

Und was wiegt heute noch der Einwand, seine tiefreligiösen und schönen Werke sprächen gegen seine abweichende Liebesneigung, die sogar noch ein sogenannter Moderner wie Paul Bourget eine verbrecherische nennt und eben deswegen annimmt, seine wundervollen Werke wären damit unvereinbar. Diese Logik steht auf der Höhe der italienischen Tagespresse, die vor einigen Jahren, als ein italienischer Marquis und Oberst angeblichen Dienstmißbrauches wegen unter solcher Anklage stand, ihn dadurch „offiziös“ zu rechtfertigen suchte, daß sie erwähnte, er wäre ein schöner Mann und könne folglich „so“ nicht empfunden haben. Eine Naivetät, die man kindisch nennen muß. Und obige Behauptung ist denn doch stark angesichts der historischen Tatsache,

---

[1]) Aurelio Bianchi-Giovini: Storia dei Papi. Milano 1872. Vol. VII, p. 465—469.

[2]) Auch R. H. Cust gestattet sich noch diesen tendenziösen historischen Unsinn in Giov. Ant. Bazzi. London 1906. Vgl. S. 111 unten u. 118.

daß künstlerische Persönlichkeiten, wie Pindar, Anakreon, Sophokles, Pheidias, Hafis so fühlten und lebten und so tiefe, schöne, religiöse Werke schufen. Gibt es eine männlich schönere Erscheinung als den Sophokles des Lateran?! Ja sogar ein asketischer Mönch des XI. Jahrh., Petrus Damianus, der zwar den Priestern solchen Liebesumgang streng zu untersagen wünschte, äußerte sich in seinem Liber Gomorrhianus dahin, daß frommer Sinn, kirchliche Fügsamkeit und gute Sitten noch kein Beweis gegen solchen Umgang wären. Er hält ihn also mit jenen ihm lobenswerten Eigenschaften seelisch für vereinbar. Muß er es doch selbst von dem Hl. Romuald berichten, als dieser längst den Camaldulenser Orden gegründet hatte und der geistliche Bußprediger der Fürsten seiner Zeit gewesen, so Kaisers Otto III. Der Hl. Romuald wurde von einem Mönche, seinem Schüler, erpreßt und nahm die Strafe der erzürnten Mönche auf sich, offenbar als Sühne für eine frühere Begebenheit, da er damals schon zu alt war[1]).

Von sehr geringer Kenntnis der menschlichen Seele zeugt auch die Behauptung eines deutschen Kunstschriftstellers, Sodoma wäre gerne mit sehr einfachen Leuten umgegangen, wie ein rauher Bürgersmann, und hätte doch zart und religiös gemalt; wie Künstler und Mensch da auseinander klafften. Wirklich? Erstens war unser Künstler kein so eingefleischter Demokrat, da er sich immer als Ritter unterzeichnete; zweitens kann man sehr wohl ein schlichter Bürger sein und doch fein und religiös empfinden, ja als einfaches Kind aus dem Volke zarter als ein verbildeter Patrizier oder verhätscheltes Jüngelchen eines reichen Börsianers; und drittens suchen gerade die zart und tief veranlagten Naturen, die die Schalheit des verbildeten Lebens erfahren haben, oft und gerne den unverfälschten Umgang mit Naturmenschen, mit einfacher froher Jugend,

[1]) Vita Romualdi. „Opera Beati Petri Damiani“. Roma 1608 p. 241/242.

und nicht mit verknöcherten Würdenträgern. Deshalb klafft da noch nichts auseinander! Und endlich vergesse man nicht: was bleibt den feingebildeten Menschen, denen diese Empfindung eingeboren und heilig ist, in unsrer Kultur meistens andres übrig, als die aufzusuchen, die weniger durch tausend Vorurteile der Sippe von ihnen getrennt werden und die selbst auch weniger in solchen abstrakten Vorurteilen leben!

Und gar sein Mut und seine Ritterlichkeit wäre mit dieser Liebe unvereinbar? — weil er in Siena einen spanischen Soldaten, der ihn beleidigt hatte, der Strafe überlieferte? Er ging, wie berichtet wird, heim, zeichnete aus der Erinnerung das Gesicht des Frechlings auf und brachte dieses Bild dann dem Befehlshaber, der sofort den Täter erkannte und ihn bestrafte. War etwa Epaminondas, der Feldherr der Thebaner und Liebhaber des Kephisodot, kein unerschrockener Kriegsheld?! Und gleich ihm zahlreiche andre tapfere Feldherrn, wie Alexander der Große [1]) und Julius Cäsar, von dem seine eigenen Soldaten sangen, daß er ein Liebling des Königs Nikomedes von Bithynien gewesen war [2]). Und um mehr in unserer Zeit zu bleiben, seien die Samurai, die tapferen japanischen Edelleute und ihre Schwertträger erwähnt, mit denen sie oft in Liebe verbunden waren, wie mir ein genauer Kenner Japans noch unlängst mit drastischen Dokumenten belegt hat. Also Behauptungen von der Unvereinbarkeit des Mutes, der Mannhaftigkeit, ja der Mannszucht mit solcher Liebe sind einfach lächerlich, selbst bei oberflächlicher Kenntnis der Geschichte. Und, abgesehen von der Geschichte, beweist der Kampf, der in

---

[1]) Vgl. „Lieblingminne und Freundesliebe“, wo noch viele andere Belege sind.

[2]) Dieses von Sueton berichtete Soldatenlied hat Zelter, Goethes Freund, komponiert und in der von ihm geleiteten Berliner Singakademie singen lassen (!), wie er selbst an Goethe schreibt.

Deutschland von so viel Männern mit offnem Visier gegen den veralteten Paragraphen geführt wird, etwa nicht den **moralischen Mut,** den das Bewußtsein einer inneren, ethischen Bewegung zu geben vermag?

Diese Leumundsrettung ist einfach haltlos. Und fest steht die Tatsache, daß Giovan Antonio den Zunamen Sodoma geführt hat. Da ist erstens die Eintragung seiner Rosse zum Paliorennen in Siena von 1513 (die früheste Notiz). Da sind die 1516 gedruckten Distichen des Euryalo Morani. Da ist die zweite Eintragung zu dem Rennen des Jahres 1527, also längst nach dem Florentiner Skandal von 1515. Da ist, vor allem, seine eigne humoristisch-ironische Vermögenserklärung an die Steuerbehörde von Siena aus dem Jahre 1531 (vgl. S. 160); da ist das erwähnte Gedicht des Filolauro di Cave von 1533; da ist die Urkunde eines Hauskaufes in Via Vallerozzi von 1534; da ist ein Zahlungsbefehl der Signoria von 1536; da ist endlich seine Todesnachricht von 1549. Also auch wenn Vasari geschwiegen hätte, wüßten wir, daß es einen großen Künstler und „vorzüglichen" Menschen, einen „eccellente uomo"[1] des Zunamens Sodoma gegeben hat.

Aber . . . . sagen die Leumundsretter: in seiner Eheurkunde von 1510 ist er nicht Sodoma genannt. Doch abgesehen davon, daß erst 1513 dieser Name zuerst nachweisbar ist, war es doch wirklich überflüssig bei der Schließung seiner Ehe gerade diesen Namen anzugeben.

Aber . . . . der Fürst Jakob V. Appiani von Piombino nennt ihn Joan Antonio de Averzé (= aus Vercelli). Freilich: in einem erstmaligen Empfehlungsschreiben an den Florentiner Machthaber Lorenzo. Sollte er da einen immerhin mißdeutigen Zunamen hinsetzen? Vielmehr scheint, daß er die Eindeutigkeit dieses Zunamens

---

[1]) Armenini, vgl. S. 161.

kannte, da er ihn nicht hinsetzte. Oder als Giovan Antonio am 3. Mai 1518 an den Herzog von Ferrara und den Markgrafen von Mantua schrieb, sollte er da fremden Fürsten gleich mit dem Namen solchen Klanges deutlich vorrücken? Er war unter diesem Namen bekannt, gar nicht unter seinem Familiennamen Bazzi. Was Wunder, daß er sich da mal mit kleiner Abweichung als Ritter Sodona unterschrieb! Und ebenso, daß ihn die Signoria von Siena in ihrem Schreiben von 1538 Sodona nennt. Auch Pietro Aretino nennt ihn in seinem Briefe vom August 1545 aus Venedig so — da Giovan Antonio diese weniger deutliche Nebenform seines Zunamens offenbar für gewisse Gelegenheiten angenommen hatte. So benutzte er ihn auch, als er nach 30jähriger Trennung dem indes berühmt und berüchtigt gewordenen Jugendfreunde schreibt, dem nun auch von Fürsten gefürchteten Pietro Aretino. Dieser antwortete ihm mit herzlichsten Worten und adressiert natürlich, wie jener angegeben hatte, da er ihn nicht ärgern wollte. Man lese doch:

„Als ich den übersandten Brief öffnete und Euren „Namen mit meinem zusammen las, ward ich so bis „ins Innerste ergriffen, als lägen wir uns noch eben in „den Armen mit jener herzlichen Zuneigung und Liebe, „mit der wir uns so oft umarmt haben, damals als es „uns in Rom und dem Hause Agostino Chigi's so gut „gefiel. Und wir hätten es jedem übelgenommen, der „uns gesagt hätte, wir würden auch nur eine Stunde „ohne einander sein. Aber die Welt dreht sich und „die Menschen werden umgetrieben, so daß der eine „wie der andere von dem Glückspiel des Zufalls in „solche Gegenden zu dauerndem Aufenthalt geführt „wird, die er nie auch nur zu erblicken gedachte. Ihr „mein tausendmal lieber, tausendmal guter, tausendmal „liebenswürdiger Ritter seid wahrlich nicht etwa in

„meinem Gedächtnis auferstanden, da ihr fürwahr nie „darinnen starbt, sondern jung seid ihr darin geworden, „so wie ich wünschte, daß wir selbst uns verjüngten ..."
Wie zart und fein ist hier der Ton dieses rücksichtslosen Spötters [1]), wo er von der Jugendneigung zu Giovan Antonio spricht. Es galt ja von ihm selbst, daß er seine Ritterkette von Giovanni delle Bande Nere, dem Vater des Herzogs Cosimo I. de' Medici, für solche intime Beziehungen erhalten hatte.

Wer Italien kennt und weiß, wie wenig fest die Namensbezeichnungen noch heute sind, der wird sich des Wechsels der Namen unsres Meisters erst recht nicht als einer falschen Leumundsrettung bedienen dürfen. Regellos steht der Vorname bald vor, bald hinter dem Familiennamen, regellos wird eine Frau bald nach dem Namen ihres Mannes, bald nach ihrem eignen Mädchennamen genannt. Und stetig werden Namen im öffentlichen Leben und in Schriften verballhornt und verändert. Daher — zur „Leumundsrettung" der italienischen Post sei es gesagt — kommen wohl oft die Versehn im Fach „poste restante" vor, besonders bei ausländischen Namen.

So ist auch der Name des Sodoma wiederholt verschieden geschrieben und gedruckt worden, vor allem Soddoma und Sodoma, dann Sodona, aber auch Sogdoma, Sobdoma, aber auch statt des a mit e am Ende, z. B. Sodome, Sodone. Daher ist es lächerlich, wenn der Italiener Faccio aus dem später üblichen einen d des Namens zu folgern vorgibt, dieser habe mit der biblischen Stadt nichts zu tun, die immer mit zwei d (=dd) geschrieben worden wäre. Der eifrige Autor übersieht vollkommen, daß in dem Zahlungsbefehl der Signoria der

[1]) Merkwürdig, daß ebenso die scharfen Satiriker Martial und Lukianos zartfühlende Töne anschlagen, wo sie von dieser ihrer Liebe zu sprechen beginnen. Ob nicht ein gemeinsamer sozialer und psychologischer Grund sie sonst zu Spott und Ironie herausforderte?

Name mit 2 d (= dd) geschrieben ist, ebenso in der Eintragung der Rosse; andrerseits tut es mir leid, ihm nachzuweisen, daß auch der Name der Stadt zuweilen mit einem d geschrieben wurde, wie die Ausgabe des Liber Gomorrhianus durch den Abt Caëtan (Rom, 1606 bis 1615) beweist. Lassen wir diese Seifenblase und ähnliche!

Nochmals: Namen sagen dem Italiener so gut wie nichts. „Name ist Schall und Rauch". Versehen, Versprechen, Verwechseln der Namen ist in Italien an der Tagesordnung — in Zeitungen, Büchern, wie im praktischen Leben. Giovan Antonio Bazzi hat so bis vor einem halben Jahrhundert als Razzi gegolten. Schlagen wir doch einmal die erste Ausgabe des Vasari auf (Firenze (!) MDL). Da wird der Maler Pellegrino von Modena auf S. 728 Pellegrino da Modana genannt und zwar in der Überschrift. Zeile 5 von unten heißt diese Stadt aber schon Modona und S. 728 werden die Einwohner einmal Modenesi und dann Modonesi genannt. Es kommt aber noch besser! Im zweiten Bande der zweiten Ausgabe des Vasari (Fiorenza (!!) 1568) heißt derselbe Maler auf S. 571 Rodolfo Grillandai, auf S. 572 aber Ghirlandai. Im Leben des Domenico Beccafumi (S. 371—381) steht auf S. 371 und 375 als Seitenüberschrift Perino del Vaga; im Leben des Niccolo Soggi (S. 387—393) steht auf S. 391 als Seitenüberschrift Lappoli (der früher abgehandelt war). Im Leben des Simone Mosca (S. 496—502) steht über S. 497 und 501 Jacopo Puntormo (auch Pontormo genannt); und dergleichen endlos mehr. Der Setzer, der Korrektor, der Herausgeber haben nichts gemerkt, auch im Fehlerverzeichnis steht nichts davon. Sie haben es eben nicht gemerkt, weil Namen ihnen herzlich wenig sagen; woraus ich dem sonst oft liebenswürdigen Italiener wahrlich kein Kriminalverbrechen machen will — das Leben ist am Ende mehr wert als ein Name oder gar

ein Buchstabe! . . . und sei es in würdigen Codices. Mir selbst ist es im Hause eines Professors in Florenz widerfahren, daß mein Name nach jahrelanger genauer Bekanntschaft bald Guf, bald Cruff, wenns hochkam Cuffer geschrieben wurde. Endlich gar hieß es einmal, ein Herr „merkwürdiger Weise genau" meines Namens hätte seine Visitenkarte abgegeben; und darauf stand: — — Hoffmeyer. Da soll man noch an die pedantische Fabel von Sodoma und Sodona glauben?! Doch nicht bloß gruslige fremde Namen, zu denen am Ende auch das Wort Sodoma gehört, sondern auch solche „latinische", wie Caprivi und Curtius figurierten im ersten Blatt Italiens, im Giornale d'Italia, anläßlich der Hohenloheschen Memoiren als Caprini und Curtinus. Und auf solchen wackligen Buchstabengrund sollte noch psychologischer Unverstand es wagen dürfen, ein kunstvolles Gebäude aufzurichten! Wie gesagt, ich wende mich gewiß nicht gegen das italienische Volk, dessen Ahnen Glänzendes geleistet haben und das noch selbst oft den gesunden Lebenssinn bewahrte — sondern namentlich gegen einige „mitteleuropäisch" sein wollende Gelehrte, Gebildete und Halbgebildete.

Nur noch einige Worte über den Nebennamen Sodo**na**. Die Endung o**ma** ist im Italienischen ein seltner, fremder Eindringling (Sodoma, Idioma, Aroma, Assioma, denn in Roma ist es der Stamm); hingegen ist die Endung o**na** oder o**ne** als Vergrößerungssilbe überaus häufig (z. B. Matrona, padrone). Ein Italiener, der das Wortbild Sódoma liest, ohne die Bedeutung dieses Wortklanges zu kennen, wird flüchtig leicht Sodóna lesen — wie ich es bei einem unverbildeten Sprößling des Volkes zu meiner Überraschung selbst erfahren habe, der unwillkürlich unter einer Photographie den richtig gedruckten Namen Sódoma als Sodóna las und aussprach. Es läßt sich das leicht auch linguistisch begründen.

Ob Giovan Antonio seinen historischen Spitznamen im Atelier oder sonst wo erhalten hat, ist ja wesentlich gleichgültig, aber Spitznamen haben immer irgend einen realen Anlaß, so wie ich einen Lehrer kannte, der Papa genannt wurde, weil er, obschon unverheiratet, uneheliche Kinder hatte; ein andrer wurde „Sauermilch“ genannt, weil er so leicht ein saures Gesicht schnitt. Jedenfalls: wer einen solchen Namen hinnimmt und führt, ja, wie Giovan Antonio getan hat, noch nach einem großem Skandal beibehält — dem kann die Sache doch nicht so etwas „unnennbares“ und gemeines gewesen sein. Ich möchte denjenigen Klubmann sehn, der einen solchen Sportnamen führen wird, wenn er ihm in der innersten Seele zuwider ist. Und diese Tatsache im Leben Giovan Antonio's wiegt alle andern auf. Ja, auch die Hohe Obrigkeit von Siena kann es damit nicht so sehr tragisch genommen haben, sonst hätte sie folgenden launigen, um nicht zu sagen naseweisen Bericht des humoristischen Künstlers nicht hingenommen:

„Euch, ihr ehrenwerten Herren der Steuerbehörde „sei für mich Giovan Antonio Sodoma di Bucaturo [1]) „angezeigt, was ich besitze.

„Erstens beim Neuen Brunnen einen Garten, den „ich bestelle und die andern abernten.

„Ein Haus, im Rechtstreit mit Niccoló de' Libri, „meine Wohnung in Vallerozzi.

„Da habe ich just acht Pferde; ihr Spitznamen „ist Ziegen und ich bin ihr Leithammel.

„Da habe ich einen Affen und einen redenden „Raben, den ich halte, damit er einen Esel sprechen „lehre — ein Theolog im Käfig.

„Einen Uhu, um die Narren zu schrecken, eine „Schleiereule und von dem Käuzchen sage ich auch „nichts wegen des Affen oben.

---

1) Eine drastische Wortbildung.

„Da habe ich zwei Pfauen, zwei Hunde, zwei „Katzen, einen Falken, einen Sperber, sechs Hennen „mit 18 Küchelu.

„Und zwei maurische Hennen und viele andere „Vögel, deren Beschreibung nur Verwirrung brächte.

„Da habe ich drei böse Untiere, als da sind drei „Frauenzimmer.

„Auch habe ich da noch 30 Söhne[1]), groß und „gewichtig. Eure Exzellenzen werden wohl zugeben, „daß ich viel Besitz zum Schleppen habe, abgesehn „davon, daß nach den Gesetzen der, der zwölf Söhne „hat, nicht zu den Gemeindelasten verpflichtet ist.

„Indessen empfehle ich mich Euch. Möge es Euch „wohlergehn. Sodoma Sodoma derivatum M.[2]) Sodoma.

Wir wissen heute wieder, 1800 Jahre nach dem Tode Kaiser Hadrians, daß man trotz dieser Empfindung ein vollendeter Ehrenmann sein kann, ein „eccellente uomo", wie Armenini blos 38 Jahre nach dem Tode Giovan Antonio's ihn genannt hat, als das Andenken des Künstlers noch in aller Munde lebte[3]). Damit fällt ja auch die soziale „Notwendigkeit" all jener advokatischen Winkelzüge hin; und man erstaunt um so mehr über des Künstlers Freimut, über die stolze Erkenntnis seiner ein-

---

[1]) Seine Gemälde, die er noch im Atelier hat. Im gleichen Sinn erwiderte Epaminondas einem Manne, der am Sterbelager des verwundeten Feldherrn beklagte, daß ein solcher Mann sterbe, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen: „Tröste dich, ich hinterlasse zwei Töchter, Leuktra und Mantineia" — seine nationalen Siege. So hinterließ auch Friedrich der Große als sein Kind eine Großmacht, die das neue deutsche Reich zeitigte. Ist dieses eine unleibliche Kind für sein Volk nicht von mehr Wert gewesen, als eventuell sieben Söhne?!

[2]) M = Meister (maestro) oder Herr (messer). Der Zusatz derivatum bedeutet „abgeleitet" also wohl Spitzname.

[3]) J veri precetti della pittura di M. G. Battista Armenini da Faenza. A Ravenna appresso il Tebaldini 1587.

geborenen Empfindung, von der sein Feind Vasari gehässig sagte: „Anstatt Verdruß und Anstoß an seinem Spitznamen zu nehmen, rühmte er sich dessen und dichtete Stanzen und Lieder auf seine Liebe, die er geschickt zur Laute sang."

Nun können wir psychologisch verstehn, daß er, wie im Trotz einer starken verwundeten Seele, den Beinamen Sodoma führte, von dem der feinsinnige badische Dichter Heinrich Vierordt den heiligen Vater so huldvoll sagen läßt, und zwar im Angesicht des Bildes vom Hl. Sebastian: 'er solle fortan sein Ehrenname sein.[1]) Wie gesagt, es ist psychologisch verständlich. Aber zukommen tut ihm dieser mythisch-historische Name in Wahrheit gar nicht, da er, richtig verstanden, sich auf die Verletzung des heiligen Gastrechtes bezieht — und was hätte das mit unserm Künstler zu tun?![2]) Nennen wir ihn **Giovan Antonio**[3]), wie wir von Lionardo, Rafael und Michelangelo sprechen! Die Könige unter den Menschen sind Persönlichkeiten und nicht Vertreter einer Sippe.

So steht Giovan Antonio vor uns da: ein begeisterter Prophet der inneren Harmonie und der Schönheit, der ewiganmutigen Holdseligkeit in Verbindung mit ruhigmaßvoller Kraft, oft der Prophet einer Welt,

„wo der Geschlechter Widerstreit
„in Einer Form gebunden"[4]);

von Natur zur Heiterkeit veranlagt, den Schelm im Nacken, und doch zartfühlend-weiblich bis in die feinsten Regungen der Seele, oft leidenschaftlich, männlich-ungestüm, ge-

---

[1]) Heinrich Vierordt: Akanthusblätter. Heidelberg, Verlag Winter.

[2]) Vgl. S. 77 u. f.

[3]) sprich Djowán Antonio, das j wie in Journal.

[4]) Elisar von Kupffer: „An Edens Pforten aus Edens Reich". Dresden, E. Pierson, 1907.

drängt, wie seine realistische Komposition des öfteren beweist — ein Dichter seiner Liebe und seiner Welt, der selbst die Melodien dazu fand, Bildhauer in der Plastik seiner Gestalten, ein feiner und großer Meister der Malerei und des religiösen Empfindens — ein origineller und genialer Mensch von bleibendem Werte.

Am Schluß dieser Arbeit sei mir noch eine kurze Bemerkung vergönnt, die allen etwaigen Kontroversen vorgreift.

Ich erwarte keineswegs, daß meine ethischen und kosmischen Grundanschauungen von der Mehrzahl der Leser geteilt werden, im Gegenteil. Ich weiß sehr wohl, daß der Kern meiner Weltauffassung — die Weltentwicklung strebe dem Ausgleich der Gegensätze zu, ob auch mit langen scheinbaren Rückfällen — der heutigen Anschauung und der meist sezierenden Forschungsweise widerspricht. Ich weiß wohl, daß die Idee des Araphroditischen [1]) heute weitaus den meisten absurd erscheinen wird. Das Araphroditische wird den einen als ein Glied in der langen Kette der Übergänge gelten und schroffen Gegnern gar als eine schwächliche Entartung, nicht aber als eine organische Synthese der zwei Grundtendenzen des Lebens, ja — der Welt; also nicht wie ich es auffasse — als fernes Ziel außerhalb der Welt, die heute noch zum größten Teil chaotisch ist. Das ist fast eine Glaubenssache und doch längst kein Hirngespinst, denn alle Gestaltung ist Überwindung des Chaos, je harmonischer, desto endgültiger.

Aber auch die Tatsache, daß weder der Mann an sich (und so die Urninde), noch das Weib an sich (und so der Urning) fruchtbar ist, wird nicht so bald den meisten einleuchten. Daß kein Kind ohne Vereinigung von Mann

---

[1]) Vgl. S. 27 und „An Edens Pforten, an Edens Reich“, Erl. 19.

und Weib geboren wird, das wissen wir ja freilich; daß es aber mit allem Schaffen so steht, das ist noch längst nicht allgemein erkannt. „Der Mann ist der Schaffende!" — das hält man den Frauen entgegen, weil sie in der Geistesgeschichte nicht das Bedeutende geleistet haben. Allerdings, das Weib allein nicht, aber auch der Mann allein nicht. Wo sich das weibliche Element mit dem männlichen vereinigt, da entsteht die schöpferische Idee, die sich dann gestalten will, ans Licht der Welt treten und in ihr wirken. Es führt zu weit, daß hier noch auszuführen. Ich hoffe das in einem besonderen Werke zu tun.

Sollte man mich angreifen, so bemerke ich hier bloß, daß ich mich bescheide und in diesem Punkte auf keine Kontroverse eingehe, weil mein ganzes Lebenswerk das hoffentlich klar stellen wird und ihm meine Kraft gilt. Von allerfrühester Jugend an habe ich lebendige Dialoge und Kontroversen geführt, auf sehr verschiednen Gebieten, und bin im Laufe wiederholter Erfahrung zur festen Erkenntnis gekommen, daß eine Überzeugung nur da eintreten kann, wo die physiologisch-dynamische Entwicklung nahe dran gelangt ist. Ich habe die für mich feste Erkenntnis gewonnen, daß es ein tiefer Irrtum ist, wenn wir annehmen, die Wandlung ginge direkt durch das Gehirn vor sich. Nein, das Gehirn ist, wie ich schon in „Klima und Dichtung"[1]) betont habe, nur das Organ, vermittelst dessen wir die gereiften Vorgänge unsrer unbewußten Psyche wahrnehmen und feststellen. Es gibt auch eine Überzeugungsschwelle. Ich müßte es für töricht halten, jemandem zu grollen, wenn er mich nicht verstehen mag und kann. Auf solche Überzeugung deutet schon ein bekannter Ausspruch Christi hin: „Vergib

---

[1]) Heft 4 der „Grenzfragen der Literatur und Medizin", herausg. von Dr. S. Rahmer (München, Ernst Reinhardt.)

ihneu, denn sie wissen nicht was sie tun.“ Und Sophokles hatte eine ähnliche Erkenntnis, wenn er im „König Oidipus“ den Gedanken ausspricht, sogar die böswillige Handlung beruhe auf mangelnder Einsicht. Es ist für jeden gut, das im Auge zu behalten und seinen Weg ruhig weiter zu gehn. Was wir erkennen und erstreben, wird seine Wirkung finden, wenn es ein Vorläufer der Entwicklung ist — andernfalls eben nicht. Habe ich etwas zu verkünden, was sich einmal in Vielen gestalten soll, so wird es trotz aller Feindschaft und alles Totschweigens vordringen. Bleibt meine Anschauung wirklich dauernd vereinzelt oder auf wenige beschränkt, dann wird sie einmal wie ein Komet verschwunden sein. Eine Kontroverse hätte keinen Zweck, außer dem praktischen, sie zu weiterer Kenntnis zu bringen. Wer Gesundheit und Neigung dazu hat, für den ist das gewiß kein übler Weg. Ich muß leider darauf verzichten und warten, bis in Geschlechtern der Fortschritt „durch den Leib der Mutter“ geht, wie ich es am Schluß von „Priesterin Mutter[1]) ausgeführt habe. Solange wir sterben und geboren werden, ist es die Mutter, die der Menge den Fortschritt bringt.

[1]) Heft 5 der „Lebenswerte“, Verlag Hermann Costenoble, Jena 1907.

Bibliographie.

(Verschiedene andre Bücher und Quellen sind im Werke selbst angeführt.)

Filolauro di Cave: Dialogo Amoroso. Siena 1538.

Giorgio Vasari: Delle Vite de 'piu eccellenti Pittori, Scultori et Architettori. In Fiorenza 1568.

— Delle Vite de gli Architettori, Pittori e Scultori in Firenze MDL.

— Le vite . . . . con nuove annotazioni e commenti di Gaetano Milanesi, Firenze MDCCCLXXVIII.

Pietro Aretino: Lettere. Paris 1609, Vol. III.

Isidori Ugurgieri-Azzolini: Le Pompe Sanesi o' vero Relazioni delli Huomini e Donne Illustri di Siena . . . In Pistoja 1649 Parte II pg. 353—326.

Don Luigi Bruzza: Miscellanea di Storia Italiana. Torino 1862, Vol. I.

Albert Jansen: Leben und Werke des Malers Giovannantonio Bazzi von Vercelli, genannt il Sodoma; als Beitrag zur Geschichte der italiänischen Renaissance zum ersten Male beschrieben. Stuttgart, 1870.

Morelli: Die Gallerieen Borghese und Doria Pamfili in Rom. Leipzig 1890.

Gaye: Carteggio inedito degli Artisti Italiani.

Gustavo Frizzoni: Arte Italiana del Rinascimento, Milano 1891.

Symonds: The Renaissance in Italy, London 1897.

Contessa Priuli-Bon: Sodoma. London 1900.

Cesare Faccio: Giovanni Antonio Bazzi, detto il Sodoma. Vercelli 1902,

Verzeichnis der Bilder des Sodoma.

A: Italien:

S. Anna in Camprena (od. in Creta) vgl. S.

Asinalunga: Thronende Madonna mit dem hl. Johannes und den Heiligen Sebastian, Antonius, Ludwig und Rochus' (Tafel)

Florenz a) Uffizien: Hl. Sebastian; Madonna in Wolken und Heilige;
b) Pitti: Porträt;
c) Monte Oliveto fuori Porta S. Frediano: Abendmahl (Reste eines Fresko).

S. Gimignano a) Gefängniskapelle: Der Heilige Ivo (Fresko);
b) Loggia gegenüber der Collegiata-Kirche: Thronende Madonna.

Mailand-Brera: Madonna?
Castello: Hl. Michael.

Neapel-Gallerie: Auferstehung.

Pisa, a) Kathedrale: Isaaks Opferung, Pieta;
b) Museo Civico: Madonna mit Heiligen;

Rom, a) Vatikan, Camera della Segnatura: Dekorationen an der Decke;
b) Villa Borghese: Heilige Familie;
c) Villa Farnesina: Alexanderfresken;
d) Palazzo Chigi: Geschichte der Rhea Silvia;
e) Palazzo Spada: Heiliger Christophorus.

Siena a) Gallerie: Kreuzabnahme, Krippe, Gethsemane, Christus im Hades, Christus an der Säule, Judith;
b) Sant Agostino: Anbetung der Könige;
c) San Bernardino: Marienzyklus in 4 Bildern. Heilige;
d) Carmine-Kirche: Geburt der Jungfrau;
e) San Domenico: Vision und Kommunion der Hl. Katharina, Wunder der Hl. Katharina, Gottvater und Heilige (Capella del Rosario), Madonna in Glorie (Sakristei, Fahne);

f) Hospital („sotto le volte dell' Ospedale): Hl. Familie;
g) Palazzo Pubblico (Sala del Mappamondo): Heiliger Ansanus, Heiliger Viktor, Heiliger Bernardo Tolomei u. Putten; (Kapelle): Madonna des Hlg. Leonhard; (Sala dei Matrimonii): Madonna und Heilige; (Sala del Sindaco): Auferstehung; (Außenkapelle): Madonna von Heiligen umgeben. In der Lünette: Gottvater mit Engeln; rechts: Heiliger Sebastian.
h) Santo Spirito: (Spanische Kapelle): Madonna kleidet den Hlg. Alfonso ein; oben: Hlg. Jakob zu Pferde; zu den Seiten: Heiliger Sebastian und Heiliger Antonius der Abt, Hlg. Michael, Hlg. Niccolo da Tolentino;
i) Porta Santo Viene (oder dei Pispini): Geburt Christi.
k) S. Michele e Donato: Pietà, Trinità.

bei Siena: Kloster Monte Oliveto Maggiore (oder Chiusuri). 26 Darstellungen aus dem Leben des Heiligen Benedikt und kleinere, wie Christus an der Säule, Christus das Kreuz tragend, Krönung der Jungfrau usw.

Turin: Gallerie: Thronende Madonna mit Heiligen, Heilige Familie, Lucrezia.

Vercelli: Sammlung Borgogna: Heilige Familie.

B: Ausland:

Berlin. Altes Museum: Mildherzigkeit.

Frankfurt: Städtisches Institut: Damenporträt.

Hamburg: Konsul Weber: Lucrezia.

Hannover: Gallerie (früher von Kestner): Lucrezia.

Richmond: Sammlung Sir Francis Cook: Hgl. Georg den Drachen tötend.

London: Mr. Mond. Hlg. Hieronymus.

Christine, Königin von Schweden in ihrer Jugend.

Ein Versuch (Essay)

von

Sophie Hoechstetter.

Fata viam invenient
(Das Schicksal findet den Weg.)
Devise Christines um das Bild eines Labyrinths.

Dieser kleine Versuch, von Christine von Schweden zu sprechen, kann einen Anspruch nicht erheben, erschöpfend über das äußerlich und in seinen inneren Entwicklungen so sehr interessante Leben dieses seltsamen Charakters zu sein. Denn Christines Existenz ist so überreich an Momenten, Nüancen, Taten und Geschehnissen, daß man eben ein Arkenholtz sein müßte, sie zu schildern, ein Arkenholtz, der vier Folianten füllte.

Für die Leser des Jahrbuches aber wird es von Interesse sein, ein Bild ihres spirituellen Wesens zu bekommen, ein Bild ihrer Jugend; denn ihre Jugend war ihre Schönheit, und ihre Schönheit hat die Jahre der Jugend nicht überdauert. Zu einer Reife ist dieser Charakter nicht gekommen. Durch Christines Leben geht ein großer Bruch: mit der Thronentsagung und der Annahme des katholischen Bekenntnisses endet die eine Form ihrer Erscheinung, um in der grande dame des päpstlichen Roms in eine neue zu treten.

Ich halte ihre Jugend für das einzig Belangvolle, und ich denke, es wird im Sinne des Lesers sein, wenn wir uns über das Zuständliche ihres Lebens nur insoweit orientieren, als es die unerläßliche Voraussetzung ist.

Als Tochter des großen Gustav und der brandenburgischen Prinzessin Marie Eleonore am 17. Dez. 1626 geboren, ward Christine noch vor Gustav Adolfs Abreise nach Deutschland von den Ständen als Nachfolgerin an-

erkannt. Nach Gustavs Tod leitete Oxenstierna ihre Regierung. Sie trieb seit frühester Jugend sprachliche und philosophische Studien, und nach des Vaters Wunsch sollte sie ganz als ein Prinz erzogen werden. 1644 begann sie ihr eigenes Regiment. Sie schloß mit Dänemark den für Schweden sehr vorteilhaften Frieden von Brömsebro, welcher der Krone Gebietsvorteile brachte. Sie verkehrte brieflich mit den Gelehrten ihrer Zeit, zog Dichter und Künstler an ihren Hof und das Lob der „Pallas suedica" der „Sybille des Nordens" ertönte in allen Zungen. Während das Ausland ihren Ruhm als Regentin pries, war man zu Hause nicht mehr mit ihr zufrieden. Sie verschwendete, war ungestüm in Zuneigung und Haß — sie fühlte sich auch vielleicht der politischen Lage nicht mehr gewachsen.

Kurz, nach kaum zehnjähriger Regierung verließ sie den Thron des großen Gustav. Vom Ausland umschmeichelt, bewundert, auf der Höhe ihrer Kraft gesehen, ging sie aus der Heimat. Dies ist in Trockenheit ihre Jugendgeschichte.

Alle ihre Geschichtsschreiber sind in einem einig: daß ihr Geist und Charakter durchaus männlich waren, des „weibliches Reizes" entbehrten und daß Christine doch von den S c h w ä c h e n ihres Geschlechtes nicht frei war. Lesen wir die verschiedenen Berichte, so fällt auf, wie — unbefangen man dieser Erscheinung gegenüber stand. Ihre Neigung zu männlicher Tracht, zu männlichen Gewohnheiten etc. wird dem „rauhen Zeitalter" zugeschrieben — ihre große männliche Verstandeskultur dem Umstand von den versagten weiblichen Tugenden.

Christine blieb unvermählt. Selbst ein so scharfsinniger Beobachter wie Daniels (der später ausführlich zitiert werden soll) meint, annehmen zu müssen, eine Enttäuschung mit Karl Gustav, ihrem Vetter und Nach-

folger, wäre die Grundlage für ihre Ehescheu gewesen.

In einer Abhandlung von Dr. R. Schulze, betitelt „Das Projekt der Vermählung Friedrich Wilhelms von Brandenburg mit Christine von Schweden“ heißt es:

„Oxenstierna zog in Zweifel, ob die Königin, ein 15jähriges Mädchen, überhaupt jemals heiraten würde. Denn als er gelegentlich eines Schloßbaues diesen Punkt berührte, sollte Christine geäußert haben:

„Non sit alterius, qui suus esse potest“ (Nicht einem andern solle der angehören, der sein eigener Herr sein kann.)

Belegt ist diese Anekdote durch Urkunden und Aktenstücke zur brandenburg.-preuß. Geschichte I, 595. Dieses Heiratsprojekt spukte lange, ebenso das andere, ihre vom Land gewünschte Vermählung mit ihrem Vetter Karl Gustav von der Pfalz. Beide Pläne scheiterten an Christines Abneigung vor der Ehe. Karl Gustav stand hoch in ihrer Wertschätzung. — Dies waren nicht die einzigen Heiratspläne, die das Land, die Stände, Oxenstierna wünschten.

Christine, die ja unter den Fürstensöhnen Europas hätte wählen können, wählte die Ehelosigkeit. Sie hatte, wie gesagt, eine hohe Achtung, ja sogar Freundschaft für Karl Gustav und einen Prinzen aus dem Hause Condé.

Vertraute Beziehungen zu Günstlingen, dem Arzt Bourdelot, den sie für ihren Lebensretter hielt, dem spanischen Gesandten Pimentel, von dem sie nach seiner Abreise jeden Posttag Briefe empfing, boten den Sensationsfreudigen ihrer Mitwelt Gelegenheit zu üblen Pamphleten. In einem heißt es z. B. „sie habe Recht gehabt, dem schwedischen Thron zu entsagen, sie müsse sich in Sodom krönen lassen.“

Gleichzeitig erklären aber eine Menge anderer Personen, wie Huet, die wegen ihrer Thronentsagung sehr erzürnten Heinsius und Vossius, sowie die Pariser Damen

Mad. de Montpensier und Mad. de Motteville die Gerüchte von Christines Unsittlichkeit für falsch, obgleich die Damen, wie Prof. Grauert in seiner Biographie Christines berichtet, „das zu freie und nicht weiblich und französisch anständige Benehmen hervorhoben."

Christine, die so gern Männerkleider trug und wie ein Mann ging und lachte, wird allerdings ein „französisch-anständiges" Benehmen haben vermissen lassen. (Noch heute gilt ja z. B. das harmloseste Reformkleid der ehrenfestesten Trägerin in Paris nicht für „französisch-anständig".)

Wir müßten annehmen, Christine wäre nur der Ehe abgeneigt gewesen und skrupellos in der Männerliebe, wenn wir dem Zeitklatsch glauben wollten. Die Briefe an Pimentel existieren wohl nicht mehr, wenigstens ist in den vier Bänden des Arkenholtz, die alles zusammentrugen, kein einziger aufgeführt. Ein Brief an Pimentel machte zwar seinerzeit in Paris großes Aufsehen, (P. war Familienvater), er wurde jedoch nicht mehr aufgefunden, oder schon damals nur besprochen, und kann nach der Meinung Verschiedener überhaupt eine Fälschung von persönlichen oder politischen Gegnern Pimentels gewesen sein. Wir haben aber bessere Beweise, als historisches Urteil oder Mißurteil:

Christine regierte unter schwierigsten Verhältnissen, sehr persönlich, nicht als Schatten, ein Land. Christine korrespondierte in fünf Sprachen mit Staatsoberhäuptern, Gelehrten, Künstlern. Unter ihren mehr als dreihundert Korrespondenten seien hier aus ihrer Jugendzeit (bis 1654) einige genannt: der König von Polen, Botschafter Chanut, die Gelehrten Heinsius und Vossius, Prinz Joh. Casimir, Karl Gustav, Oxenstierna, Karl II. Stuart, Cartesius.

Sie regierte ihr Land, korrespondierte mit bedeutenden Personen, sie zog Gelehrte, Dichter, Künstler an ihren Hof. Sie beschäftigte sich mit den Wissenschaften, vornehmlich der Philosophie. Sie, würde man heute sagen,

trieb Sport, Männer, die sie hoch achtete, bewarben sich um sie. Europa feierte ihr Genie. Ihr Charakter, ihr Wesen war von einem ungeheueren persönlichen Stolz getragen. Sie hatte die Instinkte vornehm Geborener, jenes Unbedingte in Neigung und Haß. Sie war, wie gesagt, eine durchaus intellektuelle Erscheinung. Durch ihre ganze Jugend verband sie eine zärtliche Freundschaft mit ihrem Hoffräulein, der „schönen" Gräfin Ebba Sparre.

Und sie war jung und überschwenglich, alles Große liebend.

All dies sind keine Prämissen für ein lasterhaftes Leben, für eine zügellose Erotik.

Frau v. Montpensier berichtet über ihr Erscheinen in Paris, bald nach der Thronentsagung: (Grauert) „Ihr erster Anblick gefiel allen artigen Leuten. Ihre Tracht kam dem Auge gegenwärtig bei weitem nicht so ausschweifend vor, als das Gerücht vorgab, oder wenigstens gewöhnte man sich bald daran.

Von Gesicht war sie ganz wohlgebildet, insonderheit aber bewunderte jedermann die Lebhaftigkeit ihres Geistes und die Kenntnis von Frankreichs Kleinigkeiten. Sie kannte nicht allein die adeligen Geschlechter und deren Wappen, sondern sie wußte auch um deren Pläne. Ja sie wußte sogar die Liebhaber der Malerei und Musik mit Namen zu nennen. Sie nannte dem Marquis des Sourdis die kostbarsten Malereien, die er in seinem Kabinet hatte usw. Sie unterrichtete sogar die Franzosen in einheimischen Sachen, die sie selbst nicht wußten.

Unsere schwedische Amazone gewann alle Herzen zu Paris. Sie schien sehr höflich, besonders gegen die Männer zu sein. Doch fand man keinen Grund, die üblen Erzählungen zu glauben, die sich zu ihrem Nachteil in ganz Europa ausgebreitet."

Wir haben also, neben den impressionistischen Ein-

drücken, die gegen Christines Zügellosigkeit sprechen, auch Zeiturteile. Später in Rom ging sie vielleicht andere Wege. Bei dem vollkommenen Unverständnis jener Zeit für ihren Typ müssen wir aber fast auch hier mißtrauisch werden.

Doch bleiben wir bei ihrer Jugend.

Ihr Biograph, Dr. Grauert, Professor an der Akademie in Münster, findet in seinem 1837 erschienenen Werke folgende Worte der Charakteristik für Christine:

„Sie hatte fast alle Tugenden eines ausgezeichneten Mannes, große Tapferkeit, Rastlosigkeit in der Arbeit, Verachtung aller Beschwerden, Männlichkeit und Mäßigkeit im täglichen Leben, Unerschrockenheit und Mut in Gefahren.

Weichlichkeit schien ihr ein Laster, Feigheit ein Verbrechen. Ihrem Worte war sie treu. Würde und Majestät wußte sie auch immer in ihrer äußeren Erscheinung zu behaupten, so einfach diese war und so heiter und ungezwungen sie sich zu benehmen pflegte. Auch von den milderen Tugenden besaß sie manche vorzügliche, große natürliche Gutherzigkeit, Freigebigkeit. Das nahm ihrem Umgang alles Beengende und gewann alle unwiderstehlich für sie. Die schöne Tugend der Dankbarkeit bewies sie gegen Lehrer und Verwandte; ihr Gefühl für Freundschaft in dem innigen Verhältnis mit Ebba Sparre. Sie schätzte alles Große und Erhabene, wovon ihre Hochachtung für Condé, Chanut (?!) für Oxenstierna und ihre außerordentliche Freigebigkeit gegen verdiente Männer Beweise sind; denn sie besaß selbst Edelsinn und Großmut.

Ihrer Mutter bewies sie stets Ehrfurcht und anhängliche Sorgfalt, obgleich die Verschiedenheit der Charaktere Herzlichkeit und Innigkeit nicht zuließ und besondere Umstände einige Male heftige Auftritte veranlaßten. Von unedlem Stolze war sie soweit entfernt,

daß sie sagte, nur der sei ein großer König, an dem das den geringsten Wert habe, daß er König sei.

Diesen Tugenden standen aber auch nicht unbedeutende Schwächen gegenüber: es waren die Schwächen eines geistreichen Frauenzimmers, gesteigert durch das Männliche und Feurige ihres Wesens. Sie hatte von ihrem Geschlecht fast nur die Schwächen. Ihr Hauptfehler war, daß sie keine Grenze kannte in Neigung und Abneigung, der Abscheu gegen das Schlechte und Kleinliche verführte ihren enthusiastischen Sinn zu unbedingter Hingebung oder Abstoßung.

Ihre Gutherzigkeit und die geniale Geringschätzung der irdischen Güter, verbunden mit jener Übertreibung in allem, erzeugten Verschwendung.

(Indessen lebte sie selbst sehr einfach und war nur gegen Andere von übermäßiger Freigebigkeit.)

Alle ihre Leidenschaften aber waren dem großen Ehrgeiz untergeordnet, dieser näherte sich sehr der Eitelkeit, aber er war zu großartig, um diesen Namen zu verdienen.

Es ist überdies nicht zu verkennen, wie die abweichenden Charaktere des Vaters und der Mutter dem der Tochter zu Grunde liegen: denn während Gustav Adolfs männliche heroische Tugenden in ihr hervorglänzen, so erschien auch deutlich der Mutter Reizbarkeit und Heftigkeit, besonders in Neigung und Abneigung gegen einzelne Personen.

Ihre Erziehung hatte den wesentlichen Mangel, daß nicht eine besonnene, echt weibliche Natur sie leitete bis zu den Jahren gereifter Charakterstärke, sondern sie zu verschiedenen Zeiten ihrer leidenschaftlich aufgeregten und sonderbaren Mutter hingegeben war."

Um nicht den Vorwurf zu erfahren, ein einzelnes, und damit vielleicht einseitiges Urteil über Christine zu

bringen, sei hier noch der berühmte Historiker Leopold von Ranke zitiert. Er hat Christine in seinem Werk „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten" ein besonderes Kapitel gewidmet.

Den Charakter der jungen Christine schildert er folgendermaßen:

„Von dem Augenblicke an, daß sie (18jährig) die Regierung selbst antrat, widmete sie sich den Geschäften mit einem bewunderungswürdigen Eifer. Niemals hätte sie eine Senatssitzung versäumt, wir finden, daß sie mit Fieber geplagt ist, daß man sie zur Ader gelassen hat; sie besucht die Sitzung dessen ungeachtet.

Deduktionen, viele Bogen lang, liest sie durch — mit großer Geschicklichkeit versteht sie dann, die Frage vorzulegen; sie läßt nicht merken, auf welche Seite sie sich neigt. Nachdem sie alle Mitglieder gehört hat, sagt auch sie ihre Meinung, die sich immer wohlbegründet findet.

An einem Ereignis von so universalhistorischer Bedeutung, wie der Abschluß des westfälischen Friedens es war, hatte sie persönlich vielen Anteil.

Doppelt merkwürdig ist es nun, daß sie bei diesem Eifer für die Geschäfte zugleich den Studien mit einer Art von Leidenschaft oblag. Sie besaß, besonders für die Sprachen, ein außerordentliches Talent; wie sie aufwuchs, ward sie immer mehr von dem Reiz ergriffen, der in der Literatur liegt. Sie hatte den Ehrgeiz, berühmte Leute an sich zu ziehen, ihres Unterrichtes zu genießen — sie bemächtigte sich in kurzem der wichtigsten alten Autoren und selbst die Kirchenväter blieben ihr nicht fremd.

Im Jahre 1650 erschien Salmasius — endlich ward auch Cartesius bewogen, sich zu ihr zu begeben; alle Morgen um fünf Uhr hatte er die Ehre, sie in ihrer Bibliothek zu sehen; man behauptet, sie habe seine Ideen, ihm selbst zur Verwunderung, aus dem Plato abzuleiten gewußt. Es ist gewiß, daß sie in ihren Konferenzen mit

den Gelehrten, wie in ihren Besprechungen mit dem Senat die Überlegenheit des glücklichen Gedächtnisses und einer kühlen Auffassung und Penetration zeigt: „ihr Geist ist höchst außerordentlich“ ruft Naudäus mit Erstaunen aus. „Sie hat alles gesehen, alles gelesen, sie weiß alles“.

„Wunderbare Hervorbringung der Natur und des Glückes“, fährt Ranke fort. „Ein junges Fräulein, frei von aller Eitelkeit; sie sucht es nicht zu verbergen, daß sie die eine Schulter höher hat als die andre. — Jede kleine Sorge des Lebens ist ihr fremd, sie hat sich niemals um ihre Tafel bekümmert, hat nie über eine Speise geklagt, sie trinkt nichts als Wasser. Auch eine weibliche Arbeit hat sie nie begriffen, dagegen . . . . sitzt sie auf das Kühnste zu Pferde. Auf der Jagd weiß sie das Wild mit dem ersten Schuß zu erlegen. Sie studiert Tacitus und Plato und faßt diese Autoren zuweilen selbst besser als Philologen von Profession.

Sie wirft den frischen Mut eines angeborenen Scharfsinns in die Arbeit; vor allem ist sie von der hohen Bedeutung durchdrungen, die ihr ihre Herkunft gibt, von der Notwendigkeit der Selbstregierung — sie weiß eine Haltung anzunehmen, vor welcher die Generale verstummen, welche Deutschland erbeben gemacht. Wäre ein neuer Krieg ausgebrochen, so würde sie sich unfehlbar an die Spitze ihrer Truppen gestellt haben.“

Soweit Leopold v. Ranke. Besser aber, als fremde Schilderungen, werden dem Leser über Christines Denkungsart, Kultur und Temperament persönliche Dokumente Aufschluß geben.

Ich habe im Nachstehenden aus der Aphorismensammlung: „Ouvrage de Loisir de Christine, reine de Suède“ eine das Charakteristische hervorhebende Auswahl gemacht.

Es handelt sich in dieser Sammlung, die Arkenholtz bringt, um zwölfhundert Sprüche. Ich ließ einige in der Sprache des Originals:

„Il faut oublier le passé, souffrir ou jouir du present et se résigner pour l'avenir.

(Hier erinnern wir uns an den geläufigen Spruch Alex. v. Humboldts: „man muß die Zukunft erwarten und die Gegenwart genießen oder ertragen").

Die Verachtung ist eine edle Sache großer Seelen.

Alles, was unwahr ist, das ist auch lächerlich.

Die Furcht oder die Schwachheit lehren lügen.

Man muß mit seiner Zeit viel geiziger sein, als mit seinem Gelde.

Die gesundeste Seele hat doch auch ihre Krankheiten, wie der Körper, und einige bleiben unheilbar.

Man kann alles verachten, ausgenommen das Schicksal, das uns hinter dem Tod erwartet.

Alles, was endet, verdient Verachtung.

Das Metier des Eroberers würde das schönste sein, wenn es nicht so viele Menschen unglücklich machte.

Wer die Jugend ein Fieber nennt, hat vielleicht nicht unrecht; aber man ist sehr glücklich, wenn man dieses Fieber bis an den Tod behält.

Alter, Krankheit und Armut sind das Zubehör (l'apanage) der Unwissenheit.

Nicht sowohl die Jahre, als die Unwirksamkeit machen uns alt.

Man erträgt im Interesse einer geliebten Person vieles, was man aus keinem andern Beweggrund erdulden würde.

Man muß sich nich einbilden, daß große Menschen frei von Fehlern und Irrtum sind; das einzige, was sie vor dem Pöbel voraus haben, ist, daß sie sie erkennen.

Il est vrai que l'áme n'a point de sexe.

Nonnen und Gattinnen sind auf verschiedene Art unglücklich.

Den entwaffneten Feind muß man umarmen.

Die Männer lernen in den Schulen alles, was man wieder vergessen muß.

Fürsten müssen sich die Wahrheit selber sagen, sie hoffen vergeblich, sie von andern zu erfahren.

Die Belesenheit macht einen Teil der Pflicht eines rechtschaffenen Menschen aus.

Das Orakel, welches befahl, man soll die Toten zu Rate ziehen, verstand darunter ohne Zweifel die Bücher.

Die uns nicht gefallen, betrügen uns selten.

Das einzige Geheimnis, um nicht beherrscht zu werden, besteht darin, daß man wenig glaube und viel arbeite.

Die Gnade eines Fürsten, der keine Verdienste hat, kann zwar nützlich sein, allein sie ist niemals rühmlich.

Leuten, die viel Verstand besitzen und ein großmütiges Herz haben, muß man alles verzeihen.

Das Mißtrauen gegen sich selbst ist eine Art Klugheit.

Niemand als Gott darf man seine Nichtigkeit bekennen.

Es ist eine Art des Glücks, großer Dinge fähig zu sein.

Die Leidenschaften sind ein Schatz des Lebens, ohne den es unschmackhaft ist.

Große Männer sind nur auf sich selbst eifersüchtig.

L'indifférence doit être héroique, non pas stupide.

Der Zorn großer Menschen ist ihrer nie unwürdig.

Toutes les passions deviennent nobles par rapport à Dieu.

C'est un malheur, d'être obligé à un malhonnête homme.

Man wird nur aus eigener Schuld krank, alt und arm.

Die Liebe verschönert das Geliebte.

C'est mal aimer, que d'aimer aux dépens de sa gloire.

Die Liebe und der Ehestand sind fast unverträglich.

Les morts sont les prémiers à oublier les vivans; ils ont sur eux ce triste avantage.

Es gibt Leute, die sich Ehrfurcht zu verschaffen glauben, wenn sie sich in Standbilder verwandeln; allein das ist das rechte Geheimnis, sich lächerlich und nicht schrecklich zu machen.

C'est faire trop d'honneur au commun des hommes, que de s'informer de leurs sentiments.

Eine starke Freundschaft ist ebenso selten, als eine starke Liebe.

Es ist viel schwerer, sich selbst etwas zu verzeihen, als Andern.

Wer einen Freund betrügt, begeht eine Todsünde.

Wer unwissend ist, ist deswegen noch nicht unschuldig.

Wer sich fürchtet, seinen Gläubiger zu sehen, hat eine undankbare und niederträchtige Seele.

Es gibt eine Art der Verschwendung, die Ökonomie ist.

Alles, was man gibt, ist Gewinn, und alles, was man nicht gibt, ein Verlust.

Die Wahrheit beleidigt nur Schwache und Toren.

Il y a des gens auxquels tout est permis et auxquels tout fied bien.

Wer nichts fürchtet, nichts hofft, macht sich unüberwindlich.

Geduld ist die Tugend derer, denen es an Mut oder Macht fehlt.

Die Stunde des Todes ist die Stunde der Wahrheit."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man wird zugeben, daß diese Worte eine erstaunliche Reife des Urteils, der Erfahrung, auch der prägnanten Form beweisen.

Ein elanvoller Geist, ein edler Aufstrom großer Gefühle und Einsichten geht durch sie, Kraftbewußtsein, Stolz — eine durch und durch vornehme Gesinnung.

Am Schluß von diesem oeuvre steht das gelassene Wort:

„Dieses Werk hat einen Urheber, der weder etwas wünscht, noch fürchtet, noch jemand etwas aufdrängt.“ —

Es wäre vielleicht noch angebracht, einiges Charakteristische von Christine zu erzählen, so ihren Brüsseler Klosterbesuch in Männerkleidern, ihre Begegnung mit Condé, ihre gelegentlich heftig geäußerten Aversionen gegen alles Weibliche.

Diese kleine Abhandlung würde aber zu sehr überlastet. Es genüge die Erwähnung, daß sie alle Übertreibungen ihrer Vorzüge hatte: ihr Stolz steigerte sich zum Hochmut, ihr Majestätsbewußtsein zu beinahe krankhaften Etiketterankunen. Das ungestüme Temperament begann, sich zu überschlagen, und schon noch in Christines Jugend finden wir die Vorboten all dessen, was sie später in hysterische Zustände führte.

Wenden wir uns nun zu dem, was uns, Christines sexuelle Natureigentümlichkeit berührend, zugänglich ist.

Zunächst sei erwähnt, was sie selbst darüber andeutet:

„Ich kam mit einem Helme, vom Haupte an bis auf die Knie, zur Welt, so daß ich nur das Gesicht, die Arme und Beine frei hatte. Ich war ganz rauh, ich hatte eine grobe und starke Stimme. Alles dies machte die Frauen glaubend, daß ich ein Knäblein wäre. Der König sagte“ (später, als er Irrtum und Enttäuschung überwunden hatte) „von mir: Sie wird geschickt sein, denn sie hat uns alle betrogen.

Meine Mutter konnte mich nicht leiden, denn ich war schwarzbraun und wie eine kleine Mohrin. — — — Mein hitziges und ungestümes Temperament hat mir nicht weniger Neigung zur Liebe als zur Ehrbegierde gegeben. In was für Unglück würde mich eine so schreckliche Neigung gestürzt haben, wenn Gottes Gnade nicht meine Fehler selbst gebraucht hätte, mich davon zu bessern.

Meine Ehrbegierde, mein Stolz, der sich niemand unterwerfen konnte, und mein Hochmut, der alles ver-

achtete, haben mir zu wunderbaren Bewahrungsmitteln gedient und durch Deine Gnade hast Du denselben eine so feine Zärtlichkeit beigefügt, durch welche Du mich vor einer Neigung, die für Deine Ehre und meine Glückseligkeit so gefährlich war, in Sicherheit gesetzt hast. —

Ich habe noch zwei andere Fehler, daß ich nämlich zu oft und zu laut lache und daß ich allzugeschwind gehe. Aber weil ich niemals zur Unzeit lache, so habe ich auf diesen Fehler ebenso wenig geachtet, als auf meinen Gang. Alle diese Fehler würden von geringer Erheblichkeit sein, wenn sie sich nicht an einem Frauenzimmer befänden."

(Diese Sätze sind aus den 1681 geschriebenen Memoiren [Reifsteinsche Übersetzung] die Christine in einer langen Einleitung Gott widmet! Wir erinnern uns hierbei, daß etwa 90 Jahre später J. J. Rousseau in der Vorrede seiner Confessions die Absicht aussprach, mit diesem Werk in der Hand vor Gott zu treten.)

Es schien mir erläßlich, über das Thema von Christines Sexualität die nach vertrauenswürdigem Urteil zum größten Teil im Hofklatsch wurzelnden Memoiren des Chanut heranzuziehen. Ich zitiere im folgenden Emil Daniels größeren Essai über Christine, (Preuß. Jahrbücher 1899) den er gelegentlich des Erscheinens von „Christine de Suède et le cardinal Azzolino. Lettres inédites (1666—1668). Avec une introduction et des notes par le baron de Bildt, ministre de Suède et Norvège à Rome. Paris 1899 veröffentlichte.[1])

Daniels sagt:

„Bildt erinnert an einer Stelle seines Werkes an die eigentümlichen Umstände, welche die Geburt der Königin begleiteten, und meint, sie sei zwar kein andro-

---

[1]) In einem seiner Einleitungskapitel (Christine et l'amour) führt Herr v. Bildt eine große Zahl von Christines „Liebhabern" an, eine bisexuelle Beanlagung zieht er hier nicht in Betracht.

gynisches Geschöpf gewesen, wohl aber für die sexuellen Funktionen schlecht gebaut oder mindestens wenig dazu geneigt.

Möglicherweise habe sie bereits in ihren schönsten Jahren das Gefühl einer geheimen physischen Inferiorität, einer sexuellen Schwäche gehabt. In diesem Sinn verweist auch Bildt alle Geschichten, welche damals am Mälarsee und sonstwo in Europa über den angeblich sittenlosen Lebenswandel der jungen Fürstin umhergetragen wurden, in das Reich der Fabel und des Hofklatsches.

In einem großen Teil beruhen diese unsauberen Histörchen, die natürlich auch bei der Nachwelt vielen Glauben gefunden haben, auf den sogenannten Memoiren Chanuts, des französischen Gesandten in Schweden.

Das genannte Buch erschien nach dem Tode Chanuts, aber noch bei Lebzeiten Christines, die darüber an den gelehrten Freigeist Bourdelot (der ihre Sprüche sammelte) schrieb: „mich verleumden, heißt die Sonne angreifen.“

Daniels sagt weiter, nachdem er Christines Erziehung schilderte:

„Es ist klar, daß dieses absolute Ineinandergreifen von Natur und Erziehung ein Mannweib hervorbringen mußte, ein Frauenzimmer bildete sich mit starker und männlicher Stimme“ (durch Erziehung?!) „und unzarten Manieren. Die Histörchenerzähler am schwedischen Hofe raunten sich sogar geheimnisvoll zu, daß bei Christine Androgynie vorläge. Jedoch, Christine war wirklich ein Weib. Die Berichte des Arztes, welcher sie auf ihrer Reise von 1666—68 begleitete, Berichte, welche uns in regelmäßigen Zwischenräumen über die Bedingungen des physischen Lebens der Königin informieren, lassen in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig.“

Als an derselben Stelle Christines Verhältnis zu Azzolini erörtert wird, schreibt Daniels:

„Es läßt sich in diesem Zusammenhange die Aufwerfung der Frage nicht umgehen, ob die Freundschaft zwischen der Königin und dem Kirchenfürsten einen erlaubten oder einen unerlaubten Charakter getragen hat. Christine selber sagt in ihrer Lebensbeschreibung: „Ich würde mich sicher verheiratet haben, wenn ich in mir selber die Kraft vermißt hätte, die Freuden der Liebe zu entbehren" und Ranke meint, man dürfe dem angeführten Selbstbekenntnis um so unbedenklicher glauben, als die Memoiren zugleich eine Art Beichte seien." (Wir erinnern uns der Widmung an Gott.) „Bildt urteilt über den angedeuteten heiklen Punkt skeptischer als Ranke und will in bezug darauf uns ein non liquet gelten lassen. Man muß jedoch sagen, daß die einzige Beweisstelle, auf welche Bildt seinen Verdacht begründet, ein Argument von nur sehr geringem Gewicht bildet. Bildt hat nämlich unter den Papieren des Nuntius Marescotti eine chiffrierte Depesche Azzolinos gefunden, welche dem Einwande entgegentritt, daß Christine sich deshalb nicht zur Königin von Polen eigne, weil sie bei ihren 42 Jahren die Dynastie nicht mehr fortzupflanzen vermöchte. Der Kardinal bemerkt dawider: ihre Leibesbeschaffenheit ist noch so kräftig, daß man jetzt sicher auf eine noch zehn Jahre anhaltende Fruchtbarkeit hoffen kann; früher allerdings dürfte ihr übermäßiges „Calore" sie wohl untüchtig gemacht haben."

Calore, von Bildt mit ardeur, Feuer übersetzt, läßt noch weitere Begriffe zu.

Daniels fährt fort:

„Ich glaube, daß „calore" statt im psychologisch-sexuellen im pathologisch-gynäkologischen Sinn ausgelegt werden muß — mit anderen Worten, daß Azzolino sagen will, das aufgeregte, zerrüttete Nervensystem der Königin, ihr krankhaft erhitztes (calore!) Temperament habe sie

in ihren jüngeren Jahren zur Mutterschaft ungeeignet gemacht."

Ich füge noch folgendes an, was mir in diese Erörterungen zu gehören scheint. Als sich Christine über die Motive ihres Abfalls von der evangelischen Kirche aussprach, da nannte sie als Hauptgrund, wenn man katholisch wäre, genieße man den Trost, einer Kirche anzugehören, „die so viele wunderbare Jungfrauen hervorgebracht hat, welche die Schwachheiten ihres Geschlechtes überwunden und sich Gott geopfert haben." (Daniels.)

Wir kommen nun zu der Beziehung der Königin zu ihrem Hoffräulein, der Gräfin Ebba Sparre. Arkenholz spricht von Ebba Sparre nur sehr kurz, in einer die Königin als sehr derb von Sitten charakterisierenden Anekdote, und in einer belanglosen Briefnote. Er nennt Ebba Sparre einmal Christines „Liebling", ein andermal Christines „Favoritin".

Als Berichterstatter über Christines Beziehung zu Ebba Sparre zitiert Grauert Chanut, Menegiane, Lundblad und faßt das dort Gegebene in dem Satz zusammen:

„Die einzige ihres Geschlechtes, womit sie näheren Umgang pflog, war ihr Hoffräulein Ebba Sparre, durch bewunderungswürdige Schönheit und durch Verstand ausgezeichnet: mit dieser stand sie in vertrauter und inniger Freundschaft."

Lassen wir auch hier Christine selbst sprechen, in den drei durch Arkenholtz zugänglichen Briefen an Ebba Sparre. Sie sind nach dem Abschied von Schweden geschrieben und werfen ein rückfallendes Licht auf jene Jugendbeziehung.

Brüxelles, 1655.

Que mon bonheur seroit sans second, s'il m'étoit permis de la partager avec vous, et si vous étiez témoin de ma félicité. (Anmerkung: im Schoß der katholischen Kirche fand Christine das erwähnte Glück.)

Je vous jure que serois digne de l'envie des Dieux, si je pouvois jouir du bien de vous voir; mais puisque je d'ésespère si justement ce bonheur, il faut que vous me donniez au moins cette satisfaction, de croire qu'en quelque endroit du monde que je me trouve, je conserverai éternellement le souvenir de votre mérite, et que j'emporterai au de-là des monts, la passion et la tendresse que je vous ai toujours portée.

Conservez-moi du moins votre cher souvenir, et ne troublez pas la douceur de la félicité, dont je souis, par un injuste oubli de la personne du monde qui vous honnore le plus.

Adieu, Belle, souvenez-vous de votre

Christine.

Que je serois heureuse s'il m'étoit permis de vous voir, Belle, mais je suis condamnée du sort à vous aimer et vous estimer toujours sans vous voir jamais; et cette envie que les astres portent aux félicités humaines, empêche que je ne sois entiérement heureuse, puisque je ne la puis être, étant éloignée de vous.

Ne doutez pas de cette vérité, et croiez qu'en quelque lieu du monde que je me trouve, vous y avez une personne qui vous est entiérement acquise, comme je l'ai toujours été.

Mais est-il possible, Belle, que vous vous souveniez encore de moi? Vous suis-je encore aussi chère que vous l'étois autrefois? Ne me suis-je pas trompée, lorsque je me suis persuadée que j'étois la personne du monde que vous aimiez le plus? Ha, si cela est, ne me d'étrompez pas: laissez-moi plutôt mon erreur, et ne m'enviez point la felicité imaginaire que me donne l'opinion d'être chérie de la plus aimable personne du monde. Conservez-moi, s'il se peut, ce bien, et ne souffrez pas que le tems (temps) ni l'absence me privent de la satis-

faction d'étre aimeé de vous, et croiez que quoiqu'il puisse arriver, je ne cesserai d'être à vous.

Adieu, Belle, adieu. Je vous embrasse un million de fois.

de Rome, le 6. Janvier 1656.

Christine Alexandre.

Vous avez trop de connoissance de Vous-même, pour n'être pas persuadée, qu'en quelque endroit du monde que je sois, vous y faites toujours une partie de mon souvenir, et que le tems n'a pas de pouvoir sur l'amitié que je vous ai jurée.

Celui qui vous rendra ce billet, me sera témoin auprès de Vous, que je fais toujours justice à votre mérite et à votre beauté.

Après avoir vu dans le plus beau et le plus joli pais du monde, tout ce qu'il y a de charmant et de beau en notre sexe, je soutiens avec plus de hardiesse, qu'il n'y a personne, qui osât vous disputer l'avantage que vous emportez surtout ce, qu'il y a de plus aimable au monde.

Dites-nous après cela, si l'on se peut consoler, quand on est condamné à une absence éternelle. Mais si je suis assurée de ne vous voir jamais, je suis assurée de vous aimer toujours, et vous êtes cruelle si vous en doutez.

Une amitié qui est éprouvée par trois ans d'absence, ne vous doit pas être suspecte, et si vous n'avez oublié le droit que vous avez sur moi, il vous souviendra qu'il y a deja douze ans que je suis en possession d'être aimée de vous. Enfin que je suis a vous d'une manière qu'il est impossible que vous puissez me perdre, et ce ne sera jamais qu'avec la vie, que je cesserai de vous aimer. Le Sieur Baladier vous portera de mes nouvelles, et pour moi, je vous dis ceci de plus particulier, que je

serois aujourd'hui la plus heureuse Princesse du monde, s'il m'étoit permis de vous avoir pour témoin de mes félicités, et si je pouvois espérer un jour la satisfaction de vous être utile.

Si cette occasion se présente, faites état du pouvoir que vous avez sur moi, et soiez assurée, qu'il n'y aura que l'impossible, que me dispensera de vous servir.

Adieu, vivez heureuse et souvenez-vous de moi. Je vous embrasse un million de fois et vous prie, d'être assurée, que je vous aime de tout mon coeur.

de Pesaro, le 27. Mars 1657.

Christine Alexandra.

Mes compliments à tous mes amis et amies. Assurez-les de ma part, que si je n'ai pour tous la même tendresse, qu' j'ai pour vous, je ne laisserai pas d'avoir pour eux la même constance."

„Ich weiß, daß ich Sie unaufhörlich lieben werde. Die Zeit hat nicht die geringste Macht über die Freundschaft, die ich ihnen zugeschworen. Gedenken Sie noch des Rechtes, das Sie über mich haben — bedienen Sie sich des Rechtes. Gedenken Sie noch an ihr Recht über mich — daß ich schon seit zwölf Jahren im Besitz ihrer Liebe bin, und Ihnen so eigentümlich zugehöre, daß Sie meiner unmöglich verlustig werden können, und ich auch nicht eher aufhören kann, Sie zu lieben, als ich aufhören werde zu sein."

Wir haben wohl nicht Grund zu denken, daß dies der Normalstil jener Zeit von einer Königin an ihr Hoffräulein war.

Wir wollen an diese Beziehung nicht mit Neugier tasten. Die Briefe klingen an Erinnerungen — an zwölf Jahre der Freundschaft.

Welche Ausprägung sie hatte, ist nicht der Gegenstand unserer Erörterungen.

Aber sicherlich hat die jünglinghafte Königin die schöne Gräfin auf eine schöne Weise geliebt. Sie weiß nur ein Liebeswort für Ebba Sparre: „Belle“.

Und mich dünkt, dieses Wort ist ein Charakteristikum der virilen Art:

Jede virile Frau liebt in ihrer Freundin die schöne Frau. Wir werden nie finden, daß im befreundeten Verkehr zwischen normalen Frauen je eine die andere „Belle“ nennt.

Wir erinnern uns hier an Otto Weiningers glänzende Definition: es müßte uns eine Scham sein, etwas schön zu nennen, denn wir finden nur das schön, was wir lieben. Weininger hat, und mit allem Recht, die Passion, die persönlichste Sehnsucht in das Wort gelegt.

* * *

Ich habe mit dem Vorstehenden versucht, dem Leser durch Urteile von Christines Geschichtsschreibern und Zeitgenossen, durch Proben ihrer Briefe und Aphorismen einen selbständigen Eindruck zu vermitteln.

Die nachfolgende eigene Zusammenfassung beansprucht nicht mehr, als die aus dem Gegebenen erwachsene Impression eines Einzelnen zu sein.

Dem, der auch nur einige Erfahrung auf dem Gebiet der Zwischenstufenerscheinungen hat, wird sich Christine als Bisexuelle eingliedern Formel M + W etwa, mit hervorwiegend homosexueller Neigung. Und zwar ist sie ein ausgeprägter Typ des geistig Virilen.

Ihre Geschlechtsfunktionen sind weiblich, aber selbst ihr Körper bevorzugt männliche Übungen, Gewohnheiten, Tracht. Ihr Verstand, Charakter, ihre Seele tragen alle Züge des Jünglings.

Es werden Christine Liebschaften unschöner Art mit Männern nachgeredet. Ohne allen Zweifel hat Christine versucht, dem zu folgen, was sie doch für ihre Natur hielt.

Wir können durchaus nicht erwarten, daß die Bisexuelle sich von vornherein klar war über ihre stärkere Neigung. Auch ist ihr das Geschlechtsleben sekundär — sie ist ein vorwiegend auf das Spirituelle gestellter Typ.

Als ein männlicher Geist, ein Charakter, der jeder sinnlichen Maßlosigkeit geradezu feindselig gegenüberstand, (sie bekundet in den Memoiren einen oft betonten Abscheu vor dem Trunk, vor der geschlechtlichen Ausschweifung), hatte sie in den Jahren ihres Elans die sexuelle Note überhaupt nur gemäßigt. Sie mag sich in der Beziehung zu Ebba Sparre in irgend einer Form ausgelebt haben.

Beinahe konnte es auch scheinen, daß ihr Verhältnis zu Azzolini, dem hochgebildeten Kardinal, sich wiederum in diesen Bahnen bewegte — doch das wäre ein Thema für sich. Wenigstens aber scheint sicher, daß Christine in den beiden belangvollen Neigungen ihres Lebens Platonikerin war, Platonikerin im alten Sinn des Wortes: der Freundschaft und der Liebe für eine Person fähig.

Einer ihrer Aphorismen: „ce n'est pas la dévotion, mais la vanité des hommes, qui déclare la guerre au corps" beweist wohl, daß sie sich ihres Körpers bewußt war, daß sie sinnlichen Feinheiten nicht ferne stand. Dennoch, das Sinnliche scheint ihr, ohne die Vergeistigung einer Miterschütterung der Psyche, immer etwas Untergeordnetes gewesen zu sein. Das braucht nicht zu widerlegen, daß man ihr vielleicht wirklich sexuelle Exzesse noch würde nachweisen können.

„Mein Vater liebte die Frauen zu viel," sagte sie einmal. Einige atavistische Noten würden ihr Gesamtbild nicht wesentlich ändern.

Aber was an ihr persönlich und eigengeschaffen war, nahm den stärksten Aufstrom auf geistigem Gebiet.

Aus ihren Schriften, aus den Schilderungen ihrer Zeitgenossen und Geschichtsschreiber ersteht uns ihr Bild:

Sie ist die Tochter des großen Gustav, trägt sein kühnes Profil, seine Germanenhaare, seinen Mut und das Verführerische seines wohlgebildeten und kühnen Wesens.

Wir sehen sie ausgestattet mit ungewöhnlichem Intellekt, den sie kultiviert, wie kaum je eine andere königliche Frau es tat.

Sie unterdrückt in ihrer Natur, was sie ihrer für unwert hält. Sie steht ein wenig auf der Vulkanerde des Genialischen.

Sie ist von persönlichem Stolz erfüllt, von heftigen Affekten durchpulst.

All ihre Affekte aber sind der Aufstrom edler oder doch großliniger Gefühle: Mut, Freundschaft, Ehrgeiz, Ungestüm in Haß und Neigung, Verschwendung für Andere, Pietät, größtes geistiges und charakterliches Wollen. Die Freundschaft ist ihr eine Lebenssache. Sie überlegt einmal, ob man einen Freund dann täuschen dürfe, wenn es zu seinem Wohle eine Notwendigkeit wäre. Und sie findet das eine höchst schwierige, kaum befriedigend zu lösende Angelegenheit, eine Frage „von zärtlicher Beschaffenheit“. Sie hat für eine schöne und kluge Frau Zärtlichkeit und Freundschaft. Sie nennt sie „Belle“ und allen Geschichtsschreibern Christines wird aus dem persönlichen Liebeswort die Gräfin Ebba Sparre zur Aphrodite.

Auch diese Freundschaft paßt sich dem Typ ein: ein stark intellektueller, vorwiegend männlicher Charakter, dem in den Jahren der Jugend eine schöne Herzensflamme aufglüht, dem die anderen Naturäußerungen seiner Doppelgeschlechtlichkeit nur dritten oder vierten Ranges und der Bekämpfung notwendig erscheinen. Das Denken und Wollen Christines hat in den Jahren ihrer Jugend die Distinktion eines edlen Geistes und die Vornehmheit der Kompromißunfähigkeit.

Auch aus ihren späten Tagen ragen noch Zeugen dieser vornehmen Gesinnung: sie war fanatische Katholikin geworden — und sie formulierte einst, als sie auf einen neuen Thron hoffte, ein Manifest, das in außerordentlicher Parität der Juden gedachte. Uns, die wir heute aus unserer eigenen arischen Rasse wüste Antisemiten entstehen sehen, berührt das ganz wunderlich.

Wenn Arkenholtz am Schlusse seiner Charakteristik sagt: „in Betrachtung der erhabenen Eigenschaften, durch welche Christine sich zu ihrem größten Ruhm von andern unterschied, werden auch die Feinde des Namens Christine nicht in Abrede stellen können, daß ganze Jahrhunderte dazu gehören, um in ihrem Geschlechte noch eine Person hervorzubringen, die ihr gleichkomme," so werden wir das nicht so sehr für Übertreibung halten.

Vielleicht wird man sagen, ich hätte ihre Lichtseiten zu sehr betont. Es konnte hier nicht alles von ihr erzählt werden — aber die Beschäftigung mit ihrem Leben, mit ihrer Jugend war eine schöne Aufgabe — und über den Dingen ihrer Jugend liegt der verführerische Reiz des Kühnen und des Heldenhaften. Und die Jugend eines Menschen ist sein Entscheidendes — nicht immer für ihn selbst, wenn ihr keine Reife in Schönheit folgt, wohl aber für unsere Zuneigung.

Wie sollen wir uns auf einem solchen Jugendunterbau ihr späteres Leben erklären? Die Frage drängt sich noch auf.

Es ist wohl zunächst, ihr Körper versagte. Sie hat bis zu ihrer Thronentsagung, bis zu ihrem 28. Lebensjahr gearbeitet wie kaum eine andere Frau. Nun will die Physis nicht mehr Stand halten.

So sehen wir diese Gestalt, die etwas Edeljünglinghaftes hatte, zuletzt untergehen in Überspannung aller Kräfte und dem folglichen Versagen und Zerrüttetsein.

Was diesen männlichen, selbständigen Geist, diese ungestüme Natur endlich vermochte, dem mutigen Glauben ihres Hauses zu entsagen und dafür mit erschreckendem Fanatismus dem (damals noch ketzerverbrennenden) Katholizismus zu leben, scheint eher auf dem Gebiet partieller Psychose als Psychologie zu liegen: Die Wasas waren religiös überlastet. (Gustav Adolf, Gustav III., Oberst Gustavson). Dem großen Gustav gab sich als Gegengewicht ein glänzender Wirklichkeitssinn, reale Klugheits-Politik.

Christine, die Erbin der religiös-mystischen Wasanote, bekam von der Natur kein Gegengewicht, sondern nur noch Verwandtes und neu Belastendes: ein ungestümes Temperament der heftigsten Affekte.

Macht, Glanz, Kunst, erhöhte Lebensform im päpstlichen Rom, die schwüle Inbrunst eines das Sexuelle (im Mariendienst) sehr berührenden Kults, das waren wohl die Lockmittel für Christine.

Das sexuelle Moment des Mariendienstes scheint mir in diesem Fall von besonderem Belang. Bewußt war diese Unterströmung der mystisch veranlagten, mehr homo- als bisexuellen Natur selbstredend nicht.

Bewußt war das Angedeutete Christine keineswegs. Sie wollte „die Schwachheiten ihres Geschlechts überwinden, als Zugehörige der Kirche, die so viele reine Jungfrauen hervorgebracht hat." — —

Wir haben in Christine von Schweden die größte fürstliche Frau aus dem Zwischenstufengeschlecht zu sehen — ja nicht nur dies, Christine gehört unter allen virilen oder bisexuellen Frauen zu den Bedeutendsten.

Mit der Krone Schwedens hat Christine Alexandra ihre Jugend, ja man möchte fast sagen, auch ihre Würde aufgegeben.

Drei Briefe an Ebba Sparre, die Freundin schönerer Tage kommen noch in der nächsten Zeit aus dem freiwilligen Exil.

Und dann geht eine einst stolze und elanvolle Seele in ein Land und in Erlebnisse, wohin ihr nicht mehr unsere Sympathie folgt, sondern nur noch ein intellektuelles Verstehen ihres sich dem Unglück und dem Untergang zuneigenden Schicksals.

Sokrates und die Homosexualität.

Studie
von
Dr. O. Kiefer-Stuttgart.

Wenn H. Gomperz in seinem geistvollen Werke über „die Lebensauffassung der Griechischen Philosophen" (Verlag von Eug. Diederichs) anläßlich seiner Untersuchungen über den Kern der Persönlichkeit des Sokrates zu dem Schluß kommt: „Die Persönlichkeit des Sokrates ist ihrem innersten Wesen nach charakterisiert durch eine nahezu vollkommene innere Freiheit, die sich uns in erster Linie durch absolute Sachlichheit offenbart", so hätte er, ohne sich etwas zu vergeben, ganz gut auch des großen Weisen Stellung zur Frage der Homosexualität berühren können, ja er hätte dies tun müssen, wenn er nicht einen ganz wesentlichen Zug im Bilde der Persönlichkeit des Sokrates einfach ignorieren wollte! Leider hat er diesen Zug völlig ignoriert und hat sich damit allerdings nur seinen unzähligen Vorgängern angereiht; denn kein einziger von all denen, die Sokrates als „Revolutionär", als „Aristokrat", als „Sozialreformer", als „Ethiker", als „Prediger", als „Mann der Wissenschaft", als „Mystiker", als „Dogmatiker" oder als „Skeptiker" hinstellten (Gomperz, Seite 58), hat es gewagt, die Frage genauer zu behandeln: war Sokrates homosexuell, oder was war er sonst? Vorliegende Arbeit ist daher wie die desselben Verfassers über Platon (Jahrbuch Band VII) ein erstmaliger Versuch, der ganz auf dem Studium der Quellen selbst und ihrer Zusammenstellung bei Meier (Artikel über „Päderastie" in der „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste") beruht. Zunächst ein Wort über den Wert dieser Quellen. Die Wissen-

schaft hat dargetan, daß weder die Schriften Platons noch die Xenophons als historisch im strengen Sinne für das Leben und vor allem die „Lehre“ des Sokrates gelten können, von den Spätern ganz abgesehen, die meist nur auf Platon und Xenophon fußen. Aber gerade für unsere Frage kommt es ja auf die „Lehre“ des Sokrates gar nicht an, sondern vor allem auf die Persönlichkeit. Daß wir aber von dieser sowohl bei Platon als auch bei Xenophon ein lebendiges Bild besitzen, hat erst Gomperz wieder in seinem oben erwähnten Werke gut ausgeführt. Für unsere Frage sind die Quellen umso zuverlässiger und glaubhafter, als sie gerade in all den Zügen, die uns hier interessieren, durchaus übereinstimmen! Versuchen wir es also, diese Züge uns zu vergegenwärtigen.

Ob Sokrates bereits in seiner Jugend homosexuelle Züge aufwies, darüber haben uns Platon und Xenophon nichts berichtet. Dagegen ist bei Diogenes Laërtius (um 240 n. Chr.) eine wenn auch nicht ohne weiteres als geschichtlich feststehende Nachricht erhalten, wonach Sokrates in seiner Jugend der Liebling („τὸ παιδικά“) seines Lehrers Archelaos gewesen sei, und Porphyrios bestätigt diese Nachricht mit den Worten, Sokrates sei als 17jähriger Jüngling der Liebesverbindung mit Archelaos nicht abgeneigt gewesen, er habe als Jüngling der Zügellosigkeit (ἀκολασία) zugeneigt, diese Züge aber später durch eifriges Studium verwischt. Mag es sich damit verhalten, wie es will, (unmöglich ist es nicht und würde den großen Weisen weder in den Augen seiner Zeitgenossen, noch in denen freidenkender, moderner Menschen herabsetzen) — jedenfalls zeigt uns sein späteres Leben eine andere Stellungnahme gegenüber der damaligen allgemeinen Volkssitte in Athen: um es gleich vorauszuschicken, Sokrates lehnte als Mann die physische Liebe zum gleichen Geschlecht schlechthin ab; wir werden die Beweisstellen später im einzelnen bringen. Zunächst fragt

es sich: war Sokrates überhaupt homosexuell? die Anekdoten über seine Jugend würden ja, auch wenn sie unbedingt wahr wären, in dieser Hinsicht nichts beweisen, denn wir wissen heute, daß es genug junge Leute gegeben hat und gibt, die in ihrer Jugend gleichgeschlechtlichem Verkehr huldigten, ohne sich später als wirklich homosexuell zu erweisen. So ähnlich könnte es bei Sokrates gewesen sein, zumal er doch auch verheiratet war und drei Knaben gezeugt hat! Dann mußte er ja schon infolge seiner ganzen Triebrichtung die athenische Volkssitte verdammen, und alle seine „Verhältnisse" zu jungen, schönen Schülern wären rein freundschaftlicher Natur gewesen. Das ist auch die gewöhnliche Ansicht unserer Forscher, und man kann sie weit und breit in den Gymnasien und Hörsälen vernehmen.

Wir behaupten: diese Ansicht ist falsch, widerspricht den Quellen und ist nur der Ängstlichkeit zu verdanken, mit der man seit Jahrhunderten allem aus dem Wege geht, was auch nur entfernt mit dem „griechischen Laster" zusammenhängt. Wir behaupten: Sokrates war, wenn nicht direkt homosexuell, zum mindesten (wie so viele seiner Zeit) „bisexuell", er hatte ein Auge für die körperliche Schönheit des Jünglings, diese Schönheit löste in ihm ein Entzücken aus, wie nie in einem „Normalen". An Beweisen hierfür ist kein Mangel. Wären dieselben nur aus Platons Schriften zu holen, so bliebe immerhin noch der Einwand, daß sie eben „platonisch", nicht „sokratisch" seien. Aber auch der nüchterne alte Kriegsmann Xenophon berichtet genau dasselbe. In seinen „Memorabilien" (Buch II, Kap. 6, 28) heißt es: „Bei dieser Jagd kann ich dir vielleicht etwas behilflich sein, denn ich verstehe mich auf die Liebe. Mit unwiderstehlichem Drange bin ich darauf aus, von Menschen, auf die ich ein Auge geworfen habe, liebend wiedergeliebt, sehnend wiederersehnt, verlangend wiederverlangt zu werden."

Damit sind die fast wörtlich gleichlautenden Stellen aus Platons Gastmahl zu vergleichen: „der ich zugebe, mich auf nichts anderes als auf die Liebesangelegenheiten zu verstehen“ (p. 177 d), „ich behauptete in Sachen der Liebe tüchtig zu sein“ (p. 198 d), womit wieder eine Stelle aus Xenophons Gastmahl gut übereinstimmt: „Ich kann keine Zeit angeben, in der ich nicht zu irgend jemanden von Liebe entbrannt bin.“ (VII, 2.) Immerhin könnte man diesen direkten Selbstbekenntnissen eine bedeutsame Stelle aus Platons Gastmahl entgegenhalten, nämlich das Wort des Alkibiades über Sokrates: „Diesen allen hat er vorzuspiegeln gewußt, daß er ihr Liebhaber wäre, während er sich vielmehr selbst immer aus dem Liebhaber zum Geliebten zu machen weiß“. (p. 222 b.) Aber wir haben noch beweiskräftigere Stellen, die jeden Einwand ausschließen. Zunächst aus Xenophons Gastmahl; Sokrates schildert den Eindruck, den der junge Autolykos bei seinem Eintreten machte mit den Worten: „Denn wie ein in der Nacht aufflammender Feuerschein aller Augen auf sich lenkt, so fesselte die Schönheit des Autolykos zunächst aller Blicke; dann aber blieb keiner, der ihn anschaute, unbewegt im Herzen.“ (I a.) Und die Wirkung, welche der neben ihm sitzende Kritobulos auf ihn gemacht habe, schildert er so: „das war eine schlimme Sache. Fünf Tage lang habe ich mir die Schulter reiben müssen, als hätte mich ein Tier gestochen, und bis ins Mark hinein vermeinte ich den Schmerz wie von einem Biß zu spüren.“ (III 27.) Wiederum finden sich die entsprechenden Stellen bei Platon: im „Charmides“ sagt er, „wenn ich sagen sollte, wer schön sei, so möchte das soviel bedeuten, wie wenn einer mit der Kreide auf einer weißen Wand schreiben wollte. Das heißt: mir kommen nämlich alle Jünglinge in einem gewissen Alter gleich schön vor.“ Im selben Dialog schildert Sokrates den Eindruck, den er von Charmides erhalten

hat: „da warf ich einen Blick unter sein Kleid und fing Feuer. Ich war nicht mehr Herr meiner selbst und dachte nur: Kydias, niemand ist in der Liebe erfahrener gewesen als du, denn du hast über einen schönen Jüngling die wahren Worte niedergeschrieben und uns damit gewarnt: Das Reh mag sich hüten, vor den Löwen zu treten, es wird sonst seine Beute. Jetzt war es mir selbst, als läge ich einem solchen Tiere im Rachen." (Charmides p. 155 d.) Zweifellos historisch ist ferner die Tatsache, daß Alkibiades einen gewaltigen Eindruck auf Sokrates gemacht hat und zwar nicht nur wegen seiner „schönen Seele"! (Vgl. u. a. Platons Alkibiades I, Gastmahl, Nepos' Alkibiades, Plutarchs Alkibiades c. 4.) Und was soll der Ausdruck „Diener und Festgenossen des Eros", mit dem sich Sokrates in Xenophons Gastmahl (VII, 1) bezeichnet, sowie der Satz in Platons Lysis (p. 204), Sokrates besitze die Gabe, Liebende und Verliebte auf den ersten Blick voneinander zu unterscheiden, anderes bedeuten, als daß Sokrates Kenner dieser Art Liebe war? Ein starker Beweis seiner Veranlagung ist endlich die grundverschiedene Art, wie er im Gefängnis am letzten Tage seines Lebens die Gattin mit dem Knäblein kurz abweist, dagegen mit den Freunden bis zum letzten Augenblick zusammenbleibt und dem jungen Phaidon wehmütig die Locken streichelt! (Phaidon gegen Ende.) Nein, das steht unwiderleglich fest: Sokrates kannte die Jünglingsliebe aus eigener Erfahrung, er war so veranlagt, daß schöne Jünglinge ihn zu begeistern vermochten, deutlicher gesagt, daß sie auf seine Sinne wirkten! Dieser Tatsache steht die andere ebenso unwiderleglich gegenüber. Sokrates huldigte als Mann niemals der sinnlichen Jünglingsliebe und suchte auch seine Freunde davon abzubringen. Auch dafür sind die Beweise zahlreich und stehen über allem Zweifel. Wenn wir von der Erzählung in Platons Gastmahl (p. 217 b),

welche wohl allgemein bekannt ist, absehen, so liefert auch Xenophon Beweise genug, deckt sich also auch darin völlig mit Platon. Die wichtigsten Stellen sind folgende: „er, der auch in den Genüssen der Liebe mehr Selbstbeherrschung besaß, als irgend ein anderer." (Memorabilien I, 2.) „Er selbst war gegen dergleichen Anfechtungen bekanntlich so gewappnet, daß er leichter die Schönsten und Blühendsten in Ruhe ließ, als andere die Häßlichsten und Verwelktesten." (Memorabilien I, 3). „Ich fröhne nicht dem Bauch, der Faulheit und der Wollust; meinst du aber, daran sei etwas anderes schuld, als daß mir schönere Freuden zu Gebote stehen, die nicht nur einen Augenblick ergötzen, sondern mir Aussicht auf bleibende Güter gewähren!" (ebenda I, 6.) Dieselbe Auffassung zeigt auch noch Maximus Tyrius (z. Zt. des Commodus), der u. a. zwei unbedeutende Abhandlungen über Sokrates geschrieben hat. Sokrates suchte aber, wie gesagt, auch seine Freunde von der sinnlichen Liebe zu Jünglingen abzubringen und sie für rein geistige Freundschaft zu gewinnen. Xenophons Schriften bringen in dieser Hinsicht viel Wertvolles. „Darum suchte er auch den Kritias, als er sah, wie dieser von Liebe zu Euthydemos entbrannt war und ihn für seine Sinnenlust benutzen wollte, nach Art derer, die nur körperliche Liebesgenüsse kennen, davon abzubringen, indem er ihm vorstellte, wie wenig es sich für einen freien, edeln und guten Mann zieme, den Geliebten, dem er doch besonders achtungswert erscheinen wollte, zu bitten wie ein Bettler, im Staube kriechend und um ein Almosen flehend, und dabei um was für eine Gabe!" (Memorabilien I, 2.) Als aber Kritias diese Ermahnung in den Wind schlägt, scheut sich Sokrates sogar nicht, ihn vor andern lächerlich zu machen, indem er sagt: „Kritias hat, scheints, etwas von der Natur eines Schweines, denn er möchte sich gern an Euthydemos reiben, wie sich die Schweine an

den Steinen reiben.“ (Ebenda.) Eine weitere Stelle lautet: „Hinsichtlich der Liebesfreuden warnte er seine Freunde dringend vor den Schönen: es sei zu schwer, im Verkehr mit ihnen nüchtern zu bleiben“ (Memorabilien I, 3) daran knüpft Xenophon die Wiedergabe eines Gespräches, das er selbst mit Sokrates führte, und in welchem der Weise nicht einmal den Kuß eines schönen Jünglings gestatten will; er vergleicht ihn in seinen Wirkungen mit dem Biß der Giftspinne, er hält ihn für viel schlimmer als diesen: „Flößen denn die Schönen mit ihrem Kusse nicht auch etwas ein, wenn du es auch nicht sehen kannst! Weißt du denn nicht, daß jenes Tier, das da heißt „Schön“ und „Blühend“, noch viel furchtbarer ist, als die Giftspinne.“ Sie kann nur durch ihre Berührung schaden, jenes Tier aber flößt ohne jede Berührung, wenn man es nur ansieht, sogar aus weiter Entfernung, sein verrücktmachendes Gift ein! Darum rat' ich dir, mein lieber Xenophon, wenn du einen Schönen siehst, mach dich eilends aus dem Staube.“ Im Anschluß daran findet sich das merkwürdige Wort: „So war auch seine (des Sokrates) Ansicht, Leute, die gegen die Liebe nicht gefeit seien, sollten sich zum Liebesgenuß nur solcher bedienen, die ihren Geist bei nicht vorhandenem körperlichem Bedürfnis nicht fesseln könnten, die aber bei sich einstellendem Bedürfnis weiter keine Schwierigkeiten machten.“ Der Zusammenhang ergibt, daß es sich um Jünglingsliebe handelt. Sokrates ist also nach dieser Stelle doch nicht unbedingt Gegner jeder physischen Liebe? Wir wollen später hierauf zurückkommen und zunächst die weiteren Beweisstellen bringen. Im 6. Kapitel, Buch I der Memorabilien heißt es: „Bei uns herrscht die Ansicht, von der Schönheit wie von der Weisheit lasse sich ein ehrenwerter, aber auch ein schimpflicher Gebrauch machen: wer seine Schönheit dem ersten besten für Geld verkauft, heißt ein Hurenkerl; wer sich aber einem Mann, den er als guten

und edeln Liebhaber erkannt hat, zum Freunde macht, der gilt für ehrbar." In der bekannten Fabel „Herakles am Scheideweg", welche Xenophon als von Prodikos stammend den Sokrates erzählen läßt, heißt es sogar vom Laster: „du scheust vor keinem Mittel zurück und verkehrst sogar mit Männern, als ob es Frauen wären: dazu nämlich erziehst du dir deine Freunde, die du des Nachts für deine Lust mißbrauchst, den besten Teil des Tages aber verschlafen läßt." In seiner Rede über die Kunst, Freunde zu bekommen (Memorabilien II, 6) betont Sokrates ausdrücklich: „Aber das will ich dir gleich sagen, davon ist in meiner Kunst nicht die Rede, einen schönen Menschen dahin zu bringen, daß er sich die Betastungen andrer ruhig gefallen läßt." Im Gastmahl Xenophons endlich verteidigt Sokrates in längeren Ausführungen (c. VII) die geistige Liebe gegenüber der sinnlichen und kommt zu folgenden Sätzen, (die hier im Auszug wiedergegeben werden nach Meier): Es gibt eine doppelte Liebe, die eine der himmlischen Aphrodite, welche auf die Seelen, die andere der gemeinen Venus, welche auf die Leiber gerichtet ist; von der ersten Art ist die Liebe des Kallias zu Autolykos, der darum zu seinen Zusammenkünften mit dem Jüngling den Vater desselben zuzieht; denn ein edler Liebhaber hat nichts vor dem Vater zu verbergen. Die seelische Liebe ist besser als die zum Leibe; denn 1. das Begehren des Leibes kann auch mit Haß und selbst mit Abscheu gegen den Geliebten und seine Sitten verbunden sein; 2. die Blüte der Schönheit entflieht schnell und es folgen Übersättigung und Überdruß; 3. hier kann am wenigsten auf Gegenliebe gerechnet werden, weil a) der Geliebte weiß, daß der Liebende nur seinen Trieb stillt, ihm aber die Schande überläßt, b) ihn, für seine Zwecke, von Verwandten und Freunden fernhält, c) ihn geistig verdirbt; d) wegen des Geldes, das er ihm etwa gegeben, hat er

nicht mehr Anspruch auf Gegenliebe als der Käufer irgend einer Ware, e) da der Geliebte an dem Rausche des Liebenden keinen Anteil hat, tritt leicht Verachtung gegen den Liebenden beim Geliebten ein; die Seele dagegen 1. nimmt an Blüte immer zu, wie sie an Vernunft wächst; 2. die Seelenliebe ist rein und frei von Übersättigung, 3. kann am leichtesten Gegenliebe wecken, denn der Geliebte kann nicht hassen, weil er wirkliche Wohltaten bekommt und auch, wenn die äußere Schönheit verblüht, noch geliebt wird und an dem gegenseitig fördernden Verkehr Freude haben muß; 4. die geistige Liebe führt nie, wie die sinnliche, zu Liebeshändeln u. dgl. Unheil; 5. der geistig Liebende wird wie ein Lehrer geehrt, der sinnlich Liebende wie ein Bettler behandelt, weil er immer etwas begehrt, „einen Kuß oder eine andere Anschmiegung“; 6. jener ist wie ein Grundeigentümer, der seinen Boden auf alle Weise verbessert, dieser wie ein Pächter, der ihn möglichst ausnützt; 7) bei jener Liebe muß der Liebling stets auf Tugend bedacht sein, wenn er seinen Liebhaber behalten will, bei dieser braucht er das nicht, da er nur durch seine Schönheit herrscht. Fast mit denselben Grundgedanken weist der platonische Sokrates in Platons „Alkibiades I“, „Lysis“, „Gastmahl“, „Phädros“, um nur die Hauptstellen zu nennen, die sinnliche Liebe zugunsten der geistigen zurück. Alle die Stellen einzeln aufzuführen, können wir uns schon um deswillen ersparen, weil sie sich bereits in unserem Aufsatz über „Platons Stellung zur Homosexualität“ (Jahrbuch Bd. VII) finden, aber auch, da sie mehr Platons Meinung enthalten, für uns nicht so beweiskräftig sind, wie die zitierten Sätze aus Xenophon. Endlich ist auch die Tatsache von Wert, daß Aristophanes in seinen „Wolken“ jede Andeutung einer sinnlichen Liebe des Sokrates unterläßt.

Wir haben also gesehen: Sokrates war subjektiv sehr empfänglich für die Jünglingsliebe, aber er huldigte der

sinnlichen Liebe trotzdem nicht und verlangte diese Enthaltung auch von allen „edeln und guten“ Männern. Es sind dies Gegensätze in seiner Psyche, die (in Verbindung mit anderen) recht wohl die Ansicht Nietzsches begreiflich machen, Sokrates habe die Instinkte des Hellenentums in Verwirrung gebracht. Eine andere Frage ist aber, ob und inwieweit diese „Verwirrung“ gerechtfertigt, ja für den Fortschritt am Ende notwendig ist! W. Gomperz sagt in seinem oben zitierten Werke ganz treffend: „Das Irrewerden des Instinktes ist ein großes Unglück, wann und solange der Versuch mißlingt, ihn durch die Vernunft zu ersetzen. Ist er es aber auch dann, wenn er gelingt? Und können wir dies behaupten, die wir eben dadurch nicht mehr Tiere sind, sondern Menschen?“ In gewisser Beziehung läßt sich dies Wort, das Gomperz allgemein über die Sokratische Denkweise schreibt, auch auf seine Stellung zur Homosexualität anwenden. Denn ein Fortschritt war es doch zweifellos, wenn durch eine Persönlichkeit wie Sokrates gegenüber der wohl ganz der reinen Sinnlichkeit huldigenden athenischen Mitwelt einmal das andere Extrem, die reine Geistigkeit der Liebe betont wurde. Ob dieses rigorose Ideal freilich ein für alle Zeiten giltiges ist, ist wieder eine andere Frage, die uns zunächst nicht berührt. Denn hier fragt es sich zuerst, welches waren für Sokrates die Motive seiner Stellungnahme zur Jünglingsliebe? Sah er in ihr etwa ein verdammenswertes Verbrechen, wie jahrhundertelang die irregeführte Menschheit nach ihm? Keine Stelle aus den Quellen erbringt dafür einen Schein von Beweis! Wünscht er gar staatliche Gesetze gegen die sinnliche Jünglingsliebe? In dem Athen seiner Zeit war die Hingabe des Körpers für Geld und die Gewalttat unter Strafe gestellt, alles andere erlaubt. Kein Wort des Sokrates läßt sich beibringen, wonach er diese Gesetze verschärft gewünscht hätte! Wendet er sich etwa mit

sittlicher Entrüstung von denjenigen unter seinen Freunden und Schülern ab, von denen er wußte, daß sie zügellos sinnlich liebten? Im Gegenteil: er suchte ihnen seinen Standpunkt begreiflich zu machen, sucht sie für denselben zu gewinnen, macht sie vielleicht einmal lächerlich wie den Kritias — aber das ist auch alles! Er weiß eben wohl zu gut aus eigener Erfahrung, daß es gar nicht so leicht ist, so enthaltsam zu leben wie er, sich zu dieser Stufe durchzuringen, auf der er in seinen älteren Tagen steht! Aber wie kam Sokrates zu seinem Standpunkt? Es ist berechtigt, so zu fragen, wenn wir aus der oben mitgeteilten Anekdote über seine Jugend das als historisch annehmen, daß er eine Entwickelung vom Standpunkt der allgemein herrschenden Volkssitte zu seinen eigenen neuen Ideen auf diesem Gebiete durchgemacht hat. Diese Entwickelung wäre um so begreiflicher, als er ja auch sonst in seinem Denken und Philosophieren den Fortschritt von der „Naturphilosophie", mit der er sich anfangs beschäftigte, zu der „Sozialphilosophie" (um ein modernes Wort zu gebrauchen) durchgemacht hat. Welches aber waren die tiefsten Gründe seines strengen Standpunktes gegenüber der Jünglingsliebe? Kein Staatsgesetz, kein Gesellschaftsgebot, keine Sitte, keine Priesterschaft konnte diesen seinen Standpunkt irgendwie beeinflussen; denn all diese heute so mächtigen Faktoren gestatteten teils die äußerlich anständige Jünglingsliebe, teils hatten sie noch keine Bedeutung. Aus dem eigenen Innern also mußte dieser Weise schöpfen, wenn er sich vor die Frage gestellt hat: soll ich mitmachen oder nicht? Und dieses Innere, an sich schon reich an tiefem Gehalte, hatte im Laufe seiner Entwickelung wichtige große Erfahrungen gemacht. Es hatte die Mitwelt beobachtet in ihrer ganzen Kleinlichkeit gerade in Liebesdingen, es hatte gesehen, wie sonst leidlich vernünftige Menschen jede Selbstbeherrschung verloren, wenn sie in den Bann des

gefährlichen Dämons kamen, wie sie sich erniedrigten, allen ihren Grundsätzen untreu wurden, kurzum Dinge taten, die an sich schon dem hellenischen Mannesideal gar nicht entsprachen, aber in einem stark geistigen Menschen wie Sokrates mehr und mehr Widerwillen auslösten. Und zwar umso stärker, je klarer sich der Kern dieser Sokratischen Persönlichkeit seiner selbst bewußt wurde als der größtmöglichen Verwirklichung einer von allem Äußeren unabhängigen inneren Freiheit! Wem aber die innere Freiheit als höchstes Ideal vorschwebt, der muß deren Beschränkung und Aufhebung durch eine so starke Abhängigkeit von der „Welt", wie sie die sinnliche Liebe zum Gefolge hat, unbedingt vermeiden, und sie auch bei andern, denen er sein Ideal einpflanzen möchte, bekämpfen! Wer noch daran zweifelt, daß hier der eigentliche Kern der sokratischen Verwerfung der sinnlichen Jünglingsliebe liegt, lese noch einmal die zitierten Stellen gegen dieselben nach, und er wird nur eine Bestätigung unserer Behauptung finden: überall der Grundgedanke: laß die Sinnlichkeit, denn sie raubt die innere Freiheit. Jetzt verstehen wir auch die so sonderbar scheinende Äußerung (Memorabilien I, 3 Ende), wer gegen Liebe nicht gefeit sei, solle lieber im Bedürfnisfall noch mit einem Jüngling sinnlich verkehren, der den Geist nicht fesseln könne, sich aber, wenn nötig, gern hingebe. Natürlich, denn nur ein solcher bietet die relativ geringste Gefahr, daß man sich dabei verliert! Hätte Sokrates aus einem andern Grunde die sinnliche Liebe zum Jüngling verworfen, er hätte die uns wenig schön scheinende Forderung nicht aufstellen können (vorausgesetzt übrigens, daß der Satz überhaupt als echt „sokratisch" betrachtet werden kann!)

Somit ergibt sich als Gesamtresultat: Sokrates war zum mindesten „bisexuell", huldigte aber als Mann dem Trieb nicht, sondern übersetzte ihn ganz ins Geistige,

entsprechend dem stark geistigen Gehalt seiner Persönlichkeit und als Folge seines ethischen Ideals der größtmöglichen inneren Freiheit. Es ist darum lächerlich von einer besondern Tugend des Sokrates auf dem Gebiet zu sprechen, denn er lebte nur getreu seiner stark geistigen Natur; eine andere Anlage, und er wäre genau so geworden wie seine Mitbürger, welche zwar die sinnliche Jünglingsliebe nicht verurteilten, wohl aber diesen Weisen, dessen Ideen sie nicht verstanden und den sie darum für einen schlimmen Neuerer hielten. Für uns Heutige bedeutet er gerade auf dem Gebiete der Homosexualität den ersten Anfang einer Richtung, die schließlich, in die Hände des Fanatismus und der Priester gelangt, den Homosexuellen auf den Scheiterhaufen schleppte. Des Sokrates Ideal der inneren Freiheit des Menschen ist nur noch formell haltbar. Praktisch fordert unsere Wissenschaft und Ethik nicht selten Duldung, wo Sokrates glaubte ablehnen zu müssen! Denn nur wer eine ebenso stark entwickelte Verstandes- und Vernunftnatur besitzt wie sie diesem Hellenen zu eigen war, an den könnte man mit einigem Recht die Forderungen stellen, die Sokrates an sich und seine Freunde gestellt hat.

Zur Literatur.

Xenophons Memorabilien (deutsch bei Eug. Diederichs).
— Gastmahl (deutsche Ausgabe von Reklam).
Platons Schriften (deutsch bei Eug. Diederichs).
Aristophanes „Wolken“ (deutsch in versch. Ausgaben).
Plutarchs Alkibiades (deutsch bei Reklam).
Diogenes Laërtius: Leben der Philosophen (deutsch 1807 von Borhak).

Interessant ist es schließlich, u. a. Lukians ἔρωτες zu vergleichen, worin die Idealität der Sokratischen Liebe angezweifelt wird: so urteilte die Nachwelt, welche den hohen Standpunkt des Sokrates gar nicht mehr fassen konnte! Ähnlich auch neuerdings Piron in seinen oeuvres badines.

Die genaue Literatur über Sokrates Lehre und Bedeutung findet man in jeder besseren Philosophiegeschichte, z. B. Überweg-Heinze I.

Der *παίδων ἔρως* in der griechischen Dichtung.

II. Die Gedichte der Anthologie.

Die Gedichte der Anthologie.

Ausgaben. Buch I—VII und IX liegen in guter, kritischer Neubearbeitung vor: Anthologia Graeca epigrammatum Palatina cum Planudea edidit Hugo Stadtmueller. Vol. I. II 1. III 1, (Leipzig 1894. 1899. 1906.) Für die übrigen Bücher ist noch immer die maßgebende Ausgabe das große Werk von Friedrich Dübner, griechisch und lateinisch. 3 Bde. Paris 1864, 1872, 1890 (der dritte Band von Cougny). Bequem zugängig und billig ist der Stereotypendruck der Tauchnitzsammlung, jetzt im Verlage von Otto Holtze, Leipzig 1898, 3 Bdchen.

Übersetzungen. Über ältere Übersetzungen vgl. Rubensohn, griechische Epigramme in Übersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Weimar 1897. — In neun Bändchen sind die Gedichte der Anthologie übersetzt von W. E. Weber und G. Thudichum, Stuttgart 1838—70. — Herder, Blumen aus der griechischen Anthologie gesammelt. (Sämtliche Werke, herausgegeben von Bernh. Suphan, Bd. 26, Berlin 1882.) — Liebesgedichte aus der griechischen Anthologie. Mit Benutzung älterer Übersetzungen herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer. München und Leipzig o. J. (Bd. 10 der Sammlung „die Fruchtschale".) Die im vorliegenden Aufsatz mitgeteilten Übersetzungen sind zum allergrößten Teile eigene Versuche des Verfassers; andernfalls ist der Name des Übersetzers angegeben.

Vorbemerkung.

Das Epigramm, das in der klassischen Periode namentlich durch Simonides zu hoher Vollendung geführt worden war, hatte sich im Laufe der Zeit immer mehr von seiner eigentlichen Bestimmung entfernt, von der nämlich, als Inschrift, zumal auf einem Grabdenkmale, zu dienen. Allmählich, besonders nach Alexander dem Großen, wurde es mehr und mehr eine selbständige Dichtungsgattung, wurde es die beliebteste Form für poetischen Gedankenaustausch mannigfachster Art. Ernst und Scherz, Freude und Trauer, Freundschaft und Liebe, die Freuden der Tafel und des Zechgelages, kurz, was nur immer die Augenblicksstimmung ergeben mochte, fand im Epigramm beredten Ausdruck. Unter den Unzähligen, von denen uns Epigramme erhalten sind, findet sich mancher Name von gutem Klang, und wenn auch der Weizen von der Spreu nicht gesäubert ist, so staunen wir doch auch hier über die Fülle der unendlichen Formen, in denen uns das griechische Leben entgegentritt.

Schon im Altertum begann man die überall zerstreuten Blumen zu einem Strauße zu sammeln: Meleager aus Gadara, der selbst ein namhafter Epigrammatiker war, vereinigte im letzten Viertel des ersten vorchristlichen Jahrhunderts eine stattliche Anzahl der besten Epigramme zu einer alphabetisch geordneten Anthologie; eine zweite gab Philippos heraus, der zu Caligulas Zeit lebte. Beide sind nebst einer dritten, der des Agathias, in die uns erhaltene Anthologie des Konstantinos Kephalas übergegangen,

der in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts n. Chr. lebte und in seiner Anthologie viele Hunderte von Epigrammen mannigfachsten Inhaltes sammelte. Da diese Anthologie in einer Handschrift der Bibliotheca Palatina zu Heidelberg (Nr. 23) erhalten ist, so bekam die Sammlung den Namen „Palatinische Anthologie" (AP.).

Im vierzehnten Jahrhundert veranstaltete ein Mönch namens Planudes eine andere Anthologie in sieben Büchern, die zwar sehr viele Epigramme der Palatina wiederholt, dafür aber nicht nur häufig bessere Lesarten bietet, sondern auch eine Anzahl von Gedichten enthält, die dort fehlen. Zu dieser Sammlung gab einen Nachtrag von erotischen Epigrammen, die Planudes ausgelassen hatte, L. Sternbach heraus unter dem Titel: Anthologiae Planudeae appendix Barberino-Vaticana (Leipzig, 1890).[1])

I. Die Palatinische Anthologie.

BUCH I

Dieses umfaßt 123 Gedichte christlicher Poesie, bietet daher nichts für unsere Untersuchung.

BUCH II

enthält in 416 Hexametern eine Beschreibung der Kunstwerke, die im Gymnasium des Zeuxippos zu Konstantinopel standen und im Jahre 532 dem Feuer zum Opfer fielen. Der Verfasser dieser schönen Verse ist Christodoros aus Koptos, der um die Wende des fünften und sechsten Jahrhunderts lebte. Mit beredten Worten wird die Schönheit des Alkibiades geschildert (V. 82—85):

Sah mit Staunen des Kleinias' Sohn im Glanze der Jugend,
Atmen sah ich das eherne Bild von leuchtender Schönheit.
So wie er einst in Athen, der Stadt klugsinniger Reden,
Manchem Manne das Herz erregt und kluge Gedanken.

An einer andern Stelle beschreibt er die Statue eines Hermaphroditen (102—107):

Auch ein Hermaphrodit, ein lieblicher, war dort zu sehen,
Männlich zur Hälfte, zur Hälfte ein Weib, ein Wunder aus beiden.
Wirst an ihm Venus, die Mutter, und Hermes, den Vater, erkennen.
Ganz wie ein Mägdelein zeigt er die üppig schwellenden Brüste.
Und doch wieder die Form des zeugenden männlichen Gliedes;
Sieh in dem einen vereint die Reize der beiden Geschlechter.

BUCH III

enthält die „kyzikenischen“ Epigramme, 19 Gedichte auf den Tempel der Apollonis, der Mutter des Attalos und

Eumenes; in ihm ist für unsere Zwecke begreiflicherweise nichts zu finden. Ebensowenig in

BUCH IV,

das nur aus den Prooimien oder Widmungsgedichten zu den oben genannten Anthologieen des Meleager, Philippos und Agathias besteht. Dagegen finden wir reicheres Material in

BUCH V.

In diesem sind „erotische Epigramme verschiedener Dichter“ in einer Anzahl von 309 Gedichten vereinigt. Wenn auch weitaus die meisten von ihnen der weiblichen Liebe gewidmet sind und diese in allen Nuancen vom zarten Werben bis zu den wüstesten Bordellgenüssen schildern, so spielt doch auch selbst in dieser Sammlung die Jünglingsliebe eine ziemlich große Rolle, obwohl für diese später das ganze zwölfte Buch bestimmt ist. Von seiner Liebe zu dem schönen Cornelius redet Maikias, nicht ohne der Besorgnis Ausdruck zu geben, daß ihn dieses Feuer werde ganz verzehren können (116). — In stürmischer Regennacht treibt den Asklepiades, der etwas reichlich dem Weine zugesprochen hat, die Sehnsucht vor die Tür des schönen Moschos (166). — Ein anderer Dichter, Diodoros, (121) warnt vor der Liebe zu einem zwar schönen, aber nicht liebenswürdigen Knaben: „Viele bewerben sich um ihn, und er ist nicht unerfahren in der Liebe; drum hüte dich, diese Flamme anzufachen.“ — Rufinus (27) gibt einem Knaben den Laufpaß, der vordem spröde war, aber jetzt, da seine Reize schwinden, sich gefügig zeigt: „Ich will nicht den Dorn statt der Rose haben.“ — In einem Epigramm des Kallimachos (5) beklagt sich die Hetäre Ionis über die Untreue ihres Buhlen, der jetzt von Liebe zu einem Jüngling entflammt sei. — Nach reichlichen Erfahrungen in der Jünglingsliebe nimmt Rufinus von dieser Abschied, um ins weibliche Lager überzugehen (18). — Daß man auch in diesem

der kallipygischen Liebe huldigen könne und darum gar keine Knaben brauche, lehren uns zwei Epigramme; eins, wenig erfreulich, von Dioskorides (53), über diesen unten zu XII 14. Das andere (115) hat den Markus Argentarius zum Verfasser und lehrt, daß die weibliche Liebe bei weitem den Vorzug verdiene. Wer sich aber nach den Freuden des eigenen Geschlechtes sehnt, der brauche ja die Freundin nur umzudrehen, sofort habe er statt der Menophila den Menophilos im Bette.[2]) Puellam in schemate triplici cum tribus viris in lecto coniunctam nobis monstrat poeta Gallus in epigrammate 48: unus in tergo iacens puellam supra ventrem iacentem pertundit, alter supra tergum puellae iacens eius posterioribus utitur, tertius a puella irrumatur.

Als „bisexuell" würde man heute den Dichter des 64. Epigramms erklären:

Jupiter kam als Adler zu Ganymedes, dem schönen,
Doch der Leda als Schwan nahte derselbige Gott.
So läßt eines sich nicht vom anderen trennen: es liebe
Jeder nach Lust: gilt mir Knabe und Mädchen doch gleich.

Von dem *παίδων ἔρως* will Meleager nichts (mehr) wissen (207), derselbe Meleager, der doch, wie wir im zwölften Buche sehen werden, gar manchem schönen Knaben seine poetischen Huldigungen darbrachte. Der Grund seiner Ablehnung ist der, daß der Gebende nicht auch gleichzeitig empfangen könne.[3]) Ebenfalls verworfen wird der *παίδων ἔρως* in den Epigrammen 276 und 277.[4])

BUCH VI.

Im sechsten Buche sind 358 Gedichte vereinigt, die als Aufschriften auf Weihgeschenken mannigfachster Art gedacht sind; es ist klar, daß darin sich für unsere Zwecke nur wenig findet. Ein schöner Knabe, namens Gorgos weiht dem Phoebus seine Locken, „den schönen Schmuck des lieblichen Kopfes"; daran knüpft der Dichter (Rhianos) die Bitte an den Gott, dem Knaben bis in

das Alter segnend zur Seite zu stehen (278). Ganz ähnlich im Inhalte ist ein Epigramm des Euphorion (279) und eins des Theodoros (282). Daß Athen reich an schönen Knaben ist, wird endlich in einem Epigramm des Redners Aischines gerühmt (330).*)

BUCH VII.

Nicht weniger als 748 zum Teil prächtige Epigramme enthält das VII. Buch und zwar ausnahmslos Grabschriften. Daß die Jünglingsliebe, wenigstens in ihrer sinnlichen Seite, in dieser Sammlung zurücktritt, ist klar: dem Ernste des Todes weicht die heiße Leidenschaft und macht dem ruhigen, mehr in der Erinnerung schwelgenden Gefühle der das Grab überdauernden Freundschaft Platz. Eine stattliche Reihe von holden Knaben und liebenswürdigen Jünglingen zieht an uns vorüber, die zu früh für die Wünsche der Eltern und der Freunde vom Sonnenlichte dieser schönen Erde Abschied nehmen mußten. Platons Stern, sein frühverstorbener Liebling Aster, begegnet uns in zwei Epigrammen (669, 670), die schon früher erwähnt sind (I, S. 635)*). Selbst einen Stein mußte es jammern, als der schöne Kasandros im Alter von 26 Jahren sterben mußte, der nun in Larissa begraben liegt (327, 328). — Paterios war der Sohn des Miltiades und der Attikia zu Athen. Der sinnige, mit allen Reizen des Geistes und Körpers geschmückte Jüngling stand erst im 24. Lebensjahre, als ihn der Tod dahinraffte, „wie ein Sturmwind eine schöne Blume knickt“ (343). — Von den weiteren zahlreichen Grabschriften auf früh verstorbene Jünglinge seien nur die wichtigsten genannt. Nur zwölf Jahre erlebte Nikoteles, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte (453). —

*) Mit der Ziffer I wird auf den Aufsatz, der παίδων ἔρως in der lyrischen und bukolischen Dichtung der Griechen verwiesen, der im „Jahrbuch“, Bd. VIII (1906) Seite 619—684 abgedruckt ist.

Nicht älter ward der liebliche Artemidoros, dem die Mutter rührende Abschiedsworte in die Ewigkeit nachschickt (467). — Wenige Wochen nach seinem vierzehnten Geburtstage raffte das ungerechte Schicksal den reizenden Eustathios dahin. Nun leben seine holden Züge nur noch in dem Abbilde aus Wachs und der einst so liebliche Mund ist nun auf immer verstummt (602). — Besonders beklagenswert ist der Tod eines Knaben, dem das 542. Epigramm gewidmet ist. Während er in kindlicher Lust auf dem Eise des Hebros sich vergnügt, bricht er bis zum Hals ein; der unter der dünnen Eisdecke strömende Fluß reißt den Körper hinweg, so daß ihm die scharfe Fläche des Eises den Kopf vom Rumpfe trennt.[6]) — Dem mit achtzehn Jahren verstorbenen Charixenus weiht Meleager eine rührende Totenklage (468). — Bei anderen früh verstorbenen Knaben und Jünglingen wird nicht das Alter angegeben, sondern nur bemerkt, daß sie noch vor den Freuden der Hochzeit vom Tode ereilt wurden. So der jugendliche Timarchus (515), so Theodotus (527), ferner ein nicht mit Namen genannter Jüngling (603). — Jung mußte auch Callaeschrus sterben: zwar wird er nun in der Unterwelt Entzücken erregen, aber den Seinen hinterließ er endlosen Jammer (483). — Rufinus, des Aetherius Sohn, ist selbst redend gedacht in seiner Grabschrift: er beklagt, daß ihm die Liebe der Musen so wenig half, wie seine Jugendanmut und bittet den Wanderer, der seine Grabschrift liest, um den Zoll der Tränen (558). — Den frühen Tod des Attalus beklagt der Dichter mit der Begründung, daß er dem Todesschicksal ja doch nicht entronnen wäre, auch wenn es ihn jetzt noch verschont hätte (671). — Die Klage des Hirtengottes Pan um seinen toten Liebling Daphnis lesen wir in einem Epigramm des Meleager (535):

Nimmer nun hab' ich fortan an meinen Ziegen Gefallen,
Nimmermehr mag nun Pan wohnen auf bergiger Höh'.

Was im Gebirg mich entzückte, ist tot: gestorben ist Daphnis,
Daphnis, der sengende Glut mir in dem Herzen entflammt.
Leben muß ich fortan in der Stadt; ein anderer jage
Draußen im Wald; ich hab' nimmermehr Freude daran.[7])

Schön ist auch das Epigramm des Krinagoras (628) auf einen geliebten Knaben namens Eros; da dieser auf einer Insel gestorben und begraben war, wünscht der Dichter, daß sie und die angrenzenden fortan die „Liebesinseln" heißen mögen:

Manche der Inseln nahm, statt ihres, den Namen der Menschen
An und pflanzte damit sich in des Ruhmes Gerücht.
Insel, nenne fortan du dich die Insel der Liebe,
Nemesis zürnt dir nicht, daß du den Namen erwählst:
Denn, den du verbirgst an deinem heiligen Ufer,
Ihm gab die Liebe Gestalt, wie sie den Namen ihm gab.
Deck ihn sanft, o Erde, den holden Knaben der Liebe,
Und ihr Wellen berührt leise sein ruhiges Grab. (Herder.)[8])

Zwei Grabschriften sind uns erhalten auf den Kreter Pratalidas (448, 449), die vielleicht beide auf demselben Grabsteine zu lesen waren. Die Epigramme zeigen ihn uns als echten Kreter: Liebe zu Jagd und Kampf, Musik und schönen Knaben zeichnete ihn aus.[9])

BUCH VIII.

Das achte Buch der Anthologie enthält 254 Epigramme des Gregorios von Nazianz, der den Beinamen „der Theolog" führte, um 330—390 n. Chr. lebte und eine Zeit lang das Patriarchat von Konstantinopel inne hatte. In seinen von tiefer Religiosität durchwehten Versen, deren größter Teil seiner Mutter Nonna und seinem Bruder Kaisarios gewidmet ist, ist irgendwelches Material für unsere Untersuchung natürlich nicht zu finden.

BUCH IX.

Nicht weniger als 827 „epigrammata demonstrativa" sind in diesem Buche vereinigt, die aber, da ihr Inhalt meist nicht erotisch ist, für uns nur eine geringe Auslese bieten. Die meisten der uns hier interessierenden Epi-

gramme entlehnen ihren Inhalt der Mythologie. In einem Epigramm des Antipater (77) lesen wir von der Eifersucht der Hera auf Ganymedes: sie droht sich für Jupiters männliche Flamme durch die Flamme rächen zu wollen, die Ilion einäschern wird. — Von der schon früher erwähnten Liebe des Pan und Daphnis handeln zwei Gedichte (341, 556). In dem ersten erkundigt sich Pan bei den Nymphen, wo sich sein Liebling aufhalte, und erhält zur Antwort, daß er in der Rinde jener Schwarzpappel den Ort des Stelldicheins angegeben finden werde. Pan liest die Worte und eilt schleunigst zu dem verabredeten Plätzchen. In dem andern fragt Pan die Flußnymphen, in deren Fluten sich Daphnis gestern gebadet hat, nach ihrem Urteil über des Daphnis Schönheit. — Ein Epigramm des jüngeren Plato (751) spricht von einem „Hyacinthus" genannten Steine, auf dem Apollo und Daphne dargestellt waren. Der Dichter knüpft daran die Frage, wem nun eigentlich der Gott mehr gehöre, der Daphne oder dem Hyacinthus.[10]) — Die schönen Verse des Plato auf das Standbild eines Satyr, der an einer Quelle sitzt und über dem schlafenden Erosknaben Wache hält (826), sind schon früher erwähnt (I. S. 635); auf dasselbe Kunstwerk bezieht sich das Epigramm des Ammonius (827), von dem aber nur die drei ersten Verse erhalten sind. — In einem Bade, in dem beide Geschlechter verkehrten, stand ein Bild des Hermaphroditus, der den Männern als Hermes, den Frauen als Aphrodite gilt. Der Dichter billigt die Aufstellung des „doppelgeschlechtigen Knaben" an dieser Stelle: nun mag jeder nach seinem Geschmack wählen (783).

Mehrfach finden sich auch sonst in diesem Buche Epigramme auf Bäder, die bekanntlich den günstigsten Boden für die Jünglingsliebe bildeten. Genannt seien Nr. 626: dieses Bad hieß sogar Eros; auf dasselbe Bad bezieht sich 627, in dem erzählt wird, wie die Nymphen

die Fackel des schlummernden Erosknaben im Wasser auslöschen wollen, aber nur erreichen, daß sich die Glut der Fackel dem Wasser mitteilt.

In einem anderen Bade weilen Aphrodite, Eros, die Chariten, Nymphen, Dionysos und Apollo in holder Eintracht beisammen (639). — Auch von Liebesgärten, die den Namen Eros führten, wird uns Kunde (666). Besonders ausführlich wird die Anmut eines solchen, vielleicht von Justinian angelegten Eros-Gartens beschrieben in Epigramm 668, 669.

Von der Päderastie der Hirten, wie wir sie früher aus Theokrit kennen lernten, zeugt in ziemlich unverblümten Ausdrücken das 317. Epigramm: Ein Ziegenhirt rühmt sich einem andern gegenüber seiner Heldentaten an einem dritten Hirten. Ein andermal (330) hören wir von einem Standbild des Pan neben einer schönen Quelle, der den Wanderer belehrt, er dürfe von dem Wasser schöpfen so viel er Lust habe, es aber nicht zum Baden benutzen; wenn er es doch tue, würde er die dem Pan eigene Strafe der pedicatio erleiden. Doch falls ihn dies vielleicht gar noch anlocke, so wisse er auch noch andere Strafen, die ihm weniger gefallen würden. — Einen gewissen Euagoras lernen wir durch das 241. Epigramm kennen. Die alten Götter, so heißt es dort, bedienten sich der Metamorphose, um sich ihren irdischen Lieblingen und Geliebten zu nahen: Euagoras aber hat dies dank seinem großen Geldsack nicht nötig; ihm sind alle, männlichen wie weiblichen Geschlechtes willfährig. — In einem Epigramm des Boethius (248) wird die vollendete Anmut gepriesen, mit der der jugendliche Ballettänzer Pylades den Dionysos auf der Bühne tanzt.[11])

Endlich läßt uns auch dieses Buch nicht im unklaren über den christlichen Standpunkt zum παίδων ἔρως. Es handelt sich um ein Epigramm (686) auf einem Standbilde des Basilius I., des Zerstörers von Babylon, das

auf dem östlichen Tore zu Thessalonike aufgestellt war. „Tritt freudig herein, Wanderer“, so heißt es da unter anderem, „denn hier findest du nichts barbarisches, auch nicht Männer, die mit Männern das Lager teilen“ usw.[12])

BUCH X.

Unter den 126 Epigrammen des zehnten Buches sind in dem Zusammenhang unserer Untersuchung nur drei zu nennen. Nr. 19 redet von dem jungen Gaius, dem Sohne des Lucius, der zum ersten Male sich den Bart hat schneiden lassen, also nun zum Manne geworden ist. Alle die Freunde kommen und bringen ihm prächtige Geschenke; der Dichter bittet ihn, daß er sich an seinem Liede genügen lasse. — Ein anderes Epigramm (20) erteilt Liebhabern der Jünglingsschönheit einen Rat, der eine sehr stürmische Initiative bedeutet: „Wenn du einen hübschen Jungen siehst, so sei die Sache gleich zwischen euch ausgemacht, sag ihm sofort was du denkst und dann — gleich ein paar kühne Griffe.[13]) Wenn du aber zu ihm sagst: „Ich liebe und ehre dich und will dich halten wie einen Bruder“, dann wird diese Zurückhaltung dir den Weg zum Erfolge versperren.“ — Das dritte Gedicht endlich (68) führt den Gedanken aus, daß es zwar ganz schön und löblich sei, nicht zu heiraten, daß man dann aber auch nicht auf den masculus amor verfallen dürfe. Auch im Tierreich käme ja derartiges nicht vor.

BUCH XI.

Etwas länger müssen wir bei diesem Buche verweilen, das 442 Epigramme enthält, die zum größten Teil der heiteren, oft spottenden Weinlaune ihre Entstehung verdanken (epigrammata convivalia et irrisoria). Daraus erklärt es sich auch, daß der Ton hier manchmal etwas derber ist, und daß die sinnliche Seite des Eros hier ziemlich hervortritt. Mythologisches begegnet uns nur einmal in einer Anspielung auf Ganymedes, den „der Adler

in die himmlischen Brautgemächer des Zeus entführte"; (407). Das übrige ordnen wir nach den überlieferten Namen der Verfasser.

1. Antipater.

Eins seiner Epigramme (24) gilt dem schönen Mundschenken Helikon; den von ihm gespendeten Trank zieht er allen Quellen des Dichterberges Helikon vor. — Ein andermal (37) malt er lebendig das Nahen des Winters und bedauert seinen Freund, daß es ihm an der nötigen warmen Kleidung gebricht. — Für antike Leser ohne Anstoß, sondern höchstens burlesk war die Klage des gliedbegnadeten Priapos, der beim Anblicke eines noch begnadeteren Jünglings sich beschwert, daß er, der Unsterbliche, sich mit einem Sterblichen nicht messen könne (224). — Einem der als fellator galt, sagt er: wenn ich es auch nicht glaube, was man sagt, so bitte ich dich doch, mich nicht zu küssen.[14])

2. Philippus.

„Solange du noch schön warst, Archestratus, und ringsherum durch deiner Wangen purpurnen Schmelz die Herzen der Jünglinge entflammtest, da war dir meine Freundschaft gleichgiltig, du scherztest mit anderen und ließest die Blume deiner Jugend wie eine Rose verblühen. Seitdem aber häßliches Haar deine Schläfen umdunkelt, willst du mich zum Freunde haben mir das Stroh bietend, nachdem andere die vollen Ähren ernteten." (36.)

3. Antistios.

„Des Eumenes Sohn Cleodemus ist noch ein Kleinchen, doch er tanzt schon mit den Knaben im gelenken Reigen. Prächtig kleidet seine Hüften buntgefleckter Hindin Fell, und es ziert der Efeukranz sein blondes Haar. O gütiger Bacchus, laß ihn heranwachsen, daß er dann die Reigentänze der Jünglinge anführe." (40.)

4. Lucilius.

Zwei Epigramme dieses Dichters sind in unserem Zusammenhange zu nennen und für uns deswegen besonders interessant, weil sie modern klingende pathologische Probleme in antikem Gewande behandeln. Das eine (216) handelt von einem gewissen Cratippus, der von der aktiven zur passiven Päderastie überging. Das durch die eingestreuten Einwürfe und Fragen überaus lebhaft wirkende Epigramm lautet in der metrischen Übersetzung von Hugo Grote:

Nostis amatorem puerorum nempe Cratippum:
Hunc mira est (referam) poena secuta deûm.
Deprensus nuper studia in contraria ferri:
Hoc ego vix oculis, credo, Cratippe, meis.
Omnia iam fient fieri non credita: quando
Haedus es, ut paret, creditus esse lupus.[15])

Fast noch moderner mutet uns der Inhalt des 217. Epigramms an.

Um dem Verdacht zu entgehn, Apollophanes nahm sich ein Weibchen,
Mitten über den Markt wandelt der Bräutigam stolz:
„Bald kommt der Tag, dann hab ich ein Kind.“ — Zwar kamen die Tage — —
Aber das Kind blieb aus, und der Verdacht blieb bestehn.

5. Automedon.

In seinem Epigramme (326) beklagt der Dichter einen Knaben namens Connichus, daß er nun alt und häßlich geworden ist. Er habe ihn stets gewarnt, nicht immer so stolz und spröde zu tun. Nun ist aus dem jungen Zicklein ein rauher Bock geworden. Nun kommst du: Zu spät.

6. Straton.

Von demselben Straton, der uns im nächsten Abschnitt länger beschäftigen wird, sind auch in diesem Buche einige auf unseren Gegenstand bezügliche Epi-

gramme erhalten. Das erste (19) predigt heiteren Lebensgenuß so lange es noch Zeit ist:

Trink und liebe nun, Freund Demokrates, denn ja nicht immer
Winkt uns des Bechers Lust blühenden Knaben vereint.
Laß mit Kränzen das Haupt uns schmücken und köstlicher Narde,
Eh' man ans dunkle Grab dieses als Spende uns bringt.
Laß uns, so lang das Leben uns blüht, noch trinken und später
Mag Deukalion uns ruhig im Hades empfahn.

Die beiden anderen Epigramme findet man in Anmerkung [18]).

7. Ohne den Namen des Verfassers.

Wieder hören wir die Mahnung an einen Knaben, die Jugendzeit zu genießen (51). Daß dies in dem Sinne gemeint ist, mit den Jugendreizen nicht zu spröde zu sein, ergibt sich aus der in ihrer erotischen Pointe verständlichen Begründung: ein einziger Sommer macht aus dem Zicklein den rauhen Bock (vgl. oben S. 229.) — Ein anderer Dichter redet den Thrasybulus an (52): „Von Sehnsucht zu einem Knaben verzehrt zappelst du im Netze wie ein gefangener Delphin auf dem Lande, der ins Wasser zurück will: selbst des Perseus Schwert wird das dich beengende Netz nicht zerschneiden können." — Endlich sind in diesem Zusammenhange noch einige obscöne Epigramme zu nennen, deren Text in den Anmerkungen 16—20 abgedruckt ist.

BUCH XII.

Dieses Buch, das mit nicht weniger als 258 Epigrammen von zusammen fast dreizehnhundert Versen ganz ausschließlich der Jünglingsliebe gewidmet ist, führt in der Handschrift den Titel Στράτωνος μοῦσα παιδική. Außer Straton, dessen Gedichte am Anfange und am Schluß der Sammlung stehen, sind noch neunzehn andere Dichter vertreten, darunter Namen von gutem, ja von bestem Klange; außerdem sind 35 Epigramme ohne den

Namen des Verfassers auf uns gekommen. Man kann das Buch ein Hoheslied des Eros nennen; immer wieder dasselbe Thema, aber so mannigfaltig, so unendlich variiert, wie die Natur selbst; es schillert in allen Nuancen: von den zartesten schüchternen Regungen des Wohlgefallens am Jünglingskörper über schönheitsjubelnde weihevolle Töne bis hinein in den Schmutz trübster Sinnlichkeit.

Wir geben die etwas willkürliche und törichte „Anordnung“ in der Handschrift auf, stellen die jedem Dichter gehörenden Epigramme zusammen und lassen mit Straton beginnend die einzelnen Poeten in der Reihenfolge an uns vorbeiziehen, in der sie nach der Zahl der ihnen gehörigen Gedichte rangieren.

1. Straton aus Sardes.

Dieser Dichter, der zu Hadrians Zeiten gelebt hat, veranstaltete eine Sammlung von Epigrammen auf schöne Knaben; 94 Gedichte sind unter seinem Namen im XII. Buche der Anthologie erhalten.

Mit dem Anruf der Musen begann der Dichter des Altertums: so leitet die Sammlung Stratons ein Anruf an Zeus ein, der durch den in uralter Zeit verübten Raub des Ganymedes selbst den Menschen das Beispiel gegeben hatte und seitdem als Beschützer der männlichen Liebe gilt (vgl. I, 631, 640, 671):

1.

Laßt uns beginnen mit Zeus, wie einst Aratos gesungen,
Eurer bedarf es nicht, Musen, zum heutigen Werk.
Wenn mich der Knaben Reiz entzückt und ihre Gesellschaft,
Sagt, was kümmert dies euch, Musen auf Helikons Höhn?[21])

Das Thema, das der Dichter zu behandeln gedenkt, weicht von dem der bisherigen Poeten erheblich ab:

2.

Priams Tod am Altar wirst hier vergeblich du suchen,
Oder Medeas Leid, Niobes trauriges Los,

Oder des Itylus Tod, den die Nachtigall immer beklaget:
All dies sangen genug Dichter in früherer Zeit.
Eros walte, der süße, vereint mit der Grazien Liebreiz,
Bacchus als dritter im Bund, Traurigkeit fliehe hinweg.

Holden Knaben gilt des Straton Muse, aber da ist kein Unterschied und keine Wahl, er liebt alle, die schön sind. „Ich liebe die Knaben mit weiß-durchsichtiger Haut und liebe doch gleichzeitig die dunkel gebräunten, liebe die blonden und wiederum die mit schwarzem Haar. Auch bläulich-helle Augensterne verachte ich nicht, aber vor allen andern lieb ich die, die aus schwarzen Augen Blitze sprühn" (5). Ganz ähnlich ist Ep. 244, und ein andermal gesteht er (198):

Alles, was knabenhaft, mich entzückt: gleich sind sie an Schönheit
Alle, der eine hat den Vorzug, der andere den.

Es ist eben gegen die Liebe kein Widerstand möglich, sie ist stärker als der Dichter, der wohl manchmal das Joch abschütteln möchte, aber doch immer wieder einsieht, daß es ein vergebliches Beginnen ist.

201.

Kommt Kleonikos nicht heut, dann werd ich ihn nie mehr empfangen,
Nie, so wahr mir . . . doch halt! besser, ich lasse den Schwur.
Denn wenn ein Traum ihm heute verbot zu kommen, doch morgen
Er mich besucht, warum sollt' ich verscherzen mein Glück?

„Wenn mir ein schöner Knabe begegnet und ich auch wirklich ihn nicht ansehen will: kaum bin ich an ihm vorüber, dann drehe ich mich doch nach ihm um." (227.)

180.

O wie ist mir so heiß, doch du, mein freundlicher Knabe,
Brauchst mit dem zarten Tuch nimmer zu fächeln mir Luft.
Ist es doch andere Glut, die tief im Herzen mir lodert,
Die dein freundliches Tun immer von neuem entfacht.

Es ist eine stattliche Galerie schöner Knaben, die an uns vorbeiziehen. Dreierlei ist es, was der Dichter von ihnen fordert, ein angemessenes Alter, liebenswürdigen Charakter und Schönheit der Gestalt.

Die Eigenschaften der Knaben.

Über das Alter der Knaben belehrt uns das vierte Epigramm: „An der Jugendblüte des zwölfjährigen habe ich Freude, aber viel begehrenswerter ist der dreizehnjährige. Wer da zweimal sieben Jahre darstellt, ist eine noch süßere Blume der Eroten, noch wonniger aber ist der, der das fünfzehnte Jahr beginnt. Das sechzehnte Jahr ist das der Götter, das siebzehnte aber zu begehren, kommt nicht mir, sondern nur dem Zeus zu. Wenn aber einer noch ältere begehrt, so treibt er kein Spiel mehr, sondern er verlangt bereits das Homerische: ‚ihm aber entgegnete'." [22])

Ungekünsteltes Wesen, das Herbe der Knabenhaftigkeit im Gegensatz zu dem weichlichen Gebahren des Weibes und eine wohltuende Mitte zwischen dauerndem Sträuben und sofortiger Hingabe, das ist es, was der Dichter von seinem Freunde verlangt. So bekennt er: „Mich erfreut nicht überflutendes Haar noch Lockengekräusel, das nicht von der Natur, sondern von der Kunst mühsam gebildet ist. Nein, der rauhe Schmutz des Knaben, der die Palästra besucht, und der Schmelz der Glieder, die vom frischen Öle noch feucht sind. Mein Begehren ist der süße ungekünstelte Schmuck; doch die trügerische Schönheit des Weibes entlehnt der Kunst" (192).[23])

200.

Küsse gefallen mir nicht, die nur mit Gewalt ich mir raube,
    Feindliche Worte und gar Wehren mit sträubender Hand;
Den auch liebe ich nicht, der, wenn er mir ruht in den Armen,
    Gleich zur Liebe bereit sich ohne Sträuben mir gibt.
Nein, nur den der da weiß, von beiden die Mitte zu halten,
    Der sich zu sträuben versteht und sich am Ende doch gibt.

Vor allem aber muß der Knabe schön sein, zumal das Gesicht muß so gebildet sein, daß man sieht, die Grazien haben an seiner Wiege gestanden. Ist diese

Bedingung erfüllt, dann kann der Dichter wohl gelegentlich die anderen Reize missen. Freilich, je größer die Schönheit ist, um so näher liegt die Klage, daß sie vergänglich ist und so bald dahinschwindet.

195.

So viel Blumen nicht blühn auf den zephyrliebenden Wiesen,
Wenn der strahlende Lenz übt seine holde Gewalt,
Als du Knaben hier siehst, Dionysius, edelen Blutes,
Wie sie der Grazien Hand reizend zur Freude uns schuf.
Unter diesen erstrahlt Milesius herrlich vor allen,
Gleichwie der Rose Pracht alle die Blumen beschämt.
Doch wie in Sommersglut die süßesten Blumen verwelken,
Schwindet mit sprossendem Bart Knaben der liebliche Reiz.

189.

Glücklich preis' ich den Freund, der ganz mit Rosen dich kränzte. — —
Oder für Schönheit nicht blind, tat es vielleicht der Papa?

223.

Wenn einen Knaben ich seh, einen schönen, genügt mir das Antlitz,
Und ich dreh' mich nicht um, um ihn von hinten zu sehn:
So betrachten wir auch der Götter Bilder und Tempel,
Staunen sie an von vorn, nicht auch den hinteren Bau.

Vor allem aber sind es, wie begreiflich, die Augen, die den größten Eindruck auf das empfängliche Gemüt des Dichters machen und deren Schönheit er entzückt verkündet.

196.

Funken im Auge dir sprühn, du göttergleicher Lycinus,
Nein, aus dem Auge dir strahlt blitzend versengende Glut.
Drum vermag ich auch nicht dir lange ins Auge zu blicken,
Denn mich blendet der Blitz, der aus dem Auge dir sprüht.

Sind so die im vorstehenden skizzierten Eigenschaften vorhanden, so ist der Knabe würdig, Gegenstand des Verlangens zu werden. Es beginnt das Mysterium der Liebe. Schüchtern zuerst, nur in Andeutungen und Bildern, aber verständlich genug, erklingt das Werbelied des Dichters; er beneidet den Wurm, da sich dieser in das Wachsbild des geliebten Knaben hineinfressen könne,

oder das Büchlein seiner Verse, weil es der Geliebte in die Hand nehmen wird. Oder auch die Werbetöne werden ungestümer und fordern nach nutzlosem Warten nun endlich die Tat.

190.

O wie glücklich der Mann, der aus Wachs dein Antlitz gebildet,
O wie glücklich das Wachs, das deine Schönheit empfing.
Seh ich das herzige Bild, so wünscht' ich zum Wurme zu werden,
Daß ich in irrender Lust könnte mich wühlen hindurch!

208.

Glücklich preis' ich dich gern, mein Büchlein, daß dich ein Knabe
Zart beim Lesen berührt, stützend das Kinn in die Hand,
Oder dich inniglich preßt an die üppig schwellenden Lippen,
Oder dich an das Paar tauiger Schenkel bewegt.
Oft auch steckt er dich wohl in den Busen, oder du liegest
Bei dem Knaben und darfst alles berühren nach Lust;
Darfst in der Stille mit ihm, dem Holden, plaudern: o bitte,
Liebes Büchelchen, sprich zärtlich und freundlich von mir.

21.

Warum wechseln wir nur verstohlene Küsse und nicken
Heimlich einander nur zu, schüchtern die Augen gesenkt?
Warum reden wir nur von nie verwirklichten Wünschen,
Warum zögern wir noch, wartend von Tage zu Tag?
Ungenützt entschwindet die Zeit, die köstliche, Pheidon:
Folge nun endlich die Tat, ehe die Schönheit verblüht.

Wenn aber die Wünsche des Dichters in Erfüllung gehen, wenn die Werbung bei dem geliebten Knaben ein offenes Ohr findet, dann verkündet er jauchzend das Glück seines Herzens. Der Liebe süßestes Symbol ist der Kuß und zum Küssen gab der Gott den Knaben die weichen schwellenden Lippen, und sie versündigen sich, wenn sie den Kuß nicht herzlich erwidern, sondern ihn kühl sich nur gefallen lassen.

183.

Glaubst du, mein Heliodor, daß mir es gefällt, dich zu küssen,
Wenn du nicht gern und mit Lust selber die Lippen mir reichst?
Wenn du so kalt sie schließt und selbst nicht Liebe empfindest,
Kann ich auch ferne von dir küssen, zu Hause dein Bild.

188.

Wenn dir mein Kuß mißfällt, du ihn als Beleidigung auffaßt,
Ei so strafe mich doch, gib mir die Küsse zurück.

177.

Da nun die Dämmerung kam und ich von Möris mich trennte,
Hat mich der Junge geküßt. — Wirklich?? — Es war wohl ein Traum,
Denn das andere lebt noch deutlich mir im Gedächtnis,
Was mir der Knabe gesagt, was ich zur Antwort ihm gab.
Wüßte ich dies nur genau, ob er wirklich mich küßte. — Ich könnte
Dann, ein seliger Gott, nicht auf der Erde mehr sein.

16.

Halte, Philokrates, nicht deine Liebe verborgen, die Gottheit
Selber ist schuld, daß uns heftiger klopfet das Herz.
Drum so gib mir den Mund zu den süßesten Küssen, denn fordern
Wirst die nämliche Gunst selber von andern du bald.

Nicht genug kann der Dichter jubeln, wenn der Knabe seinem Werben willig ist, dann will er gern ihm etwas recht schönes schenken, aber den Heuchler, der sich hinter seine Tugend verschanzt, da doch der Dichter weiß, wie gefügig er einem andern war, weist er mit harten Worten zurecht, wie er auch über den spottet, der auf das erste Augenblinzeln hin bereit ist, und dem der Werbende gar noch zu langsam geht.

250.

Als ich zu nächtlicher Zeit vom Trinkgelage zurückkam,
Fand ich (ein Wolf) an der Tür lehnen ein zierliches Lamm.
Nachbars reizenden Sohn. Ich umarmte und küßte ihn zärtlich,
Bot ihm reichlichen Lohn, hebend zum Schwure die Hand.
Was nun soll zum Geschenk ich bringen dem reizenden Jungen?
Solchem wackeren Freund hält ein Versprechen man gern. [24])

237.

Bleibe mir Heuchler du fern, bleib fern mit deiner Verstellung,
Der du feierlich jüngst nichts zu gewähren mir schworst.
Laß zukünftig den Eid, mir bleibst du nimmer verborgen:
„Wo“ und „wie“ und „wem“ weiß ich und endlich den Preis.

184.

Unnütz ist es mit List Menedemus zu fangen, ein Blinzeln
Mit den Augen und schon sagt er dir selber: „Na ja!“

Lange besinnt er sich nicht, du wirst zu langsam ihm scheinen,
Nicht wie ein träger Kanal, nein, wie ein Strom wird er gehn.[25])

Ebenso häufig aber, ja wohl noch häufiger hören wir die Klagen des Dichters über Launenhaftigkeit und spröden Stolz. Die Unbeständigkeit eines Knaben, der allemal gefällig sein will, wenn es dem Dichter nicht paßt und unliebenswürdig ist, wenn der Dichter Freundlichkeit verlangt, wird geschickt in einem einzigen Distichon skizziert, das freilich auf rhetorischen, der alten Erotik geläufigen Gegensätzen beruht.

203.

Will ich nicht, küssest du mich, und ich küsse dich, wenn du dich weigerst:
Freundlich du, wenn ich geh; ruf' ich dich, spröde und hart.

Die Klage über eitle Koketterie und spröden Stolz verbindet der Dichter öfters mit der Drohung, daß die Strafe nicht ausbleiben wird, daß das Alter nur zu bald naht, und daß der Knabe, wenn erst seine Schönheit verblüht ist, dann gewiß freundliches Wesen annehmen wird, wenn niemand mehr von ihm etwas wissen will. Auch hat es sich schon gezeigt, daß er mit seiner Drohung recht hat, wer will denn zum Beispiel um den einst so schönen Alexis sich jetzt noch kümmern? Das möge also der Knabe beherzigen, andernfalls wird der Dichter auch vor Gewalt nicht zurückschrecken. Auch möge er bedenken, daß späte Reue zwar ganz schön ist, aber doch eben auch leicht zu spät kommen kann.

185.

Alle Knaben, die stolz und kokett mit purpurnen Kleidern
Prahlen, Diphilus, nie flößen sie Liebe mir ein.
Wie auf hohem Gebirg die Feigen, wenn sie zu reif sind,
Dienen im günstigen Fall Raben und Geiern zum Fraß.[26])

In diesen Zusammenhang gehört das Epigramm 218: „Bis wie lange werde ich es noch ertragen, daß du nur lachst und nichts dazu sagst. Sage doch einfach, Pasiphilus, „ja!" Auf meine Bitte lachst du bloß, ich bitte noch

einmal und du antwortest nicht. Mir kommen die Tränen, du lachst. Grausamer, darüber lachst du?" Oder 193: „Glaubst du, Artemidorus, daß nicht einmal die Rachegöttinnen dir zurufen: „nichts über das Maß!?" Aber du sprichst so stolz und unfreundlich und wie es sich nicht einmal für einen Mimen geziemt, indem du alles wie auf der Bühne behandelst. Denke daran, du stolzer, denn auch du wirst einst lieben und dann wirst du selbst in der Rolle ‚Die Ausgeschlossene' auftreten"[27]). Ebenso 229: „Was ist es doch für ein guter Brauch, daß wir, Alexis, in den Busen speien aus Furcht vor der Nemesis, die langsamen Fußes uns naht? Du aber sahest nicht, wie sie dir auf dem Fuße folgte, sondern du glaubtest, daß du deine neidenswerte Schönheit immer behalten würdest. Nun ist sie dahin, und es kam die gefürchtete Gottheit: nun gehen auch wir, die wir dich früher verehrten, achtlos an dir vorüber."

252.

Trunken werde ich dich, o Tür, mit der Fackel verbrennen,
Und den Bewohner im Haus, laufen dann eilig davon.
Werde dann über das Meer, das Adriatische irren,
Nächtlich klopfen hinfort nur an sich öffnender Tür.[28])

182.

Jetzt nun küßt du mich heiß, doch umsonst, da die Fackel der Liebe
Gänzlich erlosch und du mir nimmer so reizend erscheinst.
Wie du früher so spröd, nicht hab ich es, Daphnis, vergessen.
Spät ist's, daß du bereust, aber — noch zeitig genug.

Mit alledem ist aber das Thema der Liebe noch keineswegs erschöpft, noch bleibt die Erinnerung an genossene Freuden und durchgekostetes Glück übrig, noch wird eine stattliche Anzahl von schönen Knaben und liebenswerten Jünglingen an uns vorüberziehen. Denn mannigfaltig sind die Werke des Eros und verschieden die Pfeile, die er im goldenen Köcher führt. Ein schöner Knabe, der Blumen verkauft, erweckt in dem Dichter das Verlangen nach dem weit schöneren Kaufobjekte

als alle Blumen der Welt; einem anderen wird er noch treu bleiben, auch wenn dieser sich in eheliche Knechtschaft begeben haben wird. Ein Freund des Dichters kann es sich leisten, sich eine wahre Musterkollektion der ausgesuchtesten Pagen zu halten, die durch ihre Anwesenheit in ihrer Eigenschaft als Mundschenken die Freuden des Gelages erhöhen. Recht so, mein Freund, dann aber darfst du es nicht übel nehmen, wenn ich mich in sie verliebe, denn noch sind meine Augen nicht mit Blindheit geschlagen. Ein anderer Knabe überstrahlt alle, wie die Sonne die Sterne an Glanz übertrifft. Das aber hat er vor der Sonne voraus, daß er noch im Untergehen Sonne bleibt. Ja der Dichter kann auf eine Biene eifersüchtig werden, die wie kosend ein liebliches Knabenantlitz beständig umfliegt. „Fort“ ruft der Dichter, „laß meinen ‚Honig‘ in Ruhe“ wobei er die Liebkosung *μέλι* hübsch verwendet. Oder er macht die Entdeckung, daß es falsch sei, wenn man von nur drei Grazien redet; daß es viel mehr gibt, beweise des Theokles schöne Gestalt. So wird das Thema variiert, nach allen Seiten bunt hin schimmernd, einem kostbaren Edelstein vergleichbar, der in goldner Fassung das Auge blendet.

179.

Zwar ich schwor es bei Zeus, daß ich niemals würde verraten,
   Was zu schenken mir heut, Theudis, der schöne, versprach.
Doch nun jubelt mein Herz beglückt in seliger Freude,
   Und mein wonniges Glück nimmer verbergen ich mag.
Sei es gesagt (und verzeihe du mir): er war mir zu Willen.
   Zeus, wie ist doch ein Glück süß, das man nimmer gehofft.

8.

Sah einen Knaben ich stehn beschäftigt Kränze zu binden,
   Als auf den Blumenmarkt neulich mich führte der Weg.
Unverwundet nicht kam ich vorbei; ich trat zu dem Knaben,
   Fragte ihn leise sodann: „Sage, was kostet der Kranz?“
Dunkler als Rosenglut errötend senkt er die Augen:
   „Geh doch“, bat er, „hinweg, daß dich der Vater nicht sieht!“ — —

Kauft ich den Kranz und schmückte daheim das Bildnis des Eros,
Betend, daß mir der Gott jenen zum Danke beschert.

9.

Jetzt, Diodor, bist du wunderschön und reif für die Liebe:
Lieben werd' ich dich noch, selbst wenn du einstens vermählt.

175.

Zürne dem Freunde nicht, daß ihm deine Knaben gefallen,
Oder halte dir nicht Pagen so mollig und schön.
Wer hat ein Herz von Stahl und unerschüttert von Liebe?
Wer mag gerne nicht sehn reizender Knaben Gesicht?
Das ist Gesetz auf der Welt. Verdrießt dich's, geh zu den Toten,
Wo uns der Wein nicht perlt, wo uns die Liebe nicht lacht.[29])

241.

Sieh nun, Knabe, mich hier wie ein Fisch im Netze dir zappeln:
Zieh mich, wohin du willst; kann dir ja nimmer entfliehn.

178.

Lodernd faßt mich die Glut, wenn Theudis andere Knaben
Wie die Sonne an Licht andere Sterne besiegt.
Jetzt noch lieb ich ihn heiß, da des Lebens Morgen dahin ist,
Wenn sie auch untergeht, ist er doch Sonne auch jetzt.

249.

Bienchen, wo hast du, sag an, meinen süßen Honig gesehen,
Daß meines Knaben Gesicht stets du, das zarte, umfliegst?
Hörst du zu summen nicht auf und mit blumenbesuchenden Flügeln
Seinem zarten Gesicht kosend und schmeichelnd zu nahn?
Fliege nun schleunigst davon zu den honigbergenden Waben,
Sonst den Stachel du fühlst, den mir die Liebe verlieh.

181.

Lüge, mein Theokles, ist's, daß die Grazien huldvollen Sinnes
Seien, und daß nur drei man in Orchomenos ehrt.
Nein, denn fünfmal zehn umgaukeln dein liebliches Antlitz
Schleudernd der Sehnsucht Pfeil unserer Seele zur Pein.[30])

Überhaupt ist die Sehnsucht nach dem Geliebten ein öfters angeschlagenes Motiv der Knabenmuse Stratons, das in Epigramm 226 schön zum Ausdruck kommt:

Lag ich die ganze Nacht und ständig flossen die Tränen,
Und kein lindernder Schlaf stillte den nagenden Schmerz,
Der mir das Herze bezwingt, da der traute Gefährte davonging,
Einsam blieb ich zurück, da er nach Ephesus fuhr.

Das war gestern. O komm, komm bald zurück, Theodorus,
Lang ertrage ich nicht, fehlt mir der nächtliche Freund.

202.

Eros führte mich selbst, mein Damis, mit Flügeln der Liebe,
Als deinen Brief ich gesehn, der mir dein Kommen verhieß.
Bin von Smyrna geeilt nach Sardes. Nicht Kalaïs wäre
Auch nicht Zetes ans Ziel schneller gekommen als ich.

Wein und Liebe sind auch hier wie sonst verbunden, ja die Gabe des Dionysos steigert das Verlangen nach den Werken des Eros.

199.

Nunmehr hab ich des Weines genug, allmählich verwirren
Sich die Gedanken, und schon fällt mir das Sprechen so schwer.
Doppelt gespalten erscheint der Strahl der Lampe, und doppelt
Zähl ich der Gäste Schar, rechne auch öfters ich nach.
Schon begehre ich nicht allein den Knaben am Weinkrug,
Schaue verstohlen bereits auch nach dem Wassermann hin.*)

Daß die Sehnsucht schließlich weiter geht und auch intime Dinge begehrt, darf der wissenschaftlichen Vollständigkeit wegen natürlich nicht verschwiegen werden. Und das ist ja schließlich auch kein Wunder. Daß der Knabenkörper rein künstlerisch und ästhetisch betrachtet harmonischer und schöner wirkt als der weibliche, hat Goethe z. B. trotz seiner Verehrung des ewig Weiblichen gesehen und an mehreren Stellen offen und rückhaltlos ausgesprochen.**) Allmählich beginnen vorurteilsfreie

*) Ganymedes wurde als „Wasserträger" (aquarius) unter die Sterne versetzt. Vgl. Lucian. dial. deor. 4,3.

**) Vgl. z. B. die begeisterte Schilderung des badenden Ferdinand (Briefe aus der Schweiz. Erste Abteilung, gegen Ende). Die Badeszene im elften Kapitel des zweiten Buches der Wanderjahre. Ferner die Schrift über Winckelmann, zumal die Kapitel „Heidnisches", „Freundschaft", „Schönheit". Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller Nr. 265 (Mittwoch, 7. April 1830): Er (Goethe) entwickelte, wie die griechische Liebe eigentlich daher komme, „daß nach rein ästhetischem Maßstab der Mann immerhin weit schöner, vorzüglicher, vollendeter wie die Frau sei" usw. Die ganze Stelle ist abgedruckt im „Jahrbuch" VII (1905), Seite 127.

Männer auch unserer Zeit den Mut zu haben, dasselbe ehrlich zu bekennen.*) Das ästhetische Wohlgefallen an der Schönheit des harmonisch entwickelten Knabenkörpers ist der Beginn der griechischen Knabenliebe. Die Entdeckung, daß der geliebte Knabe auch durch seine geistigen Eigenschaften den Wettbewerb mit der Weiblichkeit nicht zu scheuen brauchte, führte zu weiterer Vertiefung und Veredelung dieser Liebe. Mit Entzücken sah der geistig hochstehende Grieche sich vor die Aufgabe gestellt, in einem schönen Körper die schöne Seele zu wecken, die bildungsfähige zu modulieren, kurzum aus dem geliebten Jungen das zu machen, was sie *καλὸς καὶ ἀγαθός* nannten. Das war es, was Sokrates mit seinen Schülern wollte, und da diese es einsahen, was sie ihrem Lehrer und Freunde verdankten, darum hingen sie mit einer Liebe und Verehrung an ihm, die eben nur denen verständlich sein kann, die das wahre Wesen griechischer Knabenliebe erkannt haben. Von der Schönheit des Körpers ging sie aus, das ist über jeden Zweifel erhaben, dann aber kam das zweite und wichtigere: in diesem schönen Gefäß die geistigen Anlagen zu wecken und zu veredeln, und daß dies bei dem Knaben und Jüngling

---

*) Vgl. Eduard von Mayer; Pompeji in seiner Kunst S. 48: ... „aber das schönste aller irdischen Gebilde ist doch der Mensch ... In der Menschheit ist aber wiederum am schönsten der reife Jüngling. S. 49: „Eben im Epheben, dem Jüngling von 18 Jahren ab, ist der Ausgleich der beiderlei Formen vollkommen; er vereinigt die herbe Kraft des eng Männlichen mit der weichen Anmut des Weiblichen — wie der Narkissos zeugt: er hat nicht die vorladenden Schultern des Mannes, noch die vortretenden Hüften des Weibes, sein Rumpf ist völlig rund und doch schlank. Brust und Bauch sind ebenmäßig gewölbt, Rücken und Lenden von edlem Schwunge der Linien, Arme und Beine kraftvoll geschwellt und doch nicht athletisch überspannt" usw. — Paul Adam: L'éphèbe offre une beauté plus durable que la vierge; et cet espoir de durée suffit seul à justifier sa suprématie.

eine dankenswertere Aufgabe ist, als bei dem Mädchen und der Frau, das wußten die Griechen mit gesundem Takt und richtiger Erkenntnis. Den Anforderungen ihrer kraftvollen Sinnlichkeit genügten die Frauen vollkommen, aber ihren geistigen und ästhetischen Bedarf deckten sie beim Knaben und Jüngling. Alles auf der Welt geht aber über das Durchschnittsmaß zuweilen hinaus, und daß es schließlich dazu kam, daß sie bei dem geliebten Jüngling, mit dem sie das Herz verband, auch den Detumescenstrieb zu befriedigen suchten, muß und kann ohne weiteres zugegeben werden. Und daß diese verlangende und sinnliche Leidenschaft ihren Niederschlag schließlich auch in der Poesie findet, ist an sich wahrscheinlich und wird durch das XII. Buch der Palatinischen Anthologie reichlich bestätigt. Es würde ein wesentliches zur Charakteristik Stratons fehlen, wenn die derb erotischen Poesien mit Stillschweigen übergangen würden. Da ich aber kein Verlangen spüre, mich mit dieser Seite des *παίδων ἔρως* eingehend zu beschäftigen, so wird man es mir nicht übel nehmen, wenn ich die in Frage kommenden Epigramme nicht mit übersetzte und mich damit begnügte, in den Anmerkungen den griechischen Text abzudrucken. Die meisten dieser Epigramme hat übrigens Dr. Otto Knapp übersetzt und kurz erläutert.[31])

Je größer aber die Schönheit des Knaben ist, je mehr er den Dichter durch jugendliche Frische und Anmut entzückt, umso näher liegt die Klage, daß die Schönheit so schnell vergeht und daß dem schönen Lenz und Sommer ein unerfreulicher Herbst und Winter folgt, ein Gemeinplatz der antiken Liebespoesie, der uns schon in dem ersten Teile unserer Untersuchung wiederholt begegnet war (vgl. I, S. 664). Gern verbindet sich mit dieser Klage die Warnung, die einmal Vergil (ecl. 2, 17) in die Worte zusammengefaßt hat:

O formose puer, nimium ne crede colori.

Wie die Blumen verblühn, so welkt auch die Blüte der Knabenschönheit nur zu schnell, und wenn erst der häßliche Bart kommt, dann ist es mit der Schönheit und der Liebe vorbei.

234.

Wenn du mit Schönheit prahlst, sieh, herrlich blühen die Rosen,
Ach und so bald verwelkt mögen sie niemand erfreun.
Wie die Blume verblüht, so schwindet die süßeste Schönheit,
Schönheit und Blumen zugleich tötet die neidische Zeit.

186.

Mentor, sage, im Stolz wie lange noch willst du verharren?
Kaum daß der Hochmut dir mich zu begrüßen erlaubt!
Glaubst du, es würde dir stets die Jugend, die köstliche, bleiben,
Würdest immer im Tanz zierlich du wiegen den Leib?
Wachsen wird dir ein Bart, das letzte, doch schlimmste der Übel:
Dann ist die Klage zu spät, wenn es an Freunden dir fehlt.

Mit einer gewissen, logischen Notwendigkeit resultiert aus der Tatsache, daß die Schönheit so schnell vergeht, die Aufforderung, die Jugend zu nützen und nicht durch übel angebrachte Sprödigkeit des Lebens schönste Zeit vergeblich vorübergehen zu lassen. Bald wird die Zeit kommen, da dich niemand mehr begehrt, so predigt der Dichter, drum muß dir schon der gesunde Menschenverstand sagen, im Genuß der Stunde das einzig erstrebenswerte Ideal zu erblicken, eine an sich selbstverständliche Mahnung, der aber der Dichter gelegentlich selbst durch das schwere Rüstzeug der Philosophie neckisch Nachdruck verleiht.

215.

Jetzt bist du Lenz, und Sommer gar bald; was wirst du dann werden,
Cyris? Denke daran, daß nur die Stoppel dir bleibt.

235.

Wenn deine Schönheit vergeht, so gib sie mir, eh sie dahin ist;
Bleibt sie bestehn, warum weigerst du, was dir doch bleibt?

224.

Das ist der richtige Pfad, den wir gemeinsam betraten,
Laß uns, mein Diphilus sehn, daß er beständig uns bleibt.

Beiden verlieh uns das Los ein flüchtiges: dir deine Schönheit,
Mir die Liebe zu dir: Schönheit und Liebe vergeht.
Eins mit dem andern vereint mag wohl eine Weile bestehen:
Doch voneinander getrennt flattern sie beide davon.

248.

Ob der Geliebte verblüht, wie möchte dies sicher erkennen,
Wer zusammen mit ihm lebt und ihn nimmer verläßt?
Sollte nicht der auch heut mich erfreun, der mich gestern entzückte?
Freut er mich heut, warum sollt' er es morgen nicht tun?

197.

Einer der Weisen sprach, der sieben: „Nütze die Stunde!"
Ist viel lieblicher doch alles, so lang es noch blüht.
Auch die Feige ist schön, die jung von den Bäumen man abpflückt:
Ist sie erst mürbe gereift, dient sie den Schweinen zum Fraß.

Nicht nur die Philosophie dient dem Dichter als Bundesgenossin, auch die reichen Gebilde der Mythologie weiß er geschickt zu verwerten, wie ja das Mythologische ein unentbehrliches Requisit der elegischen, zumal der erotischen Dichtung der Alten ist. Durch den Raub des Ganymedes hatte ja Zeus selbst für alle Zeiten das erhabene Beispiel und Vorbild den Paedophilen gegeben (vgl. oben, S. 231); es ist daher nur natürlich, daß in der Poesie Stratons wiederholt dieses Raubes gedacht wird, wie er auch sonst in dem XII. Buche der Anthologie des öfteren erwähnt wird. Dabei überrascht auch hier die Mannigfaltigkeit des dichterischen Ausdrucks und die verschiedene Art, wie der Knabenraub verwendet wird. Die Tatsache, daß der schöne Agrippa noch unbehelligt auf der Erde wandelt, vermag sich der Dichter nur durch die Annahme zu erklären, daß Zeus eben nicht mehr nach schönen Knaben ausschaut, sonst hätte er Agrippa längst rauben müssen, da dieser doch viel schöner als Ganymedes ist. Oder wir lernen eine sinnige Umdeutung des Prometheusmythus kennen. Der Adler, der dem unglücklichen, gefesselten Prometheus die Leber zerfleischt, ist derselbe Adler, der einst den Ganymedes

entführt hatte. Aber nicht deswegen erleidet Prometheus seine grausige Strafe, weil er den Menschen das Feuer gebracht hatte, wie sonst erzählt wird, nein, weil er bei Erschaffung der Menschen nicht daran dachte, den Knaben ewige Jugend zu bewahren (220).

194.

Wenn von der Erde Zeus noch heute sterbliche Knaben
 Raubte zu himmlischen Höhn, ihm zu kredenzen den Wein,
Hätte als Adler gewiß er längst den schönen Agrippa
 Zu sich genommen zum Dienst seliger Götter beim Mahl.
Hättest du ihn gesehn, o Zeus, ich glaube, dann ließest
 Ganymedes sogar sicher verächtlich du stehn.

Das folgende Epigramm stand wahrscheinlich auf oder unter einem Gemälde, das die Entführung des Ganymedes durch den Adler des Zeus darstellte.

221.

Fliege zum Äther empor, flieg auf mit dem reizenden Knaben,
 Adler, und breite das Paar dunkeler Fittiche aus.
Fliege empor Ganymed, den zarten, sänftiglich tragend,
 Daß er den süßesten Trank wonnig kredenze dem Zeus.
Aber ritze ihm nicht den Leib mit gebogener Kralle,
 Daß dir der Gott nicht zürnt um seinen Liebling betrübt.[33]

254.

Welch einem heiligen Hain entstammt dieser Schwarm von Eroten
 Alles erfüllend mit Glanz? Himmel, ich sehe mich blind.
Wer von ihnen ist Sklav, wer frei? Doch ist es unmöglich,
 Daß ein sterblicher Mensch solch einen Harem besitzt.
Reicher wäre als Zeus, wem solche Menge von Knaben
 Eigen sind, da dem Gott nur Ganymedes gehört.

Wie aber unter den Göttern die Liebe des Zeus zu Ganymedes, so ist unter den Menschen berühmt die Freundschaft zwischen Achilles und Patroklos. (Vgl. I, S. 673.)

217.

Weh! nun ziehst du ins Feld, fast noch ein törichter, zarter
 Knabe! Was tust du, sag an, muß es denn wirklich geschehn?

Weh! wer hieß dich ergreifen den Speer und den Schild mit den Händen,
Wer nur hieß dich den Helm setzen aufs blühende Haupt?
O, wie glücklich (wer es auch sei) ist der neue Achilles,
Der in seinem Gezelt solches Patroklos sich freut!

Freilich hat auch diese Liebe wie die weibliche, eine häßliche Schattenseite, das ist die Habsucht und Geldgier der käuflichen Knaben. Auch dieses ist aus den stereotyp überlieferten Motiven der erotischen Dichtung in die paedophile Poesie hinübergenommen.[33]) Trauernd macht der Dichter die Entdeckung, daß der Knabe sich nicht mehr mit allerlei Naschwerk begnügt, Geld will er haben, und der Dichter verwünscht den, der den Geliebten dieses gelehrt und ihn so verdorben hat. Ein anderesmal ist die Leidenschaft zu stark, so daß der Dichter alles geben will, was verlangt wird.

212.

Weh mir, was soll die Träne im Aug', was bist du so traurig?
Sage doch, was dir fehlt, Junge, und was du begehrst.
Nunmehr streckst du mir hin die Hand, die hohle, o Jammer!
Also verlangst du Geld! Wer hat dich dieses gelehrt?
Bist nicht mehr mit Gebäck, mit Honigkuchen zufrieden,
Nicht mit Nüssen wie sonst, die ich zum Spiele dir gab.
Nein, du denkst an Geld und Gewinn! O Fluch über jenen,
Der dich dieses gelehrt und deine Liebe mir nahm!

239.

Forderst du fünf? Ich gebe dir zehn, ich gebe auch zwanzig.
Bist du zufrieden damit? Danaë wär' es gewiß.[34])

Aber das drohende Gespenst im Hintergrunde will nicht weichen: das Alter naht, und wer seine Schönheit früher unverhüllt zeigte, geht wohl jetzt bis an die Knöchel vermummt einher.

176.

Warum so traurig, Menipp, und eingehüllt bis zum Knöchel,
Der du doch sonst das Gewand rafftest bis über das Knie?
Warum gehst du so scheu und ohne zu reden vorüber?
Weiß doch, was du verbirgst: sieh, „die Verhaßten" sind da.*)

*) Gemeint ist die Behaarung der Brust und Schenkel, oder auch der Bart (vgl. oben S. 224).

191.

Warst du nicht gestern noch Kind? Auch nicht die Spur eines Bartes
Sah man. Sage doch nur, wie ist das Unglück geschehn,
Daß mit häßlichem Haar bedeckt, was früher so schön war?
Gestern Troilus noch, heute ein Priamus schon![85])

Aber trotz alledem ist das Gesamtresultat, daß der Dichter die Liebe, die sein Herz beglückt, nicht aufzugeben gedenkt, und unerschöpflich wie die Liebe zu den Knaben, sind auch die Lieder, die er zu ihrem Preise gedichtet hat.

258.

Glauben möchte vielleicht, wer diese Scherze der Liebe
Liest, er habe darin all mein erotisches Mühn:
Nein, noch Lieder genug für andere Freunde der Knaben
Werde ich singen, denn dies hat mir verliehen der Gott.

2. Meleagros aus Gadara.

Der als Kyniker wie fruchtbarer Dichter gleichbekannte Meleager war zu Gadara in Koile-Syrien geboren und gehört dem letzten vorchristlichen Jahrhundert an. In seinen zahlreichen Epigrammen, die sich durch eine flüssige und graziöse Sprache aber auch durch eine gewisse Sentimentalität auszeichnen, bildet die Liebe den wesentlichen Inhalt; unter den vielen Mädchen, deren Schönheit der galante Dichter in immer neuen Wendungen huldigt, sind es zumal Zenophila und Heliodora, die ihm das Herz erfüllen, und in zwei zierlichen Epigrammen (V 197 u. 198) gibt uns Meleager einen ganzen Katalog einer stattlichen Anzahl seiner Liebchen.

In seiner Jugend finden wir den Dichter in Tyros. Hier wollte er von Mädchen nichts wissen; desto empfänglicher war er für Knabenschönheit und wenn auch die Zahl derer, für die er glüht, eine recht ansehnliche ist (Katalog der geliebten Knaben XII 256), so ist es doch der schöne Myiskos, den er am meisten liebt, und der uns in den Epigrammen am öftesten begegnet. Es scheint,

als ob Meleager später auf der Insel Kos weilte, wo er die früher erwähnte Sammlung von Epigrammen (sein *στέφανος*, vgl. oben S. 217. Dichter von Sappho an bis auf seine Zeit, siehe A. P. IV 1) dem von ihm geliebten Diokles aus Magnesia widmete, der dann später als philosophischer Schriftsteller tätig war. Auf der Insel Kos scheint er auch gestorben zu sein.[86])

Von den 60 Gedichten des Meleagros, die im 12. Buche der Anthologie überliefert sind, sind 37 an Knaben gerichtet, die mit Namen genannt werden, und zwar finden wir nicht weniger als 18 Knaben, denen eigene Gedichte gewidmet sind; daneben aber werden noch soviel andere erwähnt, daß man über die leichte Empfänglichkeit, man möchte sagen über die Vielseitigkeit des Dichters auch dann noch staunt, selbst wenn man manche Gedichte nur als ein poetisches Spiel auffaßt, dem ein wirklicher Hintergrund mangelt oder wenn man annimmt, daß derselbe Knabe vielleicht das eine oder andere Mal unter verschiedenen Namen auftritt. Meleager ist jedenfalls davon fest überzeugt, daß dem *παίδων ἔρως* der Vorzug gebühre und er weiß dieses Resultat der oft erörterten Frage mit einer neuen überraschenden Pointe geschickt zu begründen:

86.

Kypris, die weibliche, weckt die weibverlangende Liebe,
Eros, der männliche, lenkt knabenbegehrende Glut.
Wem nun folg' ich? Dem Sohn? Der Mutter? Doch glaube ich, Venus
Selber würde gewiß sagen: „Der Knabe hat Recht."

Wenn eben das süße Wunder des Eros aufflammt, dann ist es mit der Vernunft vorbei und nur die Leidenschaft herrscht (117). Das ist auch ganz begreiflich, denn Eros hat schon in zartestem Alter mit der Seele des Dichters wie mit Würfeln gespielt und sie dabei verloren (47). An allem aber sind die Augen des Dichters schuld, die begierig die Schönheit der Knaben trinken, so daß dann Eros über die Seele Macht gewinnt.

92.

Die ihr die Seele betört, ihr nach Knaben spähenden Augen,
Denen durch Kypris Macht nimmer die Schönheit entgeht,
Fingt einen Eros ihr ein wie den Wolf die Lämmer, wie Krähen,
Fangen den schlimmen Skorpion, der sie zu Tode dann beißt?*)
Tut, was ihr wollt. Doch warum vergießt ihr quellende Tränen
Und zur Sonne warum kehrt ihr doch immer zurück?
Laßt euch versengen vom Strahl der Sonne mit heimlichem Feuer,
Denn schürt Eros die Glut, schmelzen die Seelen dahin.

Nun hilft es nichts mehr, die Seele ist gefangen und müht sich, zu entkommen, wie ein gefangenes Vögelchen aus dem Käfig zu fliehen strebt. Eros selbst hat der Seele die Flügel gebunden, ein Feuer in ihr entzündet und der dürstenden nichts als heiße Tränen zu trinken gegeben. Aller Jammer ist vergeblich, da sie ja den Eros in ihrem Innern hat aufwachsen lassen (132). So muß sich denn der Dichter dem Eros für besiegt erklären, und ihm seine Niederlage eingestehen.

48.

Setz auf den Nacken den Fuß, du schrecklicher Gott, dem Besiegten,
Dich, wie schwer du auch bist, weiß zu ertragen ich doch,
Weiß auch dein feurig Geschoß, drum triff mich mit flammendem Pfeile,
Dennoch versengst du mich nicht: bin schon zu Asche gebrannt.

Das ist aber auch alles so natürlich, meint er, denn der Knabe ist so herzbetörend schön, daß sogar Aphrodite ihn lieber anstatt des Eros zum Sohne haben möchte (54). Seine Schönheit hat er von den Grazien selbst, die dem Knaben einst begegneten und ihn in ihre Arme schlossen: so erklärt sich die holde Anmut seines jugendlichen Körpers, sein süßes Plaudern und die stumme, aber doch so beredte Sprache seiner wonnigen Augen (122). Sehnsucht tritt an Stelle der Liebe, wenn er fern weilt, etwa

*) Sprichwörtlich: χορώνη τὸν σκορπίον (sc. ἥρπασεν) „Die Krähe fing den Skorpion“ wird von denen gesagt, die etwas tun, was ihnen selbst Schaden bringen muß. Nachweise bei Leutsch, paroemiographi II, p. 119, 85.

gar eine Seefahrt hat antreten müssen. Dann beneidet der Dichter das Schiff, die Wellen, den Wind, die sich des Einzigen freuen dürfen, und er wünscht zum Delphine zu werden, um ihn auf gefälligem Rücken sanft an das ersehnte Ziel zu tragen (52, vgl. 53). Die liebeheischenden Gedanken des Dichters verdichten sich nächtlicher Weile auf einsamem Lager zu süßen Träumen.

125.

Führte in süßem Traum das Bild eines holden Epheben
(Achtzehnjährig, jedoch noch in der Knaben Gewand)
Eros ins Lager mir heut. Ich preßte den wonnigen Körper
Fest ihn umschlingend ans Herz, pflückte das eitele Glück.
In der Erinnerung quält mich nun die Sehnsucht, denn immer
Schwebt mir vor Augen der Traum, ruft die Erscheinung zurück. —
Unglückseliges Herz, laß ab an den Bildern der Schönheit
Nächtlich zu schwelgen im Traum, wenn dir die Wirklichkeit fehlt.

Leicht kann man dem Dichter den Unwillen nachempfinden, der ihn ergreift, wenn er aus solchen Träumen vorzeitig erweckt wird. Das törichte Krähen eines Hahnes, der sein süßes Traumleben beendet, bringt den Dichter zu einer durch ihr Pathos komisch wirkenden Verwünschung des gefühlsrohen Tieres (137).[87])

Ein andermal hat der Dichter eine Seefahrt unternommen: alle Gefahren des Meeres sind glücklich überstanden, freudig verläßt er das schwankende Schiff und betritt wieder den festen Boden, da tritt ihm wieder das Schicksal entgegen in Gestalt eines schlanken, biegsamen Knaben: neue Liebe, neues Leben.

84.

Eilet zur Hilfe herbei. Kaum kehrt' ich zurück von der Seefahrt,
Setzte, entronnen dem Meer, wieder den Fuß auf das Land,
Fing schon Eros mich ein: eines Knaben liebliches Antlitz
Leuchtendem Sterne gleich zeigte mir neckisch der Gott.
Folge ihm Schritt für Schritt und hasche das liebliche Köpfchen
Mit meinem Mund in der Luft, küsse es zärtlich und heiß.
Der ich entrann der salzigen Flut muß nun auf dem Lande
Noch durch der Liebe Meer, das doch viel bitterer ist.

Das folgende, etwas mattere Gedicht, ist entweder die Fortsetzung des eben gehörten, oder es setzt eine andere ähnliche Situation voraus oder endlich, es ist die Nachahmung (amöbäische Antwort?) eines anderen Dichters, der sich in ähnlichem Vorwurfe versuchte.

85.

Nehmt, ihr Zecher mich auf, der zwar dem Meere entronnen,
Der den Piraten entkam, doch auf dem Lande vergeht.
Eben verließ ich das Schiff und setzte den Fuß auf den Boden,
Als mich Eros ergriff, der mich zur Stelle geführt,
Wo ich vorbei gehn sah den Knaben, dem schleunigst ich nachging.
Ohne zu wollen es selbst, schritt ich bewußtlos dahin.
Nicht vom Weine betört, durchglüht vom Feuer der Liebe
Komm' ich zu eurem Gelag, flehe um Hilfe euch an.
Freunde stehet mir bei und bei dem gastlichen Eros
Nehmet mich armen auf, der eure Liebe begehrt.

Dort beim fröhlichen Zechgelage hofft er seines Liebeswehs zu vergessen, denn „wundervoll ist Bacchus' Gabe, Balsam fürs zerrißne Herz."

49.

Trinke, Verliebter, den Wein, und die Glut deiner Liebe zum Knaben,
Wird einschläfern der Gott, der dir Vergessenheit schenkt.
Trinke und leere den Krug gefüllt mit dem Blute der Rebe,
Treibe den nagenden Schmerz dir aus der Seele heraus.

Freilich, wie Bacchus Bundesgenosse im Kampfe gegen Eros ist, so ist er doch auch treulos und unzuverlässig, denn er löst die Zunge und bringt leicht das lang gehegte Liebesgeheimnis ans Tageslicht.

119.

Dennoch biet' ich dir Trotz, Dionysos, führe den Reigen:
Seht, ein unsterblicher Gott lenket ein sterbliches Herz.
Da dich das Feuer gebar, so liebst du die Flamme des Eros.
Mich, der ich bittend dir kam, führst du gebunden einher.
Treulos bist du und falsch: für deine Geheimnisse Schweigen
Fordernd deckest du nun selber die meinigen auf.

Die „süßen Kindereien" der Knabenfreundschaft, die uns Epigonen Friedrich Perzynski so schön geschildert

hat,*) gelten auch dem Meleager als der Inbegriff alles Schönen und Poetischen.

164.

Süß ist's mischen den Wein mit der Bienen lieblichem Honig,
Süß auch ist es zu sein schön, wenn man Knaben begehrt.
Wie da Alexis liebt den Lockenkopf Kleobulus:
Solche Liebe ist süß, kyprisches Honiggetränk.

Beständig ist seine Phantasie von der Vorstellung holder Knaben erfüllt; so gelingt ihm die hübsche Vision von dem „Liebesschiff“:

157.

Kypris ist Herrin des Schiffs, und Eros lenket das Steuer
Meiner Seele und hält sicher den Griff in der Hand.
Mächtig bläst in das Schiff der Sturm verlangender Sehnsucht,
Ziellos treibt mich umher knabenbevölkertes Meer.

Ein andermal ist er gleichzeitig in zwei Knaben verliebt, in den Kleobulus, dessen Haut weiß wie Lilien schimmert und in Sopolis, der ihm durch dunkleren Teint gefällt. Das ist ja auch ganz natürlich, meint der Dichter, heißt er doch Meleagros (165).**)

Daß endlich auch auf der Leier des Meleagros stark erotische Töne erklingen, wird nach dem früher Erörterten niemanden wundern; doch tritt das unverhüllt sinnliche Element bei ihm viel mehr zurück als bei Straton, so daß wir nur drei Epigramme zu verzeichnen haben, die in der Anmerkung [38]) abgedruckt sind.

Kranz schöner Knaben.

256.

Dir, Aphrodite, band aus Blumen lieblicher Knaben
Herzbetörenden Kranz Eros mit eigener Hand.

---

*) Fr. Perzynski, zwei Welten, eine erotisch-moralische Szene. Zuerst in „das neue Magazin“. 73. Jahrgang. Heft 19, Berlin (Jacques Hegner) 5. Novemb. 1904, Seite VII—X. Dann in Buchform: Weltstadtseelen, Noveletten. München, Alb. Langen 1904. Besprechung im „Jahrbuch“ VII (1905) 2, Seite 893 f.

**) Der Name ist zusammengesetzt aus μέλας (schwarz) und ἀργός (weiß).

Denn als Lilie flocht er hinein Diodoros, den süßen,
    Asklepiades blüht hold als Levkoie im Kranz.
Herakleitos erstrahlt ein frisch aufknospendes Röslein,
    Dion gleich wie des Weins Rebe, die wilde, erblüht.
Theron fügte er bei als golden blühenden Krokus,
    Zierlichen Thymianzweig stellet Uliades dar.
Schlank wie des Ölbaums Reis Myiskos im Schmucke der Locken
    Fügte als Myrthenzweig reizend dem Kranze er bei.
Tyros, du seliges Land, du heiliges, das du der Knaben
    Myrrhenduftenden Hain, blumengeschmückten du trägst.

Der in dem eben gehörten Gedichte an letzter Stelle genannte Myiskos überragt in dem reichen Kranze der Knaben, die Meleagros geliebt hat, alle anderen Blumen bei weitem. Schon der Name ist ein Kosewort, denn Myiskos heißt „Mäuschen",*) und der Dichter wird nicht müde, in immer neuen Variationen diesem seinem bevorzugten Lieblinge zu huldigen. Ihn sehen, ist einziges Glück, er allein ist schön und überragt alle anderen bei weitem.

154.

Ja, der Knabe ist süß und süß sein Name „mein Mäuschen",
    Warum sollt' ich ihn nicht küssen so herzig und lieb?
Denn er ist schön, ja schön, bei Kypris — doch stellt er sich spröde —
    Gern dem Honige mischt Eros das Bittere bei.

59.

Herzige Jungen gibt es in Tyros, aber Myiskos
    Unter der Sterne Heer strahlt er als Sonne hervor.

106.

Eins nur schön mir erscheint, nur eins begehren die Augen
    Sehnend, Myiskos zu schaun, bin für das andere blind.
Alles zaubert er mir vor die Seele, oder zu Schmeichlern
    Wurden die Augen vielleicht, sehen nun alles nach Wunsch.

Besonders sind es die Augen des Myiskos, deren Schönheit der Dichter mit Entzücken preist:

---

*) Myiskos hieß auch einer von den Edelpagen des Antiochus. Polyb. V 82, 13. Auch auf einer Vase aus Thasos findet sich der Name (C. I. G. IV 8518, III 11, S. 259).

159.

Fest gekettet an dich sind mir die Seile des Lebens,
Was von der Seele mir blieb, lebt nur, Myiskos, in dir:
Bei deiner Augen Paar, das auch für Blinde beredt spricht,
Bei deiner Brauen Kranz schwör ich, dem strahlenden, dir:
Blickst du mal finster mich an, so sehe ich stürmischen Winter,
Zeigst du mir freundlich den Blick, leuchtet mir lieblich der Lenz.

110.

Leuchtende Anmut strahlt: wie Blitze sprühn seine Augen.
Hat dir Eros den Blitz, Knabe, als Waffe geschenkt?
Heil Myiskos, du bringst den Menschen die Flammen der Liebe,
Strahle den Sterblichen du, mir als entzückender Stern.[30])

Früher freilich hatte der Dichter wohl über die leicht verliebten Toren sich lustig gemacht, doch Eros läßt nicht mit sich spotten:

23.

Der ich doch sonst gelacht, wenn verliebt die Jünglinge schwärmten,
Vor des Geliebten Haus, zapple nun selber im Netz.
Eros heißt mich nun stehn an deiner Türe, Myiskos:
Seines Triumphes freut sich der geflügelte Gott.

Doch nicht nur Eros freut sich seines Triumphes, auch Myiskos selbst jubelt auf von Stolz beglückt, daß es ihm gelang, den Trotzigen zu unterjochen.

101.

Mich, dem die Liebe noch fremd, traf mitten ins Herze Myiskos,
Aus den Augen den Pfeil schießend und jubelte laut:
„Fing ich den Trotzkopf ein, und den Stolz, der im Auge dir blickte,
Den deine Weisheit dir gab, tret ich mit Füßen in Staub!“
Sagte ihm seufzend darauf: „Geliebter Knabe, was willst du?
Selbst der Olympische Zeus folgte des Eros Gebot.“

Gern aber hat er sich bekehren lassen, und nun, da er der Liebe seines Myiskos sicher ist, wird sein Glück nur durch die bange Sorge getrübt, daß ihm Zeus den Knaben entführen könnte.

65.

Wenn Zeus jener noch ist, der einst Ganymedes entführte,
Daß er als holder Gesell Nektar kredenze dem Gott:

Schleunigst muß ich alsdann verbergen den schönen Myiskos,
Sorgend, daß er ihn mir heimlich als Adler entführt.

70.

Selbst mit Zeus versuch ich den Kampf, falls dich zu entführen,
Mein Myiskos, er denkt, daß du den Nektor ihm reichst.
Und doch sagte der Gott mir oft: „Was fürchtest du also?
Eifersucht kenne ich selbst, fürchte nicht solches von mir!"
Zwar so sprach er; doch selbst, wenn nur eine Fliege vorbeihuscht,
Sorge ich, daß sich Zeus doch noch als Lügner erweist.

Diese Sorge des Dichters ist freilich leicht zu erklären: ist doch selbst Eros in dieses Schönheitswunder Myiskos verliebt:

144.

An Eros.

Herzensräuber, du weinst? Fort warfst du Bogen und Pfeile?
Traurig läßt du das Paar hängen der Flügel herab?
Taten es gar dir an Myiskos' strahlende Augen?
Die du anderen schufst, fühlst du nun selber die Pein.

Wer solchen Knaben sein eigen nennt, des Herz muß in ungestümer Sehnsucht schlagen, wenn eine kurze, aber grausame Trennung erfolgt ist; dieser Sehnsucht gilt das schöne Epigramm

167.

Winterlich heulet der Sturm, doch führt zu dir, mein Myiskos,
Eros weg mich vom Fest wonnige Tränen im Aug.
Heftig brauset der Sturm verlangender Sehnsucht im Herzen:
Nimm aus dem Liebesmeer du in den Hafen mich auf.[40])

Ein anderer unter den Lieblingen des Meleagros war Herakleitos, dem drei Epigramme gewidmet sind.

68.

Schweigend zwar, doch beredt sprach Heraklit mit den Augen:
„Heißer als Jupiters Blitz sengend das Auge mir strahlt."
So auch spricht Diodor beredt durch den Reiz seiner Brüste:
„Schmelzen kann ich den Stein, wenn meine Haut ihn erwärmt".
O wie tut er mir leid, der aus jenes Augen die Strahlen
Oder aus jenes Brust schmachtend das Feuer empfängt.

72.

Schon graut traulich der Tag, doch immer noch harrt vor der Türe
Damis, in Sehnsuchtspein halb schon vergangen und Weh,

Sterblich in Heraklitos verliebt: ihn traf seiner Augen
Strahl, und er schmolz wie Wachs unter des Kusses Gewalt.
Damis, wach auf, Unglücklicher du: denn selber von Eros'
Pfeile getroffen ins Herz weine ich leidend mit dir. [41])

Die anderen Sterne.

1. Antiochos.

54.

Seit sie Antiochos sah unter Knaben als neuen Cupido,
Leugnet Kypris es ab, Mutter des Eros zu sein.
Auf, ihr Jünglinge denn und liebt den neuen Cupido:
Dieser Cupido stellt schöner als Eros sich dar.

78.

Wenn die Chlamys statt des Flügelpaars und wenn statt des Bogens
Und der Pfeile der Gott Eros den Petasos trüg': *)
Würde man Eros gewiß für Antiochos halten, ich schwör' es,
Und wer Antiochos sieht, glaubte den Eros zu sehn.

133.

Durstig hab ich geküßt des Knaben zärtliche Lippen,
Sprach dann, als ich den Durst hatte am Küssen gestillt:
Vater Zeus, der du trinkst Ganymeds nektarische Küsse,
Bietet solch einen Wein dir mit den Lippen er dar?
Da Antiochos jetzt, den schönsten der Knaben, ich küßte,
Trank seiner Seele Tau ich von den Lippen ihm weg.

2. Praxiteles.

56.

Einst Praxiteles schuf, der Künstler, aus Parischem Marmor
Eros' bezauberndes Bild, welchen die Kypris gebar.
Nun hat ein lebendes Bild geschaffen der schönste der Götter,
Eros, indem er nach sich selbst den Praxiteles schuf.
Holden Zauber nun übt er im Himmel, dieser auf Erden,
Wecken zärtliche Lust Menschen und Göttern zugleich.
Heilige glückliche Stadt der Meroper**), die du den neuen
Eros als leuchtenden Stern liebenden Herzen gebarst.

---

*) Die Chlamys ist das eigentliche Gewand des Epheben (nicht des ‚Knaben' in unserem Sinne); daher ist λαβεῖν τὸ χλαμύδιον identisch mit ἔφηβον γίγνεσθαι (Athen. VI 240 b). Davon ist der Hut, der Petasos, unzertrennlich. Vgl. Pollux X, 164: τὸ δὲ τῶν ἐφήβων φόρημα πέτασος καὶ χλαμύς.

**) Merope ist ein älterer Name der Insel Kos. — Ganz ähnlichen Inhaltes ist Epigramm 57.

3. Theron.

In einem ziemlich nüchternen Epigramme (Nr. 141) gibt er dem Gedanken Ausdruck, daß ihn nun die gerechte Strafe ereilt hätte, weil ihm Theron einst nicht schön erschienen sei. Die Nemesis blieb nicht aus und strafte ihn für diese freche Rede.

60.

Sehe den Theron ich an, dann seh' ich alles, doch seh' ich
Alles, aber nicht ihn, sehe ich finstere Nacht.

4. Charidamos.

68.

Nicht Charidamos ich will: zu Zeus erhebt er die Blicke,
Um den nektarischen Trank hold zu kredenzen dem Gott.
Nein, ich begehre ihn nicht. Sollt' ich dem König der Götter
Mich in der Liebe bemühn streitig zu machen den Sieg?
Bin schon beglückt, wenn der Knabe, bevor zum Olympe er aufsteigt,
Für den zierlichen Fuß nimmt meine Tränen zum Bad,
Als meiner Liebe Pfand und wenn er mit zärtlichem Blicke
Einen flüchtigen Kuß, einen zum Abschied erlaubt.
Sei — wie es recht — das andre dem Zeus, doch wenn er gestattet,
Fällt auch mir noch vielleicht etwas Ambrosia zu.

5. Das Freundespaar Kleobulos und Alexis.

164 (s. oben S. 253).

127.

Schlank hinwandelnd den Pfad um Mittag sah ich Alexis,
Als man die Früchte schnitt, die uns der Sommer beschert,
Doppelter Strahl versengt mir das Herz, der eine der Liebe,
Der im Auge ihm strahlt, jenen die Sonne verschickt.
Diesen verlöschte die Nacht, doch jener flammte im Traume
Hold erneuend das Bild nur um so heftiger auf.
Andre erquickt der Schlaf, mir schafft er Kummer und Sorge,
Wenn versengend das Herz nächtlich die Schönheit er malt.

74.

Wenn nun ein Leid mich trifft (denn ganz im Feuer der Knaben
Fast zu Asche verzehrt lieg', Kleobulos, ich da):
Fülle die Urne mit Wein, bevor du mich senkst in die Erde,
Schreibe darauf: „Dies schenkt Eros dem finsteren Gott.“

6. Zoilos.

76.

Hätte den Köcher er nicht, Gott Eros, noch Bogen und Pfeile,
Hätte verlangender Glut feurige Waffen er nicht:
Nie — ich schwöre bei ihm — nie könnte sicher man sagen,
Ob es Zoilos ist, oder ob Eros, der Gott.

Vgl. oben Nr. 78 (Seite 257).

7. Andragathos.

52.

Günstig den Schiffern bläst der Süd, mir bringt er nur Kummer,
Der mir Andragathos nahm, der mir die Seele erfüllt.
Dreimal glücklich das Schiff und dreimal glücklich die Wogen,
Viermal glücklich der Wind, der mir den Knaben entführt.
Wäre ich ein Delphin, daß von meinen Schultern getragen
Er nach Rhodus, der Stadt reizender Knaben gelangt!

8. Phanias.

53.

Euch, ihr Schiffe zur See, die den Hellespont ihr durchsegelt
Eilig, während der Nord günstig das Segel euch schwellt,
Falls ihr auf eurer Fahrt bei Kos, der Insel am Strande
Meinen Phanias seht, blickend aufs bläuliche Meer:
Grüßt mir den Knaben und sagt, daß mich die Sehnsucht geleite
Zu ihm über das Meer, bin ich auch weit ihm entfernt.
Wenn ihr ihm dieses bestellt als freundliche Boten, dann möge
Zeus euch günstigen Wind senden ins Segel hinein.

9. Dionysios.

80 und 81.

Herz, mein Herz, vom Leide gebeugt, was brennt dir von neuem
Eros' Wunde, die schon leidlich geheilet erschien?
Hüte dich, rat ich dir gut, o hüte dich, törichtes Herze,
Daß du nicht weckest die Glut, die in der Asche noch glimmt.
Einmal entrannst du dem Gott, doch wenn er dich wiederum einfängt,
Straft er dich grausam dafür, daß du ihm einmal entflohst. —
Ihr, die im Herzen betört in heißer Liebe zu Knaben
Brennt und das süße Gift bitteren Honigs ihr kennt:
Kaltes Wasser herbei aus Schnee, der eben geschmolzen,
Aber nur schnell und gießt kühlend es mir um das Herz,
Denn ich hab es gewagt, Dionys ins Auge zu blicken:
Auf, nun löschet die Glut, eh sie das Herz mir zerfrißt.

10. Antipatros.

79.

Küßte Antipater mich, da schon die Liebe dahinschwand,
Und aufs neue zur Glut fachte die Asche er an.
Doppelt das Feuer nun brennt; drum flieht den Liebegequälten,
Daß nicht Feuer ihr fangt, wenn ihr zu nahe ihm kommt.[47]).

11. Aristagoras.

122.

Als ihr, Grazien, saht Aristagoras, herrlich vor allen,
Habt ihr liebend ans Herz zärtlich den Knaben gedrückt.
Drum seiner Schönheit Licht, daher das süße Geplauder,
Süß sein Auge nun spricht, ist auch geschlossen der Mund.
Bleibe der Knabe mir fern! Doch kann auch dieses nichts nützen:
Gleich dem Olympischen Zeus schleudert die Blitze er fern.

12. Theokles.

158.

Dir, o Theokles, gab mich zu eigen die Göttin der Liebe,
Wehrlos lieferte mich Eros, der süße, dir aus,
Fremd in der Fremde und lenkt mich mit unentrinnbaren Zügeln:
Heiß verlangt mir das Herz, daß du zu eigen mir seist.
Doch du weist mich zurück, den Werbenden, und es erweicht dich
Meine Bescheidenheit nicht, nicht auch die Länge der Zeit.
Gnade, o Herrlicher du: Dich machte zum Gotte das Schicksal,
Und mein Leben und Tod steht nun in deiner Gewalt.

13. Diophantos.

126.

Liebende Pein beschleicht mir das Herz: zu nächtlicher Stunde
Hat es mir Eros, der Gott, leis mit dem Nagel geritzt.
Lachend sprach er sodann: Glück auf zu der zärtlichen Wunde,
Närrchen, von Liebe betört brennt dir im Herzen das Gift.
Wenn Diophantos ich seh, so schlank wie ein Bäumchen und biegsam,
Hab ich zum Bleiben nicht Kraft, noch auch zu gehn ich vermag.

14. Dion.

128.

Nicht mehr tönt im Gebirg, ihr Hirtenflöten, von Daphnis,
Ziegen-liebendem Pan spendend willkommene Lust.
Nicht mehr töne dein Klang, o Leier, Prophetin des Phoebus,
Von Hyacinthus' Reiz, wenn er mit Lorbeer sich kränzt.
Früher erschien wohl schön Hyacinthus und früher auch Daphnis:
Doch in der Schönheit Reich herrschet jetzt Dion allein.

15. Namenlos.

117.

Zünde das Licht, denn ich werde gehn, es falle der Würfel!
Was wirst, Trunkner, du tun? Gehen zum tollen Gelag.
Soll ich es tun? — Wo ist die Vernunft? — Kennt Liebe Verstand wohl?
Zünde das Licht! — Doch klug warst du und weise zuvor.
Weg mit dem klugen Rat bedächtigen Zauderns, ich weiß nur,
Daß oft Eros besiegt selber den Willen des Zeus.[43])

In dem Gedichte 257 endlich lesen wir die Widmung, mit der Meleager den „Kranz seiner Gedichte" dem Freunde Diokles übergibt. Doch ist es ein schwülstiges, wortreiches und gedankenarmes Gedicht, das nichts von der sonstigen Eleganz und Grazie des Meleager hat, und dessen Übersetzung daher nicht der Mühe lohnt.

3. Asklepiades.

Asklepiades aus Samos gilt als Lehrer des Theokritos, von dem er als Mensch und Dichter gleich hoch geschätzt wurde (Theokr. 7, 39—41). Die uns unter seinem Namen überlieferten Gedichte zeichnen sich aus durch die vollendete Grazie der Form und die Zartheit der Empfindung. Elf Epigramme seiner Muse sind im XII. Buche der Anthologie erhalten.

Nicht gar zu ernst dürfen wir den Lebensüberdruß des jugendlichen, immer etwas sentimental verliebten Dichters nehmen.

46.

Einundzwanzig ich bin, und schon verdrießt mich das Leben!
Sagt, ihr Eroten, warum foltert und quält ihr mich so?
Wenn mir ein Unglück geschieht, was werdet ihr tun, ihr Eroten?
Sicher in aller Ruh spielen gemächlich wie sonst.

50.

Asklepiades trink! Was sollen Tränen und Klagen?
Wähnst du liebender Pein einzige Beute zu sein?
Du nicht bist es allein, für den der grausame Eros
Schärfte den bitteren Pfeil! Raffe vom Boden dich auf!

Trinke des Bacchus Trank: eine kurze Spanne ist Tag noch,
Bald man zündet das Licht kündend zum Schlafe die Zeit.

135.

Wein die Liebe verrät, und daß er so häufig mir zutrank,
Hat Nikagoras mir endlich, den spröden, betört.
Tränen perlen im Aug, schwer sinkt das Köpfchen hernieder
Und der geflochtene Kranz fällt von den Locken herab.

161.

Dorkis, die Knaben so liebt, weiß selbst wie ein lieblicher Knabe
Liebeerweckenden Pfeil allen zu schleudern ins Herz.
Sehnsucht sprühet ihr Blick, sie geht im Kleide der Knaben,*)
Das die Schenkel entblößt zeigt dem bewundernden Blick.

105.

Kleiner Cupido ich bin und flog der Mutter von dannen,
Meinem Damis jedoch fliege ich nimmer davon.
Nein, ich liebe ihn sehr und innig liebt er mich wieder,
Ihm nur bleib ich allein ewig in Liebe vereint.

Es handelt sich in diesem Gedichte um einen Knaben namens Damis, zu dem der Dichter Liebe empfindet. Er fingiert nun, daß der kleine Eros selbst von Liebe zu dem Jungen ergriffen seiner göttlichen Mutter fortläuft und ihm, natürlich in des Dichters Namen, das Geständnis der Liebe und ewigen Treue ablegt. In einem anderen, allerliebsten Gedichte (162) stellt sich der Dichter vor, wie der kleine Amor von seiner Mutter in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeführt wird. Das Resultat der pädagogischen Bemühung ist aber wesentlich anders als man erwartet: anstatt des Lesetextes liest der kleine gelehrige Schüler nur immer wieder die Namen zweier schönen Knaben, die in herzlicher Freundschaft einander zugetan sind, eine zarte und sinnige Verherrlichung der Knabenfreundschaft, wie sie auch in Epigramm 163 geschildert wird (vgl. auch Meleager Nr. 164, oben Seite 253).[44])

*) Gemeint ist Chlamys und Petasos, die eigentliche Kleidung der Epheben (vgl. oben Seite 257).

162.

Noch nicht bogenbewehrt, noch zart an Körper und Alter
Ist mein Eros zurück wieder zur Mutter gekehrt.
Lesen soll lernen der Schelm, doch nur Philokrates' Namen
Und des Antigenes weiß lieblich zu stammeln sein Mund.

163.

Trefflich es Eros verstand mit Schönem das Schöne zu mischen,
Nicht vereinte er Gold rötlich mit edlem Smaragd,
Schwärzliches Ebenholz nicht mit Elfenbeins strahlender Weiße,
Nein, mit Kleandros' Reiz eint er Eubiotos' Zier.

75.

Trügst du ein Flügelpaar, in den Händen Bogen und Pfeile,
Würdest statt Eros du gelten als Cyprias Sohn.*)

36.

Jetzt nun bittest du mich, da dir auf den Wangen der Bart sproßt,
Und mit stechendem Haar rauh sich der Schenkel bedeckt.
Zwar „das ziemet dem Mann" so sagst du; aber bedenke,
Daß man die Stoppel verschmäht und nur die Ähre begehrt.[45]).

In dem Epigramm 166 wendet sich der Dichter an die Eroten mit der Bitte, den Rest seiner Seele entweder zu verschonen oder gleich mit Blitz und Donner zu vernichten. Nr. 153 endlich enthält die Klagen eines von ihrem Schatze verlassenen Mädchens.

4. Kallimachos.

Kallimachos aus Kyrene lebte etwa von 310 bis 240 v. Chr. Er ist der weitaus bedeutendste Elegiker in der alexandrinischen Zeit. Nachdem er zu Athen gemeinsam mit dem uns schon bekannten Dichter Aratos studiert hatte, finden wir ihn in Alexandria zunächst als gefeierten Lehrer und Grammatiker, dann aber am Hofe des Ptolemaios Philadelphos als einen der wichtigsten Mitarbeiter an den weitverzweigten Geschäften der welt-

*) Ganz ähnlich ist Epigramm 77, nur mit der Erweiterung, daß selbst Venus ihren Sohn von dem gefeierten Knaben nicht würde unterscheiden können. (Vgl. oben S. 257). Eine Parodie auf Nr. 75 ist vielleicht das Epigramm des Lucillius (AP. XI 179).

berühmten Bibliothek. War auch der größte Teil seiner schriftstellerischen Tätigkeit gelehrten Inhaltes, so war er doch der Poesie nicht abgeneigt. In den von ihm hinterlassenen Epigrammen (63 an Zahl), die uns hier einzig interessieren, wird der erotische Ton mit Vorliebe angeschlagen, und nicht weniger als 12 Epigramme des Kallimachos sind im zwölften Buche vereinigt, die das Lob schöner Knaben singen und den Mysterien des Eros gewidmet sind. In jenen Zeiten verschmähten es eben selbst große Gelehrte nicht, sich vom Pfeile des Eros treffen zu lassen und sich zu den süßbitteren Wunden des holden Gottes offen und mit freudigem Stolze zu bekennen.

73.

Nur die Hälfte noch lebt mir der Seele, die andere raffte
Eros oder der Gott finsteren Todes dahin.
Wieder zog sie es hin zu einem lieblichen Knaben. —
Hab ich auch immer gewarnt: Weiset die Flüchtige ab!
Dort wo am blumigen Bach der Knaben fröhliches Lachen
Hell beim Spiele erschallt, weilet die Ärmste gewiß.[46])

51.

Schenke mir ein auf Diokles' Wohl, doch bleibe das Wasser
Fern dem geweihten Pokal, schenke mir lauteren Wein.
Schön ist der Knabe fürwahr, zu schön: wenn einer dies leugnet,
Nun dann bin ich's allein, der sich auf Schönheit versteht.

102.

Unermüdlich verfolgt der Jäger die Spuren des Hasen,
Unermüdlich im Wald folgt er dem flüchtigen Reh,
Spottend dem Eise und Schnee; doch wenn die Beute erlegt ist,
Achtlos geht er vorbei, spähend nach anderem Wild.
Dies meiner Liebe Bild: den Fliehenden muß ich verfolgen,
Nichts mehr weiß ich von dem, der sich mir willig ergab.

71.

Unglückseliger du, Kleonikos, wo bist du gewesen?
Wie du verändert erscheinst, kaum noch erkenne ich dich!
Abgemagert und dürr. Es scheint die nämliche Krankheit
Dich zu verzehren wie mich, hartem Geschicke ein Raub.

Doch ich ahne es wohl: Euxitheos warf dich in Bande,
Nun du ihn einmal sahst, wendest du nimmer den Blick.

149.

Dich Menekrates auch, so sprach ich am zwanzigsten Juli,
Fängt man noch ein, und wann? — Nun schon am zehnten August
Spannte sich selbst an den Pflug das Kälbchen; Dank sei dem Hermes:
Zwanzigtägige Frist führte zum wonnigen Ziel.

Teurer Freund, du bist verliebt, ruft er ein andermal (Nr. 134) einem wackeren Zechgenossen zu, dein Benehmen beim Gelage verrät es. Oder er warnt den Menexenos, ihm nicht zu nahe zu kommen, da der Funke unter der Asche noch glüht (139). Einen anderen Knaben, namens Menippos, tadelt er, daß er ihm immer seine Armut vorwirft (148). Daß Hunger und die Beschäftigung mit der Poesie die geeignetsten Gegenmittel gegen die Leiden der Liebe sind, lehrt ein schönes, aber sehr verderbt überliefertes Epigramm (150). Da der Dichter mit beiden wohl vertraut ist, macht er sich weiter keine Gedanken und Kopfschmerzen. Auch das 43. Epigramm ist höchst zweifelhaft überliefert. Der Dichter wendet sich von allem ab, was profan ist. Die Schlußverse enthalten ein interessantes Wortspiel. Der Dichter sehnt sich nach seinem geliebten Lysanias und klagt den Winden, wie schön er sei: *σὺ δὲ ναίχι καλός*, aber mitleidslos antwortet das Echo: *ἄλλος ἔχει.*

118.

Wenn freiwillig ich kam, Archinos, tadle mich heftig,
Doch kein tadelndes Wort, wenn ich gezwungen es tat.
Eros und Bacchos im Bund, sie haben leicht mich bezwungen,
Jener trieb mich zu dir, dieser benahm den Verstand.
Also mußte ich wohl, doch still und ohne zu lärmen,
Hab ich die Türe geküßt. Dies ist mein ganzes Vergehn.

230.

Wenn Theokrit mich haßt, dem schwärzlich dunkeln die Locken,
Hasse ihn, Zeus, auch du; liebt er mich, liebe ihn auch.
Denke, himmlischer Zeus, Ganymedens duftiger Locken.
Liebe kennest auch du. Weiteres rede ich nicht.

5. Die kleineren Dichter.

Noch eine ganze Anzahl von Epigrammen, die mit dem Namen ihres Verfassers überliefert sind, bleiben uns zu besprechen übrig, bevor wir uns zu denen wenden, deren Eigentümer wir nicht kennen. Nicht weniger als 24 Dichter begegnen uns noch, von denen wir allerdings meist nicht mehr als den Namen wissen. Neben den bisher besprochenen vier Sternen der epigrammatischen Dichtung und den zahlreichen namenlos überlieferten Epigrammen noch vierundzwanzig Dichter der Liebe, die man heutzutage verurteilt oder mit verlegenem Achselzucken als pathologisch milde entschuldigt.

Dioskorides lebte vielleicht in Alexandria zur Zeit des dritten Ptolemäus. Viele seiner Epigramme sind als ideale Grabschriften berühmter Dichter gedacht, andere feiern die Heldentaten namhafter Spartaner, sechs endlich sind dem Preise des Eros gewidmet.

171.

Zephyr, wehe du sanft und bring mir gesund meinen Jungen,
Wie du den süßen empfingst, glücklich zum Ufer zurück.
Kürze der Monate Maß, denn selbst nur wenige Tage,
Ewig scheinen sie dem, welchen die Liebe ergriff.

Kaum dem Theodoros entronnen, ist der Dichter nun wieder in den Banden des Aristokrates gefangen (169). In einem nur fragmentarisch erhaltenen Epigramme (170) erinnert er einen treulosen Knaben aus Athen an den gebrochenen Eid. Den Geiz des Hermogenes tadelt er in einem anderen, nicht gerade ästhetischen Gedichte (42). Demophilos ist zwar noch ein Kleinchen, aber er vermag schon so zärtlich zu küssen, daß, wenn er einst herangereift ist, es an seiner Tür zu jeder Nacht an Anbetern nicht fehlen wird (14). Den kallipygischen Reizen des Sosarchus endlich ist das 37. Epigramm gewidmet.

Poseidippos aus Alexandria, der etwa um 300 geboren sein mag, ist mit sechs Epigrammen vertreten.

Von diesen ist Nr. 131 hier auszuschalten, da es an ein Mädchen, namens Kallistion gerichtet ist, also nicht in unseren Zusammenhang gehört. Ferner ist Nr. 77 als vielleicht dem Asklepiades gehörig bereits früher erwähnt (Seite 263, Anm.).

45.

Trefft, ihr Eroten, trefft, auf mich nur richtet die Pfeile,
Euch sei allen ich Ziel, zielet und schonet mich nicht.
Wenn ihr den Sieg erringt, dann werden die Götter euch loben,
Wie so herrlich den Pfeil ihr von dem Bogen geschickt.

In einem etwas gekünstelten Epigramm (98) läßt der Dichter die eigene Seele sich über die Unbilden des Eros bitter beklagen. Aber er will, obgleich ein Sterblicher, doch den Kampf gegen Eros aufnehmen und sich nicht mutlos besiegt erklären, freilich nur, solange er nüchtern bleibt (120). In ein Zechgelage versetzt uns das Gedicht 168; der Dichter fordert seinen Diener Heliodoros auf, Becher einzugießen auf das Wohl der Dichter Antimachos und Mimnermos und ihrer Geliebten Lyde und Nanno; gleichzeitig soll aber auch auf das Wohl anderer Dichter getrunken werden.

Rhianos stammte von der Insel Kreta und war ein Zeitgenosse des Eratosthenes, gehörte also der zweiten Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts an. Aus dem Sklavenstande hervorgehend war er ursprünglich Aufseher einer Knabenringschule gewesen, wo sich ihm ungezwungen die beste Gelegenheit bot, seine Augen an den Reizen der Epheben sich satt sehen zu lassen. Die Vorliebe für schöne Knaben ist denn auch in seiner Dichtung zu erkennen; so wissen wir, daß er den Frondienst des Apollo bei dem Könige Admetos auf erotische Gründe zurückführte[47]. Und unter den elf von ihm uns erhaltenen Epigrammen sind nicht weniger als sechs auf schöne Knaben gedichtet, ein wenig leichtfertig, aber gewandt und voll Anmut, „duftende Blüten von Majoran“

wie sie Meleager einmal genannt hat (AP. IV 1, 11). Mit Erfolg war er später auf philologischem Gebiete tätig, veranstalte anerkennenswerte Ausgaben von Homers Ilias und Odyssee und hat auch als epischer Dichter, zumal als Sänger des zweiten Messenischen Krieges sich einen guten Namen erworben.

Das unentrinnbare Knabenlabyrinth (93).

Liebliche Knaben sind einem Labyrinthe vergleichbar:
Wen auch das Auge erblickt, bleibt es von Sehnsucht gebannt.
Denn hier blenden den Blick Theodorus' schwellende Glieder,
Wie die Blumen im Lenz strahlet sein wonniger Leib.
Dort sich das Auge erfreut an Philokles' strahlendem Antlitz,
Klein zwar ist er, doch ganz himmlisch von Anmut verklärt.
Wenn du Leptines siehst, vermagst du nicht weiter zu wandeln,
Wie vom Magnete gebannt bleibst in Entzücken du stehn. —
Seid mir, ihr Holden, gegrüßt, erfreut euch blühender Jugend,
Bis das Alter euch naht, silbern die Schläfe umkränzt.

142.

Dexionikos stellt im Schatten der grünen Platane
Jüngst einer Amsel nach, fing sie am Flügel behend.
Laut aufklagend erscholl die Stimme des hurtigen Vogels. —
Hört, ihr Grazien, mich, höre Gott Eros mich an:
Könnte ich tauschen mit ihr! Wie gern von dem Knaben gefangen
Süß mit der Tränen Tau möcht' ich ihm netzen die Hand.

121.

Als Kleonikos jüngst auf engem Pfade dahinschritt,
Fand er auf seinem Weg plötzlich die Grazien stehn,
Die mit rosigem Arm den Knaben zärtlich umschlangen
Und zur Anmut ganz schufen die holde Gestalt.
Nur von fern drum sei mir gegrüßt, denn gar zu gefährlich
Ist, wenn trockenes Stroh nahe dem Feuer sich wagt.

58.

Treffliche Jünglinge nährt Troizene: auch den geringsten
Ihrer Knaben mit Lob darfst du erheben mit Recht.
Aber Empedokles strahlt so sehr vor anderen Knaben,
Wie die Blumen im Lenz leuchtend die Rose besiegt.

146.

Wieder entsprang mir das Reh, das mit vieler Mühe ich einfing,
Nutzlos hab ich gelegt Netze und Gabeln gesteckt;

Andere tragen hinweg die mir gehörende Beute,
Trauernd gehe ich heim: Eros, die Rache sei dein![48])

Unter dem Namen des **Alkaios aus Messene** sind drei Epigramme in unserem zwölften Buche enthalten. Die beiden ersten wollen in ihrer Dürftigkeit nicht recht zu dem stimmen, was wir sonst über die poetische Bedeutung des auch politisch nicht unbekannten Mannes wissen. Er erinnert den schönen, aber spröden Protarchos daran, daß die Schönheit so schnell entflieht (29), derselbe Gedanke wird mit geringer Variation, nur etwas drastischer gewendet, in einem Epigramm (30) an den schon nicht mehr ganz jugendlichen Nikandros wiederholt.

64.

Pisa beherrschender Zeus, mit olympischem Siege bekränze
Meinen Pithenor du, der wie ein Eros so schön.
Aber du darfst ihn nicht mit Adlersfängen verführen,
Denn Ganymedes genügt dir zu kredenzen den Wein.
Wenn mit der Musen Geschenk ich je eine Freude dir machte,
Neige des Knaben Herz, daß er mein Flehen erhört.

Mit zwei Epigrammen ist **Skythinos** in der Sammlung vertreten, von denen das eine dadurch wichtig und interessant ist, daß es von neuem beweist (vgl. I, Seite 623), daß es sich bei der griechischen Pädophilie nicht um Knaben in unserem Sinne handelt.

22.

Nun ward Leid mir genug und Zwist und sehnend Verlangen,
Denn Elissos ist reif jetzt zu erotischem Spiel.
Sechzehn Lenze er zählt, das ist das entzückendste Alter,
In verschwendrischer Pracht ist er mit Reizen geziert.

Es folgen im Original noch zwei Distichen, die hier nicht gut mit übersetzt werden können. Nachdem der Dichter von den Reizen geredet hat, die das Ziel seiner Sehnsucht sind, beklagt er die Sprödigkeit des Knaben, der nur das Anschauen, doch keine Berührung duldet, so daß nichts anderes übrig bleibt, als durch „häufigen eigenen Liebesfaustkampf“ der gequälten Natur zu helfen.[49])

Auch das andere Epigramm des Skythinos (232) muß in die Anmerkungen verwiesen werden. Der Dichter berichtet von einem Erlebnis ähnlich dem, das Goethe im „Tagebuch" schildert, nur daß hier kein Mädchen, sondern ein Knabe namens Nemesenos Zeuge der Schmach wurde, die ihm die Grillen des Meisters Iste angetan haben.[50]) — Nichts näheres wissen wir von Artemon, dem wir zwei Epigramme verdanken. Das eine (55), das aber nicht mit Sicherheit dem Artemon zugeschrieben wird ist ein Loblied auf den Knaben Echedemos, „dem Eros mit dem weichen Haar den Duft süßer Jugendblüte anblies" und der nun in Athen als eine zweite Phöbuslichtgestalt aller Herzen bezwingt. Demselben Echedemos gilt auch das andere Gedicht:

124.

Als verstohlen zur Tür Echedemos, der süße, hinaussah,
Hab ich den Jungen geküßt heimlich und ängstlich dazu.
Doch im Traum erschien mir der Knabe, den Bogen erhebend
Mit einem Hähnchenpaar, das zum Geschenk er mir bot,
Lachenden Munds und doch nicht lieb; wahrhaftig ich rührte
Törich ein Wespennest an, Nesseln und sengende Glut.

Es bleiben noch neunzehn Dichter übrig, die in dem XII. Buche der Anthologie mit je einem Epigramm vertreten sind, und die wir in alphabetischer Reihenfolge an uns vorüberziehen lassen.

Alpheios aus Mitylene.

18.

Wie beklag ich den Mann, der ohne Liebe dahinlebt,
Denn kein wackeres Werk schafft er noch fröhliches Wort.
Bin ich doch selbst jetzt schlaff, doch wenn ich Xenophilus sehe,
Dann belebt sich der Fuß schneller als zuckender Blitz.
Fliehet sie nicht, nein suchet die süßen Werke des Eros,
Gleich einem Schleifstein schärft Eros den liebenden Geist.

Antipatros aus Sidon (oder Tyros), der um 155 v. Chr. geboren ist und in ziemlich hohem Alter starb, preist den Eupalamos, der zwar sonst mit allen Reizen

geziert, aber ein wenig „schwach auf den Beinen" ist (Nr. 97).

Aratos aus Soloi, der uns schon bekannte (vgl. oben S. 263) Freund des Theokrit, von dessen Liebe zu einem schönen, aber spröden Knaben wir früher gehört haben (I, S. 667), hat uns ein insofern besonders interessantes Epigramm (129) hinterlassen, weil aus ihm hervorgeht, daß man die Namen geliebter Knaben selbst auf Gräber schrieb, ebenso wie man sie auf Vasen oder Säulen verewigte oder sie in die Rinde der Bäume einschnitt. „Philokles der Argiver ist schön", das verkünden die Säulen von Korinth und die Gräber von Megara. Das steht auch sonst zu lesen bis zu dem Bade des Amphiaraos*), daß er schön ist. Aber was bedarf es des Zeugnisses der Steine: „jeder, der ihn kennt, wird das eingestehen."

Automedon.

34.

Gestern war ich zu Tisch bei Demetrius, welcher den Knaben
Weiset des Turnens Kunst, wahrlich, ein herrliches Los.
Denn ein Knabe ihm lag an der Brust, der saß auf der Schulter,
Einer brachte den Trank, dieser die Speisen herbei.
Welch ein schönes Quartett! Und scherzend sprach ich zum Meister:
„Mit den Knaben, mein Freund, turnst du wohl auch in der Nacht?"

Diokles aus Magnesia, den wir bereits als Liebling des Meleagros kennen gelernt haben (Seite 249), und der, was vorläufig bemerkt sein soll, als philosophischer Schriftsteller Friedrich Nietzsche besonders interessierte,[51]) hat ungefähr von 100—30 v. Chr. gelebt. Sein hier zu

---

*) *Ἀμφιαράου λοετρά*, eine Quelle in der Nähe von Oropos (Harma) in Boiotien. Vgl. Paus. I 34, 4. II 37, 5. — Über die Sitte der Griechen, vor allen der Athener, ihr *ὁ δεῖνα καλός* an allen möglichen Stellen zu verewigen, vgl. Konrad Wernicke, die griechischen Vasen mit Lieblingsnamen. Eine archäologische Studie. Berlin 1890, Seite 112 ff.

nennendes Epigramm läßt in keiner Weise etwas besonderes erkennen.

35.

Jüngst auf der Straße traf ich Damon und grüßte ihn freundlich,
Ohne zu danken jedoch wollte der Knabe vorbei:
„Rächend kommt dir der Tag“, so sprach ich, „wenn häßlich geworden,
Du die Leute begrüßt, keiner dem Gruße dir dankt.“

Dionysios. Wahrscheinlich ist dies nicht Dionysios aus Kyzikos, dessen Zeit sich dadurch annährend bestimmen läßt, daß wir von ihm ein Gedicht auf den Tod des Eratosthenes besitzen (Anth. Pal. VII 78), sondern ein jüngerer. Sein Epigramm auf Akratos (der Name des Knaben im Wortspiel mit ἄκρατος = ungemischter Wein) ist eine ziemlich wertlose Spielerei.

108.

Wenn du, Akratos mich liebst, so gleiche dem Weine von Chios,
Nein, nicht gleiche dem Wein, sei du noch süßer als er.
Ziehst einen andern du vor, so soll die Mücke dich stechen,
Die zum Leben erweckt essigenthaltender Krug,

Euenos.

172.

Hassen ist Pein, und Lieben ist Pein, und bitter ist beides:
Drum erwählet mein Herz wonnig zu leiden in Pein.

Flakkos.

12.

Ladon, eben erblüht, der stets so spröde sich stellte,
Liebt einen Knaben nun selbst: eilend die Nemesis kam.[52])

Glaukos weiß von der in der Erotik immer wiederkehrenden Klage, daß die Liebe Geld kostet zu singen.

44.

Kleine Geschenke schon beglückten früher die Knaben,
Eine Wachtel zum Spiel, Würfel, ein zierlicher Ball.
Heute begehren sie mehr, nur Geld und schöne Gewänder.
Die ihr die Knaben liebt, anderes suchet euch aus.

Laureas (Tullius).

22.

Wenn mir zur Freude zurück und gesund mein Polemo heimkehrt,
Und er gänzlich noch ist der, wie zu Schiffe er stieg,
Will ich, Apollo, dir gern den früh schon krähenden Vogel
Opfern an deinem Altar, wie ich gelobend verhieß.
Wenn der Knabe jedoch mit mehr oder weniger heimkehrt,
Als wie er damals besaß, ist mein Gelübde dahin.
Heim nun kehrt er im Bart! Wenn dies sein eigener Wunsch war,
Halte dich an ihn selbst, daß er das Opfer erfüllt.[53])

Leonidas (Julius).

20.

Wieder erfreut sich Zeus an aethiopischem Gastmahl,
Oder in Danaës Schoß strömt er als goldener Quell.
Sah Periander er nicht, daß er ihn von der Erde nicht raubte?
Oder lassen den Gott liebliche Knaben jetzt kühl?

Mnasalkas aus Sikyon.

138.

Weinstock, was eilst du so sehr die Blätter zu Boden zu werfen,
Da der Pleiaden Gestirn ruhig am Himmel noch steht?
Wenn Antileon ruht von dir beschattet im Schlummer,
Magst du den Knaben sanft decken mit fallendem Laub.*)

Numenios aus Tarsos hat ein wegen des Wortspieles unübersetzbares Epigramm auf einen Geliebten namens Kyros hinterlassen[54]).

Phanias.

31.

Beim wahrhaftigen Gott und dem Wein, von dem ich berauscht bin,
Kurz nur währet die Zeit, die dir zum Lieben noch bleibt.
Denn schon flaumt auf dem Kinn, schon flaumt das Haar auf dem Schenkel,
Bald auf andere wird liebend verfallen die Wahl.
Drum so lange dir noch eine Spur von Feuer zurückbleibt,
Weg mit dem spröden Getu: Eros will passende Zeit.

Das Gedicht des Philodemos aus Gadara, des bekannten epikureischen Philosophen (173), gehört nicht

*) Ampelos (ἄμπελος der Weinstock) war einst ein schöner Jüngling, den Dionysos liebte. Seine Verwandlung in einen Weinstock erzählt Nonnos im XI. Buche der Dionysiaca.

in diesen Zusammenhang, da es an eine Hetäre namens Demo und eine Jungfrau namens Thermion gerichtet ist.

Polystratos.

91.

Doppelter Liebe Glut verzehrt mir die einzige Seele;
Augen, die ihr zuviel immer und alles erschaut,
Da ihr Antiochos saht, geschmückt mit goldenen Reizen,
Blühender Knaben Juwel, konntet zufrieden ihr sein.
Warum mußtet ihr noch den süßen Stasikrates anschaun,
Ihn der holdesten Lust veilchenbekränzten Gesell?
Mögt ihr in eigener Qual nun immer euch sehnend verzehren,
Denn für zweie nicht Raum bietet ein einziges Herz.

Thymokles.

32.

Weißt du, weißt du es noch, als ein ernstes Wort ich dir sagte:
Jugend, du köstliches Gut, Jugend, wie schwindest du schnell.
Schneller denn Jugend flieht, fliegt nicht der geschwindeste Vogel:
Siehe am Boden verwelkt all deine Reize zerstreut.

6. Ohne den Namen des Dichters überliefert (ἄδηλα).

Endlich sind uns in diesem XII. Buche der Anthologie noch 35 Gedichte überliefert, deren Verfasser wir nicht kennen. Daß der Liebe zu schönen Knaben der Vorzug vor der weiblichen Liebe gebühre, finden wir auch hier (vgl. oben Seite 249) ausgesprochen.

17.

Nicht im Herzen mir wohnt die weibliche Liebe: zum Knaben
Zieht das Verlangen mich hin nimmer erlöschender Glut.
Wie an Stärke und Kraft der Knabe den Mädchen voransteht,
So brennt heißer die Glut, die sich den Knaben ersehnt.

Die Schönheit der Knaben schildert der Dichter als unwiderstehlich, von einer Liebe fällt er in eine andere, es ist kein Entkommen aus diesem Irrsal von Schönheit.

87.

Eros, leidiger Gott, nie weckst du mir Liebe zum Mädchen,
Knabenersehnender Glut wirbelst du ständig den Blitz.

Bald von Demon entzückt, bald wenn Ismenos ich sehe,
Langandauernde Pein leidet mir immer das Herz.
Und nicht diese allein sieht wohlgefällig mein Auge,
Alle ziehen im Netz rasender Liebe mich hin.

88.

Doppelter Liebe Pein anstürmend wirft mich zu Boden,
Doppelte Raserei, Eumachos, hält mich umstrickt.
Schön ist Asandros wohl, und ich liebe ihn, Telephos wieder
Sprüht aus dem Augenpaar heftiger sengenden Blitz.
Gut, zerteilt mir den Leib und legt auf die Wage die Hälften,
Jeder nehme sodann das ihm gehörige Stück.

89.

Zwei Geschosse warum in ein Ziel mußtest du senden,
Einem Herzen warum, Kypris, den doppelten Pfeil?
Hier nun bin ich entflammt, dort zieht mich Verlangen und gänzlich
Schmelzend in zärtlicher Glut weiß ich nicht aus und nicht ein.

So soll denn die Leidenschaft über den Verstand siegen, Kypris mag sich ihres Sieges über den sonst doch so weisen Dichter freuen, kurz „so herrsche denn Eros, der alles begonnen“ (99, 100). Es ist also durchaus erklärlich, daß auch diese Sammlung der namenlosen Dichter uns in eine gar stattliche Galerie schöner Jünglinge führt, und man muß unwillkürlich an die schönen Worte denken, die in der Helenatragödie der Chor spricht beim Anblick der „goldgelockten, frischen Bubenschar“:

„Aufgeht mir das Herz! O, seht nur dahin
Wie so sittig herab mit verweilendem Tritt
Jungholdeste Schar anständig bewegt
Den geregelten Zug. Wie? Auf wessen Befehl
Nur erscheinen gereiht und gebildet so früh
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeist! Ist es zierlicher Gang,
Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirsiche rot
Und eben auch so weichwollig beflaumt?“

Aribazos aus Knidos ist so schön, daß die ganze Stadt ihm bewundernd huldigt, selbst ein fühlloser Stein müßte weich werden (61), ja selbst die Frauen der Perser,

die doch wegen ihrer schönen Knaben berühmt sind, müssen ihm den Preis zuerkennen (62). Von dem schönen Arkesilaos läßt sich selbst Eros in Liebe gebunden einherführen (112).

130.

Oft schon nannt' ich dich schön, Dositheos, reizend vor allen
— Sei es von neuem gesagt — wonnig das Auge dir strahlt.
Nicht in die Rinde des Baums, an die Wand nicht schrieb ich den Namen,
Doch mit verzehrender Pein flammt mir im Herzen die Glut.*)

151.

Sahst einen Knaben geziert mit der Schönheit holdester Blüte,
Glaube mir, Apollodor war's, und kein andrer gewiß.
Wenn er jedoch dein Herz nicht füllte mit brennender Sehnsucht,
Kannst du ein Gott nur sein oder dein Herze ist Stein.

Das schon früher wiederholt vorkommende Motiv, daß die Schönheit des Knaben Zeus zu einem neuen Raube veranlassen könnte, begegnet uns auch hier. Einmal vermißt der Dichter seinen Geliebten: gewiß, denkt er, hat ihn Zeus entführt (67); ein anderer wehrt sich energisch dagegen, daß Zeus ihm den Geliebten raube, er mag sich an seinem Ganymedes genügen lassen (69).

67.

Nirgends findet mein Blick Dionysios. Hobst du zum Himmel,
Zeus, den Knaben empor, Mundschenk, der zweite, zu sein?
Hast du den reizenden sanft mit schützenden Flügeln getragen,
Adler, und hast ihn doch nicht weh mit den Klauen geritzt?

Dionysios heißt auch der Held des 107. Epigramms, dessen Schönheit die Grazien noch erhöhen sollen, falls er dem Dichter gut ist. Ein anderes Mal sollen die Eroten selbst entscheiden, ob ein Knabe namens Dorotheos ihm oder dem Zeus gehören soll. Mit Zeus will er natürlich den Kampf nicht aufnehmen, aber außer diesem

*) Im Original folgen noch zwei Verse, die aber hier, weil sie ziemlich matt sind, wegbleiben. — Über die Sitte, den Namen des Geliebten in Bäume einzuschneiden oder an eine Wand zu schreiben, vgl. die Anmerkung 55.

will er ihn niemandem lassen (66). Schön ist das Epigramm auf den Knaben Themison; die Sehnsucht zu ihm führt den Dichter, der reichlich gezecht hat, sicheren Wegs.

116.

Reichlich hab' ich gezecht, nun laßt mich schwärmen. Ergreife,
Sklave, den Kranz vom Tau quellender Tränen benetzt.
Nicht gedenke ich weit zu gehn im nächtlichen Dunkel:
Themison strahlet als Licht herrlich und zeigt mir den Weg.*)

123.

Ihm, der im Faustkampf gesiegt, des Antikles Sohn Menecharmos,
Hab ich mit wollenem Band zehnmal umwunden das Haupt.
Dreimal küßt' ich ihm weg das Blut, das reichlich hervorquoll,
Süßer als Myrrhen zu sein schien mir der köstliche Saft.

Auch der schon früher verwendete Gedanke, daß es die Nemesis selbst rächt, falls man einem schönen Knaben die Anerkennung verweigert, begegnet uns. So ist es dem Dichter mit dem schönen Archestratos ergangen, den er einst nicht beachtete, nun hat ihn der Knabe mit dem Blitze seiner Schönheit versengt (140). Daß Herakleitos aus Magnesia stammt, also ein Magnet ist, hat ein anderer Dichter selbst erfahren müssen.

152.

Heraklit, der Magnet, nicht Eisen zieht mit dem Steine,
Nein, meine Seele zieht durch seine Schönheit er an.

An die Worte des Prinzen: „Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig“ muß man unwillkürlich bei dem 79. Epigramm denken:

Schon war ruhig mein Herz, als mich Antipater küßte,
Aus der Asche empor lodert von neuem die Glut.
Wider Willen ergriff mich zum zweiten Male die Flamme:
Leicht erfaßt euch die Glut, bleibt drum, ihr Liebenden, fern.[56])

---

*) Themison hieß auch der Liebling des Königs Antiochus I. Er stammte aus Kypros und liebte es, sich als jugendlichen Herakles zu kleiden, d. h. nackt mit einem Löwenfell um die Schultern, mit Pfeilen und Bogen und einer Keule bewaffnet. Als solchem opferte ihm das Volk (Pythermos bei Athen. VII, 289 F).

Nach diesem Rundgange durch die Galerie schöner Knaben der namenlosen Dichter hören wir natürlich auch die Klagen über einige Schattenseiten dieser Liebe ähnlich denen, die uns schon früher begegnet sind. Sprödigkeit oder besser Gleichgiltigkeit des Jungen macht den Dichter unglücklich:

19.

Wie erwürbe ich wohl deine Liebe, wenn du nichts forderst,
Nichts dem Fordernden gibst, und was ich biete, verschmähst?

Vor allem aber ist es die Klage über das so schnell hereinbrechende Alter, das die Schönheit beendet. Mit der Klage darüber verbindet sich auch hier wieder die Mahnung, die Zeit der Jugend nicht ungenützt vorübergehen zu lassen.

39.

Nun ist vorbei und verwelkt deine Jugendblüte, Nikander,
All deiner Reize blieb kaum die Erinnerung noch.
Und doch wähnten wir einst, daß nie die Jugend dir schwände:
Laßt, ihr Knaben, den Stolz, denkt, daß das Alter euch naht.

Ja, der Dichter kann aus eigener reichlicher Erfahrung nur dringend vor dieser Liebe warnen, weil es eben ein unendliches, nie auszuschöpfendes Bemühen ist, eine stürmische Seefahrt, in der das Schiff des Herzens beständig hin und her geschleudert wird.

145.

Endet die eitele Müh, ihr Pädophilen, ihr armen,
Töricht nähren wir nur Hoffnung, die nie sich erfüllt,
Gleich ist's, ob ihr das Meer zum Grund ausschöpfen beschlösset,
Und die Körner des Sands zählen im Wüstengebiet,
Gleich ist's zu hegen im Sinn die Knaben verlangende Sehnsucht,
Deren Schönheit den Gott freut und die Menschen zugleich.

156.

Wechselndem Wetter im Lenz ist meine Liebe vergleichbar,
Die zu dir, Diodor, stürmisch die Seele mir drängt.
Bald ist dein Himmel bewölkt und Regen strömet in Menge,
Bald in strahlender Pracht leuchtet dir wonnig der Blick.

Sieh, ich segle in Nacht, wie einer, der Schiffbruch erlitten,
Durch die schwankende Flut irrend im Sturme umher.
Setze mir endlich ein Ziel deiner Liebe oder des Hasses,
Daß ich es endlich weiß, welche der Fluten mich trägt.

Trotz alledem aber ist auch hier die Grundtendenz das Übel weiter zu ertragen, da des Schönen doch so viel dabei und es eben süße Gewohnheit ist (160), aber freilich mit gemeiner käuflicher Liebe will der Dichter nichts zu tun haben (104), die wahre Liebe zu Knaben aber gibt Mut, sie fürchtet weder Blitz noch Donner, und der Schild des Eros ist unverletzlich (115), und immer wieder sucht der Dichter das nächtliche Glück, aus dem ihn nur zu zeitig die Singvögel aufwecken.

186.

Weich gebettet im Arm des lieblichen, holdesten Knaben
Hat mich euer Gesang, schwatzende Vögel, geweckt,
Nachtigallen im Baum. Sonst sind doch nur Weiber geschwätzig,
Da ihr Männchen doch seid, haltet den Schnabel und schweigt.[57])

Damit hätten wir den weiten Weg durch das XII. Buch der Anthologie, die „Knabenmuse Stratons“, beendet. Wie sagt doch Hölderlin einmal so schön:

„Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
Und es neigt am Ende der Weise dem Schönen sich.“

Über die drei letzten Bücher der Palatinischen Anthologie können wir uns kurz fassen.

BUCH XIII

enthält nur 31 meist kleinere Gedichte, die nicht in Distichen, sondern in verschiedenen Versmaßen abgefaßt sind. Für unsere Zwecke wäre zu nennen ein kleines Gedicht des Phaidimos (2), in dem Kallistratos, der Sohn des Apollodoros aus Athen, dem Hermes „ein der Schönheit gemeinsames Bildnis“ weiht, das heißt eine Statue, in der man ebensogut den jugendlichen Hermes wie den schönen Kallistratos wiederfinden kann. Von demselben Phaidimos sind die schönen Worte, die dem Melistion,

einem edlen Knaben aus der Stadt Schoenus in Boiotien, zu Liebe geschrieben sind und die uns wie eine Art von Stammbuchvers anmuten (22). Der Dichter bittet den Apollo, den „Pfeil der Liebe auf die Jünglinge zu richten, daß sie durch die Liebe zueinander gestärkt das Vaterland schützen.“ In dieser Liebe erblickt er eine göttliche Kraft und er empfiehlt den Melistion dem besonderen Schutze des Apollo. — Von dem Athener Opis weiß Simonides zu sagen, daß er gar schön die Flöte spielt, die er nun „der „Aphrodite weiht, von Sehnsucht bezwungen zu dem schönen Bryson“ (20). — Hegesippos beklagt den Tod seines sinnigen Freundes Abderion, der bei der Insel Seriphos Schiffbruch erlitten hatte (12). — In einem Gedichte des Asklepiades (23) lesen wir die Klage um einen früh verstorbenen hoffnungsvollen Knaben namens Botrys, und vor der Zeit, in fremdem Lande, ist auch der junge Phocus gestorben, dessen Tode auf dem Meere die schönen Verse des Phalaikos gewidmet sind (27).

BUCH XIV

enthält arithmetische Aufgaben in gebundener Form, Rätsel und Orakelsprüche[68]) und in

BUCH XV

endlich ist alles mögliche zusammengestellt, was sich bisher nicht unterbringen ließ, darunter mehrere metrische Spielereien und Kunststückchen, darunter die „Erosflügel des Simmias“ (aus Rhodos, zur Zeit des Ptolemäos I). Es ist dies ein Gedicht aus Versen von ganz verschiedener Länge, so daß man in dem Gesamtbilde bei etwas Phantasie und gutem Willen ein Flügelpaar erkennen kann. Der etwas orphisch angehauchte Inhalt schildert die Allgewalt des Eros, so daß dieses Gedicht einen ganz passenden Abschluß für unsere Musterung der Palatinischen Anthologie bildet.

II. Die Planudeïsche Anthologie.

Aus den sieben Büchern dieser Blumenlese, die aus der Palatinischen im XIV. Jahrhundert der Mönch Maximus Planudes veranstaltete (vgl. oben Seite 218), und die alles in allem nur 395 Epigramme enthält, die sich in der größeren Sammlung nicht finden, ist für unsere Zwecke nur eine bescheidene Nachlese zu halten, was um so erklärlicher ist, weil der „finstre Ernst und das traurige Entsagen" des Christentums, von dem der Mönch durchdrungen ist, ihn alles Erotische als Blendwerk der Hölle ansehen läßt, und nun gar die Liebe zu Jünglingsknaben! „Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken: — er starb zwar nicht daran, aber entartete zum Laster", sagt Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse IV 168. Und doch wird selbst in dieser, von mönchischem Geiste geleiteten Auswahl noch mancher schöne Jüngling sich uns darstellen, und noch manches Gedichtchen werden wir kennen lernen, welches, sei es direkt, sei es indirekt mit der Begeisterung der Hellenen für die Schönheit der Epheben zusammenhängt und seine Entstehung der Liebe zu diesen Epheben verdankt.

BUCH I. III.

Einem spartanischen Knaben, der nicht durch Geschicklichkeit, sondern durch Kraft sich auszeichnet, ist ein Epigramm des Damagetos gewidmet (1); einen Olympiasieg des wunderschönen Theognotos feiert Simonides (2), von dem wir auch eine Inschrift auf eine Statue des schönen Olympiasiegers Milo haben (24), und

von Zenodotos lesen wir eine sinnige Aufschrift auf einer Erosstatue, die man in der Nähe einer Quelle errichtet hatte (14):

Wer hat hier dieses Bild des Eros am Wasser errichtet?
Glaubt er, des Eros Glut werde mit Wasser gelöscht?

BUCH IV.

In dem vierten Buche seiner Anthologie hat Planudes Inschriften von plastischen Kunstwerken gesammelt, und zwar sind es 334 Gedichte, die in der Palatinischen Anthologie nicht zu finden sind. Besonders zahlreich sind die Inschriften auf Erosstatuen, von denen wieder die berühmte Erosstatue des Praxiteles besonders gefeiert wird. Das wundervolle Werk hatte Praxiteles der schönen Phryne geschenkt, die es in Thespiae, einer kleinen Stadt Boiotiens*), nebst einer Statue der Aphrodite und einem eigenen Bildnis der Aphrodite weihte. Von Caligula nach Rom geschleppt, von Claudius den Thespiern zurückerstattet, wurde das Werk dann wieder von Nero gestohlen und ward dann durch Feuer zerstört. Eine Vorstellung von dem Zauber dieses Eros-Epheben können wir uns durch die bekannte Statue im Museo nazionale von Neapel machen oder durch den noch bekannteren Erostorso des Vatikan („genio del Vaticano"). Auf der Basis des Originales selbst oder auf der einer der zahlreichen Kopien standen wohl die eigenen Verse des Künstlers, die wir in unserer Anthologie (Nr. 204) lesen. — Auf diese Erosstatue beziehen sich noch folgende Epigramme: von Antipatros aus Sidon mit dem Gedanken, daß dieses süße Bild nicht nur den Stein, sondern auch starres Eisen in Glut versetzen könne (167); von Julianos Aigyptios (203), von Tullius Geminus (205) und von Leonidas (206).

---

*) „Bei den Thespiern blüht am meisten der Kult des Eros seit uralter Zeit" Pausan. IX 27, 1.

Sehr zahlreich sind die außerdem von Planudes in diesem Buche mitgeteilten Epigramme auf Eros-Bilder, und man sieht staunend den Reichtum an Motiven, mit denen die ewig junge Phantasie der Hellenen die Darstellung des entzückendsten ihrer Göttergebilde zu variieren wußte. Da ist der gefesselte Eros, ihm gelten mit immer neuen Gedankennüancen die Epigramme 195—199; oder er wird mit der Fackel dargestellt (209). Beliebt ist das Motiv des schlafenden Eros (208, 210—213); ein hübsches Epigramm des Moschos zeigt uns den Eros pflügend (200), oder wir sehen ihn bekränzt, (201, 202). Für eine Erzstatue des Eros ist das Epigramm eines unbekannten Dichters bestimmt (194), für die Statue eines nackten Eros mit Symbolen, die seine Herrschaft zu Wasser und zu Lande bedeuten, das des Palladas (207); von unbekannten Dichtern endlich die drei Epigramme 250—252. Sehr nett sind auch die Gedichte eines Sekundus (214) und Philippus (215), in denen Gemälde beschrieben werden, auf denen eine ganze Schar von Eroten dargestellt ist, die sich mit den Waffen der einzelnen Götter gerüstet haben.

Eine Hermesstatue in einem Gymnasium, von Knaben mit Hyacinthen und Veilchen bekränzt, begeistert den Nikias zu einem schönen Epigramm (188). Etwas gröberes Geschütz führen dann die Dichter auf, die für Priaposstatuen Inschriften verfaßten. Hier wird der Ton direkt sinnlich, das erotische Element tritt unverhüllt hervor, höchstens, daß die Obscönitäten durch Wortspiele gemildert werden. In den Gärten, die er vor Dieben und unberufenen Eindringlingen schützen sollte, stand sein Bild, kunstlos aus Holz gemacht, das Symbol seiner männlichen Kraft in frecher Nacktheit darstellend. So zeigt ihn uns das Epigramm des Leonidas (236); nicht ohne Stolz macht er einen Dieb auf das gewaltige Werkzeug seiner Kraft aufmerksam, denn mit ihm würde er

bestraft werden, falls er seinen Diebesgelüsten nachgeben sollte.[59]) Diese Drohungen werden nun immer wieder variiert, so von Tymnas (237), Argentarios (241), Antistios (243), Leonidas (261) und einem unbekannten Dichter (260). Das Epigramm des Philippos (240) stellt ein Gespräch zwischen Priapos und einem fremden Besucher des Gartens dar. Der Fremde möchte von den schönen reifen Pfirsichen einige haben, was der Gott zunächst rundweg ablehnt, aber schließlich gegen entsprechende Gegengabe erlaubt. Erstaunt fragt der Fremde, ob denn ein Gott nach Geld verlangt; doch der Gott belehrt ihn, daß er vielmehr des Fremden eigenen „Pfirsich" begehrt.[60]) Verhüllung der grotesken Entblößung verlangt Erykios (242) mit der Begründung, daß der Priapos ja nicht in menschenöder Einsamkeit stände, sondern in Lampsakos am Strande des Meeres, das von der keuschen Helle seinen Namen erhielt. In einem höchst ärmlichen Garten ist der Priapos aufgestellt, dem das Epigramm des Lucian gilt (238): hier könne man nichts stehlen, klagt der Gott, außer ihn selbst.

Eine weitere Gruppe von Epigrammen, die in diesem Zusammenhang genannt werden müssen, feiert besonders schöne Vertreter des männlichen Geschlechtes, seien es bestimmte Personen oder jugendliche Athleten, Kammerdiener, aber auch zwei Damen werden deshalb gerühmt, weil sie weibliche Vorzüge mit männlicher Kraft vereinigen. Da wäre der schöne Leo zu nennen, ein Knabe von der Insel Rhodos, dem Apollonidas zwei elegante Epigramme widmet (49, 50). „Kinyras, der Liebling des Apollo, Ganymedes und Paris wurden von der alten Zeit ob ihrer Schönheit bewundert; aber von der Schönheit des Leo wird man immer singen und sagen, und glücklich ist Rhodos zu preisen, daß es sich solcher Sonne erfreut (mit Anspielung auf den bekannten Koloß von

Rhodos, den Sonnengott darstellend). Das andere Epigramm (50) spielt witzig mit dem Namen des Knaben (Leo, Löwe) und meint, wenn dieser Leo dem Herkules (der als erste seiner zwölf Arbeiten den Nemäischen Löwen bewältigte) einst begegnet wäre, so würde man nicht von den zwölf Arbeiten des Herkules sprechen können (weil er eben schon bei der ersten unterlegen wäre).

Ein Epigramm des Antipater (75) feiert in etwas überschwänglicher Weise den Kotys, den jugendlichen König von Thrazien. Zeus, so lautet die Pointe des Gedichtes, besitzt das Herrscherszepter, Ares die kriegerischen Waffen, Apoll die Schönheit: Kotys vereinigt alles dreies in sich.*)

In das Schlafzimmer des Königs Justinian läßt das Epigramm des Leontios Scholasticus (d. h. Anwalt) einen Blick tun: er rühmt den Kammerpagen Kallinikos, in dessen schönem Körper auch eine schöne Seele gewohnt habe (33). Dem Knaben Thyonichus, der im Wettlauf alle Rivalen, gleichaltrige, jüngere und ältere besiegt hat, gilt ein Epigramm des Makedonios (ebenfalls Zeitgenosse des Justinian). Das Standbild, das man dem siegreichen Knaben gesetzt hat, soll, wie es in dem Gedicht heißt, nicht allein dessen blendende Schönheit der Nachwelt übermitteln, sondern vor allem zur Nacheiferung anspornen (51). Ein großer Freund von Tänzerinnen scheint der soeben genannte Leontios gewesen zu sein, wenigstens hat er mehreren ein literarisches Denkmal gesetzt. Der Helladia rühmt er nach, sie habe, den Hektor tanzend weibliche Anmut mit männlicher Kraft vereinigt (287)

*) Welcher von den verschiedenen thrakischen Königen dieses Namens gemeint ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Man hat an den Sohn des Kotys gedacht, an welchen Ovid aus dem Exil eine poetische Epistel richtete (ex Ponto II, 9) und von dem Tacitus erzählt (annal. II, 64 ff.).

und in einem anderen Epigramme (288) sagt er, sie habe den Körper der Grazien und um die Hüften den Gürtel der Venus. Aber wenn sie tanzt, sei sie wie ein geschmeidiger Eros, alle durch ihre Schönheit wie ihre Kunst in gleichem Maße fesselnd.

Zuletzt wären noch die Epigramme zu erwähnen, die als Grabgedichte für Anakreon gedacht sind. Während zwei derselben, eins des Eugenes (308) und ein namenloses (309) nur in allgemeinen Ausdrücken von den Liebesliedern des teuren Sängers reden, wird in den beiden Gedichten des Leonidas von Tarent (306, 307) der Lieblinge des Anakreon, des anmutigen Bathyllus und des schönen Megistes (vgl. 1, 645 ff.) ausdrücklich Erwähnung getan.[61])

Anmerkungen.

[1]) Über einige kleinere auf uns gekommene Sammlungen von Epigrammen gibt Auskunft Stadtmueller auf p. XIII des ersten Bandes seiner Ausgabe, wo auch weitere Literatur angegeben ist. Siehe ferner Susemihl, Geschichte der griechischen Literatur in der Alexandrinerzeit Bd. II (Leipz. 1892), S. 566 ff. — Noch sei bemerkt, daß die durch Inschriften auf uns gekommenen Epigramme später behandelt werden sollen.

[2]) Vgl. Goethe, Notizbuch von der schlesischen Reise im Jahre 1790. Herausgegeben von Friedr. Zarnke. Leipzig 1884. Goethes Werke (Ausgabe Düntzer, III 1, Seite 255):

„Knaben liebt' ich wohl auch, doch lieber sind mir die Mädchen:
Hab' ich als Mädchen sie satt, dient sie als Knabe mir noch."

Die kallipygischen Reize der Mädchen spielen in diesem fünften Buche eine große Rolle. Den Streit dreier Mädchen, welche am meisten Kallipygos sei, hat Rufinus in zwei formvollendeten, aber von heißester Sinnlichkeit erfüllten Epigrammen geschildert (34, 35). Bei der Beschreibung eines sich badenden Mädchens widmet derselbe Rufinus den posterioren Reizen ein ganzes Distichon (59). Dioskorides zeichnet eine Hetäre durch das Beiwort ῥοδόπυγος aus (54); ein ähnliches Lob findet sich in dem Epigramm des Philodemos (131).

[3]) Über diese Frage, als ein sehr beliebtes Thema erotischer Darstellung, vgl. Brandt zu Ovid, ars amatoria II, 684:

Odi concubitus qui non utrumque resolvunt,
Hoc est, cur pueri tangar amore minus.

Vgl. dort auch Seite 232. Zu dem sei noch hinzugefügt, was Heinse in der Vorrede zu seiner Petronübersetzung erörtert (wortgetreuer Abdruck der Ausgabe 1773: Leipzig, Weigel 1898, Seite 20).

[4]) In einem langen Epigramm des Agathias (301) wird der Gedanke ausgesponnen, daß jede auch nur denkbare Liebe (Dirne, Jungfrau, Frau eines anderen, legitime Gattin, Knabe, Witwe usw.) mit Gefahr oder Unbequemlichkeit verbunden sei, so daß nur das Rezept des Diogenes übrig bliebe, dem „die Hand das Hochzeitslied sang". — Ein für allemal mag hier bemerkt werden, daß Gedichte, die schon in dem ersten Aufsatze (Jahrbuch, Bd. VIII, 1906) behandelt sind, in der Anthologie häufig wiederkehren; natürlich werden sie dann hier von uns nicht nochmal erörtert: so hier das schöne Epigramm Platons (AP. V, 77), das man oben Jahrb. VIII auf Seite 635 findet.

[5]) Unter dem Namen des Lucian ist folgendes Epigramm überliefert (17): „Tres tibi haec ludicra posuerunt meretrices, Cypri beata, alio alia ab opificio: quarum a clunibus Euphro haecce, ista vero Clio qua fas est, tertia autem Atthis a palato. Pro quibus illi mitte puerilia, domina, lucra, huic vero quae sunt femineae voluptatis, tertiae quae sunt neutrius (Dübner).

[6]) Dasselbe Motiv behandelt ein Epigramm des Philippus (AP. IX, 56), ebenso ein lateinisches Epigramm (Poetae latini minores rec. Baehrens IV, p. 103).

[7]) Nach der geistvollen Vermutung von Jacobs war das Epigramm Inschrift auf einer in der Stadt aufgestellten Bildsäule des Pan. — Über die Liebe des Pan zu Daphnis vgl. auch S. 223.

[8]) Gemeint sind die Ὀξεῖαι νῆσοι, eine Inselgruppe am Ausflusse des Achelous; das Meer ist dort durch

Klippen und Stürme gefährlich (AP. VII, 639, 2. Strabo X, pag. 456).

[9]) Minos selbst, der sagenhafte große Gesetzgeber der Kreter, hatte den *παίδων ἔρως* staatlich sanktioniert, um einer Übervölkerung vorzubeugen, wie Aristoteles (de re publ. II 10, p. 1272) ausdrücklich bezeugt. Nach Timaeus (bei Athen. XIII, 602 f.) haben die Kreter die Sitte des *παιδεραστεῖν* über ganz Griechenland verbreitet. Vgl. auch Plato leg. I, p. 636 c. Ausführliches hierüber bei Becker-Göll, Charikles. Band II. (Berlin 1877) S. 257 ff. und Hoeck, Kreta. Bd. III. (Götting. 1829), S. 106 ff.

[10]) Über die Liebe des Apollo zu Hyacinthus vgl. ausführliche Darstellung bei Ovid. met. X, 162—219.

[11]) Dieser Pylades lebte zur Zeit des Augustus und war im tragischen Tanze nicht minder berühmt als sein Zeitgenosse Bathyllus im komischen. Vgl. Athen. I, p. 20 e.

[12]) Ob Epigramm 614 in unsere Untersuchung gehört, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Es bezieht sich auf ein kleines Bad, das in der Nähe des bekannten „Zeuxippus" genannten Bades zu Konstantinopel lag. Das große Bad wird gebeten, auf das kleine nicht verächtlich herabzublicken: „denn in der Nähe des großen Bären leuchtet der Erotylos süß." Nun scheint es, als ob Erotylos ein kleinerer Stern in der Nähe des großen Bären hieß, aber der Name scheint doch, zumal es sich um Bäder handelt, das Epigramm in unsere Sphäre zu verweisen. — Nr. 554 in mulierem salacem Heracleam quae, ut Hercules Heben, sic *ἥβην* (= penem) iuvenum amabat und 602 gehören nicht eigentlich in unsern Zusammenhang. Das letzte Gedicht handelt von einem Mädchen, das erst nach der Hochzeit sich als männlichen Geschlechtes erweist. Ähnliche Geschichten liest man bei Gellius IX 4, 13 ff., der mehrere Fälle aus Plinius (nat. hist. VII, 3 und 4) zitiert. Sehr bezeich-

nend sind die Worte des Plinius: gignuntur homines utriusque sexus, quos hermaphroditos vocamus, olim androgynos vocatos, et in prodigiis habitos, nunc vero in deliciis.

[13]) Im Original steht: ὄρχεων δράσσεο χερσὶν ὅλαις.

[14]) Mit einem unübersetzbaren Wortspiel:

εἴ με φιλεῖς, Πάμφιλε, μή με φίλει.

[15]) Die den Knaben nachstellen, werden als Wölfe gedacht: vgl. unten AP. XII, 250; ebenso verständlich ist das Bild, unter dem die Passiven als „behaarte Ziegen" vorgestellt werden; vgl. unten Ep. 51.

[16]) Die geheimen Passionen des Euphorion, eines Dichters aus Chalkis, schildert Krates in einem Epigramm (218), in dem sprachliche Ausdrücke ins Obscöne verdreht werden:

Χοίριλος Ἀντιμάχου πολὺ λείπεται· ἀλλ' ἐπὶ πᾶσιν
Χοίριλον Εὐφορίων εἶχε διὰ στόματος,
Καὶ κατάγλωσσ' ἐπόει τὰ ποιήματα, καὶ τὰ Φιλητᾶ
ἀτρεκέως ᾔδει· καὶ γὰρ Ὁμηρικὸς ἦν.

In V. 2 ist χοίριλος mit Anspielung auf χοῖρος (pudendum muliebre) gesagt; Ὁμηρικός in V. 4 mit Anspielung auf μηρός.

[17]) Von Meleagros, über den weiter unten (S. 248) eingehend zu reden sein wird, liest man das 223. Epigramm:

Εἰ βινεῖ Φαβορῖνος ἀπιστεῖς· μηκέτ' ἀπίστει·
αὐτός μοι βινεῖν εἶπ' ἰδίῳ στόματι.

Der Scherz liegt in der doppelten Konstruktion εἰπεῖν ἰδίῳ στόματι und βινεῖν ἰδίῳ στόματι.

[18]) Von Straton ist Epigramm 22, das ein obscönes Wortspiel mit dem Namen des Knaben Drakon enthält (δράκων Schlange und Penis):

Ἔστι Δράκων τις ἔφηβος ἄγαν καλός· ἀλλά, δράκων ὤν
πῶς εἰς τὴν τρώγλην ἄλλον ὄφιν δέχεται;

Das 21. Epigramm (auf den Penis des Knaben Agathon) kehrt im XII. Buche unter der Nummer 242 mit wenigen Veränderungen wieder (s. unten S. 295).

In Nr. 225 endlich wird uns ein Schema zu dreien vorgeführt (vgl. oben Seite 221).

[19]) „Die Enterbten des Liebesglücks" möchte man das 272. Epigramm überschreiben.

Ἀνέρας ἠρνήσαντο καὶ οὐκ ἐγένοντο γυναῖκες·
Οὔτ' ἄνδρες γεγάασιν, ἐπεὶ πάθον ἔργα γυναικῶν·
Οὔτε γυναῖκες ἔασιν, ἐπεὶ φύσιν ἔλλαχον ἀνδρῶν.
Ἀνέρες εἰσὶ γυναιξὶ καὶ ἀνδράσιν εἰσὶ γυναῖκες.

Dazu vgl. Lucian. amor. cap. 21.

Das 261. Epigramm

Υἱὸς Πατρικίου μάλα κόσμιος, ὃς διὰ Κύπριν
οὐχ ὁσίην ἑτάρους πάντας ἀποστρέφεται

bezieht Brunck in „masturbatorem qui sodales aversabatur, non quod esset sanctior, sed ut solitarium vitium exerceret."

An einen Passiven ist Ep. 339 gerichtet:

Τὴν κεφαλὴν σείεις καὶ τὴν πυγὴν ἀνασείεις·
ἓν μὲν μαινομένου, ἓν δὲ περαινομένου.

[20]) Auf fellatores (feminarum) beziehen sich die Epigramme 222, 329, 338; 221 wohl auf eine fellatrix. Das Epigramm des Kallimachos (362) scheint man dagegen nicht erotisch deuten zu dürfen.

[21]) Aratos aus Soli in Cilicien, etwa um 305 geboren, der Verfasser mehrerer uns zum Teil erhaltener Gedichte meist astronomischen Inhalts wird um so passender genannt, als er selbst Ephebophile war. Von seiner Liebe zu einem schönen Knaben hatte Theokrit gesungen; vgl. I, S. 667. Mit den Worten *ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα* hatte Aratos seine Phainomena begonnen; derselbe Anfang bei Theokrit 17, 1, wozu man die Erklärer vergleiche und Susemihl Bd. I, Seite 206. Über Aratos alles wesentliche

bei Susemihl I, 284—299. Einige Hypothesen über den von Aratos geliebten Philinos bei Susemihl I, 287, Anmerkung 8. Ein Epigramm des Aratos auf einen schönen Knaben steht in der Anthologie XII, 129 (vgl. unten Seite 271). Mit Theokrit war er eng befreundet, vgl. Theokr. 6. 7, 98. 17, 1.

[22]) Das heißt, er verlangt nach Gegenliebe, was der Dichter hübsch durch den homerischen Halbvers *τὸν δ'ἀπαμειβόμενος* ausdrückt. Jacob vergleicht Lucian. amor. cap. 26: *εἰ δὲ εἴκοσιν ἐτῶν ἀποπειρῴη παῖδά τις, αὐτὸς ἔμοιγε δοκεῖ πασχητιᾶν, ἀμφίβολον ἀφροδίτην μεταδιώκων.*

Über das Alter der Knaben ist auch das 205. Epigramm zu vergleichen:

Bin ich doch ganz verliebt in des Nachbars reizenden Jungen,
Und wie verschmitzt er lacht, zeigt, daß er selber versteht.
Erst zwölf Jahr ist er alt, drum ohne Aufsicht, noch unreif:
Ist er zur Reife gelangt, wird er wohl besser bewacht.

Hierher gehört auch Epigramm 228: „Wenn ein noch unreifer Knabe zu einer Zeit, da er der Liebe noch unkundig ist, sich hingibt, so bringt das dem Freunde, der ihn dazu überredete, nur um so größere Schande. Und wenn einer zur Zeit der Jugendentwicklung, wenn er das dazu gehörige Alter bereits hinter sich hat, sich als Knabe gebrauchen läßt, so ist das ihm doppelt schimpflich. Doch gibt es eine Zeit, mein Moiris, für beide, da das eine nicht mehr, das andere noch nicht schimpflich ist: und in der Zeit befinden wir uns beide, du und ich.“ Das 255. Epigramm tadelt diejenigen, die nur an dem ganz reifen Alter Wohlgefallen empfinden.

[23]) Die uns nicht ganz verständliche Vorliebe für den vom Öl der Ringschule noch glänzenden Knabenkörper erscheint hier nicht vereinzelt. So hebt in der Erinnerung an den Anblick des Freundespaares Delphis und Eudamippos (vgl. I, 672) bei Theokrit (2, 79) das

verlassene Mädchen hervor, wie ihnen beiden die Brust noch von Salböl glänzte, als sie sie zum ersten Male sah, da sie eben vom Gymnasium kamen. Vgl. Ovid. metam. VI, 241: transierant ad opus nitidae iuvenale palaestrae.

[24]) Zu der Bezeichnung „Wolf und Lamm“ vgl. I, 660 das von Plato überlieferte Sprichwort. Ferner das Epigramm des Lucilius AP. XI, 216 (oben Seite 229).

[25]) Die uns befremdende Ausdrucksweise des letzten Verses erklärt sich daher, daß es sich um eine Parodie einer Iliasstelle (XXI, 257—262) handelt, die man nachschlagen möge.

[26]) Unter den „Raben und Geiern“ sind Dirnen und kriechende Schmeichler zu verstehen, für die Knaben der geschilderten Art allenfalls gerade gut sind. Vgl. Krates bei Stob. flor. XV, 10: *Κράτης τὰ τῶν πλουσίων χρήματα ταῖς ἐπὶ τῶν κρημνῶν συκαῖς εἴκαζεν, ἀφ' ὧν ἄνθρωπον μηδὲν λαμβάνειν, κόρακας δὲ καὶ ἰκτίνους, ὥσπερ παρὰ τούτων ἑταίρας καὶ κόλακας.*

[27]) Das Epigramm bezieht sich auf einen jungen Schauspieler, der gegen seinen Liebhaber stolz und grausam war. „Indem du alles wie auf der Bühne behandelst“ d. h. du verstellst dich und gibst dich nicht so wie du bist. — „Die Ausgeschlossene“ (*Ἀποκλῃομένη*, nämlich puella ab amatore exclusa) war der Titel einer Komödie des Poseidippos [Fragmente bei Kock, comicorum Atticorum fragmenta, Bd. III, Leipz. 1888, Seite 336]. Ob auf diese oder eine andere desselben Titels hier angespielt wird, wissen wir nicht.

[28]) Über die Bedeutung der geschlossenen und vom Liebhaber bestürmten Tür in der Erotik ist gehandelt in Brandts Ausgabe von Ovids ars amatoria (Leipzig 1902) zu II, 244.

[29]) Im Original folgen noch die beiden matten Verse:

Lade Tiresias dir und Tantalus selber zu Gaste,
Denn der eine ist blind, Tantalus sieht dich allein.

Vgl. damit Martial. IX, 25:

Dantem vina tuum quotiens adspeximus Hyllum,
Lumine nos, Afer, turbidiore notas.
Quod, rogo, quod scelus est, mollem spectare ministrum?
Adspicimus solem, sidera, templa, deos.
Avertam vultus, tamquam mihi pocula Gorgon
Porrigat atque oculos oraque nostra petat?
Trux erat Alcides et Hylan spectare licebat;
Ludere Mercurio cum Ganymede licet.
Si non vis teneros spectet conviva ministros,
Phineas invites, Afer, et Oedipodas.

[80]) Zu dem Gedanken vgl. Aristaen. I, 10 init: *καὶ τοῖς ὄμμασι χάριτες οὐ τρεῖς καθ' Ἡσίοδον ἀλλὰ δεκάδων περιεχόρευε δεκάς.*

[81]) Dr. Otto Knapp, die Homosexuellen nach hellenischen Quellenschriften (*Ἀνθρωποφυτεία*, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral, herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss. Bd. III, 1906, Seite 254—260). Folgende Epigramme des XII. Buches finden sich dort behandelt: 3, 4, 7, 11, 13, 206, 207, 209, 210, 213, 216, 222, 242, 245, 251. Neben diesen unter dem Namen des Straton überlieferten hat Knapp noch folgende Epigramme anderer Dichter übersetzt: 30 (Alkaios). 38 (Rhianos). 40 (Adespoton). 41 (Meleagros). 22 u. 232 (Skythinos). — Ac primum quidem de partibus puerorum amatorum quas nominare nefas haecce agunt epigrammata:

3.

Τῶν παίδων, Διόδωρε, τὰ προσθέματ' εἰς τρία πίπτει
σχήματα, καὶ τούτων μάνθαν' ἐπωνυμίας.
Τὴν ἔτι μὲν γὰρ ἄθικτον ἀκμὴν δαγῦδ' ὀνόμαζε,
κωκὼ τὴν φυσᾶν ἄρτι κατερχομένην·
Τὴν δ' ἤδη πρὸς χεῖρα σαλευομένην λέγε σαύραν·
τὴν δὲ τελειοτέρην οἶδας ἃ χρή σε καλεῖν.

Hoc in epigrammate puerorum penes in tres dividuntur classes. Secundo disticho non duas sed unam significari

aetatem apertum est, nam si duae significarentur, haberes omnino non tres, sed quattuor aetates. *Δαγῦδα* (Püppchen) in versu tertio ego scripsi, libri habent *λαλον*, quod corruptum est. Etiam *κωκὼ* corruptum videtur. *Σαύρα* (lacerta, Eidechse) puerorum puberum penis in anthologia saepe audit, simodo iam manu fricari potest. Fortasse etiam signa Apollinis *Σαυροκτόνου* [fortasse non necaturus est lacertam, sed eam contemplatur] ab artificibus identidem expressa sensu non carent amatorio. Cf. Martial. XIV, 172:

Sauroctonos Corinthius.

Ad te reptanti, puer insidiose, lacertae
parce: cupit digitis illa perire tuis (perire: ambigue, cf. Prop. II 15, 13, saepe). Cf. Welcker, alte Denkmäler I, 406 ff.

207.

Ἐχθὲς λουόμενος Διοκλῆς ἀνενήνοχε σαύραν
ἐκ τῆς ἐμβάσεως τὴν Ἀναδυομένην.
Ταύτην εἴ τις ἔδειξεν Ἀλεξάνδρῳ τότ' ἐν Ἴδῃ,
τὰς τρεῖς ὃν ταύτης προκατέκρινε θεάς.

Ludit poeta, cum pueri lacertam *ἀναδυομένην* dicit, nimirum in Venerem *Ἀναδυομένην* iocatus.

242.

Πρῴην τὴν σαύραν ῥοδοδάκτυλον, Ἄλκιμ', ἔδειξας,
νῦν αὐτὴν ἤδη καὶ ῥοδόπηχυν ἔχεις.

Epigramma paucis mutatis iam supra XI, 21 legebatur. Lusus apertus: lacerta pueri modo digiti erat crassitudine, nunc (manu nimirum fricata) lacerti. *Ῥοδοδάκτυλος* apud Homerum Aurora sescenties audit, *ῥοδόπηχυς* cognomen est Aurorae (hymn. hom. 31, 6), Eunicae et Hipponoae Nereidum (Hesiod. theog. 247. 251) Graciarum (Sappho fr. 65) aliarum. — *Τὰ παιδικὰ μέρη* (Lucian. amor. 14), podices dumtaxat puerorum venusti in musa Stratonis puerili saepe maxima cum laude celebrantur.

15.

Εἰ Γραφικοῦ πυγαῖα σανὶς δέδαχ' ἐν βαλανείῳ,
ἄνθρωπος τί πάθω; καὶ ξύλον αἰσθάνεται.

Lectio versus primi incerta est, sensus apparet.

213.

Τῷ τοίχῳ κέκλικας τὴν ὀσφύα τὴν περίβλεπτον,
Κῦρι· τί πειράζεις τὸν λίθον; οὐ δύναται.

6.

Πρωκτὸς καὶ χρυσὸς τὴν αὐτὴν ψῆφον ἔχουσιν·
ψηφίζων δ' ἀφελῶς τοῦτό ποθ' ηὗρον ἐγώ.

Verba *χρυσός* et *πρωκτός* tantidem valent, utrumque summa 1570 conficit:

χ =	600	π =	80
ρ =	100	ρ =	100
υ =	400	ω =	800
σ =	200	κ =	20
ο =	70	τ =	300
σ =	200	ο =	70
	1570	σ =	200
			1570

251.

Πρόσθε μὲν ἀντιπρόσωπα φιλήματα καὶ τὰ πρὸ πείρας
εἴχομεν· ἧς γὰρ ἀκμὴν, Δίφιλε, παιδάριον.
Νῦν δέ σε τῶν ὄπιθεν γουνάζομαι, οὐ παρεόντων
ὕστερον· ἔστω γὰρ πάντα καθ' ἡλικίην.

Vers 3. *τῶν ὄπιθεν*, sc. *μερῶν* id est *τοῦ πρωκτοῦ* et iocatur poeta in Hom. Od. XI, 66: *νῦν δέ σε τῶν ὄπιθεν γουνάζομαι οὐ παρεόντων*, ubi sunt *οἱ ὄπιθεν* qui in patria remanserunt. — Jam ea sequuntur epigrammata quibus gaudia amoris masculi atque venereae res ipae praedicantur.

209.

Μήτε λίην στυγνὸς παρακέκλισο, μήτε κατηφής,
Δίφιλε, μηδ' εἴης παιδίον ἐξ ἀγέλης.

Ἔστω προυνικὰ πρῶτα θιγήματα, καὶ τὰ πρὸ ἔργων
παίγνια, πληκτισμοί, κνίσμα, φίλημα, λόγος.

Vers. 2 pueros dicit qui corpore quaestum faciunt, quos abhorret poeta. Vers. 3 προυνικὰ θιγήματα sunt salaces tactus. Plura qui vult de ludis venereis, adeat Ovidii artem amatoriam a Brandtio editam (Leipzig 1902) ad II, 703—732. Inprimis conferas quae Lucianus (amor. 53) fuse ac copiose de arte venerea cum bello puero ludendi exposuit.

238.

Ἀλλήλοις παρέχουσιν ἀμοιβαδίην ἀπόλαυσιν
οἱ κύνεοι πῶλοι μειρακιευόμενοι·
ἀμφαλλὰξ δὲ οἱ αὐτοὶ ἀπόστροφα νωτοβατοῦνται,
τὸ δρᾶν καὶ τὸ παθεῖν ἀντιπεραινόμενοι.
Οὐ πλεονεκτεῖται δ' οὐδ' ἅτερος· ἄλλοτε μὲν γὰρ
ἵσταται ὁ προδιδοὺς ἄλλοτ' ὄπισθε πάλιν.
Τοῦτ' ἐστιν πάντως τὸ προοίμιον· εἰς γὰρ ἀμοιβὶν
ὡς λέγεται, κνήθειν οἶδεν ὄνος τὸν ὄνον.

Vers. 8 proverbium. Cf. Aristid. orat. 46, 300 Dind. Aristot. hist. anim. 9, 1, 14.

210.

Τρεῖς ἀρίθμει τοὺς πάντας ὑπὲρ λέχος, ὧν δύο δρῶσιν,
καὶ δύο πάσχουσιν. Θαῦμα δοκῶ τι λέγειν.
Καὶ μὴν οὐ ψεῦδος· δυσὶν εἷς μέσσος γὰρ ὑπουργεῖ
τέρπων ἐξόπιθεν, πρόσθε δὲ τερπόμενος.

Simile epigramma Stratonis iam supra (XI, 225) legebatur:

Ἡ κλίνη πάσχοντας ἔχει δύο καὶ δύο δρῶντας,
οὓς σὺ δοκεῖς πάντας τέσσαρας· εἰσὶ δὲ τρεῖς.
Ἢν δὲ πύθῃ, πῶς τοῦτο; τὸν ἐν μέσσῳ δὶς ἀρίθμει,
κοινὰ πρὸς ἀμφοτέρους ἔργα σαλευόμενον.

Quos versus Hugo Grotius sic vertit:

Cum iaceant lecto duo qui patiuntur in uno,
Et duo qui faciunt, quattuor esse putas.
Tres sunt. Scire cupis quanam ratione? Bis illum
Tu medium numera, qui facit et patitur.

Cf. Ausonii epigramma 119 (quod nostra lingua expressum habes in amethysto a Francisco Blei edito, 1906, vol. III.):

Tres uno in lecto: stuprum duo perpetiuntur,
Et duo committunt: quattuor esse reor.
Falleris. Extremis da singula crimina et illum
Bis numeres medium, qui facit et patitur.

247.

Οἷον ἐπὶ Τροίῃ ποτ' ἀπὸ Κρήτης, Θεόδωρε,
Ἰδομενεὺς θεράποντ' ἤγαγε Μηριόνην,
τοῖον ἔχω σε φίλον περιδέξιον. Ἦ γὰρ ἐκεῖνος
ἄλλα μὲν ἦν θεράπων, ἄλλα δ' ἑταιρόσυνος·
καὶ σὺ τὰ μὲν βιοτοῖο πανήμερος ἔργα τέλει μοι·
νῦν δ' ἄγε πειρῶμεν, ναὶ Δία, Μηριόνην.

Per iocum poeta nomen Merionae, quem Idomenei amicum fuisse ex Iliade nemo ignorat, a voce *ὁ μηρός* (Schenkel) sensu amatorio derivat. Cf. Sext. Empir *ὑπ'.* III, 199: *λέγεται δὲ καὶ παρὰ Θηβαίοις τὸ παλαιὸν οὐκ αἰσχρὸν τοῦτο εἶναι δόξαι, καὶ τὸν Μηριόνην τὸν Κρῆτα οὕτω κεκλῆσθαί φασι δι' ἔμφασιν τοῦ Κρητῶν ἔθους καὶ τὴν Ἀχιλλέως πρὸς Πάτροκλον διάπυρον φιλίαν εἰς τοῦτο ἀνάγουσί τινες.* Cf. etiam epigrammata 37, 97, V, 36. Rectius nomen *Μηριόνης* per velocitatem *τῶν μηρῶν* explicatur (Etym. Magn. s. v.).

243.

Εἴ με τὸ πυγίζειν ἀπολώλεκε, καὶ διὰ τοῦτο
ἐκτρέφομαι ποδαγρῶν, Ζεῦ κρεάγραν με πόει.

Sensus apparet. Dicit poeta etiamsi pedicando podagram acquisiverit tamen se nolle a pedicando desistere. Ac ludit cum verbis, nam *κρεάγραν* dicit in *ποδαγρῶν* iocatus. Jam conferas Eustath. ad Iliadem IX, 206, unde discimus *κρεάγραν* (forcipem) etiam *λύκον* appellari (cf. etiam Pollux X, 98), *λύκους* autem puerorum amatores audiri iam supra (pag. 293) vidimus.

225.

Οὐδέποτ' ἠελίου φάος ὄρθριον ἀντέλλοντος
μίσγεσθαι ταύρῳ χρὴ φλογόεντα κύνα,
μή ποτε καρπολόχου Δημήτερος ὑγρανθείσης
βρέξῃς τὴν λασίην Ἡρακλέους ἄλοχον.

Epigramma spurcum. „Mane non esse pedicandum, ne hesternae occurras cenae" (Duebner). *ταῦρος* = ānus. *Κύων δηλοῖ καὶ τὸ ἀνδρεῖον μορίον* Hesych. Vgl. Anth. Pal. V, 105, 4. — Vers 4: Dicit poeta *Ἥβην*, Herculis uxorem, sed intellegit *ἥβην*, penem.

7.

Σφιγκτὴρ οὐκ ἔστιν παρὰ παρθένῳ, οὐδὲ φίλημα
ἁπλοῦν, οὐ φυσικὴ χρωτὸς ἐυπνοΐη,
οὐ λόγος ἡδὺς ἐκεῖνος ὁ πορνικός, οὐδ' ἀκέραιον
βλέμμα, διδασκομένη δ' ἐστὶ χακιοτέρα.
ψυχροῦνται δ' ὄπιθεν πᾶσαι· τὸ δὲ μεῖζον ἐκεῖνο,
οὐκ ἔστιν ποῦ θῇς τὴν χέρα πλαζομένην.

Σφιγκτήρ est musculus analis (constrictor) quo penem vehementius constringi poeta censet quam vulvā. — Vers 3. De sermonibus lascivis cf. quae diximus supra ad epigramma Nr. 209. Jacobs addit Martial. XI 104, 11. Juven. II 6, 196: quod enim non excitet inguen vox blanda et nequam? — Vers 6. Mentula scilicet ac scrotum pueri, quas partes mulcere ac perfricare vult amator cum rem facit. Pluribus de hoc epigrammate agit Knapp l. l. quem adeas.

245.

Πᾶν ἄλογον ζῶον βινεῖ μόνον· οἱ λογικοὶ δὲ
τῶν ἄλλων ζώων τοῦτ' ἔχομεν τὸ πλέον,
πυγίζειν εὑρόντες. Ὅσοι δὲ γυναιξὶ κρατοῦνται,
τῶν ἀλόγων ζώων οὐδὲν ἔχουσι πλέον.

240.

Ἤδη μοι πολιαὶ μὲν ἐπὶ κροτάφοισιν ἔθειραι,
καὶ πέος ἐν μηροῖς ἀργὸν ἀποκρέμαται·

ὄρχεις δ' ἄπρηκτοι, χαλεπὸν δέ με γῆρας ἱκάνει.
οἴμοι! πυγίζειν οἶδα καὶ οὐ δύναμαι.

Sed quae Goethius noster re expertus est cum puella illa quae Musa carminis illius praeclarissimi facta est („doch Meister Iste hat nun seine Grillen") ne Strato quidem ignorat:

11.

Ἐχθὲς ἔχων ἀνὰ νύκτα Φιλόστρατον, οὐκ ἐδυνήθην,
κείνου, πῶς εἴπω; πάντα παρασχομένου.
Ἀλλ' ἐμὲ μηκέτ' ἔχοιτε φίλοι φίλον, ἀλλ' ἀπὸ πύργου
ῥίψατ', ἐπεὶ λίην Ἀστυάναξ γέγονα.

Ludit poeta, cum nomen *Ἀστυάναξ* a *στύειν* derivat (= *στύειν μὴ δυνάμενος*); similis iocus in epigrammate 174. Ad rem conferas Ovid. amor. III 7, 67 ss. Priap. 83.

216.

Νῦν ὀρθή, κατάρατε, καὶ εὔτονος, ἡνίκα μηδέν·
ἡνίκα δ' ἦν ἐχθές, οὐδὲν ὅλως ἀπέπνεις.

Cf. etiam Scythini epigramma 232.

Es folgen noch einige andere Epigramme, die aus leicht erklärlichen Gründen aus dem Text hierher in die Anmerkungen verwiesen wurden.

236.

Εὐνοῦχός τις ἔχει καλὰ παιδία· πρὸς τίνα χρῆσιν;
καὶ τούτοισι βλάβην οὐχ ὁσίην παρέχει.
Ὄντως ὡς ὁ κύων φάτνῃ ῥόδα, μωρὰ δ' ὑλακτῶν
οὐθ' αὑτῷ παρέχει τἀγαθὸν οὐθ' ἑτέρῳ.

Quonam damno pueros spado afficiat apparet si Martialem confers (XI, 22):

Mollia quod nivei duro teris ore Galaesi
Basia, quod nudo cum Ganymede iaces,
(Quis negat?) hoc nimium est. Sed sit satis: inguina saltem
Parce fututrici sollicitare manu.
Levibus in pueris plus haec quam mentula peccat
Et faciunt digiti praecipitantque virum.

Inde tragus celeresque pili mirandaque matri
Barba, nec in clara balnea luce placent.
Divisit natura marem: pars una puellis,
Una viris genita est. Utere parte tua.

Vers 3: Sintne verba recta dubito. Jacobsius dicit: *ὡς ὁ κύων, φασίν, ῥόδα* sive *φρουρῶν ὡς ὁ κύων, φασίν, ῥόδα*, nam rosae satis apte dictae de pueris pulchris, et fuit fortasse proverbium *ὡς κύων ῥόδα φυλάττων*. Quae alii viri docti coniecerint in Duebneri editione reperis.

13.

Ἰητροὺς εὗρόν ποτ' ἐγὼ λείους δυσέρωτας,
τρίβοντας φυσικῆς φάρμακον ἀντιδότου.
Οἱ δέ γε φωραθέντες· Ἔχ' ἡσυχίην! ἐδέοντο·
κἀγὼ ἔφην· Σιγῶ, καὶ θεραπεύσετέ με.

„Lepidum et venustum carmen, cuius acumen in duplici usu verbi *τρίβειν*, quod medicorum proprium, et altera significatione praetextatum est: *αἰδοῖον τρίβειν*, mastuprari.“ Brunck. Addo etiam *θεραπεύσετε* ambiguum esse („behandeln“).

219.

Geld noch fordert ihr gar, ihr Lehrer? Wirklich bescheiden!
Holde Knaben zu sehn, achtet ihr dieses für nichts?
Und mit ihnen zu sprechen und wenn sie euch grüßen zu küssen,
Gilt nicht Münzen von Gold dieses euch hunderte gleich?
Wem ein schöner Knabe erblüht, mir mag er ihn schicken:
Für einen einzigen Kuß gebe ich, was er begehrt.

187.

Πῶς ἀναγινώσκειν, Διονύσιε, παῖδα διδάξεις,
μηδὲ μετεκβῆναι φθόγγον ἐπιστάμενος;
ἐκ νήτης μετέβης οὕτως ταχὺς εἰς βαρύχορδον
φθόγγον, ἀπ' ἰσχνοτάτης εἰς τάσιν ὀγκοτάτην.
Πλὴν οὐ βασκαίνω· μελέτα μόνον· ἀμφοτέρους δὲ
κρούων, τοῖς φθονεροῖς Λάμβδα καὶ Ἄλφα λέγε.

Epigramma in Duebneri editione sic exponitur.

„Vers 2: *μετεκβαίνειν* nos dicimus transitionem agere per gradus a tenuiore ad graviorem sonum, quod

magni momenti est in arte recitandi. Sequentia ostendunt cur hoc illum nescire sciat Strato. — Vers 3: Est de *νήτη* et *ὑπάτῃ* dictum ad XI ep. 352, quae sunt instrumentorum chordae vel soni vocis. Scite ad grammaticam musica nomina transtulit, cum utriusque artis rudimenta ad easdem res pertinerent, prosodiam, rhythmum ceteras. Per *νήτην* seu altissimum sonum innuitur amasii os, per *ὑπάτην* seu gravissimum sonum et ultimum *ὁ πρωκτός*. Tum ad *ἀμφοτέρους κρούων* repetatur *φθόγγους*. Est *κρούειν* aptum de re utraque, et musica et obscoena. In fine *λάμβδα καὶ ἄλφα λέγε* vertam: ‚dic invidis, *λαβδακίσω ἐγὼ ὑμᾶς καὶ ἀλφηστήσω*.‘ Quae si non bene graeca videbuntur, sumantur Catulliana verba: ‚pedicabo ego vos et irrumabo.‘ *Λάμβδα* de cunnilinguis dictum iam apud Aristoph. Eccl. 915 (cf. Blaydes ad V. 920). Ausonius epigr. 128: ‚cui ipse linguam cum dedit suam‘ *λάβδα* est. Littera A ad *ἀλφηστάς* respicitur, piscis genus, quod pediconibus nomen dedit, quia (ut exponit Athenaeus VII p. 281 f.) semper duo una capiuntur, altero alterum a cauda sequente eique adhaerente.“

222.

Εὐκαίρως ποτὲ παιδοτρίβης, λεῖον προδιδάσκων,
εἰς τὸ γόνυ γνάμψας, μέσσον ἐπαιδοτρίβει
τῇ χερὶ τοὺς κόκκους ἐπαφώμενος. Ἀλλὰ τυχαίως
τοῦ παιδὸς χρῄζων ἦλθεν ὁ δεσπόσυνος.
Ὃς δὲ τάχος τοῖς ποσσὶν ὑποζώσας ἀνέκλινεν
ὕπτιον, ἐμπλέξας τῇ χερὶ τὴν φάρυγα.
Ἀλλ᾽ οὐκ ὢν ἀπάλαιστος ὁ δεσπόσυνος προσέειπεν·
Παῦσαι· πνιγίζεις, φησί, τὸ παιδάριον.

Ludus in eo est quod verba quibus in palaestra pueri corpora exercentes utebantur ambigue ad res venereas referuntur. Domino appropinquante magister simulat se pueri corpus exercuisse tantum. Dominus autem, amoris masculi haud imperitus, dicit eum puerum suffocare

(*πνιγίζεις* ambigue). Cf. Lucian. gymnas. cap. 1. Philostr. imag. II, 6 (p. 412). — Vers 3 *κόκκους*: Cf. Catull. 61, 131: da nuces pueris, iners concubine; satis diu lusisti nucibus. Martial. XIV, 18:

Alea parva nuces et non damnosa videtur;
saepe tamen pueris abstulit illa nates.

Anth. Pal. XII, 3, 4 (supra pag. 294).

206.

A. **Νῦν τοῦτ'· ὦ! φωνῶ,* τὸ μέσον λάβε καὶ κατακλίνας*
ζεύγνυε, καὶ πρώσας πρόσπεσε, καὶ κάτεχε.

B. *Οὐ φρονέεις, Διόφαντε· μόλις δύναμαι γὰρ ἔγωγε*
ταῦτα ποεῖν· παίδων δ' ἡ πάλη ἔσθ' ἑτέρα.

A. *Ὀχλοῦ καὶ μένε, Κῦρι, καὶ ἐμβάλλοντος ἀνάσχου·*
πρῶτον συμμελετᾶν ἢ μελετᾶν μαθέτω.

Etiam huius epigrammatis acumen in verbis ambiguis est. Paedotribam cum puero rem facere atque ambigue colloqui certum est, lectiones incertae sunt. Versus primi lectio ex Boissonadii coniectura: nunc hoc age: oh! aio. Vix recte. Sequentia: penem (meum) medium (manu) corripe et (te) decumbens liga (admove penem natibus tuis) et (te) adurgens irrue (penem meum in nates) et comprime (utramque tuam natem, musculo scilicet constrictore cf. epigr. 7, supra p. 299). Tum puer (B) se hoc scire negat, quippe quod puerorum luctamen aliud sit. Pergit magister (A): ceve (cf. I, p. 669) et mane (donec perfecero) et (penem) irruentem sustine; nam te cum alio exercere prius opus est, quam solum. Similiter verba palaestrica ad luctamen venereum (cum femina) delata habes in Apul. met. II, 17. Lucian. asin. cap. 9. 10.

Unter Stratons Namen sind noch folgende Epigramme überliefert.

255.

Οὐδ' αὐτή σ' ἡ λέξις, ἀκοινώνητε, διδάσκει,
ἐξ ἐτύμου φωνῆς ῥήματος ἑλκομένη;

Πᾶς φιλόπαις λέγεται, Διονύσιε, κού φιλοβούπαις.
 Πρὸς τοῦτ' ἀντειπεῖν μή τι πάλιν δύνασαι;
Πύθι' ἀγωνοθετῶ, σὺ δ' Ὀλύμπια· χοὺς ἀποβάλλων
 ἐκκρίνω, τούτους εἰς τὸν ἀγῶνα δέχῃ.

Vers 5: „Sensus: tu iis pueris oblectaris, quos ego reieci. Pythiorum nimirum celebratio incidebat in vernos menses, Olympiorum in aestivos. Qui ad illa serius venerant, vel ab agonothetis reiecti fuerant, Olympiam proficisci ibique fortunam experiri poterant." Jacobs.

„Ein Brüderpaar liebt mich, und ich weiß nicht, welchen der beiden ich als Herrn vorziehen soll. Der eine geht, der andere kommt: an diesem ist das schönste, daß er da ist, am andern, daß er sich nach mir sehnt." (246.)

231.

Dem Euklid, dem Liebenden, starb der Vater, der immer
 Gut im Leben ihm war und nun zu rechter Zeit starb.
Glücklich Euklid, ich darf nur heimlich die Spiele der Liebe
 Üben, der Vater scheint, weh mir, unsterblich zu sein.

204.

„Χρύσεα χαλκείων" νῦν εἴπατε· „δὸς λάβε" παίζει
 Σωσιάδας ὁ καλὸς καὶ Διοκλῆς ὁ δασύς.
Τίς κάλυκας συνέκρινε βάτῳ, τίς σῦκα μάκησιν;
 ἄρνα γαλακτοπαγῆ τίς συνέκρινε βοΐ;
Οἷα δίδως, ἀλόγιστε, καὶ ἔμπαλιν οἷα κομίζῃ!
 Οὕτω Τυδείδης Γλαῦκον ἐδωροδόκει.

Puer formosus qui cum turpi amatore consuetudinem habet vituperatur. — Fons proverbii in V. 1 est Hom. Il. VI, 236. Δὸς λάβε ludus puerorum est; cf. Anth. Pal. IX, 546, 7.

253.

Δεξιτερὴν ὀλίγον δὸς ἐπὶ χρόνον, οὐκ ἀνάπαυσις
 (κεἴ μ' ὁ καλὸς χλεύην ἔσχε) χοροιτυπίης.
Ἀλλ', εἰ μὴ πλευρῇ παρεκέκλιτο πατρὸς ἀκαίρως,
 οὐκ ἄν δή με μάτην εἶδε μεθυσκόμενον.

Der Sinn des vielleicht nicht vollständig überlieferten Epigrammes ist nicht ganz klar; nur so viel scheint sicher, daß der Dichter im Zustande der Trunkenheit vom Knaben verspottet war und nun über die Rache nachdenkt, die aber dadurch erschwert ist, daß der Knabe an der Seite des Vaters schläft.

211.

Wenn du ein Neuling noch bist in dem, was von dir ich begehre,
Hast du vielleicht ganz recht, daß du dich fürchtest und sorgst.
Lehrte dich aber das Bett deines Herrn die Künste der Liebe,
Was verweigerst du mir, was du doch selber empfängst?
Jener, dein Herr, er ruft dich zum Werk, dann läßt er dich gehen,
Schläft, und es fällt ihm nicht ein, freundlich zu plaudern mit dir.
Anders hast du's bei mir: wir spielen und plaudern und kosen,
Und du schenkst meinem Flehn das, was dir jener befahl.

[32]) Ein Gemälde, das die Entführung des Ganymedes durch den Adler des Zeus darstellte, hatte nach Plinius hist. nat. XXXIV, 74 Leochares gemalt: Leochares (fecit) aquilam sentientem quid rapiat in Ganymede et cui ferat parcentemque unguibus etiam per vestem puero. (Benndorf.)

[33]) Näheres in der Einleitung von Brandts Ausgabe von Ovids ars amatoria (Leipzig 1902), Seite XIV.

[34]) In diesen Zusammenhang gehört auch Nr. 214:

Gib dich und nimm dies Geld, ich werde zufrieden dich stellen;
Und es wird mir dafür königlich lohnen dein Leib.

[35]) Vgl. Martial. IV, 7:

Cur here quod dederas, hodie, puer Hylle, negasti,
Durus tam subito, qui modo mitis eras?
Sed iam causaris barbamque annosque pilosque.
O nox quam longa es, quae facis una senem!
Quid nos derides? Here qui puer, Hylle, fuisti,
Dic nobis, hodie qua ratione vir es?

Troilus war der jüngste und zarteste von des Priamus Söhnen; „auf seinen purpurroten Wangen leuchtet das Feuer der Liebe“, sagt Phrynichus von ihm bei Athen. XIII, 564 F. Seine Schönheit und Jugendblüte wird

auch sonst gepriesen, vgl. Verg. Aen. I, 475. Hor. carm. II, 9, 15. Das traurige Schicksal des Troilus, der im zartesten Knabenalter von Achilles erschlagen wurde (Ilias XXIV, 257) bildete den Inhalt einer Tragödie des Sophokles (Fragmente bei Nauck, tragici [2], p. 266). Die Gegenüberstellung des Troilus und Priamus findet sich auch bei Kallimachos (Cic. tusc. I, 39, 93).

[86]) Über Meleagros findet man alles wichtige bei Susemihl, Geschichte der griechischen Literatur in der Alexandrinerzeit I, (Leipzig 1891), S. 46 f. II, (Leipzig 1892) S. 555 ff.

[87]) Vgl. die ähnliche Klage in den Anakreonteen (I, Seite 649).

[88]) Epigr. 94:

Στέρνοις μὲν Διόδωρος, ἐν ὄμματι δ' Ἡράκλειτος,
ἡδυεπὴς δὲ Δίων, ὀσφύϊ δ' Οὐλιάδης.
Ἀλλὰ σὺ μὲν ψαύοις ἁπαλόχροος, ᾧ δὲ Φιλόκλεις,
ἔμβλεπε, τῷ δὲ λάλει, τὸν δὲ . . . τὸ λειπόμενον.
ὡς γνῷς, οἷος ἐμὸς νόος ἄφθονος· ἢν δὲ Μυΐσκῳ
λίχνος ἐπιβλέψῃς, μηκέτ' ἴδοις τὸ καλόν.

Die Lesarten sind sehr unsicher.

95.

Εἴ σε Πόθοι στέργουσι, Φιλίκλεες, ἥ τε μυρόπνους
Πειθὼ καὶ κάλλευς ἀνθολόγοι Χάριτες,
ἀγκὰς ἔχοις Διόδωρον, ὁ δὲ γλυκὺς ἀντίος ᾄδοι
Δωρόθεος, κείσθω δ' εἰς γόνυ Καλλικράτης,
ἰαίνοι δὲ Δίων τόδ' εὔστοχον ἐν χερὶ τείνων,
σὸν κέρας, Οὐλιάδης δ' αὐτὸ περισκυθίσαι,
δοίη δ' ἡδὺ φίλημα Φίλων, Θήρων δὲ λαλῆσαι,
θλίβοις δ' Εὐδήμου τιτθὸν ὑπὸ χλαμύδι.
Εἰ γάρ σοι τάδε τερπνὰ πόροι θεός, ὦ μάκαρ, οἵαν
ἀρτύσεις παίδων Ῥωμαϊκὴν λοπάδα.

Vers 6: *κέρας*, penem. — *περισκυθίζειν* de more Scytharum qui pellem hostibus de capitibus detrahebant

hic in obscoenum sensum derivatur: glandem penis denudare.

41.

Οὐκέτι μοι Θήρων γράφεται καλὸς οὐδ' ὁ πυραυγὴς
πρίν ποτε, νῦν δ' ἤδη δαλός, Ἀπολλόδοτος.
Στέργω θῆλυν ἔρωτα· δασυτρώγλων δὲ πίεσμα
λασταύρων μελέτω ποιμέσιν αἰγοβάταις.

Vers 4: *λάσταυρος*, taurus hispidus, cinaedus.

[39]) Auf dem Gemälde, das Alkibiades in Athen zur Feier seiner Siege in den Nationalspielen hatte aufstellen lassen, war auf seinem Schilde ein Eros dargestellt, der einen Blitz schleudert (Athen. XII, 534 e.).

[40]) Ein Epigramm des Meleagros auf den schönen Myiskos, das nicht in der Palatinischen Anthologie erhalten ist, hat Cramer veröffentlicht (anecd. Paris. IV, 385, 11):

*Εἶπεν Ἔρως τὸν καλὸν ἰδὼν * * * ωρίσκρν*
δωροῦμαι τὰ δ' ἐμὸ τόξα σοι καὶ φαρέτρην.
*Δωροῦμαι καὶ πτηνὸν * * * * ἅ γε χείλεα*
χεῖλος ἐμὸν θείης λάμβανε καὶ πτέρυγα.

[41]) Als Herakleitos älter geworden war, hatte der Dichter nur ein wenig schönes Spottgedicht für ihn übrig:

33.

Ἦν καλὸς Ἡράκλειτος, ὅτ' ἦν ποτε· νῦν δὲ παρ' ἥβην
κηρύσσει πόλεμον δέρρις ὀπισθοβάταις.
Ἀλλὰ Πολυξενίδη, τάδ' ὁρῶν, μὴ γαῦρα φρυάσσου·
ἔστι καὶ ἐν γλουτοῖς φυομένη Νέμεσις.

[42]) Dieses Epigramm ist ohne den Namen des Dichters überliefert, ist aber Eigentum des Meleagros. Näheres darüber bei Steinbach, anthologiae Planudeae appendix Seite 58.

[43]) Unter dem Namen des Meleagros sind in dem XII. Buche der Pal. Anthologie noch folgende Epigramme überliefert. Nr. 19a, an einen Knaben namens Helio-

dorus. Da dasselbe mit geringen Abweichungen schon im V. Buche (Nr. 215) stand, wo es an des Dichters Geliebte Heliodora gerichtet war, so erhellt, daß es in unserem Zusammenhang übergangen werden muß. Dasselbe gilt von Nr. 147, das ebenfalls an Heliodora gerichtet ist. Auch 114 kann hier außer acht gelassen werden, da dieses Epigramm sozusagen nur ein Extrakt aus V, 172 ist, auch keinen direkten Bezug auf unser Thema enthält. — Die Epigramme Nr. 82 und 83 sind an sich höchst elegant und kunstvoll, sind aber offenbar irrtümlicher Weise in das XII. Buch gesetzt worden, da sie auf ein Mädchen gehen. — Aus demselben Grunde sind Nr. 109 und 113 in die Anmerkungen verwiesen, da sie eine weibliche Schönheit, namens Timarion verherrlichen.

109.

Selbst Diodor, der den Knaben das Herz mit Liebe erfüllte,
Ward von dem Augenpaar lüsternen Mädchens besiegt.
Den süßbitteren Pfeil des Eros trägt er im Herzen:
So entzündete sich Feuer an sengender Glut.

113.

Eros selbst, der geflügelte Gott, bekennt sich gefangen:
Mit ihrem Augenpaar fing ihn Timarion ein.

Diese Timarion erscheint auch V, 96.

[44]) Amor als gelehriger Schüler erscheint auch bei Apuleius (met. X, 2): . . . . quamdiu primis elementis Cupido parvulus nutriebatur, imbecillis adhuc eius viribus etc.

[45]) Dieses Epigramm ist vielleicht von einem anderen Asklepiades, der nach der Handschrift aus Adramyttion (in Mysien) stammt, und von dem nichts näheres bekannt ist.

[46]) Das letzte Distichon ist in der Überlieferung schwer verderbt. Die Übersetzung basiert nur auf Vermutung ursprünglicher Lesart. — Eine ziemlich freie Übersetzung dieses Epigramms durch Quintus Catulus steht bei Gellius, noctes Atticae XIX, 9, 14.

[47]) Schol. zu Eurip. Alcest. 2: Ῥιανὸς δέ φησιν, ὅτι ἑκὼν (Ἀπόλλων) αὐτῷ (Ἀδμήτῳ) ἐδούλευσε δι' ἔρωτα. Dieselbe Erklärung des Mythus findet sich auch bei Kallimachos, hymn. 2, 49.

[48]) Von Rhianos ist endlich noch Epigramm 38:

Ὧραι καὶ Χάριτές τε κατὰ γλυκὺ χεῦαν ἔλαιον,
ὦ πυγά· κνώσσειν δ' οὐδὲ γέροντας ἐᾷς.
Λέξον μοι τίνος ἐσσὶ μάκαιρα τύ, καὶ τίνα παίδων
κοσμεῖς; ἁ πυγὰ δ' εἶπε· Μενεκράτεος.

[49]) *Ἦλθέν μοι μέγα πῆμα, μέγας πόλεμος, μέγα μοι πῦρ,*
Ἤλισσος πλήρης τῶν ἐς ἔρωτ' ἐτέων,
αὐτὰ τὰ καίρι' ἔχων ἑκκαίδεκα, καὶ μετὰ τούτων
πάσας καὶ μικρὰς καὶ μεγάλας χάριτας,
καὶ πρὶς ἀναγνῶναι φωνὴν μέλι, καὶ τὸ φιλῆσαι
χείλεα, καὶ τὸ λαβεῖν ἔνδον, ἀμεμπτότατον.
Καὶ τί πάθω; φησὶν γὰρ ὁρᾶν μόνον· ἦ ῥ' ἀγρυπνήσω
πολλάκι τῇ κενεῇ Κύπριδι χειρομαχῶν.

[50]) *Ὀρθὸν νῦν ἕστηκας ἀνώνυμον οὐδὲ μαραίνῃ,*
ἐντέτασαι δ' ὡς ἂν μή ποτε παυσόμενον·
ἀλλ' ὅτε μοι Νεμεσηνὸς ὅλον παρέκλινεν ἑαυτόν,
πάντα διδοὺς ἃ θέλω, νεκρὸν ἀπεκρέμασο.
Τείνεο καὶ ῥήσσου, καὶ δάκρυε· πάντα ματαίως,
οὐχ ἕξεις ἔλεον χειρὸς ἀφ' ἡμετέρης.

Zu dem Inhalte des Gedichtes vgl. Straton epigr. 11, mit unserer Anmerkung (oben Seite 300).

[51]) Nietzsche, de Laertii Diogenis fontibus I. (Rhein. Mus. XXIII S. 632 ff.)

[52]) Nicht im Text übersetzt werden können die beiden Epigramme des Fronto:

174.

Μέχρι τίνος πολεμεῖς μ', ὦ φίλτατε Κῦρε; τί ποιεῖς;
τὸν σὸν Καμβύσην οὐκ ἐλεεῖς; λέγε μοι.
Μὴ γίνου Μῆδος· Σάκκας γὰρ ἔσῃ μετὰ μικρόν,
καί σε ποιή[illegible] τρίχες Ἀστυάγην.

Μῆδος = μὴ δούς. Saccas ist der aus der Cyropädie bekannte Mundschenk des Astyages, hat aber hier offenbar die Bedeutung von „bärtig". Astyages wird hier mit *στύειν* zusammengebracht. (Vgl. oben S. 300.)

233.

Τὴν ἀκμὴν Θησαυρὸν ἔχειν, κωμῳδέ, νομίζεις,
οὐκ εἰδὼς αὐτὴν Φάσματος ὀξυτέρην.
Ποιήσει σ' ὁ χρόνος Μισούμενον, εἶτα Γεωργόν,
καὶ τότε μαστεύσεις τὴν Περικειρομένην.

Der Sinn des Gedichtes ähnelt dem des vorhergehenden, nur daß Titel von Komödien des Menander scherzhaft verwendet werden.

[53]) Dasselbe Thema wird in den drei Epigrammen (25—27), die unter dem Namen des Statyllios Flakkos überliefert sind, mit nur geringen Nüancen behandelt.

[54]) Ep. 28:

Κῦρος κύριός ἐστι· τί μοι μέλει, εἰ παρὰ γράμμα;
οὐκ ἀναγινώσκω τὸν καλόν, ἀλλὰ βλέπω.

[55]) Für die Sitte, den Namen der oder des Geliebten in Baumrinde zu schneiden, hier einige Belege. Callimachos fr. 101:

ἀλλ' ἐνὶ δὴ φλοιοῖσι κεκομμένα· τόσσα φορεῖτε
γράμματα, Κυδίππην ὅσσ' ἐρέουσι καλήν.

Diese Verse zitiert der Scholiast zu Aristophan. Acharn. 144, der außerdem sagt: *ἴδιον ἐραστῶν ἦν τά τῶν ἐρωμένων ὀνόματα γράφειν ἐν τοῖς τοίχοις ἢ δένδροις ἢ φύλλοις οὕτως· ὁ δεῖνα καλός. ἔγραφον δὲ καὶ ἐν τοίχοις καὶ ἐν θύραις καὶ ὅπου τύχοι.* Vgl. ferner Aristaen. epist. I, 10. Lucian. amor. cap. 16. dial. mer. 10, 4. Suidas sub v. *ὁ δεῖνα καλός.* Ebenso bei den Römern, vgl. z. B. Verg. ecl. 5, 13. 10, 53. Ovid. her. 5, 21. Prop. I, 18, 22. Weiteres bei Becker-Göll, Charikles Bd. I (1877)

S. 314. Konrad Wernicke, die griechischen Vasen mit Lieblingsnamen, Berlin 1890.

[56]) In diesem Zusammenhang sind noch drei Epigramme zu verzeichnen. Pyrrhos ist sonst so schön, sein Wuchs ist ohne Tadel, die ganze Erscheinung nur Anmut — wie schade, daß seine Füße so häßlich sind (96). Der Sinn des Epigrammes auf den schönen Eubios (111) ist nicht klar zu erkennen, während das auf Apollophanes (143) verderbt überliefert ist.

[57]) Im Text sind nicht verwendet und werden daher hier kurz registriert folgende Epigramme. Das eine (40) war vielleicht die Inschrift auf der Bildsäule eines schönen Knaben, ein anderes (103) enthält die bekannte, so überaus berechtigte Moral des Altertums: „Ich liebe den, der mich liebt, und hasse den, der mich haßt." Das Gespräch eines schönen Knaben mit einem Sklaven, den der ungeduldige Herr zu diesem geschickt hat, lesen wir in Nr. 155, und Nr. 90 endlich enthält die Herzensergüsse von einem, der vor lauter Liebe nicht aus noch ein weiß, er liebt eine Hetäre, ein unbescholtenes Mädchen und neuerdings auch noch einen hübschen Jungen.

[58]) Epigrammata 29 et 55 aenigmata sunt, quorum solutio ‚clyster'; epigramma 43 aenigma lepidum de scroto.

[59]) Anth. Plan. 236:

Αὐτοῦ ἐφ' αἱμασιαῖσι τὸν ἀγρυπνοῦντα Πρίηπον
ἔστησεν λαχάνων Δεινομένης φύλακα.
'Αλλ', ὡς ἐντέταμαι, φώρ, ἔμβλεπε. Τοῦτο δ', ἐρωτᾷς,
τῶν ὀλίγων λαχάνων εἵνεκα; Τῶν ὀλίγων.

Vgl. carmina Priapea 24.

[60]) Im Original steht *ἰσχάς*, was zunächst die Feige, dann aber auch „Feigwarzen" am Anus bedeutet. Ich setzte dafür, um zu mildern und um das Wortspiel wenigstens andeuten zu können „Pfirsich". Vgl. carm.

Priap. 5: quam meus hortus habet, sumas impune licebit, si dederis nobis, quod tuus hortus habet.

[61]) Wer an der stählernen Kraft der Muskeln kampffroher Athleten Freude hat, mag auch noch die Epigramme durchmustern, die für die Bildsäulen der Athleten im Hippodrome zu Konstantinopel bestimmt waren (aus dem fünften Buche der Anthologie des Planudes, in Dübners Ausgabe die Nummern 335—387).

Eduard Kulke, ein Uranier.

Von

Dr. Friedrich S. Krauss in Wien.

Am 3. Oktober 1906 besuchte ich in Berlin Herrn Prof. Dr. F. Karsch, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen, weil ich mehreren seiner Schriften vielseitige Belehrung und Anregung verdanke. Im Gespräch kam auch die Rede auf Eduard Kulke, dessen Schriften ich herausgebe und deren Lektüre ich mit Bedacht Herrn Prof. Karsch empfahl. Ich erzählte von meinem Freudschaftverhältnisse mit weiland Kulke und Prof. Karsch fragte mich so nebenher, ob wohl Kulke ein Uranier gewesen. Einem anderen gegenüber hätte ich mich, wie gewohnt, unwissend gestellt, diesmal aber sagte ich bloß: Vielleicht! — Mehr zu erwähnen, nahm ich Abstand, denn ich hätte wohl ein Stück Leidensgeschichte aus Kulkes Leben aufrollen müssen, die ich zurzeit noch allein kenne und deren Wiedergabe auf spätere Jahre zu verschieben ist, bis alle diejenigen Kulke ins Jenseits nachgefolgt sind, die in seinen Tagebüchern und Briefen genannt werden.

Daß Kulke einer der selbständigsten Denker des abgelaufenen Jahrhunderts und ein vollendeter Meister deutscher Erzählungkunst ist, wissen nur die wenigen tausende seiner Leser; daß er ein Uranier war, erfährt man jetzt zum erstenmal in der Öffentlichkeit. Ich darf es wagen, davon einiges mitzuteilen, denn aller Voraussicht nach wird bald in deutschen Landen niemand zu den Gebildeten zählen, der nicht das eine oder andere Werk Kulkes gelesen hat. Die Bemerkung unseres Dr. Magnus Hirschfeld: „An homosexuellen Kunst und Literaturwerken wird nur derjenige Interesse nehmen,

der dafür empfänglich ist. Dem Normalsexuellen wird ein urnischer Roman gleichgiltig oder abstossend sein,“ [1]) hat bereits durch Kulkes Werke eine Berichtigung erfahren. Kulkes Künstlerroman aus dem Rinascimento: „Um holder Frauen Gunst!“ an dem ich mitgearbeitet, ist eigentlich ein urnischer Roman, nur merken es die Homosexuellen nicht, weil sie nur an den stark erotischen heterosexuellen Schilderungen kleben bleiben und weil ich als Mitarbeiter und Herausgeber die urnischen Stellen so milderte, daß sie nur dem Sachverständigen klar werden. Meister Lorenzo, der Kavalier und der Mönch sind Uranier, die dem Maler Ludovico nachjagen, der seinerseits als Heterosexueller den Weibern oder besser, einem Weibe nachrennt. Der Heterosexuelle unterhält sich dabei prächtig, lernt auch das Rinascimento verstehen, nur entgehen ihm die wahren Pointen des Kunstwerkes, weil er eben keinen Sinn für den Uranismus besitzt.

Mit Kulke schloß ich im November 1893 zufällig Bekanntschaft, die sich von der ersten Stunde an bis an sein Lebensende als Freundschaft behauptete und die ich ihm Zeit meines Lebens bewahren werde.

Das hohe Alter und das Siechtum Kulkes ließen selbstverständlich nicht einmal den Gedanken an geschlechtliche Akte im Verkehr mit irgend wem aufkommen, seine schwärmerische Zuneigung zu mir überstieg trotzdem alle Grenzen landüblicher Freundschaften und äußerte sich im Umgange durch viele Aufmerksamkeiten, wie sie ein Verliebter dem Gegenstand seiner Liebe zu erweisen pflegt, so oft er mich besuchte, was ziemlich häufig geschah, obgleich ich ihm fast nie einen Gegenbesuch machte, weil ich in meinem Wohnort keine Geselligkeit unterhalte. Um nur bei meinen Studien zu bleiben, kam er immer im Salonanzuge und brachte mir eine Blume oder ein Buch

[1]) Ursache und Wesen des Uranismus. Jb. f. sex. Zwischenstufen VI. S. 128 f.

oder ein Bildchen zum Geschenk mit. Er führte mich sozusagen aus und es kostete mir jedesmal einen Kampf, ihn von der Bezahlung meiner Zechen abzuhalten.

Ein Jahr vor seinem Ableben besuchte er mich an einem stürmischen Novembernachmittage, um mich abzuholen. Heute gehen wir gewiß auf Brautschau aus, sagte ich scherzend mit Hinblick auf seinen festlichen Anzug und das Blumensträuschen, das er mitgebracht. Er lachte über das Wort, bemerkte aber mit tiefem Ernste: „Heute will ich mit Ihnen über etwas wichtiges sprechen und Sie um etwas bitten."

Daß er einen Pump beabsichtige, hielt ich von vornherein für ausgeschlossen. Ich bezähmte meine Neugierde, nahm meinen Winterrock und ging mit ihm. Wir besuchten zwei Kaffees und drei Gasthäuser, sprachen über Literatur und Wissenschaft und noch allerlei andere Sachen. Endlich um halbdrei morgens fragte ich ihn geradeheraus, da er mit seiner Bitte nicht herausrückte, was er denn von mir wünsche. Er sah mich einen Augenblick an, ergriff meine Hand und sagte: Geben Sie meine Schriften heraus!

Ich lachte ihm fröhlich ins Gesicht. Was ist das für eine Zumutung! Ich soll Ihre Schriften herausgeben! Sie leben ja noch, Gottlob!

Übers Jahr nicht mehr. Dann besorgen Sie die Ausgabe! erwiderte er. Ich erinnerte ihn an eine Reihe seiner älteren Freunde, von denen so mancher als Schriftsteller und durch seine gesellschaftliche Lage hoch über mir stand, er aber entkräftete meinen Einwand: die haben alle mit sich zu tun. Das sind Freunde beim Essen und Trinken, Leute von Versprechungen. Sie sind mein einziger Freund. Ich habe nur zu Ihnen Vertrauen.

Ich überlegte. Kulkes Vater war 96, sein Großvater 90 Jahre alt geworden und er selber konnte mich noch überleben, denn ich hielt es für nicht wahrscheinlich,

daß sich seine Todahnung bewahrheiten werde. Um drei Uhr morgens sagte ich ihm vor seinem Haustor zu. Er umarmte mich und küßte mich dreimal.

Von da ab besuchte ich ihn an jedem Mittwoch Nachmittag, um mir einzelne seiner Schriften abzuholen und um sie zu lesen, damit ich seine literarische Art genau kennen lerne und mich für die mir aufgezwungene Aufgabe vorbereite. Er suchte mein Urteil über jede seiner Erzählungen zu erfahren. Namentlich wollte er meine Meinung über Samuel Mädchen wissen, eine Novelle, die in seinem bei Richter in Hamburg erschienenen Buche abgedruckt ist. Die Geschichte handelt von einem Judenjungen, der mit aller Vorliebe weibliche Arbeiten verrichtet und darum den Spitznamen Mädchen bekommt. Im Judendeutschen der Mährer und Böhmen heißt man einen Uranier dieses Schlages Schmul Mad (Maid). Ich sagte zu Kulke: Die Mässe (Geschichte) haben Sie, wie immer vorzüglich erzählt, nur der Schluß mißfällt mir. — Warum?! — Weil Schmul Mad nicht heiratet? — Was hindert ihn daran? — Weil er nicht ein e r, sondern eine s i e ist. Schmul Mad bleibt ledig. Kulke lachte und bemerkte: Schmul Mad kann heiraten und muß heiraten, er kann auch Kinder haben, doch im Grund seines Herzens liebt er wieder nur einen Mann, darum ist er ja eine Mad.

Das war das einzigemal, daß wir von der Homosexualität sprachen. Mir, dem von Natur aus Heterosexuellen, war damals der Gegenstand zu gleichgiltig an sich und ich vermied weitere Erörterungen, um nicht den Freund, dessen Bisexualität ich ahnte, irgendwie zu verletzen. Er verstand die Frage aus seiner eigenen persönlichen Neigung heraus, er war in Plato und in Schopenhauer ausgezeichnet bewandert, ich aber kannte, wie man aus den bisher veröffentlichten vier Bänden meiner Anthropophyleia ersehen mag, die chrowotischen, ser-

bischen und bulgarischen Homosexuellen und solche, die aus Übermut der Männerliebe nachstreben. Es war mein eigentümliches Mißgeschick, daß sich Agramer, Karlowitzer und Neusatzer Rupfer, käufliche Lustknaben an meine Rockschöße hingen, rein aus Unvernunft, denn der Kampf wider mich, in den sie sich von einem niederträchtig verworfenen Chrowoten hineinhetzen ließen, schuf ihnen wenig Vergnügen. Aus Haß gegen jene Gesellen und aus Verbitterung über die erlittenen Schädigungen gelangte ich zu keinem unbefangenen Urteil über die Homosexualität, obgleich mich meine eigenen folkloristischen Sammlungen darüber aufklären konnten. Erst aus Hirschfelds Jahrbuch und Karschs Schriften schöpfte ich Belehrung, weshalb ich ehrlich meinen früheren Irrtum bekenne.

Über den Ursprung von Kulkes Neigung zerbrach ich mir nicht den Kopf. Er war mein Freund und dem ehrlichen, verehrungwürdigen Freunde sehe ich in sexuellen Dingen vieles nach, worüber ich Fremden gegenüber sehr unmutig sein würde. Im übrigen störte mich seine Neigung nicht im geringsten. Ich begriff sie vollkommen erst nach seinem Hinscheiden bei der Lektüre seiner Kritik der Philosophie des Schönen, die ich im Herbste 1906 in Leipzig veröffentlichte. Nur ein echter Uranier konnte dieses Meisterwerk philosophischen Scharfsinnes fertig bringen. Was Hirschfeld, Karsch, von Römer, Numa Praetorius und andere im Jahrbuch in naturwissenschaftlicher Weise darzutun sich bemühen, hat Kulke auf eine ganz besonders tiefsinnige Art und Weise dargelegt: die Gleichberechtigung der Empfindungen. Er führt endgiltig den Kampf gegen die landläufige Ästhetik und ästhetische Moral durch. Das Wort von der gleichgeschlechtlichen Liebe sprach er nicht aus, aber, hier trifft das Sprichwort zu: Die Tochter straft man, die Schnur meint man.

Ich ersuchte Prof. Ernst Mach, diesem Werke eine Lebensbeschreibung Kulkes vorauszuschicken. Mir selber widerstrebte es, eine zu schreiben, weil ich Kenntnis vom Inhalt der Tagebücher Kulkes habe, aus denen ich die von der Naturanlage bedingte Tragik des Lebens Kulkes ersehen. Er liebte das Weib, nochmehr aber den Mann. Mit den Männern hatte er wenig Glück. Es kommen dabei freilich nur jene Männer in Betracht, denen er während der Blütezeit seiner Kraft begegnete und denen er sein Herz schenkte, nicht ich, sein letzter Liebling. Hier darf ich aus jener schöneren Zeit nur eines Mannes gedenken, mit dem Kulke zwei Jahre hindurch in wirklicher Liebe verkehrte. Das war Peter Cornelius, der Komponist und Dichter (geb. am 24. XII. 1824 zu Mainz und gest. ebenda am 28. X. 1874). Cornelius lebte in den Jahren 1860—1861 in Wien und da schloß sich ihm Kulke an. Mir war es völlig dunkel, warum mir Kulke das eine und das anderemal sagte, ich erinnerte ihn an Cornelius, denn meine Beziehungen zur Musik sind nur die eines dankbaren Zuhörers und Dichters eines von Laufman in Musik gesetzten, preisgekrönten und beliebten Arbeiterliedes und des Textbuchs zu Vladimir R. Gjorgjevics bosnisch Singspiel: Die Braut muß billig sein. Erst aus Kulkes Nachlaß gewann ich die Lösung des Rätsels: Kulke war einmal in Cornelius verliebt, sowie ähnlich später in mich, nur scheint es nach den Gedichten, die ich hier aus Kulkes Nachlaß veröffentliche, zwischen Kulke und Cornelius unvergleichlich zärtlicher hergegangen zu sein. Von den nachfolgenden Stücken ist nur das erste nicht datiert, es fällt aber zweifellos wie die übrigen datierten in das Jahr 1861. Ich wiederhole nur jene, die auf das urnische Verhältnis ein Streiflicht werfen, die anderen, deren Inhalt sich nicht darauf beziehen kann, übergehe ich.

Mein Freund. P. Cornelius.[1])

Mein Freund ist mein und ich bin sein!
Den meine Seele liebt, ich fand ihn nun;
Es darf mein Haupt auf seiner Linken ruhn
Und seine Rechte hegt mich kosend ein.

Mein Freund ist mein und ich bin sein!
Ich zwang sein Herz, daß er mich lieben muß.
Er küsse mich mit seines Mundes Kuß,
Denn seine Lieb ist lieblicher als Wein.

Mein Freund ist mein und ich bin sein!
Stark ist die Liebe, mächtig wie der Tod,
Ein Gottesstrahl, dem kein Erlöschen droht,
Dem Gottesstrahl will unser Herr sich weih'n.

An Peter Cornelius![2])
(1861)

Als gestern ich von dir geschieden,
Da war so übervoll mein Herz!
Mich überkam ein sel'ger Frieden,
Der nahm hinweg den Erdenschmerz!

---

[1]) Das obige Gedicht findet sich auch in der von Adolf Stern im Verlage von Breitkopf & Härtel, Leipzig, herausgegebenen Sammlung Gedichte von Peter Cornelius als von diesem herrührend unter dem Titel: „Aus dem hohen Liede" aufgeführt. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß Kulke sich ein Gedicht Cornelius' zugeschrieben, zumal die vorliegenden Verse vielmehr der Art und Weise Kulkes als der Cornelius' entsprechen. Auch stehen sie des ersteren Empfinden nach allem, was man über das Verhältnis beider Persönlichkeiten weiß, näher; endlich sprechen für Kulkes Autorschaft die Anklänge an das Hohelied Salomonis, welches ihm, dem Juden, ohne Zweifel geläufiger war, als dem christkatholischen Cornelius. Hat doch Kulke biblische und talmudische Motive bei etwa 60 Gedichten mit verwertet. Wie das Gedicht Cornelius zugeschrieben werden konnte, ist schwer verständlich.

Hans Freimark.

[2]) Über Peter Cornelius hat H. Freimark für das Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen eine eingehende, psychologisch wertvolle Studie geliefert, die wegen Platzmangels in diesem Bande abzudrucken leider nicht möglich war. Der Herausgeber.

Ich fühlt' auf meiner Lippe beben
Von deinem Mund den Bruderkuß,
Ich fühlte Geister mich umschweben
Mir bringend süßen Friedensgruß.

Und in mir sprachs: Wenn alles scheidet,
So schwindet niemals doch der Geist,
Der in mir lebt, mich dir verbindet
Und ewig in dem Weltall kreist.

Verwirrung.
(1861)

Wenn ich in deiner Nähe bin,
Fühl ich mich jung und muterfüllt,
Es tauchet auf dem innern Sinn
Der Zukunft schönstes Hoffnungsbild.

Und wieder wenn ich bei dir bin
Fühl ich mich oft so alt und matt.
Denn ich bedenk' im innern Sinn,
Wie viel sich schon geändert hat.

So streiten, wenn ich bei dir bin,
Oft Zukunft und Vergangenheit
Und ungenossen fließt dahin
Die Gegenwart, die Wirklichkeit.

Drum schein' ich, wenn ich bei dir bin
So recht gar nicht bei dir zu sein,
Und leider auch im wahren Sinn
Oft gar nicht mehr bei mir zu sein!

Der Auserwählte.
(1861)

Mich haben geliebt manche schöne Frauen,
Doch konnte keine mir in's Innere schauen.

Zwar wie ein offenes Buch liegt da mein inneres Wesen,
Allein es kann [darin] nicht jeder lesen.

Da fand ich dich und hab es klar gesehen,
Daß du verstehst, was andere nicht verstehen!

Ewigkeit der Liebe.

(1861)

Ja, ich will ihn dir erhalten,
Deinen alten, treuen Freund!
Meine Lieb' wird nie erkalten,
Ewig bleib ich dir vereint!

Ewig wird die Liebe währen,
Und wenn einst mein Auge bricht.
Wird der Tod den Schmerz zerstören,
Aber meine Liebe nicht!

Liebessehnen.

(1861)

Liebessehnen, tief verschlossen
In dem Busen, saß ich stille,
Als von deinen Lippen flossen
Worte, süß in reichster Fülle.

Wenn ich stumm und sinnend lausche
Deinem Wort, dem wunderbaren,
Und mich in dem Glanz berausche
Deines Aug's, des himmelklaren;

Über alle Erdenwehen
Fühl' ich mich hinausgehoben,
Selig wollt' ich so vergehen
Von der Liebe Glanz umwoben.

Unverstanden.

(1861)

In den Tagen meiner Leiden
Bin ich nie zu dir gekommen,
Und von meinen tiefsten Schmerzen
Hast du nie ein Wort vernommen.

Erst wenn sich aus weiter Ferne
Mir ein Strahl der Hoffnung zeigte,
Kam ich, dir mein Glück verkündend,
Ehe es sich wieder neigte.

Und weil nur in frohen Stunden
Du mein Angesicht gesehen,

Darum konntest du mein tiefstes
Innres Wesen nicht verstehen;

Kanntest mich vom Glück begünstigt
Mehr als andre Menschenkinder,
Sahest nicht in mir den Dulder
Und des Leidens Überwinder!

Bis zum letzten Athemzuge
Aber bluten wird die Wunde,
Und mit tausend Schmerzen zahl' ich
Eine jede frohe Stunde.

Gleichsam in Vorahnung der harten Schicksalschläge, die ihn späterhin noch trafen, nannte sich Kulke in diesem seinen Gedichte einen Dulder und Leidens-Uberwinder. Mit stillem herzverzehrenden Gram wandelte er einsam durchs Leben. Was er geschaut, erfaßt und empfunden, das gestaltete er in seinen Erzählungen zu voller Wirklichkeit aus. Das ist es, was seinen Erzählungen, von denen ich bisher fünf Bände veröffentlichte (Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft) für den Psychologen und Kulturforscher einen dauernden Wert verleiht. Kulke kannte alle Arten der Liebe und in ihren Schilderungen erweist er sich als vollendeter Künstler. Er, der Uranier, suchte die Gerechtigkeit, er suchte sie vergebens. Möge doch eine dankbare Nachwelt diesem Vordenker und seinen Werken volle Gerechtigkeit widerfahren lassen!

Über Homosexualität in Albanien.

Von

Medizinalrat **Dr. P. Näcke** in Hubertusburg.

Im Archiv für Kriminal-Anthropologie etc., im 16. Bd., S. 353 und im 26. Bd., S. 106 hatte ich zwei Briefe aus Konstantinopel mitgeteilt, die sehr interessante Streiflichter auf die gleichgeschlechtliche Liebe in der türkischen Metropole warfen. Besonders der 2. Brief war bemerkenswert, da er von einem Herrn stammte, der seit Jahren dort lebt und die einschlägigen Verhältnisse, soweit ein Europäer in sie überhaupt eindringen kann, genau kennen gelernt hatte.

Daß aber Konstantinopel nicht ohne weiteres mit dem Oriente überhaupt zu identifizieren ist, ließ sich, wie in anderen Dingen, so auch bez. der Inversion annehmen. Heute bin ich in der Lage dies bez. einer abgelegenen Provinz, Albaniens nämlich, zu beweisen. Von geschätzter Seite wird mir ein Brief eines hochangesehenen deutschen Gelehrten zugestellt, der viele Reisen unternommen und auch, der Sprachdenkmale halber, das relativ nahe und doch für uns noch wie ein Buch mit 7 Siegeln ausschauende Land der Albanesen besuchte und unter anderem kuriose Verhältnisse, die sich auf Homosexualität beziehen, hierbei aufdeckte. Da der Brief auch sonst großen kulturhistorischen Wert besitzt, lasse ich ihn hier, mit Auslassung nur weniger Worte und Sätze wörtlich abdrucken. Leider ist nicht gesagt, wann die Reise stattgefunden hat; ich vermute, es war dies in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Auch ist der Brief selbst nicht mit Datum versehen. Der Brief selbst lautet folgendermaßen:

„.... Da ich auf meiner Reise nicht nur Inschriften gesammelt und Handschriften kopiert habe, lenkte ich meine Aufmerksamkeit auch auf Fragen der Ethnographie. Über einen hier einschlagenden Punkt möchte ich gern Ihre Meinung als Fachmann hören. Ich war mehrere Wochen unter den Süd-Albanesen (Toska); bei ihnen, wie bei den Nord-Albanesen ist, wie alle aus Hahn wissen, die Männerliebe sehr festgewurzelt. Ich habe mich nun bei Kennern des Landes, Deutschen, Russen und ebenso Einheimischen erkundigt und alle haben Hahns Mitteilungen Punkt für Punkt bestätigt. Für schöne Knaben und Jünglinge hegen diese Schkipetaren eine geradezu schwärmerische Liebe. Die Leidenschaft und gegenseitige Eifersucht ist so groß, daß sie sich noch heute um eines Knaben willen töten. Es wurden mir mehrere Fälle dieser Art berichtet. Namentlich soll diese Liebe stark unter den Muslims grassieren; die orthodoxen Toska bestritten mir, daß sie bei ihnen existiere — die katholischen Miriditen kenne ich nicht aus persönlicher Anschauung; — aber im Lande wohnende und mit den Verhältnissen vertraute Europäer versicherten mir des Bestimmtesten, daß auch die Christen diesem amor masculus huldigen.

Wahr ist ferner, daß die Bruderschaftsbündnisse, wenn sie zwischen Christen geschehen, vom Papas in der Kirche eingesegnet werden, beide Partner nehmen darauf die Eucharistie. Anders mit den Türken. Mein Gastwirt in Ochrida hatte Blutsbrüderschaft mit einem albanesischen Muslim (Gega) geschlossen. Beide stachen sich gegenseitig in den Finger, sogen einen Tropfen Blut heraus. Nun muß einer den andern auf Tod und Leben beschirmen, für den christlichen Wirt ist das eine wichtige Garantie.

Eines berichtet auch Hahn, diese Liebe sei rein ideal, ganz unsinnlich, wie Sokrates die griechische Liebe in

Platons Symposion schildert. Das schien mir etwas wunderbar. Die Einheimischen wollten natürlich mit der Sprache nicht recht heraus. Aber ein sehr wohlunterrichteter Europäer lächelte auf meine Frage etwas skeptisch: „Ah! je n'en peux rien affirmer. C'est quelque chose qui est difficile à approfondir." Hahn erzählt nämlich, als er seinen albanesischen Lehrer, der selbst schwärmerische Gedichte auf seinen Knaben verfaßt — noch heute sollen sie solche Pièces von großer poetischer Schönheit verfassen — als er also ihn fragte, ob diese Liebe auch mit einem geschlechtlichen Akt verbunden sei, sei der Albanese wütend aufgefahren, ob er ihn denn für einen Türken halte. Nur bei diesen sei solches im Schwange.

Ich glaube, hier läuft Mißverständnis auf der einen oder poetische Hyperbel auf der andern Seite unter. Denn daß die Griechenliebe durchaus nicht so rosenfarben unschuldig war, wie sie Otfried Müller in den Doriern ausmalt, wissen wir jetzt aus den Inschriften von Thera.

Meine ganz laienhafte Hypothese, ... ist folgendes: Wie mir Kenner mitteilten, sind bei den Türken vornehmlich coitus analis et oralis, letzterer in einer wirklich besonders widerwärtigen Form im Schwange. Dagegen eiferte der Lehrer. Es mag ja sein, daß diese Formen bei den Albanesen seltener sind. Dagegen werden sie mit ihren amasii den coitus inter femora ausüben, den sie den andern Formen gegenüber als etwas relativ anständiges betrachten. Wie gesagt, das ist nichts als eine Hypothese; denn solchen Dingen kann man auf den Grund kommen nur bei jahrelanger Vertrautheit mit dem Volke. Die oberflächliche Bekanntschaft von einigen Wochen führt nicht dazu. Der Orientale weicht Fragen scheu aus.

Eine Äußerung eines hohen türkischen Beamten ist auch bemerkenswert. Er war natürlich Albanese (Toska),

ein wunderbar schöner Mann noch mit seinen 55 Jahren; ich besitze eine Photographie aus der Jugendzeit im Nationalkostüm, wo er entschieden etwas mädchenhaft aussieht. Er ist sehr klug und aufgeklärt, Mewlewi wie fast alle Albanesen. Die Mystik Ssufismus zerstört die harten Religionsdogmen. Er erklärte sich sehr offen; nur glaubte er oder wünschte glauben zu können an die Metempsychose. Mais je voudrais revenir en terre non comme un homme, mais comme une femme. Das ist doch — ihm unbewußt — gewiß ein Zug von Feminismus.

Mein Gastfreund in Kastoria, wo es keine Hotels gibt, ein vornehmer, sehr gebildeter Türke, von Vaterseite Toska, von Mutterseite Gega (der Großvater war Skrodali) ist trotz 6 Frauen kinderlos. Sollte das nicht auf Erschöpfung durch früheren männlichen Umgang deuten? er ist ein gut gewachsener kräftiger Mann von erst 38 Jahren: hat aber zwei auffallend hübsche, junge Albanesen zu seiner Bedienung ....“

Wir sehen zunächst also in Albanien den ganzen homosexuellen Verkehr in tiefes Schweigen eingehüllt, so daß auch aus obigen Aufzeichnungen eines Europäers, der tiefer in diese Verhältnisse hineinblickte als die meisten andern Reisenden, nichts Sicheres darüber ausgesagt wird. Und doch ist die Männerliebe dort fest eingewurzelt, heißt es, und Schreiber des Briefes vermutet wohl nicht mit Unrecht, daß dieselbe nicht bloß rein platonisch betrieben wird. Hier will ich in parenthesi gleich anfügen, daß ich überhaupt weder im hetero- noch homosexuellen Umgange an reinen Platonismus glaube. Wer wirklich hetero- oder homosexuell fühlt, wird zu gewissen Zeiten wenigstens und unter bestimmten Umständen den Drang in sich fühlen, dem geliebten Gegenstande auch k ö r p e r l i c h nahe zu sein, und wäre es nur eine Umarmung oder einen Kuß anzustreben. Weiter braucht er nicht zu gehen und fühlt sich dann schon

befriedigt genug und beseligt. Es ist dies auch nichts anderes, als ein abgeschwächter coitus oder der Anfang eines solchen, wenn man das lieber will. Wie wenig der Platonismus existiert, zeigt ganz sicher das Traumleben an, das stets — ich kenne bisher keine Ausnahme — parallel der Art und Stärke der libido einhergeht, doch muß man hierzu eine Serie von Träumen haben nnd aus verschiedener Zeit. Ich möchte nun den sog. Platoniker sehen, der im Traum seine Geliebte — als meist polygam Angelegter aber sehr wahrscheinlich auch andere Mädchen — sieht und sie nur anbetend betrachtet, ohne daß gewisse Berührungen etc. stattfinden, die sein innerstes Wünschen offenbaren, auch wenn er im Wachleben zurückschreckt, sich dies einzugestehen.

Doch kehren wir zu den Albanesen zurück. Ratzel[1]) nennt sie hier eins der begabtesten, aber türkisch verdorbensten Völker der Balkanhalbinsel. Worauf er sich hierbei bezieht, weiß ich nicht. Was ich dagegen von ihnen gelesen habe, erfüllt mich im ganzen mit Achtung und an ihren schlechten Eigenschaften sind sicher zum großen Teil die Verhältnisse schuld. Wohl spielt bei ihnen, Christen und Muhamedanern, die Frau nur eine untergeordnete Rolle, aber dies geschieht im ganzen Oriente. Ehebrüche etc. dürften kaum öfter vorkommen als bei ihren Nachbarn und gerade bez. der Homosexualität heben sie sich sehr vorteilhaft von den eigentlichen Osmanen ab. Mir erzählte vor vielen Jahren ein junger, deutscher Forschungsreisender, daß bei den Türken jeder mehr oder minder Unbärtige (wie er z. B.) sexuellen Attaken ausgesetzt ist. Ähnliches ist von den Arnauten nicht bekannt, ebensowenig wie bei ihnen das Badeleben mit feilen Knaben existiert, das wir besonders in Konstantinopel florieren sehen. Verhältnisse von älteren

---

[1]) Ratzel, Völkerkunde. Leipzig 1890, 3. Bd., S. 746.

Albanesen zu schönen Knaben und Jünglingen sind sehr häufig, auch unter den Christen, doch ist das Verhältnis offenbar ein viel reineres und edleres als das bloß sinnliche der Osmanli. Vor dem coitus analis oder gar oralis scheinen sie einen horror zu haben. Noch immer fast erscheinen die „Brüderschaftsbündnisse“ zu gegenseitigem Schutz und Trutz, die sogar eine religiöse Weihe bei den griechisch-orthodoxen Toska erlangen. Und doch sind auch diese, also unter mehr älteren und ungefähr gleichalterigen abgeschlossene Bündnisse, wahrscheinlich nicht immer nur rein freundschaftliche, sondern gewiß auch bisweilen homosexuell gefärbt.

Unser Autor bestätigt mithin dasselbe, was ca. 30 Jahre vor ihm Hahn in dem Lande beobachtet hatte. Bei den absolut stabilen Verhältnissen daselbst — von Kultur ist nur sehr wenig eingedrungen — ist aber weiter anzunehmen, daß auch jetzt die Verhältnisse von Mann zu Mann dieselben oder ähnliche sein werden, wie in den 80 Jahren des vorigen Jahrhunderts, als unser Briefschreiber das Gebirgsland bereiste.

Wir sehen, daß die mannmännliche Liebe nicht nur bei den Muslims unter den Albanesen (Gega), sondern auch unter den Christen: griechisch-orthodoxen (Toska) und sehr wahrscheinlich auch unter den römisch-katholischen (Miriditen) existiert. Das erklärt sich vor allem daraus, daß alle, so verschiednen Glaubens sie auch sein mögen, der sie fortwährend zu brüdermordenden Kriegs- und Raubzügen veranlaßt, eines Stammes sind, nämlich Nachkommen der alten Illyrier, die also noch vor den Thrakern und Hellenen die Halbinsel bewohnten. Sie sind Indogermanen, Arier, wie Jene, aber offenbar der erste Zug der Einwanderer. Nun sind sie allerdings seit Jahrhunderten auch mit den Osmanen in Berührung gewesen und haben bei jenen gern Kriegsdienste genommen, wie sie denn von jeher als die Kerntruppen der Türken

galten; auch der Padischah hat noch heute eine albanesische Leibwache. Auch die Mamelucken in Ägypten bestanden zum großen Teile aus Arnauten, ebenso wohl auch zum Teil die Janitscharen. Sie hatten also tausendfältige Gelegenheit, den amor masculus und zwar von der häßlichsten Seite kennen zu lernen. Daß sie ihn aber nicht in dieser Form aufnahmen, spricht sehr dafür, daß schon früher, d. h. vor Berührung mit den Türken, die gleichgeschlechtliche Liebe bei ihnen existierte. Sie haben sie also wohl in ihre späteren Wohnsitze mitgebracht, und zwar aus dem Norden Europas, von wo sie sehr wahrscheinlich eingewandert sind.

Wir wissen, daß sämtliche hellenische Stämme, die sicher mit den Thrakern nahe verwandt sind, der Männer- resp. Knabenliebe huldigten, vor allem der dorische Stamm, daher auch dorische Liebe genannt. Man hat auf der Insel Thera[1]), die von einem alten dorischen Stamme besiedelt war, wie auch das nahe Kreta, alte, in den Felsen gehauene Inschriften gefunden, die das Verhältnis von Mann zu Jüngling „als staatlich anerkannte, altgeheiligte Institution" uns erkennen lassen, die im Tempel Apollon's geweiht wurden. Das erinnert uns an den vom Popen geweihten Brüderschaftsbund bei den Toska. Hier ist allerdings dasselbe mehr ein Schutz- und Trutzbündnis, während sie namentlich bei den Doriern einen eminent erzieherischen Zweck verfolgte. Das beweist schon die „heilige Schar" der Thebaner, die so tapfer in wiederholten Schlachten fochten und aus Liebhabern und Geliebten, Männern und Jünglingen bestanden. Bei den Doriern aber scheint bereits dies Verhältnis kein so reines gewesen zu sein, sondern stark sexuell durchtränkt, wie schon die Inschriften von Thera es erkennen lassen. Nun ist es hochinteressant, wie der Philolog

---

[1]) **Michaelis**: **§ 175! Homosexualität in Sitte und Recht. Berlin, Dames 1907, p. 28.**

Erich Bethe[1]) auseinandersetzt, daß auch grobe fleischliche Vorgänge stattfanden, coitus inter crura oder wohl gar analis etc., aber — und das ist der springende Punkt, der auf die ethnologische Bedeutung der Homosexualität ein so merkwürdiges Licht wirft — ursprünglich wahrscheinlich weniger aus libidinösen, als vielmehr aus religiösen Gründen. Der Same galt nämlich als receptaculum animae. Hatte man einen Knaben, *παῖς* — griechisch bedeutet das immer nur einen Jüngling, nie einen Knaben in unserem Sinne — lieb, so suchte man ihn zu erziehen und ihm seine eigenen Eigenschaften, also einen Teil seines Selbst, seiner Seele, einzugießen und das konnte nur durch Überführung des Samens, der als Träger jener Eigenschaften gedacht ward, geschehen, daher mußte ein koitusartiges Vorgehen gewählt werden. Später hat sich diese animalistische Idee — die nach Bethe's genialer Intuition sehr wahrscheinlich auch dem bisher allen Erklärungsgründen trotzenden „männlichen Wochenbette“ zugrunde lag — dem Gedächtnisse verloren und die bloße Übung zurückgelassen. Ich sehe die Einsegnung der Brüderschaftsbündnisse bei den Arnauten, auch bei Südslaven war es wohl früher so, als eine einfache Fortsetzung der geweihten Männer-Liebespaare bei den Doriern an. Nur daß dort wohl nur selten Jünglinge in Frage kamen. Aber auch dort ist jedenfalls das Verhältnis nicht stets ganz asexuell.

Daß durch die Knabenliebe die Tüchtigkeit der Albanesen keinen Abbruch gelitten hat, steht fest. Ein gleiches sehen wir ja auch bei den alten und sogar modernen Japanern. Bei beiden Völkern steht oder stand offenbar das erzieherische Moment zwischen den Partnern im Vordergrunde; das sexuelle ist mehr akzessorisch und

---

[1]) Siehe Notiz in der „Politisch-Anthropol. Revue“. Jan. 1908. (Nr. 10.)

scheint in Albanien, wie wir schon sahen, nur sehr mäßig aufzutreten.

Sollte nun, wie es scheint, die Homosexualität dort nicht nur allein uralt, sondern auch weitverbreitet sein, wie ja auch in Griechenland und hier bekanntlich nicht nur in der Verfallszeit, so fragt es sich, ob das alles echte Homosexuelle waren, d. h. solche, die ab ovo gleichgeschlechtliche Empfindungen hatten. Wird das bejaht, so müßte man zugeben, daß es damals sehr viel mehr Urninge gab, als jetzt in Europa. Möglich ist es ja immerhin. Wahrscheinlich aber spielt doch hierbei der Rassenunterschied keine so große Rolle. Wir werden vielmehr annehmen müssen, daß 1. namentlich unter den Jünglingen viele Heterosexuelle waren, 2. auch gewiß viele unter den Älteren und Aktiven. Haben sich beide mit mutueller Onanie begnügt, so können beide Heterosexuelle gewesen sein und der Reiz durch den Partner hat nur den Orgasmus beschleunigt und erhöht, aber ohne daß — dies ist der springende Punkt! — dabei das männliche Geschlecht des Partners als solches den Reiz abgab. Es wirkt dann hier nur ein durch Phantasie erhöhter mechanischer Reiz. Fanden aber wirklich beischlafsähnliche Akte statt — oral, anal, intercrural —, so ist eine depravierte heterosexuelle libido, eventuell durch Tradition geheiligte wohl denkbar, eine homosexuelle sicher aber öfters vorhanden gewesen. Bei heterosexuellem Fühlen könnte Erektion und Ejakulation nur stattfinden, wenn in actu die Phantasie als Partner ein weibliches Wesen vorgaukelt oder wenn der Akt nur einen rein mechanischen Reiz auslösen soll, wie bei der solitären oder mutuellen Onanie, ja sogar der Päderastie. Insofern wäre es wohl denkbar, daß in Venere Übersättigte, Roués auch zu homosexuellen Praktiken greifen, die aber in Wirklichkeit nur verkappte Heterosexuelle sind. Alles das kann auch auf Schiffen, in Kasernen etc. ge-

schehen, wo es an Weibern gebricht. Hier aber wird man nicht nur eine besonders starke libido voraussetzen dürfen, sondern wohl auch eine gewisse latente homosexuelle Neigung, die vielleicht nur temporär zum Durchbruche kommt, da unter gleichen Verhältnissen es immer relativ nur wenige sind, die dies tun. Die andern bleiben abstinent oder ergeben sich der Onanie.

Die gleichen homosexuellen Akte können also von Homo- und Heterosexuellen ausgeführt werden. Die Handlung ist die gleiche, ebenso im ganzen das Motiv: Entleerung des Samens und dadurch Entspannung der libido. Dem einen aber — dem echten Urning — ist seelische Befriedigung darnach beschieden, dem Heterosexuellen dagegen nicht. Daher kehrt letzterer, wenn er kann, wieder gern zur Norm zurück. Es kann also ein Roué homosexuell sich betätigen und doch ein Heterosexueller sein; dann ist er ein lasterhafter Mensch. Oder: er wird vielleicht spät einmal „tardiv" homosexuell, d. h. die in jedem wahrscheinlich schlummernde homosexuelle Komponente, bricht bei ihm aus uns unbekannten Gründen durch und er empfindet dann wirklich homosexuell. Er ist dann kein Lastermensch mehr, sondern ein sexuell anders Fühlender. Das dürfte aber, wenn überhaupt, gewiß nur sehr ausnahmsweise geschehen. Durch Übersättigung und Variationsbedürfnis der Geschlechtsbetätigung an sich wird aber sicher keiner homosexuell fühlen lernen.

Es ließe sich wohl denken, daß durch Nachahmung, Suggestion, Tradition etc. neben dem normalen Geschlechtsverkehr auch der abnorme sich anzüchten läßt, wie dies sehr wahrscheinlich bei der Mehrzahl der alten Griechen und der heutigen Orientalen der Fall ist. Es sind dann nur homosexuelle Handlungen Heterosexueller, die unter Umständen des besondern Reizes halber gesucht werden. Die volle Befriedigung geht aber hier

sicher ab, daher sie den normalen Verkehr immer wieder aufsuchen und wahrscheinlich doch auch vorziehen. Wer aber dabei bleibt und stets eine Aversion vor Umgang mit Frauen hat und ihnen gegenüber sogar impotent erscheint, der ist gewiß ein echter Homosexueller, dessen Richtung der libido, wenn nur einigermaßen stark ausgeprägt, durch keine Therapie in eine heterosexuelle sich umwandeln läßt.

Fragment der Psychoanalyse eines Homosexuellen.

Von

Dr. J. Sadger, Nervenarzt in Wien.

Meine erste praktische Beschäftigung mit dem Problem der Homosexualität rührt nicht von der Behandlung männlicher oder weiblicher Uranier her, sondern von einem scheinbar ganz abseits liegenden Feld der Betätigung. Seit Jahren übe ich nämlich bei Hysterie und Zwangsneurose die psychoanalytische Methode nach Freud, welche nicht nur zum ersten Male verstattet, jene Krankheiten wirklich und von Grund aus zu heilen, sondern obendrein neue und ungeahnte Erkenntnisse brachte über Mechanismus und Entstehung verschiedener nervöser Symptome. Die Lehre Freuds läuft, kurz gesagt, darauf hinaus, daß hinter jedem hysterischen Symptom sexuelle Wünsche, Phantasien und Erlebnisse stecken, die hinabreichen bis in die früheste Kindheit, in die ersten vier Lebensjahre solcher Patienten. Es gelang mir durch eine komplizierte Technik, die gleichfalls Erfindung Professor Freuds ist, jene Krankheitssymptome tatsächlich ausnahmslos soweit zurückzuführen, z. B. bei einem hysterischen Mädchen herauszubekommen, daß ihre ersten sexuellen Wünsche dem Vater, die zweiten ihrem Bruder galten, bei einem männlichen Zwangsneurotiker wieder ganz ähnliche Beziehungen zu Mutter und Schwester aufzudecken. Doch wenn ich theoretisch dann angenommen hatte, mit dieser Zurückführung sei alles erschöpft, die Krankheitssymptome völlig erledigt und damit geheilt, so fand ich meine Erwartungen getäuscht. Allerdings jene waren schon durch das bisher geleistete Stück erheblich milder und schwächer geworden, das litt keinen

Zweifel, nur völlig beseitigt waren sie nicht: Es blieb da immer ein gewisser Rest, der weitrer Auflösung unfähig schien und die Krankheit stets wieder aufleben ließ. Die Lösung des Rätsels kam mir erst dann, als ich, einer Anregung Freuds nachgehend, auf die Homosexualität zu pürschen begann. Und da stellte sich zu meiner großen Verwunderung die Tatsache heraus, daß hinter jedem hysterischen, wie zwangsneurotischen Symptome nicht bloß die gewöhnlichen heterosexuellen, sondern ebenso regelmäßig auch homosexuelle Wünsche, Phantasien etc. staken, gleichfalls aus der frühesten Urzeit des Kranken. Und erst, wenn auch diese ebenso auflösende Erledigung gefunden, waren die Symptome endgültig beseitigt.

Ich weiß, daß die Auffindung dieser Tatsache mich seinerzeit auf das höchste verblüffte. Ganz abgesehen davon, daß ich Homosexuelle, wie wohl alle Kollegen hier in Wien mit Einschluß der Nervenärzte, bis vor wenigen Jahren nur von der Literatur her kannte, ihre Zahl auch naturgemäß weit unterschätzte, war ich am allerwenigsten darauf gefaßt, dem Trieb und Hang zum gleichen Geschlecht just bei der alltäglichsten unter den Neurosen, der Hysterie, als regelmäßiger Wurzel zu begegnen. Und doch, es duldete gar keinen Zweifel, seitdem ich darauf gestoßen worden, habe ich die Homosexualität in keinem einzigen Fall mehr vermißt.

Am verwunderlichsten war mir diese Erkenntnis in zweien meiner Fälle, die ich darum ein wenig hier skizzieren will. Der erste betraf ein hysterisches Erbrechen bei einem sogenannten „süßen Mädel“ aus der Armenpraxis. Wie dieser Terminus schon besagt, hatte die Patientin die weiblichen Eigenschaften stark ausgeprägt. Aus den Ergebnissen ihrer Analyse darf ich verraten, daß die Zahl ihrer Liebschaften, die schwankten zwischen einfachem Rendezvous mit Kuß und Umarmung und monatelangem intimsten Geschlechtsverkehr, geradezu

Legion ist. Ein auffallend hübsches Mädchen, wie es war, pflegten ihm die Männer auf der Straße nachzusehn. Doch kein einziger all seiner zahllosen Liebhaber hat das mindeste Urnindenhafte an ihm bemerkt. Selbst der Fachmann konnte in Körperformen und Charakteräußerungen gar nichts entdecken, was sich dem männnlichen Typus näherte. Und doch erhob die Analyse mir über jeden Zweifel, daß das besagte süße Mädel, dieser scheinbar extrem feminine Typus, im Grunde genommen weit mehr — ein Mann war und sich als solcher auch immer fühlte. Ich besitze von dem Mädchen eine hetero- wie eine homosexuelle Liebesgeschichte, die sie mir aus freien Stücken anbot und dann auf meine Aufforderung niederschrieb. Die dauerndsten Liebschaften schloß sie in Ermangelung von Frauen ihres gewünschten Genres mit solchen Männern, die dann durch weibliche Körperformen, gelocktes Haar, geringe Körperbehaarung oder besonders weiße Haut sie an Frauen erinnerten, in specie an ihre Mutter und Schwester, und bei welchen sie sich als Mann fühlen konnte. Zum Ausbruch kam dann ihre Hysterie, als sie, beruflich mit vielen Mädchen zusammenarbeitend, sich in eine verliebte und den Wunsch empfand, dieselbe solle von ihr schwanger werden und ein Kind bekommen. Auch der zweite Fall scheint mir nicht minder lehrreich. Er betrifft einen Mann mit schweren Zwangsideen, darunter als der ärgsten, von seinem Hause sich nicht allzuweit entfernen zu können. Bis zu seiner Krankheit war er nach Wiener Ausdruck ein „Obersteiger", d. h. ein Mann, vor dem kein Rock und keine Schürze sicher. Und doch erwies sich auch dieser scheinbare Übermann im Grund mehr als Weib. Den Anstoß zum Ausbruch seiner Zwangsneurose gab dann der Umstand, daß sein heißgeliebter Kompagnon sich einen Schwiegersohn erkürte, den er geradezu abgöttisch liebte, und dessen überschwängliches Lob er meinem Patienten dann täglich

vorsang. Um nun dem Zusammenarbeiten mit diesem, der als dritter Teilhaber ins Geschäft treten sollte, auszuweichen, sowie die steten Liebesbezeugungen zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn nicht mit ansehn zu müssen, hat seine Zwangsneurose bewirkt, daß er sich überhaupt nicht mehr weit von seinem Hause entfernen, demnach auch nicht mehr ins Geschäft gehen konnte. In beiden eben geschilderten Fällen hätte wohl kein Mensch an homosexuelle Dinge gedacht. Schien doch das süße Mädel ein extremer Typus der Weiblichkeit, wie der Mann mit den Zwangsideen eine supervirile Natur zu sein. Und doch hat die psychoanalytische Behandlung den vorwaltend homosexuellen Charakter beider Patienten unzweifelhaft aufgedeckt.

Wie oben erzählt, fand ich also in meinen Analysen die Tatsache, daß hinter jedem hysterischen Symptom sich Homosexuelles birgt wie Heterosexuelles, ja ich konnte sogar zum wenigsten in meinen Analysen — was möglicherweise auch nur ein Zufall meines Materials ist — die Wahrnehmung machen, daß die später gefundnen homosexuellen Wurzeln die normalgeschlechtlichen meist noch an Bedeutsamkeit übertrafen. Nicht selten gab die Homosexualität überhaupt erst den Anstoß zum Ausbruch schwerer hysterischer oder zwangsneurotischer Symptome, wie beispielsweise in den beiden oben skizzierten Fällen. Noch einen Punkt möchte ich hervorheben. Die Psychoanalyse legt nicht bloß Aufbau und Zusammenhang der einzelnen hysterischen Symptome dar, sondern deckt auch die merkwürdige Tatsache auf, daß viel häufiger, als man ahnt, in einer solchen Hysterie fast die gesamte Psychopathia sexualis mehr weniger enthalten ist. Und, was vielleicht noch merkwürdiger ist, im Mittelpunkt dieses pathologischen Sexuallebens stand in meinen Fällen ganz ausnahmslos die Homosexualität. Ja, noch mehr, diese selbe Homosexualität gab oft auch Anlaß zu Zwangs-

impulsen oder „Süchten", die fließend zur Psychose hinüberleiteten. Und ich glaube, man wird das ganze impulsive Irresein wie Kleptomanie, Pyromanie, Mordsucht usw. überhaupt erst begreifen, wenn man deren homo- wie heterosexuelle Begründung durch Psychoanalyse voll aufgedeckt hat.

Nachdem ich einmal bei einer so ausnehmend häufigen Krankheit wie der Hysterie den homosexuellen Einschlag durchschaute, lag der Gedanke überaus nahe, ob nicht ganz allgemein jedwedem Menschen etwas Homosexuelles mehr oder minder anklebe. Ich habe da zunächst im eigenen Leben Nachschau gehalten, bei Kollegen dann ferner und Leuten, die mir näher bekannt geworden, also durchweg Personen, die scheinbar nur normal für das andere Geschlecht empfanden. Und ich muß gestehn, es hat sich mir mählich die Überzeugung aufgedrängt, die ich freilich nur in den angeführten Fällen exakt zu erweisen imstande bin, daß wohl alle Menschen, auch die im Geschlechtlichen scheinbar Normalsten, und selbst jene, welche den Uranismus am schärfsten verdammen, einer mehr oder minder großen Dosis von Homosexualität gar nie ermangeln. Am deutlichsten tritt sie nach meiner Erfahrung dann in Erscheinung, wenn schwere Hysterie oder Zwangsneurose oder gar eine Geisteskrankheit das unterdrückte, unbewußte Ich ans Tageslicht drängt.

In Zusammenhang damit ward mir noch ein andrer Gedanke flügge. Wenn bei allen Menschen eine bisexuelle Anlage vorhanden, dann durfte auch bei den sogenannten Gleichgeschlechtlichen die heterosexuelle gar niemals fehlen und mußte mindestens durch Psychoanalyse zu wecken sein. Bedachte ich ferner deren Heilerfolge bei Hysterie und Zwangsneurose, dann bot sich vielleicht ein neues und überaus segensreiches Feld ihrer Wirksamkeit. Denn, wie männiglich bekannt, sind viele Uranier über ihre Eigenart äußerst unglücklich. Zumindest spricht

der kolossale Prozentsatz von Selbstmorden für diese Beobachtung. Und wenn ich auch gern zugeben will, daß die stete Gefahr in vielen Staaten, mit dem Strafgesetz in Konflikt zu geraten, seine Freiheit, Stellung und gesellschaftliches Ansehen einzubüßen, gar gewaltig mitspielt, so finde ich doch auch solche unglücklich, die von all dem nichts zu befürchten haben, Urninden z. B. oder Uranier in Ländern ohne Urningsparagraphen, welche trotzdem Änderung oder mindestens Milderung ihres lebhaften Triebs zum eignen Geschlecht sich sehnlichst erwünschen. All diesen bietet die Psychoanalyse zum erstenmal wirkliche Heilungsmöglichkeit. Bisher ward als Heilpotenz höchstens Hypnose und Suggestion geübt, die, wie ich aus einigen Fällen weiß, die erfahrene Hypnotiseure behandelten, darunter selbst Schrenck-Notzing, nie eine dauernde Veränderung bringen. Sie wirken im günstigsten Falle solange, als der Homosexuelle in seinen energischen Hypnotiseur verliebt ist. Jetzt aber erwuchs durch die neue Methode die Möglichkeit einer wirklichen Heilung durch Weckung des latenten, unterdrückten heterosexuellen Triebs bei Niederhaltung des homosexuellen. Auch für eine alte, noch immer unerledigte Streitfrage ward damit eine Lösungsmöglichkeit geschaffen. Wenn für die Entstehung der Homosexualität die einen stets wieder die angeborne Anlage betonten, die andern wie Schrenck-Notzing auf die Erwerbung das Hauptgewicht legten, so konnte doch keine der streitenden Parteien bisher einen zwingenden Wahrheitsbeweis liefern. Durch die Psychoanalyse nun scheint mir dies möglich. Nur muß man sich stets vor Augen halten, daß, wenn Homosexualität erworben wäre, dies geschehen sein mußte in einem weit früheren Lebensabschnitt, als gewöhnlich vermeint wird. Wir sind ja für den Beginn derselben meist angewiesen auf die Autobiographie der Uranier selbst und können höchstens dann noch versuchen, durch

wiederholtes Drängen, meinethalben auch in der Hypnose, etwas mehr zu erfahren. Doch wird man solcherart nie in die Tiefe zu dringen vermögen. Gewöhnlich erfährt man, der Betreffende habe, sagen wir im 10. oder 11. Jahre oder gar erst in der Pubertät, die ersten gleichgeschlechtlichen Regungen verspürt, ob er sich auch von jeher zu weiblicher Arbeit hingezogen fühlte. Höchst selten und da nur ganz minimal, wird eine homosexuelle Erotik spontan vor der Volksschulzeit berichtet, also vor dem 6. Lebensjahre. Das aber stand mir von vornherein fest, erworben konnten homosexuelle Neigungen nur sein, wenn dies in den ersten vier Lebensjahren des Uraniers geschehen, genau so wie bei der Hysterie und Zwangsneurose, und dies mußte eine Psychoanalyse aufdecken können. Was auch diese nicht mehr zu lösen vermochte, war dann angeboren, entsprach der sexuellen Konstitution.

Hier kam es also auf ein Probieren an. Die Zahl meiner diesbezüglichen Analysen ist zur Stunde noch klein, in jedem Fall nicht beträchtlich genug, um mich da abschließend äußern zu können. Immerhin darf ich doch schon so viel behaupten, daß meine Erwartungen mich bisher nicht täuschten. Ich füge zur Erhärtung das Fragment einer Psychoanalyse bei, die bei einem äußerst femininen Urning stenographisch wortgetreu aufgenommen worden. Dieser brachte mir auf meinen Wunsch zunächst die nachstehende Autobiographie, deren mündliche Ergänzungen (auf mein direktes Befragen) ich teils im Text in Klammern beifüge, teils zusammenhängend zum Schlusse ansetze.

„Ich bin geboren am 22. Januar 1879 als das 4. Kind meiner Eltern. Soweit mir bekannt, waren meine Voreltern gesunde und normale Leute. Geisteskrankheiten sind in der Familie überhaupt nicht vorgekommen. Der Vater war, besonders in der letzten Hälfte seines Lebens,

ein Alkoholiker. (Schon vor meiner Zeugung hat er getrunken, doch angeblich nicht viel, erst nach meiner Geburt wurde er starker Trinker). Bei meinen Geschwistern habe ich keine Abnormitäten wahrgenommen, es ist auch niemals unter uns über geschlechtliche Liebe gesprochen worden. Ein Onkel (väterlicherseits) ist seinem Charakter und seinem Wesen nach sehr feminin, er hat sich auch sehr spät verheiratet und das auch nur aus dem Grunde, weil er in seiner Wirtschaft unbedingt eine Frau benötigte.

Meine Kindheit verbrachte ich auf dem Lande. Die körperliche Entwicklung ist sehr langsam von statten gegangen. Bis zu meiner Pubertät (17 Jahre) sah ich recht mädchenhaft aus, auch bekam ich oft zu hören, daß ich eigentlich gar kein Junge sei. Zu meinen Spielgefährten wählte ich mit Vorliebe kleine Mädchen, die Knaben waren mir etwas zu roh, auch fand ich kein Gefallen an ihren Spielen. Meine Mutter lobte mich als ein sanftes und stilles, auch folgsames Kind. Ich wurde sehr religiös erzogen und grübelte mit Vorliebe über das Leben im Paradiese nach.

Die ersten mir erinnerlichen geschlechtlichen Regungen kamen im 8. Lebensjahre vor. Zu dieser Zeit versuchte ein geschlechtsreifer Cousin, seinen Geschlechtstrieb an mir zu befriedigen, indem er membrum suum in os meum immisit[1]). Der Versuch scheiterte jedoch an meinem Widerstand. (Es war mir sonst nicht unangenehm, ich bereute sogar später, es nicht zugelassen zu haben. Erektion bekam ich damals nicht, wohl aber später bei sympathischen Knaben. Vor dem Cousin konnte ich Knaben und Jünglinge überhaupt nicht leiden.) Ich fing jetzt an, mehr Sympathie für Knaben und Jünglinge zu

---

[1]) Alle Stellen, die ich hier aus bekannten Gründen lateinisch gebe, waren im Originale natürlich deutsch.

gewinnen; eine geheimnisvolle Macht zog mich zu meinen Freunden hin, es war mir nichts lieber, als wenn ich an der Brust meines Freundes liegen und träumen konnte. Auch beschäftigte ich mich gelegentlich mit der Onanie. Wie ich darauf gekommen bin, kann ich mich nicht mehr entsinnen.

Mit 9 Jahren kam ich in die Schule. Dort verliebte ich mich bald in einen blaß aussehenden Knaben. Es kam aber nur zu rein freundschaftlichen Umarmungen und Küssen, geschlechtliche Dinge wurden nie zwischen uns berührt. Kurz darauf zogen meine Eltern in eine Stadt und ich kam an eine andere Schule. Meinen Freund konnte ich lange nicht vergessen. Sehnsüchtig harrte ich der Zeit, wo ich ihn wiedersehen sollte, ich kam jedoch nicht mehr dazu. 4 Jahre hindurch hatte ich keinen rechten Freund, niemand machte auf mich einen bleibenden Eindruck. Als ich 15 Jahre alt wurde, schwärmte ich für meinen Lehrer. Da er aber sich bald darauf verheiratete, wurde er mir ganz und gar unsympathisch. Ein Mitschüler (auch noch mit 15 Jahren) zog mein Interesse mehr und mehr auf sich. Er zeigte mir auf jede Art, daß er mich lieb habe, und bald darauf erklärte er ganz kategorisch, daß er nur mich allein liebe, deshalb solle ich auch keinen andern Freund haben. Es kam öfters zu argen Eifersuchtsszenen. Unsere Liebe blieb jedoch rein platonischer Art. Schuld daran war meine ungemein große Schamhaftigkeit.

Mit 17 Jahren verliebte ich mich in einen kraftvollen Jüngling. Auch er brachte mir Gegenliebe entgegen. Jetzt wich auf einmal die übergroße Scham von mir und in einer seligen einsamen Stunde verführte ich ihn (wie mich mit 8 Jahren der Cousin). In dieser Zeit starben meine Eltern (der Vater an einem Magenleiden, die Mutter an Herzschlag), ich brach alle Beziehungen zu ihm ab, der große Schmerz über meinen Verlust ließ kein

anderes Gefühl aufkommen. Nun fühlte ich mich aber noch einsamer und verlassener. Bei meinen Geschwistern fand ich wenig Entgegenkommen und kein rechtes Verständnis. Ein Jahr darauf suchte ich wieder meinen Freund auf, wir beschlossen jetzt, miteinander zu leben, und führten drei Jahre lang ein eheartiges Bündnis (d. h. wechselseitige fellatio). Äußere Verhältnisse führten uns auseinander, unsere Freundschaft besteht jedoch noch bis auf diesen Tag.

Ich fing an, auf meinen Zustand aufmerksam zu werden. Ich konnte absolut nicht verstehn, warum ich zum andern Geschlecht nicht die geringste Neigung fühlte. Religion und Philosophie nahmen wieder mein ganzes Interesse gefangen. Ich studierte eifrig die Bibel. Zu meiner größten Bestürzung fand ich im ersten Römerbriefe, daß der gleichgeschlechtliche Verkehr höchst sündhaft sei. Bis jetzt hatte ich in diesem Verkehr nichts Unnatürliches erblickt. Ich versuchte nun, meine Neigung zu unterdrücken. Furchtbare seelische Kämpfe mußte ich durchleben. Ich fastete und betete. Den Geschlechtstrieb konnte ich wohl unterdrücken, die seelische Liebe jedoch nicht. In meiner Angst versuchte ich, die geschlechtliche Liebe auf das andere Geschlecht zu lenken. Es gelang mir ein paar mal (zwischen 20 und 21 Jahren), mit einer Frau, welche sich die größte Mühe gab, um mich geschlechtlich zu erregen, den Beischlaf zu vollführen. Nachher fühlte ich stets abscheulichen Ekel und Widerwillen, es kam mir alles so furchtbar unnatürlich vor. Verzweifelt gab ich alle weiteren Versuche auf.

Jetzt fing ich an, ganz enthaltsam zu leben. Mein Leben wurde etwas ruhiger, ich vermied ängstlich jeden näheren Umgang mit Herren. Mein grübelnder Geist bekam wieder neue Nahrung, ich lernte die indische Philosophie und Theosophie kennen. In die hehren Lehren des Gotamo Buddha versenkte ich mich ganz und gar.

O wie wohl tat es mir, als ich hier meine eigenen Ahnungen bestätigt fand, nämlich daß das Leben ein Leiden ist, daß alles nichtig und vergänglich sei, dem wahren Sinn nicht entspricht, folgerichtig auch mein eigenes Leid. (Auf direktes Befragen: Buddha stellt den Geschlechtstrieb als die größte Bejahung des Lebens dar, der vollständig aufgehoben sein soll. Er verlangt von seinen Jüngern unbedingte Enthaltsamkeit bis zu ihrem Tode.)

Mit 22 Jahren lernte ich in der „Theosophischen Gesellschaft" einen jungen Mann kennen, der sehr ideal veranlagt war. Wir befreundeten uns recht bald, unsere Ideale und Bestrebungen stimmten sehr überein. Wegen meiner strengen Lebens- und Denkweise ward ich von ihm sehr geachtet. Er bat mich, mit ihm zusammen zu wohnen, weil er sich unter den andern sehr einsam fühle. Als ich darauf nicht eingehen wollte, wurden seine Bitten immer dringlicher, da er den Grund meiner Weigerung nicht verstand. Endlich gab ich nach; ich glaubte stark genug zu sein, um dies zu wagen. Jetzt folgte eine unbeschreiblich schöne Zeit. Ich gewann ihn von Tag zu Tag mehr lieb. 7 Monate blieb unser Verhältnis vollständig rein. Er füllte jetzt mein ganzes Leben aus. Ohne ihn glaubte ich nicht mehr leben zu können. Mein Freund fühlte wohl, daß ich anders sei, als andere Männer, hielt jedoch mit seiner Meinung zurück, da wir in unseren Gesprächen geschlechtliche Sachen nicht berührten. Eines Tages — ich lag auf dem Sofa — kam er und legte sich neben mich. Er fing an, über mich zu sprechen, sagte unter anderm, daß er gar nicht glaube, daß ich eigentlich ein richtiger Mann sei, meine ganzen Ausstrahlungen seien negativ u. s. w. (Die Ausstrahlungen des Mannes seien nämlich positiv, was man im Verkehre miteinander merke, er fühle sich zu mir, wie zu einem Weibe hingezogen.) — Er umarmte und küßte mich, meine ganze mühsam

errungene Ruhe war dahin, eine beruhigende Mattigkeit überkam mich, und ich — ich gab mich ihm hin. Seit dieser Zeit vollführte er öfters seinen Coitus an mir. (Unter Coitus verstehe ich die immissio membri alterius in os meum). Ich begnügte mich stets nur mit der passiven Rolle, in welcher ich mich auch ganz glücklich fühlte. Andere Menschen störten unser glückliches Leben. Wir entschlossen uns jetzt, allem zu entsagen, um den Pfad der Erlösung zu erklimmen. Unter furchtbarem Schmerz schieden wir voneinander. Ich übersiedelte nach einer andern Stadt. Erst nach mehr als einem Jahr gewann ich teilweise meine Ruhe wieder. Seitdem sind drei Jahre verflossen, in welcher Zeit es nur zu einer kleinen Entgleisung gekommen ist. (Vor ungefähr 10 Monaten verliebte ich mich nämlich wieder in einen Jüngling. Der trug aber selbst Schuld, weil er mir seine Liebe erklärte. Er kam sehr oft zu mir, und ich wurde sexuell erregt durch Umarmungen und Küsse. Der Antrieb zu diesen Liebkosungen geht nie von mir aus, weil ich mich dessen schäme. Er wollte dann auch geschlechtlich verkehren, nahm sein membrum heraus und wollte, daß ich ihn auf irgendeine Weise befriedige. Infolge der vielen schlechten Erfahrungen aber, die ich gemacht, hielt ich mich zurück und ließ mich in nichts ein. Ich hatte wohl eine sehr starke Erregung, aber Genuß kann ich es nicht nennen. Freilich hatte ich es sehr gern, daß er mich umarmte und küßte. Nachher vermied ich jedes Zusammenkommen mit ihm, und da ich mich doch fürchtete, meinen Gefühlen zu unterliegen, so verließ ich überhaupt den Ort.) Meinen Geschlechtstrieb befriedigte ich hin und wieder durch Onanie. Meinen so leidenschaftlich geliebten Freund habe ich nicht wiedergesehen.

Wien, am 17./12. 1905. S. M.

Ich forsche nun nach körperlichen Zeichen des Uranismus ohne ihn jedoch einer Leibesuntersuchung zu

unterwerfen, gegen die er sich aus Schamhaftigkeit sträubt. Gesicht weiblich, sehr geringer Schnurr- und Backenbart, den er obendrein stets rasiert. Kopfhaar sehr reichlich, seit jeher Vorliebe für lange Haare. (Eigene Angaben.) Muskulatur sehr weich und schlaff, auch auch an den Beinen trotz seiner großen Fußtouren, Brustwarzen größer als sonst bei Männern. Seine Stimme ist nur durch große Bemühungen tief geworden, singen kann er aber auch jetzt noch nur in Fistelstimme. „Ich habe in der Schule stets nur die erste Stimme gesungen. Im 17. Lebensjahre wurde auf einmal meine Stimme etwas tiefer, worüber ich mich sehr schämte, ich weiß selbst nicht warum. Es war die Zeit, wo die Pubertät sich zu entwickeln begann. Schamhaare habe ich ziemlich reichlich, sonst aber ist der Leib nicht behaart wie bei den andern Männern. — Pollutionen habe ich seit dem 17. Jahre, seit der Pubertät, doch nicht regelmäßig, oft mehrere Monate nicht, auch wenn ich ganz enthaltsam bin. Seitdem ich keinen richtigen geschlechtlichen Umgang mehr habe, bekomme ich ca. alle zwei Wochen einmal eine Pollution, aber auch nicht stark. Wenn ich mit Männern Umgang hatte, habe ich nie Pollutionen gehabt. Wenn meine Gedanken vollständig von diesen Sachen gefangen genommen worden waren, bekam ich keine Pollutionen. Ich glaube, das rührt auch davon her, daß ich sehr mäßig lebe, streng vegetarisch, keinen Tropfen Alkohol trinke und auch nicht rauche. Rauchen ist mir widerwärtig.“ Vor den Pollutionen hat er wollüstige Träume. Er fühlt, daß ein Mann den „Coitus“ an ihm vollzieht, in verschiedener Weise manchmal bloß Umarmung, manchmal coitum inter femora, manchmal versucht er coitum in ore. Es kommt aber im Traum immer nur zum Versuch, nie zur Erfüllung, hingegen kommt es tatsächlich im Traum vor, daß er selbst wie bei einer Frau den Beischlaf inter femora probiert. Er

hat das zwar nie praktisch erlebt, weiß das aber daher, daß mancher der Männer ihn umarmte und so auf ihm lag, aber es zu vollführen hat keiner versucht. Im Augenblick höchster Wollust hat er Erection und Samenerguß, aber nicht bei allen Männern, nur bei einigen, wie z. B. mit 17 Jahren und beim Theosophen, hingegen nicht bei der kleinen Entgleisung. Beim Coitus in ore kommt es immer zum Samenerguß. — Er ist absolvierter Realschüler, dann aber Zimmermaler, weil ihm die Mittel zum Weiterstudieren, das er gern getan, fehlten. „Ich wollte in jedem Falle unabhängig und selbständig sein. Eine sehr große Rolle spielte auch die Religion in meinem Leben, es war doch immer mein Wunsch, ins Kloster zu treten und Religion zu studieren. Durch Tolstois Schriften wurde ich davon abgehalten. Er hatte sehr großen Einfluß auf mich, und da mir auch mein Zustand zu schaffen machte, wollte ich ein natürliches Leben führen und ergriff ein Handwerk."

2. Tag.

Es sind ihm noch einige feminine Merkmale geistiger Natur eingefallen. Ich habe große Neigung zu weiblichen Beschäftigungen, Kochen und Schneidern verstehe ich sehr gut. Mancher hat sich schon gewundert und mich direkt gefragt, ob ich nicht schneidern gelernt habe. Bügeln und waschen tue ich sehr gerne, auch Handarbeiten, ferner habe ich eine Vorliebe für lange, farbenreiche Gewänder, die ich manchmal nur mit Mühe unterdrücken konnte, um mich nicht wirklich so anzuziehen. Nur Frauenkleider habe ich öfters ganz heimlich angezogen, besonders in meiner Jugend von 14—18 Jahren. Ich fühle mich nur in einer häuslichen Tätigkeit vollkommen glücklich, wenn ich meinen eigenen Haushalt führen und darin schalten und walten kann. — Manchmal übertreibe ich sehr gern, ich bin sonst wahrheitsliebend, aber trotz-

dem flunkere ich manchmal, mit Bewußtsein, warum weiß ich nicht. Ich bin endlich sehr gefühlvoll, Schmerz und Freude üben sehr großen Eindruck auf mich. Wenn mich etwas seelisch schmerzhaft trifft, so drückt mich das so furchtbar nieder, daß ich lange Zeit damit nicht fertig werden kann. Ebenso maßlos bin ich in der Freude, ein freudiges Gefühl hält sehr lange an, überhaupt jede seelische Bewegung. Die russischen Zustände, namentlich in meiner Heimat, haben mich sehr beschäftigt, einerseits die Freude, daß die Republik ausgerufen wurde, andererseits der Schmerz, daß meine Landsleute ihr Ziel nicht erreichen werden und dann das viele Blutvergießen, das es kosten wird. Trotzdem ich den deutschen Baronen eigentlich ihr Schicksal gönne, so hat mir das als Mensch leid getan, da hat sich meine Natur geregt. Außerdem war ich besonders wegen meiner Geschwister, die in T. leben, besorgt. Von denen weiß ich übrigens sonst nichts. Zwar haben mich meine Geschwister nie verstehen können. Ich hatte insbesondere gegen meinen älteren Bruder, der jetzt 37 Jahre zählt, immer eine furchtbare Abneigung gehabt, weil er mich in meiner Kindheit sehr plagte. Meine Eltern hatten mich mit 9 Jahren zu ihm gegeben, damit ich dort die Schule besuche. Aber er hat mich gar nicht in die Schule geschickt, oder vielmehr nur etliche Monate und mich zu Hause unterrichtet. Der Unterricht hat ihm aber nie gefallen. Denn wenn ich etwas nicht verstehen konnte, hat er mich immer furchtbar geschlagen. (Das war schon nach der Episode mit dem Cousin.) Wenn ich vom Spaziergang etwas früher zu Hause kam, als er bestimmt hatte, wurde ich schon geprügelt. Ich wollte immer zur Kirche gehn und da gab er mir nie die Erlaubnis und ließ mich mit keinem verkehren, weder mit älteren Leuten, noch mit sonst jemand. Es war auch in einer Stadt, deren Sprache ich nicht verstand (Esthnisch), dann hat er mich immer so

furchtbar geschlagen und geprügelt, meine Haare wurden immer so ausgerauft und überall hatte ich blau unterlaufene Stellen. Viel später erst, nämlich hier in Wien, kam ich auf den Gedanken, er sei Sadist gewesen. Als ich es endlich nicht mehr aushielt, floh ich von ihm nach Hause zu meinen Eltern und legte den ganzen Marsch, ungefähr 120 Kilometer, entlang der Eisenbahn zu Fuß zurück. Als ich nach Hause gekommen war und die Eltern die Spuren der Schläge sahen, gaben sie mich zu einem Onkel mütterlicherseits, wo ich die Schule besuchen konnte. Seit damals konnte ich mich mit meinem Bruder nicht vertragen. (Von diesem Bruder bemerkt er noch, daß derselbe noch vor zwei Jahren, da er ihn das letzte mal sah, noch unverheiratet war, trotz seiner 35 Jahre und trotzdem er sich längst hätte verheiraten können. Es könnte sein, daß er auch homosexuell ist.) Wir sind noch sehr oft zusammengekommen, in den Ferien immer. Mit 19 Jahren habe ich sogar eine Zeitlang mit ihm zusammengelebt in seiner Stadt, nur konnte er mich nicht schlagen, weil ich stärker war als er. Er wollte dann durchaus, daß ich die militärische Laufbahn einschlage oder in den Staatsdienst eintrete. Da ich mich aber weigerte, so verweigerte er mir alle Mittel zu jedem andern, auch zum Studieren und so stellte ich mich auf meine eigenen Füße. Er hatte mir auch jeden Umgang mit Arbeitern verboten, und ihm zu Trotz fuhr ich nach T., ging selbst als einfacher Arbeiter in eine Fabrik und schrieb ihm das. Später trat ich aus der Fabrik wieder aus und lernte Zimmermalerei. — Hat Sie denn das befriedigt, nachdem Sie die Realschule absolviert haben? — Ja, ziemlich, weil ich durch Tolstoi gerade auf diesen Gedanken gekommen war, als einfacher Arbeiter mein Leben zu führen. Ich lernte ein Jahr Zimmermalerei, dann machte ich große Reisen in Rußland bis nach Sibirien und den Kaukasus hinein von Livland, ich hielt

aber nirgends lang aus, weil ich großes Heimweh hatte. — Warum sind Sie denn so viel gereist? — Es war die Lust und der Trieb zum Reisen, erst jetzt seit einem halben Jahre fühle ich kein Heimweh. In Wien bin ich seit zwei Monaten. Ich hatte schon früher Lust, einmal ins Ausland zu gehn, jetzt habe ich mich nach Österreich geflüchtet wegen der Unruhen, weil ich bei der Regierung als unzuverlässig angeschrieben war und fürchtete, verhaftet zu werden. Ich bin auch schon früher öfters verhaftet, aber stets wieder freigelassen worden.

Diese zwei Tage versuchte ich, mir die Analyse zurechtzulegen. Ich dachte, auf diese Art könnte vielleicht doch etwas erreicht, mein Zustand gebessert werden. Ich dachte, es müsse doch immerhin ein hypnotischer Einfluß ausgeübt werden. Es sei nicht anders möglich, als daß Sie versuchen würden, durch die Analyse meinen Willen zu unterordnen und dadurch einen Einfluß auf mich auszuüben. — Möchten Sie das gern? — Nein, das kann ich nicht sagen, denn ganz willenlos möchte ich nicht werden. Dagegen habe ich gerade Widerstand, ich möchte nie die Kontrolle über mich selbst verlieren. — Das durchzusetzen, fällt mir gar nicht ein. — Ich glaube es ja nicht, aber mir kommt es vor, daß es anders beinahe undenkbar wäre. — Ich möchte Sie aufmerksam machen, daß jede Willensbeinflussung, wie Sie sich das vorstellen, alles was an Hypnose erinnert, in der Analyse vollständig wegfällt. Mich bringen aber Ihre Gedanken auf die Vermutung, daß bei Ihnen der heimliche Wunsch besteht, hypnotisch beeinflußt zu werden. — Aber nur mit Vorbehalt. Ich unterordne mich ganz gern dem, den ich liebe, aber sonst ist es mir widerwärtig, beeinflußt zu werden. — Haben Sie bei Ihren Liebschaften sich sehr gern untergeordnet? — Ja, bis auf das, was meinem Wesen ganz entgegengesetzt ist. Verlangt z. B. einer, ich solle rauchen, trinken oder dgl., so würde ich mich

nicht unterordnen, sonst aber in allem. Ich setze sonst meinen Willen immer durch, auch wenn es mir direkt schadet oder selbst seelische Schmerzen verursacht. Einmal hatte ich mir z. B. vorgesetzt, mich von meinen Eltern und den andern Geschwistern (nicht dem ältesten Bruder) zu trennen. Es tat mir furchtbar weh, sie baten mich auch alle, nicht zu gehn, ich mußte selbst weinen, so schmerzte es mich, aber trotzdem konnte ich nicht anders, als den vorgefaßten Gedanken ausführen. — Warum faßten Sie eigentlich diesen Vorsatz? — Weil ich eine andre Lebensweise führen wollte. Ich wollte mich nämlich von den Geschwistern nicht zu einem Berufe drängen lassen; meine ältere Schwester und der älteste Bruder wollten nämlich, ich sollte Militär oder Staatsbeamter werden. Auch bei der kleinen Entgleisung trennte ich mich deshalb, trotzdem ich den jungen Menschen sehr liebte, ich wollte aber nicht mehr ein solches Verhältnis eingehen aus moralischen Gründen. Ich konnte lange den dadurch verursachten Schmerz nicht überwinden, aber sonst habe ich selbst bemerkt, daß die Starrköpfigkeit im Laufe der Jahre geschwunden ist. Ich bin viel nachgiebiger geworden, am meisten starrköpfig war ich bis 21, 22 Jahre. Jetzt will ich meinen Willen nicht mehr so streng durchsetzen. Ich glaube, darauf hat auch besonders die Theosophie einen größeren Einfluß ausgeübt, die Lehre von Buddha.

3. Tag.

Nach der letzten Stunde wurde ich recht ungehalten über meine Gedanken betreffs der Hypnose und habe versucht, mir klar zu werden, ob es wirklich dem entspricht, was Sie erwähnten, nämlich dem, wenn auch unbewußten Verlangen, untergeordnet zu werden, aber ich kann das kaum annehmen, und ich kam auf den Gedanken, daß es eigentlich vielmehr einer Furcht entspringt, ganz

beeinflußt und unterordnet zu werden. — Ich habe Ihnen doch erklärt, daß ich Sie gar nicht hypnotisieren will und werde. — Ganz richtig, aber der Gedanke kam immer, und ich habe ihn verfolgt, warum er kommt, da keine Ursache da ist, und deshalb meine ich, daß es eigentlich nur der Furcht entspringt, weil ich alle Regungen meiner Seele mitteilen müßte, und das ist bis jetzt niemand gegenüber geschehen, auch nicht zu den intimsten Freunden. Aber die Gedanken über die Hypnose habe ich später als etwas ganz dummes aufgegeben und nicht weiter verfolgt. Zuerst war es mir recht unangenehm, daß ich jetzt vollständig alles sagen muß, was ich denke und mir in den Sinn kommt. Und es war vielleicht auch der Umstand maßgebend, daß ich fürchtete, mich lächerlich zu machen, indem ich alles verrate, denn es kommen oft ganz lächerliche, unsinnige Gedanken. — Die werden nicht so unsinnig sein, als Sie glauben. — Dann kam ich nochmals auf die Analyse und glaube, Sie jetzt etwas verstanden zu haben. Ich glaube, daß die Analyse die Psyche des Menschen zerlegen soll, wie der Chirurg den Körper mit dem Seziermesser, um die Stelle des Leidens aufzudecken und möglichst zu entfernen. — Einerseits. Ich möchte noch wissen, wovon wünschen Sie befreit zu werden, wozu haben Sie die Analyse unternommen? — Eigentlich von dem Hang, Männer zu lieben. — Warum wünschen Sie davon befreit zu werden? — Weil ich manchmal in Konflikt komme mit meiner sonstigen Weltanschauung und meiner religiösen Überzeugung, das macht mich manchmal unglücklich. Und dann finde ich auch, daß das Leben viel glücklicher ist ohne diese große Leidenschaft. — Wollen Sie zur Liebe zum Weibe erzogen werden? — Durchaus nicht, viel lieber bleibe ich bei meiner jetzigen Liebe, als dazu erzogen zu werden. Ich habe eine solche Abneigung gegen den normalen Akt, daß der bloße Gedanke daran schon mich ganz in Auf-

regung versetzt. Dann träumte ich auch öfters, besonders früher mit 18, 19 Jahren, daß ich verheiratet wurde, von einem Geistlichen mit einem Weibe getraut wurde, und das machte mich so furchtbar unglücklich, daß ich nachher, als ich erwachte, gar nicht wußte, wie mich vor Glück zu fassen, daß es tatsächlich nicht der Fall ist. Öfters ist es nur dazu gekommen, daß bloß der Versuch zur Trauung gemacht wurde, z. B. der Gang zur Kirche und dergleichen. Ich träume sehr oft von den Menschen welche mir nahe stehen und gestanden haben, von denen die ich geliebt habe, besonders wenn ich einen Brief bekomme von meinem ersten, intimsten Freund mit 17 Jahren. Da träume ich regelmäßig 1—2 Tage vorher, da erwarte ich mit Bestimmtheit den Brief. Ich stehe mit ihm in ständigem Briefwechsel, erst seit den Unruhen in Rußland nicht. Es fiel mir besonders auf, als ich noch in die Schule ging, da kam der ältere Bruder zu uns auf Besuch und da träumte ich regelmäßig stets vorher, daß er zu uns kam, was stets eintraf. — Wußten Sie voraus, daß er kommt. — Nein, durchaus nicht, er schrieb höchst selten, daß er kommen wird. — Haben Sie nicht gewußt, daß seine Besuche in einer gewissen Regelmäßigkeit erfolgten? — Auch nicht, ganz und gar nicht. Aber ich war früher sehr intensiv, ich fühle beinahe jeden starken geistigen Einfluß auf mich. — Sie meinen, Sie hätten telepathische Fähigkeiten? — Ja. — Die Erfahrung lehrt, daß es sich da gewöhnlich um unbewußte Schlußfolgerungen handelt, von denen aber nur das Endresultat ins Bewußtsein dringt, welches dann als etwas Rätselhaftes und Unverständliches, als eine geheime Macht erscheint. Nun könnte ich mich ja irren; wenn Sie glauben, ich habe nicht recht, so bitte ich nur direkt zu widersprechen. — In diesem Falle ist mir vollständig unbewußt, daß das durch ein Unterbewußtsein geschehen sein soll, aber ich kann auch nicht direkt widersprechen, weil ich

diesen Gedanken noch nie ausgesprochen gehört habe. — Also denken Sie darüber nach. — Besonders jetzt führt es mich auf ein anderes Erlebnis. Wenn ich z. B. an einen fremden Ort komme, wo ich noch nie war, oder in eine besondere Lage oder mit jemandem spreche, mit dem ich vorher nie gesprochen habe, dann kommt mir auf einmal blitzschnell der Gedanke: das habe ich vorausgesehen, jetzt kommt das und das. Und es kommt tatsächlich so. Und dann habe ich einmal von einem Professor gelesen, der dies dadurch zu erklären suchte daß ein Teil des Gehirnes langsamer denke, als der andere. — Meinen Sie Ober- und Unterbewußtsein? — Ja. — Stimmt das wirklich? — Ja, ich glaube. Aber das ist mir noch immer eine offene Frage geblieben und ich bin noch nicht soweit, daß ich dem Professor beistimmen könnte und widersprechen kann ich auch nicht gerade. — Das hat mich auch beschäftigt, ob ich mir vornehmen darf, über irgend etwas gar nicht zu denken, weil ich doch aufrichtig sein soll, damit der Gedanke an solche Dinge mir während der Analyse überhaupt nicht komme und ich habe beschlossen, Ihnen diese Frage vorzulegen. — Tun Sie das ja nicht, das ist einfach Widerstand. Das Unbewußte will seine Heimlichkeiten nicht hergeben und richtet als Schutzwehr den Widerstand auf. Hinter diesem Widerstand verbergen sich die wichtigsten Dinge. Wenn sich Ihnen ein Gedanke aufdrängt, dann sprechen Sie ihn unbedingt aus, dann ist er von Wichtigkeit. Welcher Gedanke tauchte Ihnen auf, welchen wollten Sie sich vorbehalten? — Erstens überhaupt an die Persönlichkeit des Behandelnden nicht zu denken. — D. h. an mich. — Ja. — Warum wollten Sie an mich nicht denken? — Darüber bin ich mir nicht vollkommen klar, aber wahrscheinlich, um von vornherein auszuschließen, daß ich etwas sagen muß, was Ihnen vielleicht unangenehm wäre. — Das dürfen Sie in keinem Falle. Ich verspreche,

Ihnen absolut nichts übel zu nehmen. Wenn Sie etwas nicht sagen, so wühlt es in Ihnen nach. Es sind Ihnen bestimmte Gedanken über mich gekommen, die bitte ich, mir zu sagen, ganz ehrlich. — Ganz richtig. Erstens überhaupt, schon wenn ich eine neue Bekanntschaft mit jemandem mache, versuche ich, mir sofort über die Persönlichkeit ein Urteil zu bilden. — Das war wohl auch bei mir der Fall? — Ja. — Dann sagen Sie es ruhig. — Ich bin eigentlich noch zu keinem abschließenden Urteil gekommen. Aber dann habe ich auch nachgedacht, ob Sie homosexuell sein könnten, und da bin ich darauf gekommen, daß Sie aller Wahrscheinlichkeit nach es nicht sind. — Woraus schlossen Sie das? — Ich kann nichts besonderes sagen, aber ich habe ein unbestimmtes Gefühl. — Es fehlen Ihnen offenbar homosexuelle Züge? — Ja. Ich verstehe unter Homosexualität nicht bloß, daß z. B. einmal ein normaler Mensch mit einem Mann geschlechtlichen Umgang hat, sondern ich nenne homosexuell nur den, der sich seinem innersten Wesen nach zu einem Mann hingezogen fühlt. — Und das vermissen Sie bei mir? — Ja. — Worüber dachten Sie noch nach über mich? — Nur noch etwas, allem Anschein nach sind Sie noch unverheiratet? — Und dachten, ob das nicht ein Zeichen von Homosexualität ist? — Ja, in der ersten Stunde, später habe ich den Gedanken verworfen. Dann habe ich noch gedacht, es wird mir im Anfang ziemlich schwer sein, alles mitzuteilen, was ich denke und fühle, weil mir die Situation noch zu ungewöhnlich ist. Aber dann habe ich mich wieder beruhigt, weil ich mich rasch in alles hineingewöhne, und das kann ich sagen, jetzt habe ich das Gefühl, daß ich viel vertrauensvoller bin, als in der letzten Stunde Ihnen gegenüber. — Weshalb das? — Weil Sie mich über alles beruhigt haben, daß ich alles sagen darf, auch über Sie, denn das habe ich mir streng vorgenommen, ich habe besonderes Interesse

daran, was aus der Sache wird, und deshalb möchte ich immer nur die Wahrheit sagen. — Da hat das vielleicht besonders auf Sie gewirkt, daß ich sagte, Sie müssen vor allem einmal die Wahrheit sagen, was immer herauskommt? — Ja, das hat mir besonderes Vertrauen eingeflößt und weil Sie sagten, Sie nehmen es nicht übel und Sie stellen sich als Arzt über alles, Sie wären nur Objekt, nicht der Mensch, den es trifft. Ich habe zwar bei vielen gefunden, daß sie das gleiche behaupten, aber sie können dann doch nicht die Person von der Sache scheiden. — Und bei mir setzen Sie das nicht voraus? — Nein. — Fielen Ihnen vielleicht noch irgendwelche Ergänzungen ein, die Sie mir sagen könnten. — Nein, ich wüßte nichts.

4. Tag.

Heute habe ich sehr wenig zu erzählen, ich hatte wenig Gedanken, vielleicht weil Weihnachten war. Nur das hat mich beschäftigt, warum Sie mir bloß 3 mal wöchentlich Analyse geben, ob das vollständig genügt oder ob Sie nicht mehr Zeit haben. Letzte Woche kam mir das Intervall zu groß vor, ich hätte die Sache gern häufiger gemacht. — Ich erklärte, daß meine Zeit zu beschränkt sei, um ihm mehr als 3 Stunden wöchentlich zu geben. Da Sie mir aber nichts sagen können, werde ich Ihnen Fragen stellen: Ich glaube, daß zwischen Ihnen und Ihrem Bruder etwas mehr besteht, als Sie mir bisher sagten, nämlich auch eine gewisse homosexuelle Zuneigung. — Nein, von meiner Seite nicht im geringsten. — Es fällt mir nämlich auf, daß Sie von der Ankunft Ihres Bruders träumten. Träume sind, wie wir heute wissen, erfüllte Wünsche. — Im Gegenteil, ich habe gegen meinen Bruder stets eine Abneigung gehabt. — Haß ist nur die Kehrseite der Liebe, das würde auch nicht dagegen sprechen, verschmähte Liebe wird immer zum Haß. — Nicht immer. — Beim Uranier heißt es zwar, sie kennen den Haß nicht,

aber ich halte mich vorläufig an das, was ich bei meinen Nervösen gefunden habe. Erzählen Sie mir Genaueres über das Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrem Bruder. — Soviel ich mich erinnere, besonders seit der Zeit, da er mich sehr schlecht behandelte, hatte ich immer Angst vor ihm, und wenn er zum Besuche kam, mied ich ihn immer. — Hatten Sie nicht schon vor 9 Jahren mit ihm zu tun gehabt? — Nein, er war nicht viel zu Haus. — Wie war Ihr Verhältnis bis zum 9. Jahre? — Ich kann mich an gar nichts besonders Schlechtes und auch an nichts besonders Gutes erinnern. — Sind Sie damals gern zu Ihrem Bruder gegangen? — Nur zum Teil, nicht ganz, weil ich nicht weg von Hause und in eine ganz fremde Stadt ziehen wollte, aber warum ich wieder wollte, war, weil ich mich überhaupt für alles fremde interessierte, für alles, was ich noch nicht gesehen hatte. — Erinnern Sie sich vor dem 9. Lebensjahre schon, daß er Ihnen mit Schlägen begegnete? — Nein, ich wüßte nicht. — Haben Sie überhaupt viel mit ihm zu tun gehabt? — Ich habe keine klare Vorstellung davon, nur das eine weiß ich, daß, wenn er freundlich mit mir war, ich ihn ganz gern hatte. — Haben Sie einen Unterschied bemerkt zwischen ihren Empfindungen, die Sie den andern Geschwistern entgegen brachten, und den für Ihren Bruder? — Nein. Vordem habe ich überhaupt keinen Unterschied bemerkt, nachher insofern, daß er mir der Unsympathischste von allen war. Der Gedanke ist mir so unglaublich, daß das überhaupt möglich wäre, daß ich ihn irgendwie geliebt hätte, das will mir gar nicht zu Sinn. Der Haß entspringt ausschließlich nur der ungemein rohen Behandlung. — Erzählen Sie vielleicht, wie das gekommen ist. — Ich wünsche, da nichts zu sagen. Außerdem scheue ich mich, manches zu sagen aus Pietät für Verstorbene und Andere, ich habe nur das Recht, Ihnen meine Geheimnisse preiszugeben. — Ich muß Sie bitten, Pietät

und Rücksichtnahme beiseite zu lassen, sonst kommen wir mit der Analyse nicht vorwärts. Auf Diskretion dürfen Sie rechnen. — Also lassen Sie mir vorläufig Zeit, mich mit diesem Gedanken zu befreunden. — Gut, reden wir von etwas anderem. Sie sprachen das letztemal davon, daß Sie Ihre Neigung in Konflikt bringe mit Ihren religiösen Überzeugungen und Ihrer Weltanschauung. Inwiefern das? — Erstens ist die Ausübung des Geschlechtsaktes beim Urning vollständig verfehlt und hat nur den Zweck, die Sinnenlust zu befriedigen. — Meinen Sie, daß die andern den Geschlechtsakt vollziehen mit Rücksicht auf einen bestimmten Naturzweck? — Das wohl seltener. Aber es hat doch immerhin einen Zweck und Sinn, wenn es auch unbewußt bleibt, es ist ja der Naturzweck, die Erhaltung der Art. — Den meisten Menschen ist ja darum gar nicht zu tun, ja dieser Naturzweck wird meist direkt künstlich verhindert. Der Geschlechtsakt ist also Selbstzweck geworden. Haben Sie volle Befriedigung vom homosexuellen Akt? — Ja. — Das wäre ja Zweck genug. Es steckt wohl auch etwas Religiöses dahinter? — Ja, ganz richtig. Ich finde in dem Geschlechtsakt etwas sehr Niedriges, was den Menschen nicht erhebt, sondern erniedrigt, es macht den Menschen zum Sklaven seiner Triebe. Ich habe stets gefunden und auch bei mir selbst erfahren, daß ein Mensch, der besonders dem Geschlechtsakt ergeben ist, meist keinen Sinn für etwas Höheres hat, ja, er verliert sogar noch sehr viel von dem, was er früher hatte. — Das mag vielleicht für jene richtig sein, die ihrem Geschlechtstrieb maßlos fröhnen, aber wohl kaum für jene, die ihm bloß physiologisch folgen wie in der Ehe. Ebensowenig, denke ich, bei den Uraniern, welche nur dann den ihnen entsprechenden Geschlechtsakt ausüben, wenn sie die Liebe dazu treibt, wie Sie z. B. beim Jüngling mit 17 Jahren. Sehen Sie darin auch etwas Entwürdigendes? — Nein. — Inwiefern wider-

spricht der homosexuelle Akt also ihrer Weltanschauung und religiösen Überzeugung? — Wenn ich das für nicht vollständig entsprechend halte, so ist es darum, weil die Befriedigung des Triebes nur eine Selbsttäuschung ist, weil sie nicht von Dauer ist. Wenn ich keine besondere religiöse Anschauung darüber habe, dann finde ich in meinem Leben nichts, was dies hindern würde. — Sie sagten aber doch, daß es Ihrer religiösen Überzeugung widerspräche? — Weil ich aber die religiöse Überzeugung habe, daß der menschliche Geist doch etwas Unsterbliches ist, etwas, was nicht vergeht, daß nur die Form gewechselt werde, drum finde ich, daß der Geschlechtstrieb mit dem, was nicht vergeht, gar nichts zu tun hat und gar nicht hineinpaßt, und daß gerade die Ausübung des Geschlechtstriebes den Menschen mehr an das Materielle fesselt, als in freier Weise. — Dann müßten Sie ja sagen, der Mensch soll überhaupt nicht geschlechtlich verkehren, weder normal, noch homosexuell. Oder schreiben Sie dem Homosexuellen eine besondere Wirksamkeit zu? — Das, was ich jetzt sage, entspringt der religiösen Überzeugung, und was die Weltanschauung betrifft, so ist es deshalb, weil der Urning doch nicht vollständig glücklich sein kann in seiner Liebe unter den obwaltenden äußeren Umständen, den sozialen Verhältnissen und der Mißachtung, welcher sein Trieb begegnet. Ich habe bis jetzt noch keinen Urning gefunden, der sich glücklich nannte, wenn er nachdachte und nicht bloß in den Tag hineinlebte. — Und zwar warum? Bloß wegen der ungünstigen äußeren Umstände oder aus anderen Gründen? — Da spielen mehrere Gründe mit. Erstens die äußeren Umstände, daß ein Urning sich leicht in einen Mann verliebt, der keinen Sinn dafür hat, das wäre die Hauptsache. — Haben Sie nie den Fall beobachtet, — Sie haben es ja übrigens selbst erlebt, — daß Sie jemanden fanden, der Ihnen ganz entsprach? — Ganz richtig, aber ich wünschte,

ich hätte nie jemanden gefunden, dem ich mich ganz angeschlossen hätte, weil ich nachher immer unglücklich war wegen der notwendigen Trennung, weil Verhältnisse eintreten, die die Fortsetzung verhindern. — Und wenn das nicht gewesen wäre? — Dann würde ich mich ganz glücklich gefühlt haben. — Also ist es ja für den Urning doch möglich? — Möglich schon, aber in unserer Zeit kaum, das wäre eine große Seltenheit, höchstens wenn man ganz abgeschlossen von allem lebt, in einer einsamen Gegend, aber sonst kaum. — Das wären ja schließlich doch die äußeren ungünstigen Umstände? — Ja, aber es kommt doch sehr häufig vor, daß ein Urning sich in einen verliebt, der ihn nicht mag. — Das kommt auch bei Normalsexuellen vor. — Der Urning verliebt sich gerade in einen Nichturning (sein Gesicht ist allmählich ganz rot geworden). Auch sonst kommt er mit manchem in Konflikt. So kannte ich einen Opernsänger, der fühlte sich nur glücklich, wenn er zu Hause schneidern konnte. Die meisten Urninge sind große Heuchler, was ihr ganzes Leben mit sich bringt, wozu sie ihre Veranlagung zwingt. — Sind sie es auch im Verkehr mit ihresgleichen? — Nein, da hat es keinen Sinn. — Ich meine, ob das dann vielleicht zweite Natur wird? — Nicht immer. Man fühlt sich dann immer befreit, die Heuchelei fühlt man als eine Last. — Sie meinen, daß sie nur der Welt gegenüber heucheln? — Ja. Mancher Urning, der Abneigung gegen das Rauchen hat, zwingt sich dazu, um männlich zu erscheinen. Viele sind auch sehr leichtsinnig, ganz im Allgemeinen. Dr. Hirschfeld sagt, daß viele Urninge ganz zurückhaltend und keusch leben, was ich höchst selten gefunden habe. — Sie meinen wohl, alle tun schließlich etwas? — Ja, es gibt ja wohl Keusche, aber höchst selten. — Wieviel Urninge kennen Sie denn? — Intim vielleicht 14, weniger genau über 100. — Wenn Sie die letzteren nun weniger genau kennen, woher wissen

Sie dann, daß sie nicht keusch sind? — Gegen einen Urning sind sie ganz offen, sagen sie alles, wenn man sie nur fragt. Dr. Hirschfeld weiß dies ganz genau, er stellt die Sache aber schöner dar, um der Sache des Urnings zu nützen. In dem Fragebogen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees steht eine Frage, ob man Freundschaftsverhältnisse von langer Dauer führen kann ohne geschlechtliche Handlungen, ganz keusch. Ich bin der festen Überzeugung, daß das fast niemals der Fall ist bei einem Urning. Bis jetzt habe ich das nie gefunden, wenigstens nicht bei längerer, z. B. jahrelanger Dauer.

5. Tag.

Es hat mich früher schon öfters stutzig gemacht, daß, wenn ich mich in jemand verliebte, es schon in der ersten Stunde war, in der ich ihn kennen lernte, und das konnte ich mir nicht erklären. Ich nahm seelische Verwandtschaft u. dergl. an, aber da las ich in Ihrem Platen-Aufsatz, daß man immer nur den alten Typus liebt in einer neuen Gestalt, und da muß ich wohl dem zustimmen. Ich habe darüber nachgedacht; ich finde, daß bei allen, die ich liebe, etwas Gemeinsames zu finden ist. — Nämlich was? — Zunächst in der körperlichen Erscheinung. Alle waren brünett, das Gesicht von etwas bleicher Farbe, nicht rosig. Und was mich besonders anzog, jeder hatte einen starken Willen und ist sehr ideal veranlagt. — Vielleicht noch irgend etwas? — Ich weiß nur das eine, daß, wenn einer von denen roh war oder moralische Defekte gezeigt hätte, ich ihn nicht mehr hätte lieben können. Es ist mir schon vorgekommen, daß, wenn mich einer anzog und ich ihn gerne hatte und etwas an ihm bemerkte, was mich abstieß oder innerlich verletzte, eine rohe Handlung oder dergl., es sofort aus war. Gemeinheit oder dergl. kann ich überhaupt nicht leiden. — Wissen Sie Sich vielleicht an eine erste Person zu erinnern, auf

welche jene Eigenschaften passen? — Nein. Ich könnte höchstens sagen, daß der blasse Knabe in der Schule beinahe all diese Züge hatte, körperlich und seelisch, aber auf früheres kann ich mich nicht entsinnen. — Wir brauchen nicht länger Katze und Maus zu spielen, Sie sind in mich verliebt, von der ersten Stunde ab. — Ganz Recht haben Sie nicht, daß ich Sie sonst gern habe, ist richtig, aber daß ich gerade in Sie verliebt wäre, kann ich nicht zugeben, weil ich nicht die Ueberzeugung davon habe. — Genauer gesagt, ist diese akute Verliebtheit nichts anderes als eine Form des Widerstandes; es besteht nämlich ein starker Widerstand, peinliche Dinge erotischer Natur aus frühester Kindheit zu erzählen, sie herzugeben, und das kleidet sich sehr zweckmäßig in die Form der Verliebtheit. Nehmen wir einmal an, Ihre erste Liebe wäre der Vater oder Bruder gewesen, so übertragen Sie jetzt alles auf mich, damit Sie es nicht von jenen Geliebten sagen müssen. — Wenn Sie meinen, der Vater oder Bruder wären der erste Liebhaber gewesen, so sind Sie im Irrtum; eher wäre mir der Cousin sympathischer, aber auch da könnte ich nicht mehr sagen, als den Fall, den ich schon mitteilte. — War der Cousin im 9. Jahr brünett und blaß? — Ich konnte das nicht genau sagen, weil ich ihn schon mehr als 15 Jahre nicht gesehen habe, brünett war er jedenfalls, aber ganz blaß, das weiß ich nicht. — War er sehr ideal? — Es fällt mir noch etwas ein. Sein Bruder, der war vielleicht blässer. Das fällt mir gerade jetzt ein, ich habe ein dunkles Gefühl, daß ich ihn lieb gehabt habe, er war ein paar Jahre jünger als der andere und vielleicht um 3, 4 Jahre älter als ich. — Was wissen sie über ihn zu sagen? — Ich kann sagen, daß ich ihn am liebsten von allen hatte, wenn er zu uns kam, und recht traurig war, wenn er wieder wegging, daß ich mich öfters nach ihm sehnte. Mir kommt es jetzt geradezu wunderbar vor,

daß mir das nicht schon früher einfiel. — Aus welchem Jahr ist das eigentlich? — Jedenfalls vor dem Fall mit dem andern Cousin, es könnte vielleicht im 7. Jahre gewesen sein. — Haben Sie ihn vor dem 7. Jahre noch nicht kennen gelernt? — Ich glaube schon, aber es ist mir nichts von ihm erinnerlich, überhaupt erinnere ich mich nicht genau, wie alt ich war, ich könnte mit Bestimmtheit die Zeit nicht angeben. — Erinnern Sie sich vielleicht, wie Sie dazu kamen, ihn zu lieben? — Ich weiß nur, es war auf einmal so, daß ich ihn liebte, aber wie, weiß ich nicht. — Denken Sie nur nach, Sie werden schon auf nähere Einzelheiten kommen. — Ich suche überall vergebens. — Irgend etwas wird Ihnen eingefallen sein, das bitte ich zu sagen. — Es ist dasselbe, was ich Ihnen schon sagte; ich fühle nur, daß ich ihn recht gern hatte und mich freute, wenn er kam, und Sehnsucht hatte, wenn ich an ihn dachte, und ich glaube, ich habe manchmal auch um ihn geweint, wenn ich ihn da haben wollte. — Denken Sie nur weiter nach und sagen Sie alles, was Ihnen einfällt. — Im Sommer, wenn manchmal viel Gäste bei uns waren, gingen wir Jungen, die Cousins und ich außer dem Hause ins Heu schlafen (es war gerade der Zeit der Heuernte). Ob dies nun geschah, nachdem ich den Cousin liebte, oder schon vorher, das kann ich nicht entscheiden. Nachher war es gewiß. — Sie sind jetzt auf der richtigen Fährte. Denken Sie einmal nach, ob Sie mit dem Cousin zusammen geschlafen haben, ob da vielleicht Ihre Liebe erwachte und wodurch. — Ich weiß nur soviel, daß ich ihn damals schon liebte. — Ehe Sie mit ihm zusammenschliefen oder nachher? — Ich glaube schon vorher. — Haben Sie vielleicht die Gelegenheit herbeigesehnt, mit ihm zusammenzuschlafen? — Das könnte ich gerade nicht sagen, ich weiß nur, daß ich mich stets freute, wenn einmal wieder Gelegenheit war, draußen im Heu zu schlafen. —

Mit ihm zu schlafen? — Mit ihm kann ich nicht gerade sagen, überhaupt. — Haben Sie denn an und für sich so gern im Heu geschlafen? — Ja, an und für sich. — Oder hat sich das vielleicht eingestellt, weil Sie mit ihm zusammen im Heu schliefen, sagen wir in Erinnerung daran oder weil die Möglichkeit bestand, wieder mit ihm zusammenzuschlafen? — Ich kann das nicht sagen, weil ich immer ein großer Naturfreund war. — Unterdrücken Sie ja nichts. — Ich habe nur nachgedacht, ob es überhaupt möglich wäre, Ihre Frage zu bejahen, und beim Nachdenken fühle ich, daß es unmöglich ist, diese Frage zu entscheiden. — D. h. es besteht noch starker Widerstand. — Ich finde es überhaupt weitgehend, daß man darüber Auskunft geben könnte. — Schlagen Sie sich den Gedanken aus dem Kopf, erfahrungsgemäß sind solche Dinge immer wieder wachzurufen. Sie können es mir glauben, denn ich habe schon viele Analysen gemacht und habe da Dinge herausgefunden, die bis zum 6. Lebensmonat gehen. — Ich habe das Gefühl, daß es so allmählig gekommen ist beim Cousin, denn wenn ich nach einem bestimmten Anlaß suche, von dem es ausgegangen wäre, so finde ich gar keinen. — Es ist nun möglich, daß da ein Widerstand gegen eine Mitteilung besteht. — Es fällt mir noch etwas anderes ein, was den Cousin gar nicht betrifft, nämlich das, daß ich einen Hirtenjungen kannte — mit wieviel Jahren weiß ich nicht — aber es kommt mir ganz dunkel vor, daß es noch vor diesem Cousin sein könnte, aber mit Bestimmtheit kann ich nichts sagen. — Und was fällt Ihnen von diesem ein? — Daß ich ihn geliebt hätte, kann ich nicht sagen, aber ich erinnere mich dunkel eines Vorganges. Ich bin einmal gegangen, wo er seine Herde weidet, und da hat er mit mir gespielt, ich weiß nicht mehr was. Da hat er mich besiegt und sich auf mich geworfen und meinen Kopf an seine Geschlechtsteile gedrückt, und ich

habe ein wohliges Gefühl dabei gehabt, trotzdem ich mich sehr schämte. Sonst fiel weiter nichts vor.

6. Tag.

Ich bin zur festen Überzeugung gekommen, daß meine ersten mir wahrnehmbaren erotischen Gefühle durch den Hirtenknaben geweckt wurden. Es ist mir erinnerlich, daß wir auf der Wiese spielten und uns balgten, und daß er mich besiegte und meinen Kopf an seine Geschlechtsteile drückte und sich auf mich warf, und daß ich dadurch auf einmal ein Wonnegefühl empfand. — Das haben Sie schon das letzte Mal gesagt, es muß noch mehr da sein. — Damals nicht, aber am selben oder am 2. Tag kam es zu einem ebensolchen Vorfall, wie ich ihn vorhin schilderte. — Ließen Sie sich da vielleicht absichtlich besiegen, um das Ganze nochmals zu erleben? — Das 2. mal ja. Wie ich sah, daß ich beinahe unterliegen werde, ließ ich es mir ganz gern gefallen, weil es mir gefiel. — Haben Sie sich das 2. mal auch geschämt? — Ja. — Wurde Ihr Membrum dabei erigirt? — Nein. — War das vielleicht bei ihm der Fall? — Nein, wenigstens ist es mir nicht bewußt gewesen. — Hat Ihnen speziell die Berührung seines Membrum wohl getan? — Das weiß ich nicht, das ist mir durchaus nicht erinnerlich. — Sie hatten doch erst von da an Lustgefühle, wie er Ihren Kopf an sein Membrum drückte, dann muß Ihnen doch die Berührung desselben wohl getan haben? — Schweigt. — Oder war es vielleicht etwas Anderes, dann bitte ich es zu sagen. — Ich wüßte nichts anderes. Es könnte nur höchstens das sein, aber es kam mir nicht zum Bewußtsein, daß die direkte Berührung jenes Teils die Veranlassung war. Ich weiß nur, daß ich den Kopf an seinen Membrum drückte, und daß dies die Veranlassung war. — Wo haben Sie die Lustgefühle verspürt? — Im ganzen Körper. — Nicht auch an irgendeiner bestimmten

Stelle? — So ein unbestimmtes Wonnegefühl, ich kann es nicht weiter definieren. Ich möchte noch hinzufügen, daß diese Episode jedenfalls noch vor das 6. Jahr fällt, vielleicht mit 5 Jahren. — Und dann habe ich noch über den Cousin nachgedacht, es fiel mir aber nicht das Geringste zur Vermutung ein, daß ich erotische Gefühle bei ihm hatte. Es ist mir wohl nicht zum Bewußtsein gekommen, wenigstens ist mir nichts erinnerlich, wie mit dem Hirtenknaben. Wenn ich nachdenke, komme ich nur darauf, daß wir spazieren gingen, nachts den Mond und die Sterne anschwärmten, wie wir zusammen spielten. — Haben Sie sich auch umarmt? — Ja freilich, aber wie kommt das daher? — Das bedeutet erotische Gefühle. — Und daß ich ihn mehrmals nackt gesehen habe, ist wahr, weil wir im Sommer manchmal zusammen baden gingen. — Und hatten Sie dabei Lustgefühle. — Das könnte ich nicht sagen. Das Baden hat alles in den Hintergrund gedrängt, weil das meine größte Freude im Sommer war. — Die eine Freude schließt die andere nicht aus. — Das wohl nicht, aber mir war es immer eine Freude, es war mir ganz gleichgiltig, mit wem ich ging. — Ich lasse ihn jetzt im Liegen unter meiner Hand nachdenken und fordere ihn auf, mir alles zu sagen, was ihm einfällt. — Er kam meist Sonntag, und das erste war, daß wir spazieren gingen, und fast immer kam seine ganze Familie mit allen Kindern mit, und dann hatten wir nicht alle im Hause Platz, und ich freute mich sehr darauf, daß wir alle im Heuschober schlafen würden, und daß ich öfters sehr schwer einschlafen konnte, wenn er dabei war, weil wir immer soviel zu reden und zu erzählen hatten. — Bloß deshalb? — Nicht gerade allein, sondern weil er mir sehr angenehm war. — Weil Sie sexuelle Lustgefühle hatten, wenn Sie bei ihm lagen. — Es ist möglich, aber an irgendeinen Vorfall kann ich mich nicht erinnern. — Haben Sie sich umschlungen

gehalten? — Das könnte auch gewesen sein, allein mit Bestimmtheit kann ichs nicht sagen. — Ihre Schlaflosigkeit ist offenbar sexueller Natur, geschlechtliche Gereiztheit. Dazu muß Veranlassung gewesen sein. Denken Sie einmal unter meiner Hand nach. — Ich glaube auch, daß die ganze Situation zu dieser Schlaflosigkeit beitrug. Es war mir erstens ganz neu, im Heu zu schlafen, und wenn einen etwas Neues erregt, kann man nicht schlafen. — Das kommt für ein Kind wenig in Betracht. — Ich gebe dies alles zu, daß mir alles sehr angenehm war, und daß ich sehr gerne mit ihm da geschlafen habe, aber irgendwelche sexuelle Regungen kamen mir nicht zum Bewußtsein, z. B. so ein Vorfall wie mit dem Hirtenknaben. Die Erinnerung an den letzteren ist so stark, daß, wenn ich über diese Episode nachdenke, ich fühle, daß die Nachwirkung dieses Wonnegefühls noch jetzt meinen Körper durchzieht. Und daß diese sexuelle Erregbarkeit noch mehr erweckt wurde durch den zweiten Cousin, der membrum suum in os meum immisit, ist auch mir klar. Damals kam mir das Lustgefühl viel mehr zum Bewußtsein. Nach diesem Vorfall wäre ich noch gerne mit ihm allein zusammen gewesen oder hätte gern mit ihm zusammengeschlafen. — Was hätten Sie denn da getan? — Ich hätte gern dasselbe nochmals von ihm tun lassen. — Was hatten Sie damals für Lustgefühle und wo? — Im ganzen Körper, und ich glaube auch annehmen zu dürfen im Glied. — Auch eine Erection? — Das könnte ich nicht sagen, aber jedenfalls Lustgefühle auch. Erection glaube ich kaum. — Wann hatten Sie denn zum 1. male eine bewußte Erection? — Erst einige Wochen später, wenn ich an die Episode mit dem Cousin dachte. Bei der Episode selbst nicht. — Was stellten Sie sich da vor? — Ich stellte es mir gerade so vor, wie es vorgefallen war. — Wo hat er es denn mit Ihnen gemacht? — In seinem Bett. — Schliefen Sie mit ihm zusammen?

— Ja, das war einmal, ich weiß nicht aus welchen Gründen. — Hat er Sie dabei umarmt? — Ja. Zuerst hat er mich umarmt und geherzt usw., und dann versuchte er, membrum suum in os meum immittere. — Ist der Cousin auch homosexuell? — Jetzt ist er verheiratet. Ein richtiger Urning ist er nicht, möglicherweise bisexuell, sonst hätte er sich nicht so schnell verheiratet. — Sie sagten beim Kommen, es wären Ihnen noch andere Vorfälle eingefallen. — Ja, aus der Kindheit, die aber keinen Zusammenhang haben. — Erzählen Sie sie nur. — Das früheste, was mir einfällt, könnte aus dem 2. Jahre sein. Ich erinnere mich, daß in dem Hause meines Vaters eine dunkle Kammer war, in welcher weißer Sand aufgehoben wurde, und wenn nur die Tür offen war, versteckte ich mich drin, um Sand essen zu können. (Lacht). — Kann man denn das essen? — Nicht viel, aber etwas habe ich gegessen. Aber es ist auch möglich, daß das Geheimnisvolle in dieser dunklen Kammer mich anzog, ich konnte da stundenlang allein sitzen. Manchmal haben sie mich im Hause gesucht und nicht gefunden, endlich kamen die anderen darauf, daß ich regelmäßig, wenn die Türe nur offen war, mich in dieser Kammer versteckte. — Solche frühe Brocken bleiben einem deshalb in Erinnerung, weil etwas Sexuelles dahinter steckt, das Sie unterdrückten. Sie haben nur das Harmlose in Erinnerung behalten, das minder Harmlose aber scheinbar vergessen. Denken Sie nur nach, was da für sexuelle Beziehung ist, und was Ihnen einfällt, das sagen Sie mir. — Das eine ist mir in Erinnerung, daß, wenn ich mich da versteckt hatte, die Tante mich dann herausbrachte und ich manchmal noch Prügel bekam. — Es muß Ihnen noch mehr einfallen. — Es könnte auch anderes mitgewirkt haben, warum es mir in Erinnerung blieb. Kurz darauf nach diesem Vorfall in der Sandkammer bin ich einmal auf einen Tisch gestiegen und —

ich hatte ein Messer in der Hand — heruntergefallen und habe mir den Daumen zerschnitten, die Narbe ist noch jetzt sichtbar. Ich weiß, daß sehr viel Blut kam und ich furchtbar erschrak und schrie, und hierauf wurde ich in die Wiege gelegt — damals schlief ich noch in der Wiege — und als Kranker behandelt, und das war mir sehr angenehm, daß sich alle um mich sorgten. — Wer denn besonders? — Ich glaube Mutter und Tante und möglicherweise, daß auch der Vater dazu kam, und dann sagte der Vater mir immer, er wird mich auf die Realschule schicken, und wenn mich jemand fragte, was ich lernen werde, sagte ich immer, ich werde die Realschule besuchen. Das war auch in demselben Jahre, wo das alles vorgefallen ist. Ich weiß, daß ich damals meinen Vater viel mehr liebte, als später, wo ich größer wurde. — Warum haben Sie ihn damals mehr geliebt? — Später, als ich größer wurde, fing er an zu trinken, und dann waren immer Unannehmlichkeiten, wenn er betrunken war, die Mutter konnte das auch nicht leiden, und dann wurde manchmal gezankt, und die Mutter weinte, weil er ganze Nächte nicht nach Hause kam, und das tat mir so leid, und da hat sich die Liebe verloren. — Sie erinnern sich, daß Sie ihn damals sehr liebten? — Ja. — Mehr wie die Mutter? — Ja, ich glaube, mehr wie die Mutter. — Bis zu welchem Jahre? — Das könnte bis zum 10. Jahre gewesen sein. — Vielleicht bis Sie zum Bruder kamen? — Ja, aber dann habe ich die Mutter schon mehr geliebt. Am meisten habe ich den Vater im 3., 4., 5. Jahr geliebt. — Worin äußerte sich diese Liebe? — Ich war mit ihm sehr gern zusammen, liebte ihn besonders, wenn er mir von der Realschule erzählte, wie es da zugeht, wie das Leben dort ist, was man dort lernt. — Auch von dem Verkehr mit den Mitschülern? — Möglicherweise auch davon. Aber was mir mehr erinnerlich ist, Sprachen interessierten mich

stets. Er erzählte, daß man dort verschiedene Sprachen erlernen kann. — Was hat Sie am meisten interessiert? — Am meisten, daß ich auf die Realschule komme und daß ich da mit vielen Jungen aufgezogen werde und daß man sich da nach meiner damaligen Ansicht recht schönes für sein Leben aneignen kann. Und daß es dort überhaupt wunderschön zugeht. — Hat Sie vielleicht damals besonders gezogen, daß Sie mit so vielen Jungen zusammenkommen sollen? — Ich wüßte nicht, denn in dem Hause, wo ich war, waren ja auch sehr viele Jungen. — Wenn Ihnen ihr Vater davon erzählte, hat er Sie auf dem Schoße gehabt? — Ja, meist. Es ist mir genau erinnerlich, er hat mich beinahe stets auf dem Schoß gehabt. — Und haben Sie ihn dabei umarmt? — Wahrscheinlich auch mit dem rechten Arm umhalst. — Und sich fest an ihn gedrückt? — Nicht immer, aber manchmal schon. — Hatten Sie dabei auch irgendwelche Lustgefühle? — Das könnte ich nicht sagen, nur daß es mir eine große Freude machte, daß ich auf seinem Schoße saß und er mir erzählte. — Setzte er Sie auch rittlings auf sich? — Ja, auf verschiedene Art. Manchmal ließ er mich reiten auf seinen Knien, aber das hat mir nicht so eine Freude bereitet; es war mir am liebsten, wenn ich auf seinem Schoß still sitzen konnte und zuhören, was er sagte. — Aus späterer Zeit fällt mir noch etwas ein. Der Vater und ich waren einmal baden gegangen, und da ist mir erinnerlich, daß ich ganz interessiert seinen Penis ansah, daß ich ihn damals beobachtete. — Und was kamen Ihnen für Gedanken? — Mir war ganz angenehm zumute, aber ich könnte keinen besonderen Gedanken sagen. — Hatten Sie Lustgefühle dabei? — Jedenfalls nicht so, ich weiß nur, daß es mir angenehm war, zu betrachten, zu beobachten. — Hatten Sie nicht direkt sexuelle Lustgefühle dabei? — Solche jedenfalls nicht, wie mit dem Hirtenknaben. — Aber doch welche? — Es war mir

sehr angenehm, es zu beobachten, aber direkte Lustgefühle könnte ich es nicht nennen. Haben Sie ihn nackt gesehen oder durch die Schwimmhose? — Nackt. Bei uns in Rußland trägt man überhaupt keine Schwimmhose. — Hat es Sie nicht interessiert, daß das väterliche Glied viel größer ist als das Ihrige und wozu es da ist? — Nicht wozu, aber daß es größer ist. — Hat Sie das bestimmt interessiert? — Ja, ganz bestimmt. — Was haben Sie sich denn für Gedanken gemacht? — Ich weiß nur, daß es mich interessiert hat, zu beobachten. — Was haben Sie denn beobachtet am Glied, ob es größer wird oder sonst was? — Nichts besonderes, nur das Ganze. — Da sind Ihnen bestimmte Gedanken und Erwägungen gekommen, welcher Art? — Es ist möglich, daß mir der Gedanke kam, was man wohl damit macht und warum das so groß ist. — Also sexuelle Neugier. Was haben Sie sich näheres gedacht? — Ich habe überhaupt nicht gedacht, ich habe einfach nicht verstehen können, aber es hat mich sehr interessiert. — Wenn ein Kind etwas nicht versteht, so fragt es. — Es ist möglich, daß ich gefragt habe, ich gebe es zu, aber eine richtige Antwort habe ich nicht bekommen. — Dann haben Sie erst recht nachgegrübelt. — Das ist mir auch erinnerlich, daß ich stets nachgegrübelt habe. Ich fragte nicht allein den Vater, sondern auch Erwachsene, sogar meine Tante. Aber ich bekam immer nur die Auskunft, daß er dazu da ist, wozu meiner da ist, zum Urinieren. Das hat mich aber nie vollkommen befriedigt, weil ich mir stets dachte, es muß noch etwas anderes sein. — Was dachten Sie „noch etwas anderes"? — Ich dachte, daß es in irgend welchem Zusammenhang stehe mit der Frau, warum gerade die Frauen nicht denselben Penis haben wie der Mann, und da dachte ich, daß möglicherweise doch irgend etwas dahinter sein muß, warum die nicht alle das Gleiche haben, aber ich bin in diesem Jahre auf gar nichts weiter

gekommen. Erst lange später, im 7. oder 8. Jahre wurde mir die Sache aufgeklärt, da erzählte mir ein Junge, wenn er schlafe, pater incubat matri et immittit membrum in eam. — Und wie hat das auf Sie gewirkt, diese Enthüllung? Als ich ihn fragte, warum denn das, sagte er gleich, damit die Mutter Kinder gebären kann, und das habe ich ihm nicht geglaubt, weil ich immer dachte, der Storch bringt die Kinder. — Haben Sie dann nicht neuerdings gefragt, z. B. Vater oder Mutter? — Nein, ich glaube nicht. Damals habe ich mich schon geschämt, so etwas zu fragen. — Was fällt Ihnen noch ein? — Ich dachte, daß möglicherweise der Neigung zu meinem Vater erotische Gefühle zugrunde liegen, aber daß diese nie richtig hervorgetreten sind; sie wurden erst geweckt, als sie mir durch den Hirtenknaben zum Bewußtsein kamen. — Haben Sie da auf einmal gespürt, daß Sie beim Vater auch solche Gefühle hatten? — Nein, ich meine nur, ich fühlte, wenn ich auf seinem Schoße saß, daß mir das sehr angenehm war. — Es ist ein Unterschied zwischen Ihren Gefühlen dem Vater gegenüber vor der Episode mit dem Hirtenknaben und nach derselben. Sagen Sie mir welcher Art? — Nach der Episode hatte ich zum Vater nicht mehr so eine Liebe. — Warum? — Ich könnte nichts bestimmtes sagen, vielleicht weil er sich nicht mehr so oft mit mir beschäftigte wie früher, etwas anderes wüßte ich nicht anzugeben. Als ich ihn so gerne hatte, war er in einer Stellung, wo er mehr Zeit hatte, nämlich Verwalter. Nachher kaufte er ein Landgut und da bekam ich ihn eigentlich nur abends zu sehen. — Haben Sie vielleicht bei dem Hirtenknaben bemerkt, daß das doch etwas ganz anderes ist? — Ja, damals zog ich überhaupt keine Schlüsse daraus, aber ich fühle es noch jetzt, daß es damals ein ganz anderes Wonnegefühl war und daß dies vollständig ein erotisches Gefühl war, weil ich, wenn ich jemand liebe, immer das-

selbe Gefühl habe, wie damals bei dem Hirtenknaben. — Wen lieben Sie besonders: erwachsene Männer oder Jünglinge? — Das Alter spielt keine besondere Rolle, nur liebe ich niemand, der nicht geschlechtsreif ist, das wäre mir unmöglich. Von der Geschlechtsreife fängt es an, aber jedenfalls kam es mir nur einmal vor, daß ich einen Jüngeren als mich selber liebte, bei der Entgleisung, sonst immer Gleichaltrige oder Ältere als ich. — Das wären jedoch zumeist Jünglinge? — Ja, Verheiratete liebe ich überhaupt nicht. — Welches Alter ist Ihnen das liebste? — Ich könnte auch da nichts bestimmtes sagen, weil alle, die ich liebte, gleichaltrig waren oder nur 1—2 Jahre älter, aber ich glaube, daß das Alter bei mir keine besondere Rolle spielt, aufwärts wenigstens, abwärts ja. Bei der Entgleisung war ich 19 Jahre alt, er hatte mich sehr gern. Ich war ungefähr 3 Monate lang wöchentlich 3—4 mal mit ihm zusammen und er war ein sehr schöner junger Mann, aber sexuelle Liebe zu ihm fühlte ich damals nicht und es kam mir ganz ungewöhnlich vor, ihn zu lieben, weil er zu jung für mich war. — Also jedenfalls muß der Betreffende gleichaltrig oder älter sein? — Ja. — Welches Alter hatten Ihre einzelnen Liebhaber? — Zumeist das Alter wie ich. Der Liebhaber mit 17 Jahren war auch 17, den liebte ich mehr körperlich und seelisch liebte ich mehr den Theosophen mit 22 Jahren. — Um wieviel war der erste Cousin, den Sie liebten, älter? — Um 2—3, möglicherweise auch 4 Jahre. — Und der zweite Cousin, der Sie verführte? — Der war schon geschlechtsreif, 17 oder 18 Jahre? — Kamen Ihnen nicht noch Kindheitserinnerungen? — Ja, aber sie haben keinen Zusammenhang. Aus demselben Jahre, wo ich mich in der Sandkammer versteckte, wäre noch etwas zu erzählen. An unserem Hause war ein großer See und da war ein Boot darin, das eine große Anziehungskraft auf mich ausübte, so daß

ich öfters hineinstieg. Und einmal habe ich auch meine Schwester und noch andere Kinder hineingelockt und den Kahn losgebunden, worauf uns der Wind in den See hineintrieb. Es war Abend und wir wurden vermißt, man wußte aber nicht, wo wir sind. Als wir schon weit weg waren vom Ufer, wurde mir bange und ich wollte ins Wasser springen. Die Schwester hat mich nur mit großer Mühe zurückgehalten und dann habe ich fortwährend geschrien, bis endlich der starke Wind uns an das andere Ufer trieb. Da war aber Schilf, wir konnten nicht ans Ufer und da stieg die Tante ins Wasser und trug uns heraus. Es waren gerade keine Männer zu Hause, auch nicht der Vater. Und dann erinnere ich, daß ich in diesen See auch baden ging mit anderen Kindern. — Haben Sie auch deren Glieder betrachtet? — Nein. — War die Tante väterlicher- oder mütterlicherseits? — Väterlicherseits. — Auch homosexuell? — Ich weiß nicht, sie hat sich nie verheiratet. — Haben Sie homosexuelle Züge an ihr bemerkt? — Ich weiß, sie war sehr energisch und hat sich meiner besonders angenommen. Später habe ich sie mehr geliebt als meine Mutter. Sie hat mich lesen gelehrt und alles; ich weiß nur, sie war sehr religiös und ging öfters zum Abendmahl in die Kirche, die ziemlich weit weg von uns war. Da kam sie morgens immer zu mir, um Abschied zu nehmen und ich wollte sie nie weglassen, weil ich Angst hatte, es könnte ihr etwas geschehen und wenn sie wieder nach Hause kam, da war ich so froh. — Hatte Sie diese Tante auch öfters auf dem Schoß? — Soweit mir erinnerlich, nicht mehr als andre. Aber das eine weiß ich, daß ich ungefähr einen Winter oder ein ganzes Jahr bei ihr schlief, als ich vielleicht 4 Jahre zählte. Sonst ist mir da nichts erinnerlich, nur daß sie manchmal Kopfschmerz hatte und ich ihr immer kalte Kompressen auf den Kopf legte. — Beim Fortgehen schärfte ich ihm ein, sorgfältig nachzudenken

und alles aufzuschreiben, was ihm einfiele. Er antwortet: das habe ich ja wollen, aber die Zwischenräume sind zu groß. Deshalb habe ich auch bis gestern Abend gar nichts gemacht.

7. Tag.

Er hat nichts mitgebracht. Ich bin mehr zum Widerspruch geneigt, wie zum Nachdenken. — Das ist einfach Widerstand. — Ich glaube nicht. Es wird etwas anderes sein, das wird sich herausstellen. Hauptsächlich in den 2 Punkten über welche ich nachzudenken hatte (Liebe zum Vater und zur Tante) bin ich zu keinem Resultat gekommen. Bei der Tante ist alles Sexuelle ausgeschlossen, daß sie sehr alt war, schon 70, und daß ich ein ganzes Jahr bei ihr schlief, kam daher, daß ich mich ängstigte, allein zu schlafen und bei keinem andern schlafen konnte. Ich finde, daß die Liebe zu ihr dieselbe war, wie später zur Mutter, als sie gestorben war. — Hatte die Tante ausgesprochen männlichen Charakter oder Habitus? — Das kann ich mich nicht erinnern. Es fiel mir nur auf, daß sie sehr energisch war, was sonst bei den Frauen nicht vorkommt und auch in all ihrem Handeln sehr selbständig. — Hatte sie einen männlichen Gesichtsausdruck? — Das kann ich nicht sagen, ich war noch nicht 9 Jahre, als sie starb. — Da pflegt man schon zu beobachten. — Es ist mir nichts aufgefallen. — War sie körperlich wenig entwickelt, ohne Fettpolster und Busen? — Sie war sehr hager und hatte sehr wenig Brust. Sie war auch immer mehr für sich. Es fiel mir auf, daß sie nicht so zu schwätzen liebte, wie die andern Frauen, sie las sehr viel und machte auch Handarbeiten. — Männliche Beschäftigungen nicht? — Ich wüßte nichts. — Machten Sie sich nicht auch schon Gedanken, ob sie nicht eine Urninde war? — Nein, ich konnte mir überhaupt keine Gedanken machen, weil ich noch zu klein

war. — Mit 9 Jahren beobachtet ein Kind schon scharf. Ist Ihnen die Tante mit ganz besonderer Zärtlichkeit entgegengekommen? — Ja, sie hat mich überhaupt aufgezogen, die Mutter hat sich mit mir sehr wenig beschäftigt. — Und waren der Tante Ihre weiblichen Beschäftigungen recht? — Ich glaube, sie ließ mich in allem gewähren, wenn ich nicht gerade Dummheiten machte. — Was ist mit dem Vater? — Der hatte bestimmt keine homosexuelle Neigungen, weil er ein großer Frauenliebhaber war. Schon seit der Zeit, wo er anfing, mir von der Schule zu erzählen — er liebte besonders die Franzosen — sagte er mir auch, ich solle nur eine Französin heiraten, und zeigte mir dann Bilder aus Frankreich und Photographien von Französinnen. Mir wurde das so eingeimpft, daß ich eine Französin heiraten sollte. Später, als mir meine homosexuellen Neigungen zum Bewußtsein kamen, wurde mir alles französische förmlich verhaßt, besonders die Französinnen, ich empfand keine Liebe mehr für die französische Sprache oder für sonst etwas. — Wenn auch Ihr Vater kein Urning war, so schließt das keineswegs aus, daß Sie ihn homosexuell liebten, das kommt ja sehr häufig vor. — Das wohl, aber ich finde nicht den geringsten Anhaltspunkt. Ich bin überhaupt dagegen, daß man jeder Liebe Sexuelles unterschiebt. Bei Prof. Forel finde ich auch, daß er diese Neigung hat, jeder Liebe etwas Sexuelles unterzuschieben und das hat schon damals meinen Widerspruch so geweckt, ich werde ganz zornig, wenn ich so etwas höre; ich finde, man kann auch vollkommen Abstraktes, Unpersönliches lieben und mit einer solchen Glut, wo alles Geschlechtliche vonvornherein vollständig ausgeschlossen ist. So z. B. glaube ich nicht, daß ein Kind, welches seine Mutter so sehr liebt, dabei an Sexuelles denkt. — Vielleicht bewußt nicht, aber unbewußt. Ihr jetziger Widerspruch gegen mich rührt daher, daß Sie sehen, ich unterschiebe

jeder Liebe von Ihnen gleichfalls sexuelle Motive. — Ganz richtig. — Deshalb begannen Sie heute gleich damit „Ich habe weder die Tante noch den Vater geliebt." Sie wollten mich zunächst überzeugen, und deshalb wollten Sie auch nichts arbeiten. — Weil ich selbst der Überzeugung bin. — Es nützt nichts, Ihnen das jetzt ausreden zu wollen. Sie werden vom Verlaufe der Analyse schon anderer Meinung werden. Im Wesentlichen richtet sich Ihr Widerstand dagegen, daß Sie nicht anerkennen müssen, Sie liebten mich. Deshalb sagen Sie ich habe meinen Vater gar nicht geliebt und auch nicht die Tante. — Geliebt ja, aber nicht sexuell. — Das erstere würden Sie bei mir auch zugeben, nur nicht die sexuelle Liebe. — Sehen Sie Herr Doktor, als ich schon früher das Buch von Forel las, so entstand in mir ein solcher Widerspruch, daß ich ganz und gar nicht mit ihm übereinstimmte. Sehen Sie, ich habe keinen Menschen mit solcher Glut geliebt wie die Mutter. — Sie sagten doch, Sie hätten Ihre Tante mehr geliebt? — Das war früher. Aber später als die Tante tot war, habe ich sie so geliebt, wie keinen Menschen sonst. Daß da alles Sexuelle ausgeschlossen ist, weiß ich so genau. — Das wollen wir vorläufig dahingestellt sein lassen. Es fällt mir übrigens auf, daß Sie heute zum ersten mal die Liebe zur Mutter erwähnen. — Ich habe schon in meiner Autobiographie davon geschrieben. Sie sehen daraus schon, daß besonders in früheren Jahren die Erinnerung allein an die Liebe zu meiner Mutter alles Sexuelle zurückdrängen konnte. — Da benützten Sie die Liebe zur Mutter dazu, nicht als Homosexueller dazustehen. Das war erstens scheinbar etwas Heterosexuelles und zweitens etwas ganz Normales, scheinbar sogar ohne sexuelle Färbung. Also war Ihnen die Liebe zur Mutter Mittel zum Zweck. Später werden Sie hören, daß Sie diese Liebe aus ganz bestimmten Gründen so besonders

betont haben. — Ich habe es gerade heute deshalb betont, um zu beweisen, daß nicht jede Liebe sexuell ist. — Und Sie werden später sehen, wie brüchig dieser Beweis ist, daß er in Wirklichkeit gar nichts beweist. Es ist charakteristisch, daß Sie die Liebe zur Mutter erst empfanden, als die Tante tot war. — Das war nicht gleich, das kam erst mit den Jahren. — Sie haben da einfach die Liebe, die Sie früher der Tante entgegenbrachten, jetzt auf die Mutter übertragen. Wieviel homosexuelle Komponenten darin liegen, das werden Sie erst später sehen. Die wahre Kindes- und Mutterliebe ist das nicht. Die regt sich gleich von vornherein. — Wenn die Mutter sich mit dem Kinde gar nicht beschäftigt? — Dann werden Sie ihr das zeitlebens vorwerfen, das erhöht sicher die Liebe nicht. Das ist einfach eine übertragene Liebe. Sie haben zuerst den Vater am meisten geliebt, später die Tante und erst zuletzt die Mutter. — Im Vater habe ich das Gute geliebt. — Das ist der Sand, den Sie sich selber in die Augen streuen; Sie wollen daran glauben, während es in Wahrheit etwas ganz anderes ist. — Und die Liebe entsprang auch meist dem Mitgefühl, weil der Vater später viel trank und sich mit anderen Frauen abgab und die Mutter oft weinte, und das tat mir sehr leid. — Ob da nicht Eifersucht mit im Spiele ist? Der Vater befaßte sich nicht mehr mit Ihnen, sondern mit Frauenzimmern, und deshalb übertrugen Sie die Liebe auf die Verfolgte, auf die Mutter. Mit dem Widerstand, den Sie heute leisten, decken Sie etwas ganz anderes zu, was Sie nicht hergeben wollen. — Ich gab mir zu Hause alle Mühe, über die Sachen nachzudenken, aber es erhebt sich immer nur ein Widerspruch dagegen, daß bei dieser Liebe zum Vater und zur Tante etwas Sexuelles sein soll. Und zur Mutter, das scheint mir ganz ausgeschlossen, das kommt mir alles so absurd vor, ganz unannehmbar. — Ich erkläre Ihnen nochmals, daß hinter diesem Wider-

spruch gegen meine Annahme steckt: Sie lieben mich, und damit Sie dem nicht zu widersprechen brauchen, weil Sie es nicht können, sagen Sie: „Es ist absurd. Ich soll meinen Vater oder meine Tante geliebt haben?“ Sie kehren sich nämlich gegen die andere homosexuelle Liebe, bei welcher Ihnen der Kampf leichter erscheint. Ihnen ist viel weniger um Vater oder Tante zu tun, als um die homosexuelle Liebe zu mir, die Sie ableugnen und bestreiten wollen. — Nein, aber noch eins. Ich dachte, daß wir vom richtigen Wege abgekommen sind. Meiner Ansicht nach ist der richtige Weg das, was ich Ihnen zuerst mitteilte vom Hirtenknaben und dem Cousin. — Das sind die ersten Auflagerungen auf schon frühere Liebe, denn der Hirtenknabe fällt ca. ins 5. Lebensjahr und der Cousin ins 7. oder 8. Beides ist viel zu spät für eine erste Liebe. — Das 5. Jahr ist nicht zu spät. — Darüber werde ich wohl mehr Erfahrung haben als Sie. 4 Jahre sind die äußerste Grenze. — Dann gebe ich noch eher zu, daß die Liebe zum Vater etwas Homosexuelles hatte, aber zur Tante kann ich es nicht zugeben, und zur Mutter auch nicht. — Ich stelle mir das so vor, daß die Tante ausgesprochen homosexuell war, und daß Sie als kleines Kind dies deutlich empfanden, Sie stünden eigentlich keinem Weibe gegenüber, sondern einem Mann, aber wir wollen die Sache vorläufig dahingestellt sein lassen. Denken Sie weiter nach, ob Ihnen noch etwas einfällt? — Gleich nach der vorletzten Stunde ist mir etwas eingefallen, was ich Ihnen mitzuteilen vergaß, als Sie mich fragten, was für ein Alter die Personen haben sollen, die ich liebe. Da habe ich folgendes vergessen. Vor 2 Jahren verliebte ich mich beinahe in einen Herrn, der erstens verheiratet war und zweitens schon im Alter von 35—40 Jahren stand. Da war die Philosophie Schuld. Er war ein Doktor der Philosophie, und dafür habe ich stets ein großes Interesse gehabt,

und er verstand alles so zu schildern, überhaupt die Philosophie, sodaß mit der Verehrung für diese ich mich auch in ihn verliebte, und überhaupt war er an allem Schuld, schon wie ich ihn sah. Ich traf ihn nämlich im Wartezimmer des Ministers für Volksaufklärung. Da fiel mir auf, daß er mich so eigentümlich ansah, mit so eigentümlichem Gesichtsausdruck, wie es mir früher bei keinem Menschen aufgefallen war. Er hatte den Vortritt vor mir, und als ich später herauskam, stand er noch da im Wartezimmer und fragte mich, ob er mich begleiten könne. Zuerst wollte ich ihn ganz schroff abweisen, weil ich dachte, es könnte möglicherweise ein Spitzel sein, aber es war doch etwas an ihm, was mir Vertrauen gab, und ich ging mit ihm heraus, und da stellte er sich mir vor und erzählte, und wir kamen gleich auf die Philosophie und da lud er mich zu sich ein, und da stellte es sich heraus, daß er ein stark veranlagter Homosexueller war, trotzdem er schon ein paar Kinder hatte. Und dann wollte er, ich solle ihm meine Adresse geben, er würde mich besuchen. Ich gab sie ihm aber nicht, sondern sagte, ich würde ihm schreiben, tat es aber nicht, weil ich auf dem besten Wege war, mich in ihn zu verlieben, und das wollte ich nicht. — Sie haben es doch bei anderen getan, warum da nicht? — Aber in der letzten Zeit wirklich mit großem Widerstreben, da bin ich immer unterlegen. Ich habe nämlich stets Angst vor einer wirklichen großen Liebe, weil die mich immer zu unglücklich machte. — Was zog Sie an diesem Manne besonders an? — Ich kann nichts genau bestimmen. — Was hat Ihnen denn Vertrauen eingeflößt? — Ich kann es nicht sagen, ich weiß, es lag etwas in den Augen, was mir Vertrauen gab, sonst bin ich, besonders in Rußland, jedem gegenüber mißtrauisch. — Was war denn in den Augen eigentlich? — Auch das weiß ich nicht zu sagen. — Farbe oder Glanz? — Ich weiß die Farbe gar

nicht, nur daß sie dunkel waren. Ich denke, daß das Geistige an ihm mich mehr anzog als alles andere. Er war sehr begabt, auch schriftstellerisch tätig. — Hat er vielleicht in so ähnlicher Weise erzählt, wie Ihr Vater? — Nein, mein Vater war überhaupt kein Philosoph. Ich glaube, daß ich starkes Mitleid mit ihm empfand, weil er verheiratet war und er sich bei seiner starken homosexuellen Veranlagung natürlich unglücklich fühlte. — Warum hat er dann überhaupt geheiratet? — Damals hatte er noch keine Aufklärung über seine Natur. Ich will auch auf Ihre Bemerkung eingehen, daß ich Sie so liebe und daraus der Widerstand entspringt. Daß ich Sie von der ersten Stunde an schon recht gerne hatte und mich aller Wahrscheinlichkeit nach recht sehr in Sie verlieben würde, wenn ich nicht einen rechten Widerstand entgegensetzte ist richtig. Und schon in der ersten Stunde der Analyse, wo Sie sagten, ich solle alles sagen, habe ich mir fest vorgenommen, jedes Gefühl für Sie zu unterdrücken. — Warum? Damit Sie es nicht sagen müssen? — Ja. In der ersten Stunde war dies der Grund. — Sie brauchen sich nicht zu fürchten, die Liebe während der Analyse ist nie gefährlich, das ist immer eine späte Auflagerung, sonst hätte ich es Ihnen nicht so ruhig gesagt. Das geschah nicht bloß, weil ich selber mich nicht fürchte, sondern auch, weil Sie nichts zu fürchten haben. Ich werde Ihnen später haarscharf beweisen, daß Sie in mir einen ganz anderen lieben, deshalb kann ich so ruhig davon reden, sonst hätte ich ja die Analyse gleich abbrechen müssen. Weder für Sie noch für mich besteht eine Gefahr. Es ist mir viel unangenehmer, daß Sie, um Widerstand gegen mich zu leisten, tatsächlich Widerstand gegen die Analyse haben. Mir gegenüber fühlen Sie die Kraft zum Widerstand sehr schwach, deshalb leisten Sie Widerstand in dem, was ich behaupte, daß Sie nämlich Vater und Tante liebten und

dergleichen. Sie verschieben den Widerstand nach einer andern Richtung und da wird er mir unbequem. An der Liebe zu mir selbst läge gar nichts, aber Widerstand in einer andern Richtung hält uns auf. Wie ich sehe, spielt das Mitleid unter den Empfindungen, die homosexuelle Liebe bei Ihnen auslösen, eine große Rolle, beim russischen Doktor der Philosophie wie bei der Mutter, hat sie auch sonst eine große Rolle bei Ihren Liebschaften gespielt? — Nicht besonders. Aber es ist richtig, daß ich mit manchem Liebhaber in mancher Hinsicht Mitleid hatte, ich habe überhaupt ein stark ausgeprägtes Mitgefühl jedem gegenüber. Beim Theosophen hat auch Mitleid sehr viel mitgespielt, aber teilweise erst, als die Liebe in mir schon erwacht war, weil er sich sehr unglücklich fühlte auch seiner Familie gegenüber. — Um wieviel Jahre war Ihr Vater älter als Sie? — Vielleicht 32 Jahre. — Aus Ihrer ersten Kindheit haben Sie ihn daher als Mann von 35—40 Jahren in Erinnerung. Das stimmt genau mit dem Alter des Philosophen. — Aber nicht das Aussehen, überhaupt gar nichts. — Und das ist der Grund, weshalb Sie neben gleichaltrigen oder wenig älteren Homosexuellen auch solche lieben können, die im Alter von 35—40 Jahren stehen. Nämlich weil da der Vater dahinter steckt. — Warum meinen Sie, liebe ich keinen, der nicht geschlechtsreif ist? — Weil Ihnen da die sexuelle Komponente fehlt, und weil die Leute, die zuerst sexuelle Gefühle in Ihnen weckten, zumeist schon geschlechtsreif waren vom Cousin ab, der Sie verführte. Der homosexuelle Geschlechtstrieb äußert sich bei Ihnen in zwei Richtungen: Die eine bezieht sich auf das Alter und geht vom Vater auf der einen, vom verführenden Cousin auf der andern Seite ab, die zweite Richtung nimmt ihren Ausgangspunkt von dem Hirtenknaben und dem ersten Cousin, die bedingen, daß Ihre Geliebten gleichaltrig oder wenig älter sein müssen. In Personen

beider Richtung können Sie sich verlieben, doch nie in Geschlechtsunreife. — Dann erklären Sie mir noch, warum brauchen Geschlechtsunreife nicht Liebe? — Weil Sie nichts mit ihnen anzufangen wissen. Sie könnten noch sagen: Der Hirtenknabe und der erste Cousin waren auch geschlechtsunreif, das stimmt. Aber die bestimmen nur die eine Richtung, daß es Gleichaltrige sein sollen, die Liebesgefühle wecken, direkte sexuelle Akte gibt es nur in der Richtung des Vaters, wo Sie sich noch sträuben (siehe den Philosophen), oder in der Richtung des Cousins, wo das nicht mehr der Fall ist. Entweder ist es ein Gleichaltriger oder einer zwischen 35 und 40. Zu den letzteren gehöre auch ich. — Ich kann wiederum dasselbe sagen, daß ich mit den Geschlechtsreifen auch nichts anzufangen weiß. Das ist die Hauptsache, nicht wie Sie es zu erklären belieben. Ich glaube überhaupt, daß das Ganze schon angeboren ist, nicht erst durch die Erziehung. Das Angeborene ist die Hauptsache. Warum kommt nicht gerade etwas vom Gegenteil in den frühesten Erlebnissen vor, warum nicht zum Weibe? — Ich gebe gerne zu, daß Ihnen eine starke homosexuelle Neigung angeboren ist, dazu aber müssen noch die spezifisch infizierenden Momente der ersten Kindheit dazu kommen, die wollen wir eben herauskriegen.

8. Tag.

Drei Tage später bringt er ein Manuskript, „Lose Gedanken“ betitelt. Es lautet folgendermaßen: „Es ist mir innerlich wieder leichter, wohler. Der Widerstand und Widerspruch in mir selbst während der letzten Woche hat seine Stärke und Schärfe verloren. Ich kann wieder ohne Widerstand über das nachdenken, was von mir verlangt wird.

Der Vater: Es geht mir plötzlich durch den Sinn, daß er mich einmal in der Badestube auf sein Knie setzte,

mir seine Brüste zeigte und sie mir spielend zum saugen anbot. Ich glaube, dies geschah auf meine diesbezüglichen Fragen. Mehr finde ich nicht, rein gar nichts. Ich glaube, er war der, den ich in der frühesten Kindheit am meisten nackt sah. Es ist immer in mir ein Gefühl, das der Annahme widerstrebt, daß ich ihn sexuell geliebt hätte. Ich glaube nur, daß das mir ungewohnte an seinem Körper mir Neugierde einflößte.

Die Tante: Ich finde keine Anhaltspunkte, um eine Liebe erotischer Art zu ihr zu erklären. Sie ist gewiß eine ganz kindliche gewesen.

Meine Mutter: Meine Liebe zu ihr, das steht bei mir felsenfest, war eine rein kindlicher Art, welche durch die Herzensgüte und die Selbstlosigkeit der Mutter sehr gesteigert wurde. Ich habe bei ihr niemals moralische Schäden wahrgenommen. Sie steht rein und erhaben vor mir. Zu ihrer Charakterisierung erwähne ich nur einen Fall. Ein junges Weib fesselte längere Zeit meinen Vater. Er schmähte meine Mutter, wollte von ihr nichts wissen, lebte mehr bei dem Weibe als zu Hause usw. Nach einer Zeit war die Liebe zu dem Weibe erloschen. Als das Weib später ins Elend geriet, da war meine Mutter die einzige, die sich ihrer annahm und mit großer Liebe für sie sorgte. Ich will nicht weiter schreiben, ich weiß nur eins: die Liebe zu ihr ist alles andere, nur nicht sexueller Art.

Jetzt meint er: „Ich möchte nicht mehr vorlesen. Als ich aber dann das Manuskript selber nehmen will, entschließt er sich doch: „Ich lese es lieber vor.“

Die Liebe zu Herrn Dr. Sadger: Sind die Gefühle zu ihm überhaupt Liebe zu nennen? Ich glaube, das verneinen zu dürfen. Sie würden wohl aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer Liebe werden, wenn sie nicht mit Gewalt eingedämmt würden. Das kam so. Ich glaubte,

daß es ihm sehr unangenehm sein würde, wenn er es merkt, daß er von einem Gleichgeschlechtlichen geliebt wird. Dabei vergaß ich ganz und gar, daß ein jeder Mensch nicht nur bisexuell sein kann, sondern es tatsächlich auch ist. Weiter sagte er mir auf den Kopf zu, daß ich in ihn verliebt sei. Sollte ich da ja sagen? Nie und nimmer! Ich nahm mir fest vor, sie sofort zu unterdrücken und soweit ich wollte, gelang es mir auch. Doch ich glaube, er kann beruhigt sein, so viel liebe ich ihn immerhin, daß ich mich ihm anvertrauen kann." — Sie haben behauptet, von homosexueller Liebe zum Vater nichts zu wissen, heute geben Sie doch einiges zu. Sie nehmen ferner an, daß in Ihnen ein Gefühl sei, das der Annahme widerstrebe, Sie hätten ihn sexuell geliebt. Das hat zweierlei Wurzeln: 1. weil Sie bereits die Übertragung auf mich gemacht haben und bei mir es nicht zugeben wollen, um so weniger auf den Vater, weil Sie mich an Stelle des Vaters gesetzt haben und 2. weil wahrscheinlich ein Motiv da ist, das Sie sich nicht sagen oder eingestehen wollen, ein Motiv, welches Sie bereuen läßt, den Vater schon in der Kindheit geliebt zu haben. Es könnte z. B. das Motiv sein, daß der Vater später Ihnen als großer Frauenfreund erschien, der also Ihre homosexuellen Gefühle getäuscht hat. — Das könnte höchstens stimmen, wenn ich mit Willen und Bewußtsein nicht zugeben wollte, daß ich ihn geliebt habe dann könnten Ihre Einwände vielleicht stimmen, aber wenn ich jetzt versuche, über die Liebe zu meinem Vater nachzudenken, so kommt mir das so unwahrscheinlich vor, daß ich ihn homosexuell geliebt haben sollte. — Das sind Motive des Unbewußten, die Ihnen noch nicht voll zum Bewußtsein kamen. — Wenn es tatsächlich so wäre, wie Sie sagen! Aber da kann ich nichts weiter machen, um Aufklärung zu bringen, es ist mir unmöglich. — Dann werde ich Ihnen helfen. Sie sind auch in dem Punkte frauenhaft, daß Sie außer-

stande sind, etwas zu bekämpfen, was Ihnen gegen das Gefühl geht. — Es ist mir auch tatsächlich sehr schwer, das zu bekämpfen, was mir gegen das Gefühl geht. — D. h. der Verstand ist bei Ihnen viel schwächer entwickelt als das Gefühl, Sie besitzen die Gabe der Selbstzerfaserung viel weniger als gemeinhin Männer. Zunächst lassen Sie sich von Ihrem Gefühl, d. h. von Ihrem Unbewußten leiten. — Ich glaube auch, ein Umstand, der die homosexuelle Liebe zum Vater unwahrscheinlich erscheinen läßt, ist, daß das Nachdenken über diese Liebe mir so schwer und unangenehm fällt, dagegen das Nachdenken über andere Fälle wie über den Cousin viel leichter. — D. h. in der Richtung auf den Vater ist der Widerstand noch sehr groß, bezüglich des Cousins sehr wenig. Auf den letzteren werden wir später zurückkommen. — Aber ich kann auch da nicht mehr anführen, als ich schon angeführt habe. — Also auch da besteht Widerstand. — Ich verstehe nicht, warum Sie immer etwas Besonderes haben wollen in allem. — Sie meinen wohl in sexueller Beziehung? — Ja. — Das kommt einfach daher, weil ich annehme, daß alle Ihre Gefühle und die ganze Geschlechtsrichtung bei Ihnen wie bei jedem Uranier nebst der angeborenen Anlage auf bestimmte infizirende Sexualerlebnisse einer frühesten Kindheit zurückgehn. Die letzteren muß ich eben herausbringen. — Ihre Annahme gebe ich Ihnen zu, die will ich Ihnen nicht nehmen. Ich gebe sogar auch das andere zu, was Sie anführten, aber nur in Bezug auf jene Fälle, die ich schon nannte. — D. h. für die übrigen besteht scheinbares Nichtwissen, in Wahrheit sind sie nur unterdrückt. Das ist Widerstand, den Sie nur noch nicht kennen. Sie wähnen, Sie haben mir schon alles gesagt, nnd gerade das Wichtigste fehlt noch völlig. Jeden Tag geben Sie ein Stückchen preis, wie z. B. heute vom Vater. Ist das in der Badestube öfters oder bloß einmal vorgefallen,

daß Sie an seiner Brust saugten? — Ich saugte in Wirklichkeit gar nicht, er gab mir nur zu saugen. — Öfters oder nur ein mal? — Mir ist nur das eine mal erinnerlich, aber ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß es vielleicht 1 oder 2 mal vorgekommen wäre. — Er setzte Sie auf sein Knie. Das ist nicht alles, da ist noch etwas geschehen. — Ich glaube, daß ich ihn zuerst über Verschiedenes an seinem Körper befragte. — Zum Beispiel? — Ich fragte ihn, wozu die Brüste da sind, ob man an ihnen auch saugen kann, und da hat er mich auf seine Knie genommen und gab mir die Brust, ich solle versuchen. Mir gefiel dies aber nicht, und so tat ich es nicht. — Warum gefiel es Ihnen eigentlich nicht? — Weil sie zu klein waren, bei der Mutter waren sie größer. — Was haben Sie ihn dann noch gefragt? — Ich finde gar nichts. Wir zogen uns dann an und gingen nach Hause. — Das ist zu wenig; haben Sie etwas Sexuelles empfunden, da Sie Ihr Vater auf sein Knie setzte? — Nach längerem Überlegen: Ich glaube nicht. — Sie haben lange überlegt. — Weil ich nachdachte. — Ich glaube, weil Sie zweifeln, weil Sie nicht sicher sind, ob ich nicht Recht habe. — Ich habe gerade nachgedacht, ob das möglich wäre, aber ich habe keine Erinnerung. — Haben Sie das bestimmt nicht gehabt? — Ich kann es nicht bestimmt verneinen, aber auch nicht bestimmt zugeben. Ich weiß nur, das eine mal wo ich sein Glied betrachtet habe, hatte ich aller Wahrscheinlichkeit nach sexuelle Gefühle. — Wann war das? — Das, was ich Ihnen schon einmal mitteilte, daß es meine Neugier weckte und ich ihn darüber fragte. — Damals sagten Sie aber nicht, daß Sie Sexuelles dabei empfanden. — Ich sagte: aller Wahrscheinlichkeit nach. Ich habe jetzt die beiden Vorfälle miteinander verglichen und da gefunden, wenn es überhaupt möglich wäre, so wäre es damals der Fall gewesen, als ich sein Glied sah. — Haben Sie denn in

der Badestube sein Glied nicht gesehen? — Ja wohl, aber es hat mir kein Interesse eingeflößt, nur die Brüste interessierten mich. Ich glaube, diese Episode war früher als die mit dem Glied, schon im 3. oder 4. Jahre, die zweite später, aber auch noch im 9. Jahr. Es war in einem Sommer, aber zeitlich aus einander. — Erzählen Sie genau, wie sich der zweite Fall abgespielt hat? — Es war beim Baden im offenen Wasser, ich war mit meinem Vater zusammen und als wir uns nach dem Bade abtrockneten, fiel mir sein Glied auf, und ich fragte ihn, wozu der da sei usw., und warum es gerade so viel größer sei, als das meine, und der Vater sagte, es sei dazu da, wozu meines da sei, aber ich habe ihm nicht ganz geglaubt. — Und was sagte er wegen der Größe? — Das ist mir nicht mehr erinnerlich. — Denken Sie einmal nach. — Ich glaube, er erklärte es damit, daß bei ihm alles größer sei, als bei mir. Ich weiß nur, daß ich später keine Neugier mehr darauf hatte, ich war also von seiner Antwort vollkommen befriedigt. Nicht so von seiner Antwort über den Zweck. — Wann stellten sich eigentlich die homosexuellen Gefühle dabei ein? — Ich kann nur annehmen, daß es mir wie etwas Geheimnisvolles vorkam, und daß ich es ganz gerne anschaute. — Hatten Sie vielleicht ein Durchschauern im Körper, ein sexuelles Lustgefühl? — Das kann ich nicht sagen, es war mir nur angenehm, soviel ist mir erinnerlich. Wenn ich die andern Fälle vergleiche, z. B. mit dem Hirtenknaben, so muß ich die Frage entschieden verneinen. — In diesen andern Fällen kam es zu ausgesprochener Berührung und Reizung, die fehlte offenbar beim Vater. — Ja, mir ist davon nichts erinnerlich. — Folglich kam es nicht zu so intensiven Gefühlen, trotzdem können Sie deutlich sexuelle Empfindungen gehabt haben. Sie wußten es damals sicher auch schon. — Das ist zu weitgehend. — Wohl kaum. Sie wollen es nur noch nicht zugeben.

Schildern Sie Ihre Gefühle beim Anblick des väterlichen Gliedes. — Ich kann nichts schildern, weil mir nichts bewußt ist; nur das weiß ich, daß es mir Neugier erweckte und mir als Geheimnis vorkam und ich es ganz gern betrachtete. — Sie sagten auch, Sie haben den Vater in der Kindheit am meisten nackt gesehen. Was ist Ihnen da in Erinnerung? — Nur, was ich Ihnen schon erzählte. — Erinnern Sie sich an einzelne Fälle? — Es war immer beim Baden oder in der Badestube. — Und hatten Sie da ein besonderes Gefühl? — Nein. — Hat der Vater seinen Penis vor Ihnen versteckt? — Nein, das fiel mir nicht auf. — Wie kamen Sie auf den Gedanken, das Glied ist etwas Geheimnisvolles? — Ich glaube deshalb, weil mich seine Antwort auf meine Frage über den Zweck nicht befriedigte. — Es fällt mir auch auf, daß der erste Gegenstand Ihrer Neugier seine Brüste waren, und ob man an ihnen saugen kann, wie kamen Sie darauf? — Durch Vergleich der mütterlichen Brüste mit seinen. — Haben Sie denn häufig Gelegenheit gehabt, die mütterlichen Brüste zu sehen? — Häufig nicht, aber ich habe sie gesehen. Ich habe sie auch bei säugenden Frauen öfters gesehen. Es ist mir überhaupt nicht erinnnerlich, daß ich es direkt bei meiner Mutter gesehen hätte. Zu der Zeit hatte ich keine jüngeren Geschwister, die an der Mutterbrust saugen konnten. — Sie hätten auch ohne das einmal die Mutterbrust als Kind sehen können. — Das will ich nicht verneinen, aber es fällt mir nichts besonderes ein. Ich glaube, wir sind jetzt mit dem Vater fertig. — Das möchten Sie mir gern weismachen und freuen sich, daß ich nicht weiter dringe. Fertig aber sind wir noch lange nicht. — Ich würde mich freuen, wenn es einmal zu Ende wäre, da es mir nicht angenehm ist und ich fühle, wir sind auf einem falschen Wege. — Es ist Ihnen unangenehm, vom Vater erzählen zu müssen und deshalb machen Sie mir weis, wir sind auf einem

falschen Wege. Schreiben Sie mir für das nächste mal auf, was Sie vom Cousin noch wissen. Wenn Sie glauben, daß dort das wichtigste liegt, gut, ich gehe darauf ein.

9. Tag.

Drei Tage später bringt er folgenden Zettel. Am 8. Januar. „Ich bin einfach empört über Herrn Dr. Sadger. Er nimmt sich heraus, ohne weiteres zu behaupten, daß ich ihm die Wahrheit nicht sage, daß ich ihn auf falsche Wege leiten will. Das ist wirklich zu stark, er tut mir sehr unrecht. Wenn er aber solcher Meinung über mich ist, so sehe ich gar nicht mehr den Sinn der Analyse ein. (Hier sind zwei Zeilen durch dicke Striche unleserlich gemacht.) Die letzten Analysen haben mir gar nicht gefallen und dann zum Schlusse noch die vage, ungerechte Beschuldigung. Ich lasse mir so was nicht bieten, ich werde nicht dulden, daß meiner wahrheitsgetreuen Schilderung dessen, was mir bewußt wird, unlautere Motive oder Absichten untergeschoben werden. Ich habe bis jetzt versucht, das aus meiner Kindheit zu finden, was die Ursache meiner mir jetzt verhaßten Neigung ist. Was mir einfiel, was ich fand, habe ich alles mitgeteilt. Ich würde selber glücklich sein, würde ich einen untrüglichen Ausgangspunkt meiner Neigung finden, dann hätte ich ja Hoffnung auf Heilung und auf mindestens teilweise Erlösung. Und jetzt, jetzt stehe ich verzweifelt da, vergeblich versuche ich, das Dunkel meiner Kindheitserinnerungen zu durchdringen, nichts kann ich finden, als was ich schon mitgeteilt habe.

Soll da noch was besonderes sein? Ist das nicht allein schon Ursache genug? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Ich glaube, das Leben geht nicht nur eigene, sondern auch verschiedene Wege. Schauen Sie doch her, Herr Doktor, sehen Sie etwas tiefer in das Seelenleben eines Uraniers, vielleicht können Sie auch daraus Schlüsse

ziehen. Wie ist denn meine Liebe zu dem Geliebten? — Sie ist buchstäblich weiblich. Meine Gefühle sind ganz passiv. Mein Verlangen ist, mich dem Geliebten als Weib hinzugeben. Ich verlange von ihm nicht die Befriedigung meiner sinnlichen Lust, ich gebe mich zufrieden, wenn ich dem Geliebten genügen kann. Während meiner Liebe zu dem Theosophen, die die stärkste und heftigste von allen war, habe ich meinen eigenen Trieb auch nicht ein einziges Mal an ihm befriedigt, und doch hat mich gerade diese Liebe am vollkommensten beglückt. Sehen Sie, Herr Doktor, solcher Art ist die Liebe eines echten Urnings. Ich weiß nicht, ob Sie das ganz verstehen, vielleicht urteilen Sie darüber scharf, vielleicht fassen Sie das als einen moralischen Defekt auf. Doch bevor Sie so urteilen, hören Sie noch weiter zu. Ich hasse nichts so, als allgemein unmoralische Handlungen. Gemeine Bilder leide ich nicht in meiner Nähe. Bis vor zwei Jahren war ich nicht imstande, meine Liebe dem Geliebten als erster mitzuteilen. Die mitgeteilte Liebe versetzte mich zugleich mit dem Glücke auch in Scham und Verwirrtheit. Dem Verlangen anderer Urninge, mich ihnen nackt zu zeigen, bin ich niemals nachgekommen. Die Berührung meiner Geschlechtsteile habe ich stets als unanständig zurückgewiesen. Ich kam unter ihnen in den Ruf, unempfindlich, asexuell zu sein. Und doch ist und war das Gegenteil bei mir der Fall. Jetzt ist das etwas weniger der Fall. Ich bin halt im Laufe der letzten zwei Jahre schlechter geworden. Der Schmutz des Lebens hat auch mir etwas angeklebt.

Sie müssen nicht glauben, daß ich mich über meinen Zustand irgendwelchen Illusionen hingebe. Ich habe ihn oft und sehr schwer als eine Last empfunden, aber als solche, die ich schon im Mutterleibe mitbekommen habe. Als ich noch den kindlichen Glauben an einen schaffenden und bestimmenden Gott hatte, da löste sich manch-

mal der Schmerz in lauten Klagen, gipfelnd in der verzweifelten Frage: Warum, warum hast Du mich so gemacht?!"

Ich erkläre ihm darauf folgendes: Es ist ein Gefühl in Ihnen, das der Annahme widerstrebt, Sie sollen den Vater homosexuell geliebt haben. Bei mir haben Sie sich vorgesetzt, jede homosexuelle Regung zu unterdrücken, damit aber unterdrücken sie auch homosexuelle Regungen, die Sie seinerzeit zum Vater hatten. Gehen wir von den Gefühlen für mich aus. Sie haben bestimmt direkte sexuelle Wünsche auf mich gehabt, die Sie jetzt allerdings unterdrückt halten, die aber trotzdem weiter fort bestehen (das sind dieselben Wünsche, welche Sie seinerzeit auf den Vater hatten.) Und Sie unterdrücken sie auch bei mir, weil Sie sich denken, ich könnte gleichfalls ein großer Frauenfreund sein. Nachdem Sie sich im Vater getäuscht haben, der auch ein großer Frauenjäger war, kommt es Ihnen nachgerade ganz unwahrscheinlich und unmöglich vor, Sie sollten ihn geliebt haben. Das Nachdenken über die Liebe zum Vater ist Ihnen schwer und unangenehm; das setzt voraus, daß da etwas zu holen ist. — Er erwidert sehr heftig: Das ist alles Annahme von Ihrer Seite, eine Hypothese, aber nicht wahr. — Was Sie gegen mich so empört, ist, daß ich Ihnen das Geheimste aus Ihrer Seele raube, was Sie unterdrückt haben und im Unbewußten hielten, daß ich Sie zwinge, dieses mühsam Unterdrückte und unbewußt Erhaltene klar zu schauen. — Das ist nicht wahr. Es ist ja selbstverständlich, daß jeder Liebe etwas Sexuelles zugrunde liegt, aber das sehe ich nicht ein, daß das bei Ihnen der Fall gewesen wäre, weil bei Ihnen die Liebe überhaupt nicht so weit vorgeschritten ist. — Sie haben das von der ersten Stunde an gefühlt und nur unterdrückt. — Ich kann Ihnen doch nicht etwas sagen, was ich nicht fühle und nicht als wahrscheinlich betrachte. — Hören

Sie mal an: Sie haben sich von der ersten Stunde ab, wo Sie bei mir saßen, nicht bloß in mich verliebt, sondern gleich auch sexuelle Wünsche gehabt, und beides sofort nach Möglichkeit unterdrückt, schon deshalb, weil Sie von mir hörten, Sie müßten alles sagen, und an dieser Unterdrückung halten Sie jetzt mit aller Macht fest. Es ist zunächst Ihre große Aufgabe, darüber hinwegzukommen, aufrichtig zu sein. Ohne Aufrichtigkeit geht es nicht. Sie vergeben sich ja nichts damit. Ich habe Ihnen ja erklärt, daß diese Wünsche eigentlich gar nicht auf mich gerichtet sind, sondern auf andere Personen, und daß ich deshalb so dränge. — Sie gehn überhaupt, finde ich, zu weit in all Ihren Behauptungen und Vermutungen. — Das paßt Ihnen eben nicht. — Aber erlauben Sie mir, was soll ich Ihnen sagen. Überhaupt die letzte Stunde der Analyse, ich weiß nichts. Das martert mich einfach, weiter gar nichts. — Ist es Ihre Absicht aufzuhören? — Das nicht, aber beim Weggehn kam mir der Gedanke: um allem vorzubeugen, sagst du auf alles ja, gibst du alles zu. — Ob das nicht eine Verkleidung ist, damit Sie das Ja vor sich selber entschuldigen können. Sie wissen, daß Sie ja sagen sollten, mögen es aber nicht direkt sagen, und so erklären Sie, Sie täten es mir zuliebe oder um Ruhe zu haben. — Aber ich habe es deshalb verworfen, weil es weder mir, noch Ihnen nützen würde. — Sie müssen sich auch immer streng an die Wahrheit halten, da haben Sie ganz recht. Es wird nun meine Aufgabe sein, Sie dazu zu bringen, daß Sie meine Worte als Wahrheit erkennen. Vorläufig sträuben Sie sich noch zu sehr dagegen. — Überhaupt, wenn Ihre Behauptung richtig wäre, so wäre kein Widerstand da, wenn ich zu Hause über diese Sachen nachdenke. — Das wird schon eintreten, Sie haben vorläufig noch nicht zu Hause nachgedacht. — Ich sträube mich dagegen, weil da jeder

Schein von Wahrheit fehlt. — Gut. Lassen wir die Sache vorläufig gehn und beantworten Sie mir etwas anderes. Sie hatten die Aufgabe nachzudenken, was Ihnen noch vom Cousin einfällt. — Ich habe jetzt nicht über den Cousin nachgedacht, sondern über Sie. Zu Hause habe ich nachgedacht, aber nichts gefunden, was zu erzählen der Mühe wert wäre, Spaziergänge und dergleichen, nur dieselben Tatsachen, die ich schon früher geschildert habe. Auch über den Vater habe ich nachgedacht, aber es fällt mir nur ein, wie wir im Schnee spazieren gefahren sind, und wie wir über die Felder gingen, Johannisnacht feierten, solche Sachen, die überhaupt keinen Sinn haben, ich kann ja nicht alles aufzählen. Ich weiß nur eines, daß ich vor etwas stehe, daß ich unmöglich mehr weiter kann, ich kann nichts mehr weiter herausfinden. — Das ist einfach Widerstand. — Das ist kein Widerstand, zu Hause ist kein Widerstand. — Das ist ein und dasselbe. Sie leisten zwar keinen bewußten, wohl aber einen unbewußten Widerstand, und zwar besonders beim Vater und Cousin, bei welchem Sie sicher sexuelle Wünsche hatten. — Daß ich beim Cousin sexuelle Wünsche gehabt hätte, wäre wohl möglich. — Welcher Art, beschreiben Sie das genauer. — Es ist mir nichts bewußt. — Dann machen Sie es sich jetzt bewußt. — Ich gebe nur zu, daß die Liebe zum Cousin eine sexuelle Grundlage gehabt hat, aber daß ich bewußte Wünsche gehabt hätte, die ich äußerte, oder die mir in Erinnerung geblieben wären, wüßte ich nicht. Daß sie sexueller Art waren, gebe ich zu, aber weil ich damals zu jung war, deshalb ist es ausgeschlossen, daß ich irgendwelche Wünsche geäußert hätte. — Ihn nackt zu sehen oder ihn zu berühren, sind Sie nicht zu jung gewesen. Die Geschichte ist die, Sie haben damals schon Ihre sexuellen Wünsche unterdrückt, und deshalb erinnern Sie sich jetzt an keine und wissen nur allgemein,

Sie haben sexuelles Verlangen nach ihm gehabt. Sagen Sie jetzt, nach welcher Richtung hin hatten Sie sexuelle Wünsche auf den Cousin? — Höchstens könnte ich anführen: bei ihm sein, mit ihm zusammen sein. — Das ist zu wenig. Hatten Sie den Wunsch, etwas nackt an ihm zu sehen, seinen ganzen Körper oder einzelne Teile. — Nein. — Ich heiße ihn jetzt, sich auf den Divan zu legen, wogegen er sich sträubt. — Ich finde es heute überhaupt unmöglich, etwas zu sagen. Das vorige Mal hatte ich auch schon den Einfall, um Ihnen zu beweisen, daß ich Ihnen alles sage, was mir wahrscheinlich ist, Ihnen den Antrag zu stellen, Sie sollten mir eine Suggestion erteilen, daß ich über alles, was vorgefallen ist in den Kindheitsjahren, Ihnen Mitteilung machen soll. — Damit bin ich einverstanden. Ich hypnotisiere ihn also und gebe ihm die gewünschten Suggestionen.

10. Tag.

Am zweitnächsten Tage bringt er nachfolgenden Zettel: „Mit dem jüngeren Cousin ereignete sich folgender Vorfall. Es war bei uns ein Fest (als ich etwa 6—7 Jahre zählte) und wir Kinder waren ziemlich unbeaufsichtigt. Ich und mein Cousin spielten miteinander in einem abseits gelegenen Zimmer. Nach einiger Zeit verriegelte ich die Türe und ersuchte ihn, sich zu entkleiden, da ich ihn nackt sehen möchte. Er tat es. Ich betrachtete ihn eine Zeit. Ein Lustgefühl stieg in mir auf, ich drückte ihn an mich. Wir legten uns auf das Sofa. Mir wurde ganz schwindlig und ich ersuchte ihn, sich auf mich zu legen. Seine Geschlechtsteile kamen in die Nähe meines Gesichtes. Ein Schaudern wie ein Schüttelfrost durchflog meinen Körper. Membrum erectum eius suscepi in os und behielt es, bis es wieder schlaff wurde. Nachher sagte ich ihm, er solle dasselbe auch mit mir tun, jedoch das bereitete mir keine be-

sondere Lust mehr. Daraufhin gaben wir einander das feste Versprechen, niemandem etwas davon mitzuteilen.

Ungefähr 2 Jahre darauf war der Vorfall mit dem erwachsenen Cousin. Vor diesem Ereignisse schlief ich einmal mit ihm zusammen, ich konnte garnicht einschlafen. Als der Cousin eingeschlafen war, da überfiel mich das Verlangen, seine Geschlechtsteile zu sehen und zu berühren. Ich tat es auch. Dabei wurde mir auch so wohl, membrum eius suscepi in os, dann umarmte ich ihn und blieb so längere Zeit liegen. (Erwacht ist er dabei nicht, weil er einen gesunden Schlaf hatte.)[1])

Mit dem Hirtenknaben, wo das erste mir erinnerliche sexuelle Lustgefühl vorkam, waren noch ein paar Fälle außer den schon mitgeteilten. Dabei ging mein Bestreben dahin, ihn auf mich zu ziehen, sodaß ich sein membrum fühlte oder noch besser, es mit meinem Gesichte berühren konnte.

Jetzt wird mir ganz klar, daß ich auch zu Ihnen sexuelle Wünsche gehabt habe. (Ich werfe ein: Sie sehen also, daß ich doch Recht hatte.) Die sofortige Unterdrückung derselben ließ sie keine bestimmten Formen annehmen. Nur soviel ist mir bewußt, daß ich zur Befriedigung Ihrer Sinnenlust mich ganz gern Ihnen hingegeben hätte. — Wann fiel Ihnen das alles ein? — Gestern. — Und wieso? — Nach der Hypnose war mir sehr übel. Bis 4 Uhr Nachmittag hatte ich einen sehr starken Druck im Kopf. Es war mir so unwohl, daß ich mir dachte, ich lasse mich niemals mehr hypnotisieren. Ich hielt die Hypnose überhaupt für ganz vergeblich,

[1]) Ich frage ihn hier: War das der Grund, weshalb Sie mir nichts sagen wollten? — Nein, es war mir vollständig unbewußt. Es ist mir nur ein paar Mal das Fest in den Sinn gekommen. — Warum haben Sie das dann unterdrückt? — Weil es mir nicht klar war, was das heißen soll, ob das überhaupt einen Sinn hat. — Das war eben der Fehler.

weil ich nicht dabei fest schlief. — Das ist sehr gewöhnlich. — Und ich kümmerte mich nicht mehr und kam auch nicht mehr auf den Gedanken, über den mir gegebenen Auftrag nachzudenken, bis gestern Abend. Da sagte ich mir: „Selbst die Hypnose hat keine Macht." Aber da setzte ich mich zum Tisch hin, nahm Papier und Feder und verschloß meine Augen und blieb so eine Zeit lang nachdenkend. Auf einmal fiel mir die erste Episode mit dem Cousin ein. — Haben Sie etwas wie einen Zwang verspürt, darüber nachzudenken? — Nein. Zuerst hielt ich alles für verfehlt, ich dachte, mir fällt sicher nichts ein, dann aber: Du setzt Dich doch hin und wenn Dir etwas einfällt, so schreibst Du. Der Einfall kam ganz plötzlich und auf einmal so klar, daß ich mich verwunderte darüber. — Da hat die Hypnose doch etwas gewirkt oder die Furcht, ich könnte die Analyse abbrechen. Wann kamen Ihnen schon die Gedanken an das Fest, wann haben Sie die unterdrückt? — Das wird schon eine Woche her sein. Hier ist mir nie der Gedanke gekommen, auch nicht beim Nachdenken, aber als ich ging oder etwas dachte, so kam mir manchmal das Fest in den Sinn. — Das dürfte genau vor drei Analysenstunden gewesen sein. — Ja, das könnte wohl sein. — Von da an haben Sie nichts mehr vorgebracht in der Analyse. Sie sagten das letzte Mal, die letzten zwei Stunden hätten Sie nicht befriedigt, d. h. seit einer Woche ging es nicht vorwärts, weil Sie das unterdrückt hatten. Sie sehen auch, daß ich mit meinen Behauptungen Recht hatte. Bezüglich des Vaters werde ich Ihnen das noch nachweisen. Ich sagte Ihnen, Sie müßten vom Cousin noch verschiedenes zu erzählen haben und Sie hätten auch sexuelle Wünsche auf mich, die Sie nur unterdrückt haben. Beides haben Sie heftig bestritten und doch hatte ich in beidem Recht. Daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen, wußte ich schon darum, weil Sie

viel zu empört waren. Sie haben sich auch immer mit besonderem Nachdruck gegen den Vorwurf gewehrt, sexuelle Wünsche zu haben. Sie wären keusch und hätten bis auf die letzten zwei Jahre noch nie sexuelles von einem begehrt. Sie sehen, daß diese Behauptung unrichtig war. — Diese Behauptung ist nicht so ganz, wie Sie sagen. — Sie sagen, Ihre Liebe ist ganz passiv, während Sie in Wirklichkeit Ihren Cousin verführten. — Das soll heißen, ich verlange von dem Betreffenden nicht die Befriedigung meiner Sinnenlust. — Was ist das denn, wenn Sie die Türe zuriegeln und verlangen, er solle sich vor Ihnen entkleiden, wenn Sie ihn an sich drücken und ersuchen, sich auf Sie zu legen? — Immerhin habe ich nicht verlangt, er solle erlauben, daß ich mich auf ihn lege. Ich möchte noch etwas sagen: Das ist die Hauptsache, wovon ich befreit werden will, die Art der Liebe, wie ich sie Ihnen jetzt gerade geschildert habe. Ich kann ganz gut und sehr leicht sogar das überwinden, daß ich niemand den Antrag mache, er solle meine Sinnenlust befriedigen, aber was mir viel schwerer fällt und nur selten vollständig gelingt, ist, wenn der Betreffende eine Neigung zeigt, ihm zu verweigern, daß er seine Sinnenlust an mir befriedigt oder ihn direkt dazu zu verführen. Ich schilderte dies auch Herrn N. und da meinte er: „Ja, mein Lieber, das glaube ich nicht, daß man davon geheilt werden kann, das ist eben die Liebe zum Mann." — Das wollen wir sehen. Ich glaube, auch da wird etwas zu machen sein. Zunächst ist es wichtig, herauszubekommen, wieso das entstand, denn ohne das gibt es keine Heilung und deshalb dränge ich so auf die Erzählung der ersten infizierenden Erlebnisse. In Ihrer Autobiographie schildern Sie mir als das erste entscheidende Erlebnis das mit dem älteren Cousin, als Sie 8 oder 9 Jahre zählten und doch war das nur eine spätere Auflagerung. — Wie ich gestern Abend meine Auf-

zeichnungen machte, habe ich mir vorgenommen, keine Ihrer Behauptungen mehr als unmöglich zu bezeichnen oder ihr zu widersprechen, sondern stets als etwas anzunehmen, dem man nachgehen muß. — Sehr vernünftig. Es fällt mir auf, daß Sie das Verlangen haben, ein Glied mit Ihrem Gesichte in Berührung zu bringen, sowohl beim Hirtenknaben, als beim ersten Cousin. Das Verlangen taucht scheinbar von selbst in Ihnen auf? — Ja. — Erinnern Sie sich beim Hirtenknaben, ob er zufällig mit seinem Glied an Ihrem Gesichte ankam, oder ob Sie das selber bewirkt haben? — Das erste Mal kam er zufällig an in dem Vorfall, den ich geschildert habe, nachher wollte ich es selber. — Trotzdem glaube ich, die Geschichte geht auf etwas früheres zurück. Es ist wohl schon früher einmal vorgekommen, daß ein Glied mit Ihrem Gesichte in Berührung kam und Ihnen dadurch Lustgefühle bereitete. Denken Sie einmal darüber nach und sagen Sie alles, was Ihnen einfällt. — Es fällt mir nur noch ein junger Knabe ein, einer von denen, die mit uns in einem Hause wohnten, als ich ca. 4 Jahre alt war. Da weiß ich nur, daß wir öfters abends vor dem Hause auf der Bank saßen und manchmal solange, daß schon alle schlafen gegangen waren, daß wir uns manchmal umarmten und so umarmt dasaßen. — Das wäre also Ihre erste Liebe gewesen, aber dabei waren noch Dinge, die Sie mir noch nicht sagten. — Es wäre nicht ausgeschlossen, daß sein Glied da mit meinem Gesichte in Berührung kam, weil wir uns manchmal gebalgt haben. — Provozierten Sie diese Balgereien absichtlich, um sexuelle Lustgefühle zu bekommen? — Nein, das könnte ich nicht sagen. — Hatten Sie Lustgefühle, da sein Glied mit Ihrem Gesichte in Berührung kam? — Es ist mir bis jetzt überhaupt nicht bewußt, aber ich nehme als möglich an, daß das Glied mit meinem Gesichte in Berührung kam. Doch habe ich vorläufig keine Erinnerung an Lustgefühle oder so etwas. — Schließen

Sie die Augen und denken Sie intensiv darüber nach, da wird es Ihnen einfallen. — Nein. Aber es kommt mir wieder etwas anderes in den Sinn, mehrere Fälle, wo ich bei verschiedenen Erwachsenen, die mich auf ihren Schoß genommen hatten, öfters Lustgefühle und Gefallen hatte. Ich könnte keine bestimmten Personen anführen, aber es dürften Verwandte gewesen sein, die da kamen. Ich war damals sehr klein von Gestalt und wenn ich an jemand herantrat, so stand mein Gesicht gerade so hoch, daß es ihm an die Geschlechtsteile reichte, wenn er saß; wenn er dann meinen Kopf streichelte, kam mein Gesicht an seine Geschlechtsteile, was mir ein wohliges Gefühl verursachte. — Wer war dieser Verwandte? — Es könnte einer von den Cousins väterlicherseits gewesen sein (später korrigiert er: von den Onkeln, den Brüdern des Vaters), aber nicht die, mit welchen ich etwas machte, die waren mütterlicherseits. Die, von welchen ich jetzt erzähle, waren erwachsen. — So zwischen 35 und 40? — Ich glaube, das kam nicht nur mit einem vor, sondern mit zwei oder drei, mit wem zuerst, das kann ich nicht sagen, in verschiedenem Alter. Der älteste könnte wohl über 30 gewesen sein, der jüngste vielleicht 18 Jahre. — Hatten Sie bei diesen Onkeln nicht vielleicht noch andre Wünsche, z. B. sie zu umarmen? — Auch ja. — Sie an sich zu drücken? — Ja freilich. Ich wollte dann immer, daß sie mich auf ihren Schoß nehmen, da konnte ich sie umarmen und umhalsen. — Haben Sie sich da vielleicht auch an ihre Brust gedrückt? — Ja auch. — Und etwas empfunden dabei? — Ja, es war mir dabei sehr wohl, sehr angenehm. — Was haben Sie am liebsten angedrückt? — Ich glaube, die Onkel damals wohl mehr, wenn ich an ihrer Brust lag und sie umhalsen konnte, aber das Berühren der Geschlechtsteile war mir auch ganz angenehm. — Denken Sie nur weiter nach, es wird Ihnen noch etwas einfallen. — Mir fällt noch etwas ein, was

man vielleicht als Liebe zum Mann kennzeichnen könnte. Da war zur selben Zeit, wo ich die Onkel so gern hatte (das fällt in das 4. Jahr oder früher) ein lettischer Schriftsteller in R. gestorben und da erzählte ein Onkel von dem und da bewunderte ich ihn so sehr, ich weinte sogar über ihn und es war auch ein Gedicht über sein Leben gedruckt, welches sehr wehmütig war, und ich bat Vater und Onkel solange, das herzusagen, bis ich es auswendig kannte, trotzdem ich sonst gar nicht fleißig zum Lernen war, damals gar nichts lernen wollte. Ich hatte den Schriftsteller gar nie gesehen, aber ich fühlte, daß ich ihn sehr gern habe, weil er in den Jahren stand, wie der älteste Onkel. — Den haben Sie wohl am meisten geliebt? — Von allen Onkeln ja, er könnte 35 Jahre gezählt haben, über 37 gewiß nicht. — Da muß noch etwas gewesen sein, warum Sie den Schriftsteller so gern hatten. — Man schilderte, daß er in demselben Alter gestorben ist und daß es das schlechteste für einen Menschen sei, wenn er im besten Alter stirbt, entweder stirbt er jung oder alt und da zog ich gleich die Parallele zwischen ihm und meinem Onkel. Wenn dieser Fall eintrete, daß der Onkel stürbe, so täte er mir sehr leid. Ich konnte ihn lange nicht vergessen, gerade weil er in diesem Alter gestorben war. — Da steckt noch etwas dahinter. — Es kam mir nur in den Sinn, wie alt er sein könnte. Er war um 1½ Jahre jünger wie mein Vater. — Hat er oder der Vater vielleicht erwähnt, daß er sterben wird? — Nein, es wurde nur ganz allgemein davon gesprochen, daß es sehr schlecht ist, wenn man in diesem Alter stirbt und auch das Gedicht hatte viel Einfluß, denn jede Strophe schloß damit, man solle jung oder alt sterben, nur nicht in dem Alter. — Ich gebe Ihnen für das nächste Mal die Aufgabe nachzudenken, ob Sie von diesem Onkel nichts wissen, ferner — und das ist das entscheidende — ich glaube, es wird auch mit Ihrem eigenen

Vater solche ähnliche Erlebnisse geben, daß sein Glied mit Ihrem Gesicht in Berührung kam; denken Sie darüber nach.

11. Tag.

Mir ist etwas anderes eingefallen, als Sie mir auftrugen, z. B. über den Vater. Da entsinne ich mich nur, daß ich etliche Male bei ihm geschlafen habe, ihn auch öfters umhalst und geküßt habe, dann komme ich auf ganz andere Gedanken. Weiter finde ich beim Vater nichts. — Dann fiel mir ein, daß die Episode mit dem jüngeren Cousin sehr stark unterdrückt wurde. Es war mir recht unangenehm, so daß ich mich bemühte, diesen Vorfall ganz aus meinem Gedächtnis zu verdrängen, und ich brachte es auch in etlichen Jahren soweit, daß ich mit ihm zusammen sein konnte, ohne an diesen Vorfall zu denken. Und über den Onkel, da finde ich nichts, es fällt mir nur das schon Geschilderte ein. — Da besteht also ein neuer Widerstand. — Nur das eine kam mir noch in den Sinn, daß, wenn auch alle geschilderten Vorfälle mit dem Onkel zu meiner Neigung beigetragen haben, daß doch die eigentliche Infektion von dem Hirtenknaben ausging, weil von diesem an die Gefühle eine bestimmte Richtung annahmen. — Das ist auch wiederum Selbsttäuschung und Widerstand. Sie stehn vorläufig noch viel zu sehr unter der Herrschaft des Widerstandes. Ich möchte zunächst auf den Vater eingehen. Bei dem haben Sie es genau so gemacht, wie beim jüngeren Cousin, Sie haben nämlich etwas unterdrückt, was Ihnen einfiel, und zwar nicht erst das letztemal, sondern früher. Denken Sie einmal intensiv über den Vater nach. — Es fällt mir nur ein, daß ich mit ungefähr 2 Jahren sehr gern auf seinem Knie saß. — Was geschah noch? — Und daß ich es auch sehr gern hatte, wenn er mich an sich drückte und streichelte, da ich ihn umhalste. Es fällt mir auch sein Penis ein, aber ich kann absolut

nicht sagen, was da sein soll. — Denken Sie nur nach, da besteht Wiederstand. — Ich glaube, daß ich ihn gefühlt habe, sehr deutlich sogar, als ich auf seinem Schoß saß. — Weiter. — Daß ich ihn aller Wahrscheinlichkeit nach auch mit den Händen berührte. — Hatten Sie dabei ein wohliges Gefühl? — Ich bin dessen nicht ganz sicher, aber es könnte wohl gewesen sein. Ich glaube, es kam auch vor, wie bei den Onkeln, daß, wenn ich vor ihm stand und er mir den Kopf streichelte, mein Gesicht mit seinen Geschlechtsteilen in Berührung kam. — Empfanden Sie dabei ein wohliges Gefühl? — Zuerst: ich könnte nichts angeben, dann: es könnte sein, aber mit Sicherheit könnte ich nicht bejahen. Dann fällt mir nur ein, wie wir über die Felder spazieren gingen. Das scheint 2, 3 Jahre später gewesen zu sein mit 4, 5 Jahren. — Dahinter liegt etwas verborgen. — Wenn ich müde war, hat er mich getragen. Auch fahren und reiten hat er mich gelehrt. — Machte Ihnen das Getragenwerden besondere Lustgefühle? — Nein, das könnte ich nicht sagen. — Dies sofortige Nein könnte Widerstand sein, denken Sie nochmals nach. — Nein, ich könnte das nicht behaupten; viel wahrscheinlicher kommt mir vor, daß ich dann Lustgefühle hatte, als ich auf seinem Schoße saß, aber auf den Feldern wurde meine Aufmerksamkeit durch das abgelenkt, was der Vater mir zeigte. Das könnte ich mit Bestimmtheit verneinen. — Als sie getragen wurden, kamen doch wiederum Ihre Geschlechtsteile in Berührung mit seinem Arm oder eventuell selbst dem Gesichte. — Ich finde nicht das geringste, wenn ich nachdenke; überhaupt kann ich mit Gewißheit behaupten, daß, wenn ich auch auf ihm saß, ich keine Lustgefühle hatte. — Sie gaben es doch gerade früher zu? — Ja, daß es etliche Male vorkam, gebe ich zu, aber nicht stets, das kann ich mit voller Gewißheit behaupten. — Wenn Sie das Glied des Vaters beim Sitzen fühlten, hatten Sie da immer

Lustgefühle? — Ja, das glaube ich, daß ich, wenn ich ihm fühlte, immer Lustgefühle bekam. — Und haben Sie ihn denn nicht immer gefühlt? — Ich glaube nicht. Ich finde, es war nur dann der Fall, wenn mein Geist mit nichts anderem beschäftigt war. War ich sonst beschäftigt, so fühlte ich weder sein Glied noch sonst etwas. — Wenn Sie auf seinem Schoße saßen, hat Sie doch nichts beschäftigt? — Nie, gedacht oder gesprochen mit ihm habe ich doch, oder einer interessanten Erzählung zugehört. — Immerhin stelle ich fest, daß Sie schon als 2jähriges Kind Lustgefühle hatten, wenn Sie beim Sitzen auf dem Schoße ihres Vaters sein Glied berührten. Stimmt das? — Ja, aber daß die Lustgefühle kaum wahrnehmbar waren. Sie waren sehr gering. Ich könnte als Lustgefühl höchstens bezeichnen, daß es mir angenehm war, das zu fühlen. — Das heißt, damals verbanden Sie damit keine sexuellen Begriffe? — Ja, das ist ganz klar. — Mit anderen Worten: Sie hatten sexuelle Gefühle, ohne sie zu verstehen? — Ja. Überhaupt wenn man von sexuellen Gefühlen spricht, kann ich eins noch nicht begreifen: es ist doch ein großer Unterschied und muß ja sein zwischen sexuellen Gefühlen in so früher Jugend und denen eines Erwachsenen, ja selbst eines größeren Knaben. — Sobald das sexuelle Fühlen einmal geweckt ist, gibt es keinen Unterschied im Fühlen mehr, höchstens in der praktischen Ausführung, weil der Coitus physiologisch im Kindesalter unmöglich ist. Aber Fühlen und Stärke der Empfindung ist wie bei Erwachsenen. — Da kann ich nicht gleich übereinstimmen, daß die Stärke der Gefühle dieselbe war, weil sie viel geringer und kaum wahrnehmbar gewesen ist, während sie beim Hirtenknaben eine ganz andere Stärke angenommen hat. — Lassen wir das also vorläufig dahingestellt und gehen wir den schwachen sexuellen Spuren beim Vater nach. Da muß noch etwas sein. — Ich finde nichts. — Sie hatten beim

älteren Cousin das Verlangen, seine Geschlechtsteile zu sehen und zu berühren, ferner membrum eius in os suscipere, dazu wurden Sie von keinem Früheren verführt, wie Sie behaupten. Tatsächlich kann es aber damals nicht zum ersten Male gewesen sein, sondern Sie müssen jenes Verlangen schon früher gehabt haben. — Ja, beim Hirtenknaben. — Das stimmt nicht ganz. Erstens haben Sie mir nichts davon gesagt, daß Sie den Wunsch hatten, dessen Geschlechtsteile zu sehen, noch weniger sie in os suscipere; sondern Sie sprachen nur von einem wohligen Gefühl bei der Berührung. — Und daß ich auch darnach gestrebt habe, sie zu berühren. — Da fehlt das Sehen und der Drang, sie in os suscipere. — Jetzt kommt der Fall mit dem jüngeren Cousin. — Auch der war nicht der erste, auch da muß schon etwas vorausgegangen sein, sonst hat ein Kind von 7 Jahren nicht solches Verlangen und den Mut, es auszuführen. — Seit dem Vorfall mit dem Hirtenknaben verfolgte mich fortwährend der Gedanke, so etwas noch einmal zu erleben, und ich habe mir viel dabei noch hinzuphantasiert, immer mehr und mehr. — Welcher Art? — Und so kam ich später zu dem Verlangen, es nicht nur zu fühlen, sondern auch zu sehen. Auf das Verlangen, ein membrum in os suscipere, kam ich erst, als die Geschlechtsteile meines jüngeren Cousins mein Gesicht berührten. — Ich glaube, daß Sie dieses Verlangen in den Mund zu stecken schon hatten, als die Geschlechtsteile ihres Vaters Ihren Mund berührten und ebenso bei den Onkeln. — Mir ist so etwas nicht erinnerlich. — Denken Sie nur nach. — Das ist mir kein neuer Gedanke, ich habe mich mit dieser Möglichkeit schon beschäftigt, nicht nur beim Vater, sondern auch bei den Onkeln. — Und dann haben Sie es unterdrückt. — Nein. Gerade seit der letzten Stunde kam es mir, ob das nicht doch möglich wäre. — Und da hatten Sie nicht den Mut, es zu Ende

zu denken. — Den Mut hatte ich schon, aber es erschien mir unwahrscheinlich. Denn sonst habe ich alle gefragt nach dem, was ich wissen wollte oder was ich selbst hatte, weil ich damals keine Scham oder dergl. empfand. Wenn dies der Fall gewesen wäre, hätte ich es ja ausgesprochen. — Ich spreche nur von dem Wunsche. — Das meine ich ja auch. Dann hätte ich es geäußert. — Das spricht nicht dagegen aus folgenden Gründen. Sie können den Wunsch haben und trotzdem wissen, daß so etwas nicht erlaubt ist, und infolge dessen unterdrücken Sie es. Denken Sie einmal nach, ob das nicht richtig ist. — Nach längerem Besinnen: An solch einen Wunsch kann ich mich nicht besinnen. — Ich glaube nämlich, Sie haben bei mir selber auch den Wunsch und ihn da unterdrückt, so wie Sie ihn seinerzeit beim Vater unterdrückten. — Aber erlauben Sie, Herr Doktor, das habe ich Ihnen schon zugegeben, daß ich sexuelle Wünsche zu Ihnen hatte. — Aber nicht welcher Art. Ich präzisiere sie jetzt deshalb genau, weil es uns direkt zum Vater zurückführt. Denselben Wunsch, welchen Sie jetzt auf mich hatten und unterdrückten, haben Sie seinerzeit auf den Vater gehabt und auch unterdrückt, weil Sie wußten, es sei verboten, Sie können es nicht durchsetzen. Sie machen einfach jetzt die Übertragung auf mich, deshalb geht es nicht weiter. — Die zweite Behauptung ist hinfällig, daß ich es unterdrückt habe, weil ich weiß, daß es bei Ihnen nicht gelingt. — Warum haben Sie es sonst unterdrückt? — Weil ich es für unanständig halte. — Aber gehn Sie. — Das war die Hauptsache, wie Sie sagten, ich soll Ihnen alles sagen. — Sie meinen, die Furcht war die Hauptsache, daß Sie mir alles mitteilen müßten. Das schließt aber nie Liebe und Liebesgefühle und sexuelle Gefühle aus, sondern dient nur dazu, alles zu unterdrücken. Sie fühlen deshalb nicht weniger, sondern Sie sagen es nur nicht oder lassen es sich gar nicht bewußt werden, um

es nicht sagen zu müssen. Aber das Bestehen der Gefühle, daß diese überhaupt auftauchen, wird dadurch nicht im Mindesten berührt. Sie geben jetzt selbst zu, diese Gefühle gehabt zu haben, das ist nur eine neue Auflagerung auf uralte Gefühle, die den Vater und später die Onkel angehen, und deshalb forsche ich. Die Gefühle, welche mich selber angehen, interessieren mich weniger. — Ich kann das absolut nicht zugeben; sonst würde ich streiten, aber weil ich mir vorgenommen habe, nicht zu streiten, tue ich es nicht. Nur ist der Grund hinfällig, daß ich mich bemühe, das nicht zuzugeben, ich habe Ihnen ja alles zugegeben. — Aber unklar. Was meinten Sie mit dem Satze, daß Sie sich zur Befriedigung meiner Sinnlichkeit ganz gerne hingegeben hätten? — Er sträubt sich sehr heftig, das näher zu erklären; endlich bekomme ich heraus, daß er alle sexuelle Wünsche meint mit Ausnahme der Päderastie, also Umarmen, Coitus inter femora et in os. — Ich erkläre Ihnen nochmals, daß ich bei meiner Behauptung bleibe und daß Sie dieselben Wünsche, die Sie jetzt in Bezug auf mich haben, schon beim Vater hatten, und alles andere auch, nicht bloß das Anschauen und in os suscipere. Denken Sie zu Hause über die Sache nach, es wird Ihnen noch Verschiedenes dazu einfallen. — Dann möchte ich wissen, wie lange wird die Analyse noch dauern? — Das weiß ich nicht. — Ich will Ihnen auch den Grund angeben. Weil mir die Analyse in der letzten Zeit furchtbar schadet, indem sie mich vollständig nervös gemacht hat; manchmal kann ich überhaupt nicht schlafen, so daß ich wirklich den heißen Wunsch habe, das so schnell als möglich zu beendigen. — Die Sache beginnt Ihnen hochgradig unangenehm zu werden, es liegt in Ihrer Hand, ob sie rascher oder langsamer erledigt wird. — Nein, ich werde Ihnen den Grund sagen. Weil Sie mich zwingen, über Dinge nachzudenken, die ich sonst mit aller Macht ver-

drängt habe. — Leicht ist die Kur nicht und angenehm auch nicht, aber wenn wir nicht so vorgehen, dann werden wir einfach nicht fertig. Ihr Widerstand hat jetzt eine bestimmte Form angenommen, Sie tragen sich nämlich mit dem Gedanken abzubrechen. Ich kann Sie daran natürlich nicht hindern und habe Sie sogar schon vor einer Woche gefragt, ob Sie abbrechen wollen. Denn damals hatte ich schon den Eindruck, Sie wollten abbrechen. — Das ist nicht der Fall, aber ich will Ihnen gestehn, daß ich manchmal den Wunsch habe, eine zeitlang auszusetzen. — Ich will es auch nicht tun, aber heute sagen Sie mir wieder, ich soll die ganzen Tage darüber nachdenken, und womöglich noch vergeblich. — Wenn Sie ehrlich wollen und den Widerstand bekämpfen, kommen Sie zu einem Resultat, und in dem Augenblick, wo Sie es niedergeschrieben haben, sind Sie sofort erleichtert, aber Sie müssen ehrlich wollen. Sie haben nebenbei den heimlichen Gedanken, verschiedenes nicht hergeben zu wollen. Das ist Widerstand, und wenn Sie das durchführen, dann werden Sie eben nie befreit von Ihrer Neigung. — Können Sie mir nicht sagen, wie es dann gehen wird mit der Analyse? — Wenn Sie mir folgen und ausharren, werden Sie Ihr Ziel erreichen, Ihre Neigung bekämpfen zu können.

12. Tag.

Zwei Tage später bringt er folgenden Zettel: Daß ich sexuelle Wünsche auf meinen Vater gehabt hätte, kann ich weder bejahen noch verneinen. Es kommt mir kein einziger solcher Wunsch zum Bewußtsein. Je mehr ich versuche, auf die ersten Kindheitserlebnisse sexueller Art zu kommen, desto unsicherer werde ich, desto mehr bekomme ich Angst mich selbst zu täuschen. Diese Angst vor Selbsttäuschung entspringt dem Vergleich des Vorfalles mit dem Hirtenknaben, mit den Gefühlen zu Vater

und Onkel. Bei dem ersten sind mir sexuelle Lustgefühle vollständig klar und wahrnehmbar, bei den letztern weiter nichts als gern haben und Neigung, bei ihnen zu sein. Wie weit meine Furcht berechtigt oder unberechtigt, wird sich wohl im Laufe der Analyse herausstellen. Nur eines möchte ich ausdrücklich feststellen: ich komme mehr und mehr zu der festen Überzeugung, daß meine ersten sexuellen Lustgefühle bei dem Hirtenknaben geweckt und vorgekommen sind. Sie mögen davon halten, was Sie wollen, die Wurzeln und Wünsche der Lustgefühle anderswo nach Ihrer Meinung finden, mir ist das ziemlich gleich. Was mir aber nicht so ganz gleich ist, das ist die Heilung von meiner sexuellen Neigung. Ich fühle die Anfänge bei dem Hirtenknaben, und von diesen will ich geheilt werden. — Sie leisten also fortwährend Widerstand, wollen das Letzte nicht hergeben, es wird also länger dauern, als Sie gedacht haben. — Das ist mir unklar, wo ich doch jetzt alles hergeben will. — Es ist eben unbewußter Widerstand. — Wie ich anfing, über den Vater nachzudenken, habe ich lange nichts gefunden, bis mir schließlich einfiel, es könnte überhaupt eine Täuschung sein. Zuerst fiel mir bei den Onkeln ein, daß ich bei ihnen sexuelle Gefühle gehabt habe (das sollte eine Täuschung sein). Dann habe ich die Gefühle zum Hirtenknaben mit denen zum Onkel und Vater verglichen und fand, daß nicht der geringste Anhaltspunkt besteht, daß diese Gefühle übereinstimmen. — Genau so haben Sie auch gesprochen, ehe Sie mir den jüngeren Cousin und die Gefühle für mich preisgaben. — Wenn Sie das für sexuelle Gefühle und Wünsche halten, ohne daß mir irgendwelche Lustgefühle wahrnehmbar sind oder zum Bewußtsein kommen, ja. — Gut, erzählen Sie da. — Ich weiß nichts, als was ich Ihnen schon erzählte, daß ich gern bei ihnen war und mit ihnen spazieren ging. — Ich erkläre Ihnen, daß Sie hier

nicht nachdenken wollen. Da Sie sich zu sehr sträuben, wird die Sache länger dauern. — Es ist nicht wahr, daß ich sie nicht hergeben will. — Haben Sie nachgedacht, wie Sie vom Vater getragen wurden und da ihre Genitalien mit seinem Gesicht in Berührung kamen? — Ja, aber ich habe nichts gefunden. — Was haben Sie bei dem Hirtenknaben noch zu sagen? — Da wüßte ich nichts neues zu sagen, ich habe alles schon mitgeteilt. — Zuerst suchen Sie mich abzulenken auf den Hirtenknaben und dann wollen Sie auch da nichts hergeben. — Ich habe schon alles hergegeben. — Nein, es muß noch etwas da sein. — Ich finde, Sie machen den Fehler, Hypothesen zu bauen, von denen Sie behaupten, daß sie richtig sind, und es ist nicht so. — Ich habe Ihnen schon einmal vor wenigen Stunden nachgewiesen, daß ich Recht behalten habe. Damals haben Sie den Entschluß gefaßt, mir nicht mehr zu widersprechen, jetzt tun Sie es doch wieder. Sie werden wiederum unterliegen. — Ich sehe keinen Ausweg. — Erzählen Sie, was für Gedanken Ihnen die letzten zwei Tage durch den Kopf gingen. — Ich habe täglich über den mir erteilten Auftrag nachgedacht, aber nichts herausfinden können. — Und was noch? — Ich dachte z. B. an den schon mitgeteilten Fall, wo ich den Vater in der Badestube über seine Brüste befragte. Dies war viel später schon nach dem Vorfall mit dem Hirtenknaben. — Da ist wahrscheinlich etwas noch nicht gesagt. — Nein. Der Fall fiel mir ein und da dachte ich, wie alt ich gewesen sein könnte, das dürfte mit 6, 7 Jahren gewesen sein, und bei jedem Nachdenken kam mir der Gedanke immer stärker und stärker, daß die richtigen Wurzeln beim Hirtenknaben sind. — Gut, denken Sie über diesen nach. — Da fällt mir nichts mehr ein, als die drei Vorfälle, die ich schon geschildert habe. Daß nicht mehr als drei Vorfälle waren, hat ıen Grund darin, daß seine Roheit mich sehr ver-

letzte. — Inwiefern Roheit? — Er war sonst ein sehr roher Mensch, bändigte die Tiere und hatte überhaupt kein Mitleid mit Geschöpfen. — So wie ich jetzt kein Mitleid mit Ihnen habe, und eine gewisse Roheit werden Sie mir wahrscheinlich auch vorwerfen. — Roheit nicht, aber etwas Grobheit wohl. — Deshalb führt es unmittelbar zum Hirtenknaben hin. Trotzdem Sie nun die Roheit des Hirtenknaben verletzte, haben Sie aber doch weiter mit ihm verkehrt oder hätten Sie gern verkehrt. — Nein, wenn ich gern verkehrt hätte, dann hätte ich es getan. Ich weiß ganz genau einen Vorfall, der mich besonders verletzte. Er verwundete einen anderen Knaben mit einem Stein, sodaß er blutete, und seit damals konnte ich ihn überhaupt nicht leiden. — War das erst nach den sexuellen Episoden? — Ja. — Haben Sie erst infolgedessen abgebrochen? — Infolgedessen hatte ich keine Neigung mehr zu ihm gefühlt. — Waren Sie auf den Knaben nicht eifersüchtig? — Nein. — Wie kam er dazu? — Sie hatten gestritten und gezankt. — Hat er Sie selber auch vielleicht einmal verletzt? — Mich persönlich nicht. — Können Sie Blut überhaupt nicht sehen? — Als ich noch Kind war, konnte ich kein Blut sehen, jetzt kann ich es schon, schon seit mehreren Jahren. Überhaupt seitdem ich erwachsen bin, ist das nicht mehr so. Trotzdem ist Blut mir immer unangenehm. — Warum denn? — Weil es das Leben des Menschen ist, und wenn ich sehe, daß Blut stark herausfließt, habe ich auch Furcht, daß der Betreffende zu leben aufhört. In Rußland sah ich einmal in einer Stadt einen Vorfall, da hat ein Mann seiner Frau den Kopf mit einem Stein entzweigeschlagen. Das war eine Christin, und in der Stadt waren viele Juden und haben sich riesig gefreut, daß einmal einem Christen der Kopf entzweigeschlagen wurde. Das hat mich furchtbar berührt. Die hat immer das Blut aus den Haarsträhnen genommen und auf die Juden geworfen, weil

die so lachten, bis sie endlich bewußtlos wurde. Wenig Blut zu sehen, macht mir überhaupt nichts z. B. wenn sich jemand geschnitten hat. — In der Kindheit auch nicht? — In der Kindheit ja, da konnte ich überhaupt kein Blut sehen. — Warum denn? — Ich weiß nicht, es war mir furchtbar unangenehm. — Bei wem haben Sie denn das z. B. gesehen? — Zum Beispiel beim Schlachten von Tieren, da taten mir die Tiere furchtbar leid. Wenn ich ein Tier schlachten sah, so konnte ich dessen Fleisch nie essen. — Was wissen Sie denn sonst noch von Blut zu erzählen? — Wenn sich jemand in die Hand geschnitten hat. Dann als ich 9 Jahre alt war, wurde unser Nachbar von Räubern erschlagen, und da habe ich ihn nachher mit blutüberströmten Kopf gesehen, und dieser Anblick hat mich mehrere Jahre verfolgt. Das war mir schrecklich anzusehen, und ich dachte, wie es überhaupt Menschen geben kann, die so etwas machen. — Wer hat sich denn in den Finger geschnitten? — Eine Frau hat sich mit der Sense eine Zehe abgeschnitten und furchtbar geschrieen. — Sahen Sie vielleicht etwas bei Verwandten? — Als ich noch nicht 3 Jahre alt war, starb bei uns ein Knecht an Blutsturz. Ich glaube, daß seit dieser Zeit die Angst vor dem Blut ist. Ich habe gesehen, wie er furchtbar blaß wurde und ihm Blut aus Mund und Nase kam, bis er tot war. — Haben Sie den Knecht geliebt? — Nein. Ich wüßte überhaupt nicht, daß er früher dagewesen ist, mir ist nur die Blutung erinnerlich. Es war schon ein älterer Mann. Später, so mit 18 Jahren, habe ich die Angst vollständig verloren. Ich war bei mehreren Operationen anwesend und mußte verschiedene Handreichungen machen. — Wo waren diese Operationen, und wie kamen Sie dazu? — Müssen Sie das genau wissen (er wird rot.)? — Ja. — Mein Bruder, der mich so schlug, ist Arzt, da war es mir nur das erste mal so schrecklich, daß ich dachte, ich verliere die Sinne,

das verging aber sehr schnell. Bei der zweiten hatte ich auch noch Angst, aber da konnte ich schon ganz ruhig das Blut sehen, und später hatte ich überhaupt keine Angst mehr. — Wie kam es, daß Sie zu Ihrem Bruder zurückkehrten, nachdem er Sie einmal so miserabel behandelt hat? — Ich war ja noch nicht volljährig und mußte tun, was der Bruder befahl, und damals war meine Mutter zum Bruder gezogen. Der Vater lebte nicht mehr. — Und sind Sie gern zu Ihrem Bruder zurück? — Nein, überhaupt mache ich meinem Bruder einen großen Vorwurf daraus, daß er als Arzt meinen Zustand hätte erkennen müssen, und im Gegenteil, alles tat, ihn zu verschlimmern. — Inwiefern das Gegenteil? Hauptsächlich, was die Erziehung betrifft. Er hat mich zu solchen Berufen hingedrängt, die für einen Urning eine Unmöglichkeit sind. — Nun, der Staatsdienst ist doch keine solche Unmöglichkeit? — Das ist dasselbe. Er verlangte hauptsächlich, ich sollte Offizier werden und Menschen schlachten im Kriege. — Als die Rede auf Ihren Bruder kam, wurden Sie rot. Da stecken sexuelle Beziehungen zum Bruder dahinter. — Nein, da kann ich mit Bestimmtheit versichern, daß nichts dahinter ist. — Das behaupten Sie vom Vater auch, und es ist nicht wahr. — Wenn ich intensiv an meinen Bruder denke, so versetzt mich das in Haß. — Haß ist die Kehrseite der Liebe. — Aber nicht immer. — Doch. — Kommen Sie, mit was Sie wollen, aber Liebe zu meinem Bruder habe ich nie in meinem Leben gefühlt, das kommt mir so lächerlich vor, als nur irgend etwas. Ich hatte seit damals Abneigung gegen alle Ärzte. Erst seitdem ich Dr. Hirschfeld durch seine Schriften kennen lernte, ist das etwas besser geworden. — Also wieder die Übertragung auf mich. — Aber früher, noch vor zwei Jahren, selbst wenn ich krank wurde, ich hätte es nie über mich gebracht, zu einem Arzt zu gehen, ich haßte sie förmlich alle.

13. Tag.

Die beiden nächsten Stunden bleibt Patient aus. Am Tage der zweiten Stunde kommt der nachfolgende Brief: „Sehr geehrter Herr Dr.! Ich bitte sehr um Entschuldigung, daß ich gestern zur festgesetzten Zeit nicht bei Ihnen war. Auch für Montag bitte ich mich noch zu entschuldigen. Die Leitung der sozialdemokratischen Partei hat mich aufgefordert, in einigen Versammlungen über die russische Revolution zu referieren. Aus diesem Grunde mußte ich meine Unterrichtsstunden etwas anders verlegen und die Analyse für gestern und Montag ausfallen lassen. Nächsten Donnerstag werde ich mich zur üblichen Zeit bei Ihnen einstellen. Mit vorzüglicher Hochachtung . . .“ In der dritten Stunde kommt er ohne Zettel, hingegen erzählt er: Vor einigen Tagen habe ich etwas über die Psychoanalyse in der Wochenschrift „Der Weg“ gelesen und es war mir besonders auffallend, daß Freud alle Erkrankungen der Nerven auf sexuelle Erlebnisse zurückführt und eigentlich der Prüderie alle Schuld zuschiebt. Ich habe mir gedacht, daß das nicht ganz so sein kann, weil Nervenkrankheiten auch unter Völkern vorkommen, die keine Prüderie kennen; auch daß Träume aus dem Unbewußten zu erklären sind und daß man bei der Psychoanalyse wegnehmen muß und daß Täuschungen ziemlich oft vorkommen, indem man der Ansicht ist, auf der richtigen Fährte zu sein und man wird irregeführt. — Das haben Sie natürlich in Ihrem Sinne verwendet. Welche Gedanken haben Sie für sich selber daran geknüpft? — Mir fiel besonders die scharfe Unterscheidung zwischen Bewußtem und Unbewußten auf, trotzdem Sie mir schon gesagt haben, daß etwas Vorgefallenes nie ganz verwischt werden kann. Was mir sofort einleuchtete, war, daß, wenn das Bewußte mit dem Unbewußten in Gegensatz steht, dadurch sofort ein krankhafter Zustand entsteht. — Haben Sie irgendwelche Nutz-

anwendung auf Ihren eigenen Zustand gemacht? — Gewiß, weil ich versuchte, viele Vorkommnisse aus meinem Gedächtnis zu verdrängen, die mir unangenehm waren. — Zum Beispiel? — Die Neigung zum eigenen Geschlecht. — Und mit unserer Analyse? — Nur das, daß Sie meiner Ansicht nach zu sicher vorgehn. Besonders meine Träume haben mich interessiert, nur träume ich in letzter Zeit fast gar nicht. Früher habe ich sehr viel geträumt. Wieviel kostet das Traumbuch von Freud? Als ich den Preis nenne, meint er, dies sei ihm zu teuer. — Haben Sie mir seit der Woche, wo wir uns sahen, nichts zu sagen? — Ich wüßte nichts. — Sie erzählten mir das letzte mal, vom Hirtenknaben habe Sie besonders abgestoßen, daß er einen andern Knaben blutig schlug. Erzählen Sie das genauer. — Von dem Knaben, der geschlagen wurde, habe ich nur eine sehr dunkle Erinnerung. Ich weiß bloß, er war erst seit kurzem in unser Haus gezogen und dürfte auch taubstumm gewesen sein. Dann hat der Hirtenknabe angefangen, ich weiß nicht wie, mit ihm zu raufen und ihn zu beschimpfen und der Knabe lief ihm nach und der Hirtenknabe warf ihm einen Stein nach, der seinen Kopf traf, daß er blutete. Ich habe dem Hirtenknaben etwas zugerufen und lief nach Hause und erzählte die Geschichte. Ich weiß noch, ich hob als besonders tadelnswert hervor, daß er gerade einen taubstummen Knaben so verletzte. Von diesem Moment an konnte ich ihn nicht mehr leiden. — Waren Sie nicht eifersüchtig auf den Knaben? — Auf wen? — Auf den taubstummen? — Nein? — Aber auf den Hirtenknaben? — Da weiß ich auch nichts. — Ich finde, Sie unterstützen mich in letzter Zeit gar nicht mehr, Sie denken gar nicht über die Analyse nach. Wenn das so fortgeht, würde ich genötigt sein, vorläufig die Zahl der Stunden etwas zu restringieren. — Ja, wenn Sie mich hinauswerfen . . . — Das fällt mir nicht ein, ich finde nur, Sie unterstützen

mich absolut gar nicht mehr, Sie laden alle Arbeit auf mich ab. Ich schlage Ihnen vor, heute abzubrechen und Samstag (in zwei Tagen) wiederzukommen. Bis dahin wird Ihnen hoffentlich irgend etwas eingefallen sein. Was immer Ihnen einfällt, bitte ich mir dann zu sagen. — Ich möchte lieber Montag statt Samstag kommen. — Bitte, wie Sie wünschen.

Ich habe meinen Urning nie wieder gesehen, auch nicht das geringste von ihm mehr gehört. Was aber das vorstehende Bruchstück einer Psychoanalyse betrifft, so habe ich nur weniges anzufügen. Man wird vielleicht erstaunt sein, welch gewaltig Material aus dem verborgensten Unbewußten zu schöpfen möglich war in 13 Sitzungen, oder, wenn man die beiden letzten als unfruchtbar abzieht — die allerletzte hatte ich als Pression ja selbst abgebrochen — bereits in 11, die nie länger währten, als eine Stunde und oft weniger als eine. Allerdings ist solch ein tiefes Schürfen in so kurzer Zeit meist nicht erreichbar und ward auch von mir nur durch forziertes Drängen erzielt, wie man es im Allgemeinen nicht machen soll. Man schafft sich dadurch nur stark erhöhten Widerstand und läuft Gefahr, wie es mir tatsächlich am Schlusse begegnete, daß der Kranke kopfscheu wird und gänzlich ausbleibt. Trotzdem ich dies aus vielen andern Analysen schon wußte, ging ich gleichwohl so gewaltsam vor aus äußeren Gründen. Eine Reihe von Umständen hatte mich genötigt, die Zahl der Sitzungen bei diesem Urning auf bloß drei in der Woche festzusetzen, was, wie aus der Psychoanalyse hervorgeht, auch diesem selber im Anfang mindestens zu wenig war. Entscheidend jedoch für mein so vehementes Drängen wurde die Erkenntnis, daß mein Klient ein schwer belastetes Individuum sei mit dem Stigma des unstillbaren Reisedranges. Ich wußte gleich nach den ersten Sitzungen, einen solchen Patienten

würde ich nicht lange in meiner Behandlung und überhaupt in Wien behalten können. Hier galt es, in möglichst kurzer Zeit das Möglichste herauszuschlagen. Und da darf ich mit Befriedigung konstatieren, daß meine Erwartung, die Psychoanalyse werde beim Uranier ganz ungeahnte Beziehungen aufdecken, auch vollinhaltlich zutraf. Was mir der Urning am ersten Tage autobiographisch brachte und auf meine Fragen noch mündlich ergänzte, also das, was man über das Werden der konträren Sexualempfindung gemeinhin beim Examen erfährt, all dies ist ganz verschwindend gering und in seiner Bedeutung ganz untergeordnet gegenüber jenem, das eine auch nur kurze und ganz fragmentarische Psychoanalyse in Bälde offenbart. In unserem speziellen Falle datierte der Kranke seine erste homosexuelle Regung mit bewußtem Wissen erst vom 8. Jahre. Schon wenige Stunden der Psychoanalyse haben eine Fülle von früheren Sexualerlebnissen aufgedeckt bis hinab ins 2. Lebensjahr. Und es ist mir nach all meinen sonstigen Erfahrungen ganz unzweifelhaft, daß die erstinfizierenden Sexualerlebnisse auf eine noch frühere Lebenszeit zurückgehn. Man findet dann endlich auch schon eine Andeutung von Heterosexuellem in den Träumen des 18jährigen Jünglings, und ich glaube, es wäre bei längerer Dauer der analytischen Behandlung auch der gewünschte Heileffekt nicht ausgeblieben.

Bemerkung des Herausgebers: Da vielen der Homosexuellen der gewiss berechtigte Wunsch innewohnt, heterosexuell zu empfinden, müssen wir jedem Arzt dankbar sein, der neue Behandlungsmöglichkeiten aufweist. Nachdem die hypnotische Behandlung die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt hat, bemühen sich seit einiger Zeit Prof. Freud-Wien und seine Schüler, unter denen der Herr Verfasser obiger Arbeit eine hervorragende Stellung einnimmt, mittels der Psychoanalyse gegen die Homosexualität therapeutisch vorzugehen. Noch ist es natürlich nicht möglich, ein abschliessendes Urteil über das neue Verfahren zu fällen, doch wollen wir nicht unterlassen, die Aerzte und die Homosexuellen auf Freud's analytische Methode hinzuweisen, die jedenfalls den Sexualstatus wesentlich tiefer und gründlicher angreift, wie die Hypnose.

Die Bibliographie der Homosexualität.[1])

Nicht belletristische Werke aus den Jahren 1906 und 1907. Belletristik aus den Jahren 1905, 1906 u. 1907.

Von

Dr. jur. Numa Praetorius.

---

[1]) Nur eine beschränkte Anzahl von Werken ist dieses Mal besprochen. Eine fast vollzählige Anführung der homosexuellen Schriften ist in den Monatsberichten zu finden, an deren Stelle seit Januar 1908 die Zeitschrift für Sexualwissenschaft getreten ist.

Inhaltsangabe.

Abteilung I.

Homosexuelle Schriften mit Ausnahme der Belletristik.

Alsberg, Befragung des Sachverständigen über sein eigenes Sexualempfinden in der Berliner klinischen Wochenschrift 1907. Nr. 50.

Anonym, Wie sehen wir von außen aus? (Leipzig, Max Spohr.)

Aschaffenburg, Die strafrechtliche Behandlung der Homosexualität. In der allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtlichen Medizin. Bd. 44.

Heimberger, Die strafrechtliche Behandlung der Homosexuellen (in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtlichen Medizin. Bd. 44.)

Berze, Besprechung von „Sölders" Aufsatz: Die Bedeutung der Homosexualität nach österreichischem Strafrecht in der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. 3. Jahrg. 4. Heft.

Meyer von Schauensee, Homosexualität oder Konträrsexualität in der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. 3. Jahrg. 4. Heft.

Berze, Zur Frage der Zurechnungsfähigkeit der Homosexuellen. Bemerkungen zum Aufsatz mit gleichem Titel von Numa Praetorius in der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. 4. Jahrg. 1. Heft.

Bloch, Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur. (Berlin, L. Marcus, 1907.)

Friedländer, (Benedict), Denkschrift verfaßt für die Freunde und Fondszeichner des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees. Im Namen der Sezession des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees. (Als Manuskript gedruckt. Berlin 1907.)

Hammer, Die Tribadie Berlins. (Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachf.)

Mader, Die Heilung homosexueller Neigungen. (Leipzig, Max Spohr, 1906.)

Michaëlis, Die Homosexualität in Zeit und Recht. (Berlin, Hermann Dames, 1907.)

Mest, Zwei Todfeinde unseres Volkes und ihre Bekämpfung. (Druck und Verlag des Kasseler Monatsblattes.)

Näcke, Über Kontrast-Träume und speziell sexuelle Kontrast-Träume. (In dem Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Bd. 28. Heft 1/2.)

Näcke, Vergleich von Verbrechen und Homosexualität in der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. November 1906.

Preuss, Prostitution und sexuelle Perversitäten nach Bibel und Talmud. (In den Monatsheften für praktische Dermatologie. 43. Bd. 1906.)

Roeder, Michel-Angelo. Ein Beitrag zu seinem Seelenleben. (Berlin-Leipzig, Carl Wigand, 1907.)

Rohleder, Vorlesungen über Geschlechtstrieb und gesamtes Geschlechtsleben des Menschen. (2. Bde.) (Berlin, Fischers Medizin. Buchhandlung, H. Kornfeld, 1907.)

Salgo, Die forensische Bedeutung der sexuellen Perversität. (VII. Bd. 4. Heft der Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiet der Nerven- und Geisteskrankheiten.) (Carl Marhold, Halle.)

Schlaf, Walt Whitman, Homosexueller? Kritische Revision einer Whitman-Abhandlung von Dr. Bertz. (Bruns Verlag, Minden 1906.)

Bertz, Whitman-Mysterien. Eine Abrechnung mit Johannes Schlaf. (Selbstverlag.)

Schröder, Einleitung zur deutschen Übersetzung der Zuchthausballade von Wilde.

Für und wider den § 175 aus Anlaß des Moltke-Hardenprozesses.

Für den § 175:

Hamm, Der § 175 St.-G.-B. (In der Deutschen Juristen-Zeitung vom 1. Dezember 1907.)

Heegel, Die Reform des Strafrechts. (In der Deutschen Juristen-Zeitung vom 15. Januar 1908.)

Paulsen, Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit. (In der „Woche" vom 4. Januar 1908.)

Gegen den § 175.

Friedländer-Hohe-Mark, Psychologie und Gesetz. (In der „Umschau“ vom 9. November 1907.)

v. Sosnosky, Ein dunkles Kapitel. (In der Gegenwart vom 9. und 16. November 1907.)

Schmidt, Das homosexuelle Problem. (In der „Zukunft“ vom 21. Dezember 1907.)

Leewenfeld, Homosexualität und Strafgesetz. (Wiesbaden, Verlag von T. F. Bergmann, 1908.)

Abteilung II.

Belletristik.

Anonym, Verbene Junkers Liebe. (Roman.) (München und Leipzig bei Georg Müller, 1907.)

Bang, Michael. (S. Fischers Verlag, Berlin, 1906. Roman.)

Bierbaum, Prinz Kuckuck. (Georg Müller, München und Leipzig, 1907. Roman.)

Borys, Charlotte Noll. (Paris, Albin Michel. Roman.)

Brand, Inseln des Eros. (Gedichte.)

Dolorosa, Fräulein Dolorosa. (Lilienthal, Berlin, 1903. Roman.)

Der Eigene. (Als Manuskript gedruckt für die Gemeinschaft der Eigenen, Herausgeber Adolf Brand. Jahrgang 1905.)

Der Eigene. Band VI. (Herausgegeben von Brand und Linke, Kunstverlag Charlottenburg 4, 1906.)

v. d. Eken, Glücklose Liebe. (Berlin, Metropol-Verlag. Novelle.)

Fersen, Lord Lyllian. (Vanier, A. Messein successeur, Paris. Roman.)

Adelsward-Fersen, Le danseur aux caresses. (Vanier, Paris 1906. Roman.)

Friedrich August Adolf, Ungewöhnliche Liebesgeschichten. (Verlag Hugo Schildberger, 1906. Novelle.)

Hadrian, Phantasien eines Eigenen. (Leipzig, Max Spohr 1906. Gedichte.)

Hassé, Les Croix de Mai à Séville im Mercure de France vom 1. Oktober 1906.

Hirschberg, Fehler. (Dramatische Studie. Straßburg und Leipzig, Singer, 1906.)

Mühsam, Die Psychologie der Erbtante. (Zürich, Caesar Schmidt, 1905.)

Pernauhm, Die Infamen. (Leipzig, Max Spohr. Roman.)

Redni, Le livre du désir et de la cruelle volupté. (Paris edition française. Roman.)

Rictus, Fil-de-Fer. (Paris, Louis Michaud. Roman.)

Ross, Gretchen. (Gemischte Essays über das Ewig-Weibliche. Deutsch von Wolfgang Schaumburg. Zürich, Verlag von Wolfgang Schaumburg.)

Rüling, Welcher unter Euch ohne Sünde ist. (Bilder von der Schattenseite.) (Leipzig, Max Spohr, 1906.)

Schlumberger, Heureux qui comme Ulysse .... (Cahiers de la quinzaine, Paris, Rue de la Sorbonne 8.)

Unus, Schülertagebuch. (Leipzig und Berlin, Hermann Seemann Nachf.)

Walloth, Eros. (Lotus Verlag, Leipzig.)

Alsberg, Max, Dr., Rechtsanwalt in Berlin, **Befragung des Sachverständigen über sein eigenes Sexualempfinden** in der Berliner Medizinischen Wochenschrift, 1907. Nr. 50.

Aus Anlaß der bekannten Sensationsprozesse und der von einigen Zeitungen gemachten Bemerkung, das Gericht hätte den Sachverständigen Dr. Hirschfeld danach fragen sollen, ob er nicht etwa selbst homosexuell sei, untersucht Verfasser die Zulässigkeit einer Befragung des Sachverständigen nach seiner eigenen libido.

Eine solche Frage könne einen zweifachen Zweck verfolgen:

1. Die Befangenheit des Sachverständigen darzutun und ihn deshalb gemäß § 74 St.-B.-O. abzulehnen.

2. Den inneren Wert des Gutachtens zu ermessen.

Der Umstand, daß ein Sachverständiger oder Richter die gleiche libido sexualis wie eine Partei habe, sei nicht geeignet, Befangenheit d. h. Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit der Richter oder Sachverständigen zu begründen. Eine solche Besorgnis könne nicht in jedem beliebigen Berührungspunkt eines Sachverständigen mit der Partei gefunden werden. Es müßten nach dem Reichsgericht konkrete Momente für eine derartige Befürchtung vorhanden sein.

Der Sachverständige oder Richter müsse durch gemeinschaftliche Berührungspunkte oder Beziehungen zu der Partei ein besonderes Interesse an ihrem Schicksale haben.

Im Einzelfall könne unter Umständen die Gleichheit der sexuellen Gesinnung in gewissem Grade die Besorgnis einer Befangenheit begründen.

Aber z. B. die Erwägung, ein selbst abnorm veranlagter Sachverständiger sei besonders geneigt, mit Rücksicht auf seine persönlichen Verhältnisse, die Unzurechnungsfähigkeit auf Grund des § 51 St.-G.-B. anzunehmen, sei viel zu allgemein, um einen Ablehnungsgrund abzugeben.

Daß ein Richter oder Sachverständiger in bestimmten Fragen zu milde oder zu streng urteile, sei kein Ablehnungsgrund. Jedenfalls lasse sich das Interesse am Schicksal einer Partei dann überhaupt nicht motivieren, wenn der Sachverständige lediglich die Frage beantworten solle, ob die betreffende Partei eine bestimmte sexuelle Richtung habe.

Zu der mit der Partei gemeinsamen sexuellen Sinnenrichtung müßten Tatsachen behauptet werden, welche ein naheliegendes Interesse an dem Schicksale der Partei schafften. Man dürfe auch nicht einwenden, daß ein sexuell abnormer Sachverständiger leicht geneigt sein könnte, bei andern Personen seine eigene Abnormität zu suchen. Man müßte aber schon an bestimmten konkreten Tatsachen glaubhaft machen, daß dies gerade eine Eigenart des betreffenden Sachverständigen sei. Diese Eigenart würde nicht schon durch die Feststellung bewiesen werden, daß der betreffende Sachverständige ein sogen. Abnormitätsriecher sei. Denn dieser Vorwurf werde allen Psychiatern und Nervenärzten gemacht.

Die Unzulänglichkeit einer Befragung des Sachverständigen über sein eigenes Sexualempfinden ergäbe sich auch daraus, daß das Gericht an das Gutachten des Sachverständigen nicht gebunden sei und sich nur von einer Prüfung der vom Sachverständigen vorgebrachten Gründe leiten lasse. Ob diese Gründe gut oder schlecht seien, könne entschieden werden, ohne daß man wisse, ob der Sachverständige sexuell abnorm oder sexuell normal sei.

Auch die Befragung des Sachverständigen über seine sexuelle Sinnenrichtung zu dem Zwecke, um den Beweiswert eines Gutachtens zu würdigen, sei nicht statthaft. Man könne die Berechtigung zu einer solchen Frage nicht einmal aus dem Argument herleiten, daß der mit der gleichen Sinnenrichtung wie die zu begutachtende Person belastete Sachverständige, besonders geeignet zur Abgabe dieses Gutachtens sei.

Denn der auf Grund seiner medizinischen Kenntnisse zum Sachverständigen Berufene sei nur insoweit Sachverständiger, als er eben seine Fachkenntnisse zur Begutachtung verwerte. Die Grenze zwischen Kenntnissen auf Grund Berufes und auf Grund Lebenserfahrung dürfe zwar nicht peinlich gezogen werden. Aber unzulässig sei es, den Sachverständigen nicht mehr in seiner Eigenschaft als Vertreter eines Berufes, sondern als Vertreter einer bestimmten sexuellen Sinnenrichtung zu befragen.

Vor allem dürfe und solle der Arzt eine solche Befragung mit dem Hinweis ablehnen, daß er nicht als Vertreter der betreffenden Sinnenrichtung, sondern als Angehöriger des Ärztestandes zur Abgabe des Gutachtens berufen sei.

Die Beantwortung der Frage über die vita sexualis seitens des Sachverständigen sei übrigens nicht durch den Sachverständigeneid gedeckt. Dieser Eid umfasse nach § 79 St.-P.-O. lediglich die Pflicht, das erforderte Gutachten unparteiisch und nach bestem Wissen und Gewissen zu erstatten. Unzulässig wäre es aber, einem Sachverständigen zwecks Auskunft über seine persönlichen Verhältnisse den Zeugeneid aufzugeben.

Die Unzulässigkeit der Befragung des Sachverständigen über seine vita sexualis aus Rechtsgründen werde auch mit gewichtigen praktischen Erwägungen gestützt.

Die Zulassung einer derartigen Befragung würde dazu führen, daß schließlich jeder Richter oder Sachverständige der Gefahr ausgesetzt wäre, sich über seine intimsten persönlichen Angelegenheiten äußern zu müssen, z. B. über Trunksucht oder Nervenschwäche in Prozessen, wo bei Parteien Derartiges in Betracht komme.

Die Frage beschränke sich also nicht auf das sexuelle Gebiet allein. Deshalb sollte auch jeder medizinische Sachverständige im Interesse seines Standes die Beantwortung jeder seine intimen persönlichen Verhältnisse betreffenden Frage mit Entschiedenheit ablehnen.

Diesen interessanten und guten Ausführungen von Alsberg stimme ich durchaus bei.

Bei der einen Richter betreffenden Frage nach seiner mit der Partei übereinstimmenden oder ähnlichen vita sexualis liegt die Sache etwas anders, als bei den Sachverständigen.

Denn das Urteil des Sachverständigen ist, wie auch Alsberg richtig bemerkt, nicht ausschlaggebend, sondern eine Grundlage für das richterliche Urteil. Das richterliche Urteil dagegen entscheidet und etwaige Befangenheit des Richters berührt dasselbe direkt.

Ein mit der gleichen sexuellen Anomalie wie die Partei behafteter Richter wird nun so gut wie stets

allerdings dazu neigen, die der Partei günstige Auffassung zu vertreten. Also z. B. wird ein homosexueller Strafrichter bei der Verhandlung gegen einen aus § 175 Angeklagten wie kein anderer Richter die Grausamkeit und Unsinnigkeit des § 175 empfinden und mindestens unbewußt schon wegen seiner eigenen Zwangslage möglichst die zur Strafminderung oder Straflosigkeit führenden Anschauungen vertreten. Er wird z. B. eher Unzurechnungsfähigkeit — sei es aus der Theorie Wachenfelds, der mangelnden Strafeinsicht oder aus anderen Gründen — annehmen oder die Anwendung des § 175 auf Grund seines gegen Lasterhaftigkeit gerichteten Zweckes hinsichtlich der Homosexuellen verneinen.

Eine Neigung zu der Annahme solcher Theorien würde aber kein Grund zur Ablehnung sein, so lange eben keine bestimmten, eine Befangenheit rechtfertigenden Tatsachen vorliegen, da bloße Anschauungen eine Ablehnung wegen Befangenheit nicht rechtfertigen. Denn ebenso wie der homosexuelle Richter mehr die dem Homosexuellen günstige Anschauung vertritt, verficht der heterosexuelle Durchschnittsrichter die dem Homosexuellen ungünstigen Ansichten oder vielmehr Vorurteile. Ebensowenig wie die bei der Mehrzahl der heterosexuellen Richter bestehende Unkenntnis über das Wesen der Homosexualität und ihre Voreingenommenheit, ja ihr blinder Haß gegen die Homosexuellen eine Ablehnung wegen Befangenheit begründet, ebensowenig ist eine solche Ablehnung gerechtfertigt gegenüber dem homosexuellen Richter.

Der Antrag auf Ablehnung des homosexuellen Richters wäre in der Praxis höchstens im Privatklageverfahren wegen Beleidigung seitens des Privatklägers oder im Offizialverfahren vom Nebenkläger zu erwarten. Im übrigen hätte der Angeklagte sicher kein Interesse dazu, höchstens der Staatsanwalt. Selbst wenn aber der Staats-

anwalt gegen ein Gerichtsmitglied den Verdacht der Homosexualität hätte, würde er wohl nie einen Ablehnungsantrag stellen, da er damit einen Kollegen bei den herrschenden Anschauungen unmöglich machen und entweder das Disziplinarverfahren gegen sich selbst wegen Beleidigung oder des Richters wegen der vermuteten Homosexualität hervorrufen würde.

Würde aber der Staatsanwalt die Homosexualität eines Gerichtsmitgliedes kennen, weil, wie dies in einem mir von dem betreffenden Richter mitgeteilten Fall vorgekommen ist, der Richter sich dem Staatsanwalt früher als Freund und Kollege entdeckt hatte, so würde natürlich der Staatsanwalt noch weniger den Kollegen bloßstellen wollen, sondern schlimmstenfalls sich durch einen andern, der Homosexualität des Richters unkundigen Staatsanwalt vertreten lassen, falls er es für seine Pflicht hielte, soweit er als Staatsanwalt auftritt, den Richter wegen Befangenheit abzulehnen.

Mit Recht empfiehlt Alsberg den Sachverständigen ganz allgemein die Beantwortung einer Frage nach ihrem Triebleben aus prinzipiellen Gründen als unzulässig entschieden abzulehnen.

Wenn jedoch das Gericht die Zulässigkeit der Frage bejaht, so gibt es kein Rechtsmittel gegen einen die Stellung der Frage anordnenden Beschluß. (§ 347 St.-P.-O.)

Das Gericht kann aber andererseits die Beantwortung der Frage nicht erzwingen.

Die Eidespflicht des Sachverständigen erstreckt sich keinesfalls auf seine persönlichen Verhältnisse, also kann die Weigerung, die Fragen über seine vita sexualis zu beantworten, auch nicht die Strafen der Verweigerung des Gutachtens (§ 77 St.-P.-O.) Geldstrafe bis 300, im Wiederholungsfalle 600 Mark, nach sich ziehen.

Eine Vernehmung des Sachverständigen als Zeugen

über sein Sexualleben ist aber, wie Alsberg gleichfalls treffend hervorhebt, durchaus unzulässig.

Gegen einen trotzdem die Vernehmung des Sachverständigen als Zeugen über diesen Punkt anordnenden Beschluß wäre ein Rechtsmittel nicht gegeben, wohl aber gegen den im Falle der Verweigerung des Zeugnisses eine Strafe nach § 69 St.-P.-O. festsetzenden Beschluß die Beschwerde an das Oberlandesgericht bezw. Landgericht (§ 346, Abs. 2 und § 347 St.-P.-O.)

Anonym, Wie sehen wir von außen aus? Aufruf an die Uranier (als Vortrag gedacht) von einem Objektiven. (Leipzig, Verlag Max Spohr.)

Der Titel ist etwas irreführend und gibt kein richtiges Bild von dem Inhalt. Denn nicht eine Beschreibung des Äußeren der Homosexuellen hat die Broschüre zum Gegenstand, sondern eine Methode zur Zurückdrängung und Unterdrückung der homosexuellen Neigungen wird entwickelt und empfohlen, wobei allerdings das Äußere einer bestimmten Klasse der Homosexuellen, der Effeminierten, als Ausgangspunkt der Heilungsmethode beschrieben wird.

Verfasser sieht das Mittel der Ueberwindung des homosexuellen Triebes in einer — man könnte sagen — autopsychotherapeutischen Methode, in der Ausbildung und Stärkung des Selbstbewußtseins und des Eigenstolzes einer, und der Einsicht und Erkenntnis der Fehler und kleinlichen Charakterzüge der geliebten Männer andererseits. Der Homosexuelle solle sich auf sich selbst besinnen, solle Geist und Seele zur Männlichkeit erziehen, solle danach streben den sogen. „Normalen“ in geistiger Beziehung zu überragen. Er beurteile kühl und unparteiisch den Geliebten und suche sich über seine schlechten Eigenschaften klar zu werden, was würde er da nicht alles finden: Wie viel Kleinheit, Egoismus, Rachsucht, Mangel an Großmut, Aberglaube, Beschränktheit.

Der Uranier sehe den Mann nicht mehr von unten — er schaue sich ihn von oben an und er habe aufgehört, das zu sein, was er früher gewesen.

Eine Hauptvoraussetzung für die Entwicklung und Stärkung der Selbstsucht und des Selbstbewußtseins sei aber die Stärkung

und Kräftigung des Körpers, daher seien unbedingt neben naturgemäßer geordneter Lebensweise und Ernährung körperliche Übungen und vieles Gehen in freier Luft nötig. Der widerstandsfähige, kräftige, gestählte Körper würde die Widerstandskraft des Geistes und die Überwindung des homosexuellen Triebes ermöglichen.

Verfasser habe an sich selbst erprobt, daß man durch möglichst naturgemäße Lebensweise, Studium der Natur und natürliches Wesen die Liebe zum Manne verlieren könne. Ein herzhafter Entschluß, das sei alles. Die reife und fortgesetzte Überlegung könne sehr viel helfen.

Er hege keinen Wunsch, sehe keinen Menschen, bleibe auch in Gegenwart schöner Männer wunschlos oder das schwache Verlangen sei bald wieder verflogen und beschäftige sich in Gedanken hauptsächlich mit dem homosexuellen Problem.

Er lebe seit 4 Jahren einsam und unendlich zufrieden auf dem Land.

Die Ratschläge des Verfassers sind sehr schön und beherzigenswert, sie mögen auch, wenn genau befolgt, bei manchen Homosexuellen eine gewisse größere Widerstandskraft gegen homosexuelle Reize oder wenigstens gegen die Versuchung jeder Betätigung des homosexuellen Triebes bewirken, aber ihr praktischer Wert für die große Menge der Homosexuellen ist sehr gering. Daß manche Homosexuelle, namentlich solche mit schwächeren Trieben, durch Selbstzucht und Stählung des Körpers und besonders wenn sie auf dem Land abgeschlossen von der Welt und fern von allen Reizen leben, ihren Trieb zu unterdrücken vermögen, ist ohne weiteres nicht zu verwundern.

Aber abgesehen davon, daß vielen Homosexuellen die Gelegenheit fehlt zu einem zurückgezognen Landleben, nützt auch bei vielen Homosexuellen die angepriesene Methode wenig.

Wie ich aus einer Anzahl von Bekenntnissen von tief unglücklichen, hochachtbaren Homosexuellen weiß, die einsam auf dem Lande leben, sich viel in freier Luft

bewegen und eine hygienische Lebensweise führen, hat sich der homosexuelle Trieb auch nicht um das geringste in seiner Stärke geändert und gerade diese zurückgezogenen Homosexuellen leiden am meisten unter fortgesetzten Kämpfen wider ihre Natur.

Viele, welche im allgemeinen die Ratschläge des Verfassers befolgen, verzehren sich in ungestillter Sehnsucht nach Liebe oder wenigstens sinnlicher Betätigung; und wenn solche Homosexuelle in der Stadt die Gelegenheit zu homosexueller Betätigung finden, treten die mit Gewalt zurückgedrängten Triebe mit doppelter Stärke dann hervor.

Ich betone nochmals, daß selbstverständlich Selbstzucht und Kräftigung der Nerven und des Körpers die Widerstandskraft gegen sexuelle Reize stärken und zur Vermeidung manchen sexuellen Aktes führen können.

Ich gebe zu, daß im Einzelfall logische Überlegung und kritische Selbstzersetzung eine Leidenschaft, namentlich zu einen unwürdigen Gegenstand, einzudämmen vermögen und stimme den Warnungen des Verfassers, der Uranier solle nicht „seine Perlen vor die Säue werfen, nicht unwürdigen Kerlen nachjagen“, voll und ganz bei. Nur sind alle die vom Verfasser empfohlenen Mittel zur allgemeinen „Heilung“ von homosexuellen Trieben weder durchführbar noch wirkungsvoll. Denn das Triebleben kann doch meist auch durch den klarsten Verstand, den kritischsten Blick, die vollendetste Energie nicht beseitigt werden. In dem Kampf zwischen Trieb und Intellekt wird bei Befolgung der vom Verfasser angegebenen Mittel zwar oft letzterer siegen, aber eine dauernde Unterdrückung der Betätigung des Triebes oder gar Einschlummern des Triebes wird nicht die Regel sein.

Verfasser geht auch überhaupt von unrichtigen Voraussetzungen aus, indem er den Homosexuellen als solchen als ein Geschöpf von schwachen Willen, von Energie-

losigkeit und völliger Verweichlichung und Verweiblichung schildert. Durch eine Änderung dieser Eigenschaften hofft er denn auch die Sehnsucht nach dem gleichen Geschlecht einzudämmen, ja zu beseitigen.

Es ist richtig, daß eine Klasse von Homosexuellen der Schilderung des Verfassers entspricht und nur für diese kann dann überhaupt das Gesagte gemeint sein, aber gerade bei dieser Klasse, deren Eigenschaften meist tief in das physiologische angeborene Wesen hinabreichen, ist eine Änderung ihres Charakters so gut wie ausgeschlossen, daher auch die aus dieser Änderung erhoffte Wirkung.

Zweitens aber gibt es viele Homosexuelle, die, mögen sie auch verschiedene weibliche Einschläge aufweisen — was übrigens gar keine Minderwertigkeit zu bedeuten braucht, eher das Gegenteil — doch auch die schönsten Charakterzüge sowie eine männliche Intelligenz oft im höchsten Maße besitzen.

Bei dieser Klasse kann also gar keine Rede davon sein, daß ihr Trieb durch Änderung eines weibischen, inferioren Wesens, einer Schwäche des Charakters und des Geistes unterdrückt werde. Denn viele Homosexuelle sind nicht, wie Verfasser sagt, „schwache, zitternde Geschöpfe, die nur Träume und Seufzer kennen, mit leisem, demütigem, mildem Wesen.“

Viele sind stolz, selbstbewußt und selbständig, geistig kraftvoll und überragend.

Und trotzdem ist ihre Geschlechtsrichtung dem eigenen Geschlecht zugewandt, ihr Leben lang, trotzdem können sie nicht oder vielmehr können sie nicht wollen, ihr Geschlechtsleben zu unterdrücken, eine Unterdrückung, die ihnen eine Minderung, Verkleinerung, Schmälerung ihrer Persönlichkeit bedeuten würde, ebenso wie doch auch der heterosexuelle kraftvolle Vollmann trotz seiner vollen Männlichkeit nicht vermag, die Liebe zu dem

schwachen Weibe und meist die Betätigung dieser Liebe zu unterdrücken oder zu beseitigen.

Eine zu Beginn der Broschüre gemachte Bemerkung ist berechtigt, nämlich daß man bei den Homosexuellen zu oft ein behäbiges Breittreten ihrer Leiden und Schmerzen fände.

Der Uranier solle nicht der gaffenden Menge der unbeteiligten Zuschauer sein blutendes Herz fortwährend zeigen. Selbst dem mitfühlenden Menschenfreunde gegenüber sei das fortwährende Jammern und Klagen eine Handlungsweise, die einen bedenklichen Mangel an Feingefühl und Takt verrate und mit guten Geschmack auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit habe.

Es ist richtig, der Klagen und des Jammerns sind genug. Ich füge aber hinzu: Handeln soll der Uranier, nicht jammernd verzagend die Hände in den Schoß legen.

Kämpfen soll er dafür, daß die Verachtung und der Spott, die ihm die Heterosexuellen entgegenbringen, verstummen, streiten soll er dafür, und als sein Recht verlangen, daß ein die Betätigung seines angeborenen Triebes bestrafendes schimpfliches Gesetz beseitigt werde.

Nicht zutreffend ist dagegen die Behauptung des Verfassers, daß die meisten Uranier sich mit einem „unüberwindlichen Ekel und Abscheu vor dem Weibe“ förmlich brüsteten.

Das ist falsch, nur vereinzelt kommt solches vor.

Die meisten brüsten sich nicht mit einem solchen Ekel und Abscheu. Viele empfinden auch keinen Ekel und Abscheu vor dem Weibe, möge ihnen auch der geschlechtliche Verkehr mit dem Weibe sehr unsympathisch oder physisch unmöglich sein.

Aber auch da, wo tatsächlich Ekel und Abscheu herrscht, herrschen diese Empfindungen doch eben nur vor dem Geschlechtsakt mit dem Weibe, nicht vor dem Weib als solchen, als Persönlichkeit, als geistiges Wesen.

Die wahren Weiberverächter sind bei den Heterosexuellen uud gerade bei heterosexuellen Dirnenjägern und Don Juans zu finden, die in Mißachtung und Cynismus gegenüber dem Weibe trotz ihres häufigen Geschlechtsverkehrs sich oft nicht genug tun können.

Der Homosexuelle achtet im Durchschnitt das Weib, er vermag vielleicht besser als der Heterosexuelle edlen geselligen Verkehr mit edlen Weibern zu würdigen und verehrt oft Mutter und Schwester in weit erhöhterem Maße als der Heterosexuelle.

Daß Ausnahmen vorkommen, ist selbstverständlich, namentlich wenn ein Uranier sich unglücklicher- und verurteilungswürdigerweise an ein Weib durch die Ehe gekettet hat und später, das Ehejoch bitter bereuend, seinen Zorn der armen Gattin fühlen läßt.

Das gut gemeinte, aber zu einseitige und dilettantische Schriftchen schließt mit einer Theorie der Entstehung der Homosexualität, wonach die infolge der angeblichen Zweigeschlechtlichkeit der Samenkeimen während der ersten Kindheit und Jugend noch unentschlossenen Geschlechtsempfindung durch ungünstige Umstände, Erziehung, Gewöhnung und Autosuggestion nach der Richtung des eigenen Geschlechts gedrängt werde.

Diese Theorie deckt sich ungefähr mit der bekannten Anschauung Schrenk-Notzings. Alles was gegen letzteren schon so oft vorgebracht wurde, gilt daher auch gegenüber den Ausführungen des anonymen Verfassers.

Aschaffenburg, (Köln), **Die strafrechtliche Behandlung der Homosexualität.** Vortrag gehalten in der ordentlichen Versammlung des Psychiatrischen Vereins der Rheinprovinz am 15. Juni 1907, mitgeteilt in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psych.-gerichtlichen Medizin. Bd. 44. Heft 4.

Aschaffenburg bestreitet die Richtigkeit der Hirschfeld'schen Angabe, daß die Homosexuellen körperliche Eigenschaften auf-

wiesen, die sie als dem Weib nahestehend kennzeichneten. Viele von Aschaffenburg untersuchter Homosexuelle zeigten keine Abweichung von der Norm.

Aber bei vielen sind solche körperliche Merkmale vorhanden, dies bestätigt z. B. auch Loewenfeld, vgl. weiter unten.

Gegen das Angeborensein der Homosexualität sprächen die Heilerfolge, von deren A. sich zu überzeugen oft Gelegenheit gehabt.

Mir war es leider bisher nie möglich, solche „Geheilte" kennen zu lernen, dagegen habe ich mehrere Bekannte, die sich die Homosexualität von berühmten Ärzten wegsuggerieren lassen wollten, jedoch ohne Erfolg.

Bei allen Homosexuellen sei eine psychopathische Disposition vorhanden. Auch A. befürwortet die Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs und schlägt als Schutzalter das 18. Lebensjahr vor.

Die Ärzte hätten keinen Anlaß, bei einer Erscheinung psychopathischer Natur für die Aufrechterhaltung einer Strafandrohung einzutreten, die erfahrungsgemäß völlig wirkungslos bleibe.

In der gleichen Versammlung des Psychiatrischen Vereins der Rheinprovinz hat **Heimberger, Josef,** Dr., **Die strafrechtliche Behandlung der Homosexuellen,** vom juristischen Standpunkt erörtert. Der Vortrag ist gleichfalls mitgeteilt in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtlichen Medizin.

Nach einem kurzen Überblick über die Gesetzgebung der außerdeutschen Staaten und den Vorläufern des St.-G.-B. bezüglich des homosexuellen Verkehrs, bespricht Heimberger den vom Reichsgericht ausgedehnten Tatbestand des § 175 auf Handlungen, bei denen von „Beischlafähnlichkeit" nicht mehr viel zu finden sei. Die Auslegung des geltenden Rechts sei unsicher, die Bestimmung des St.-G.-B. selbst aber willkürlich.

Er untersucht dann die Frage, wie sich das neue Strafgesetzbuch zu der Behandlung des homosexuellen Verkehrs zu stellen habe.

Einen Grund, diesen Verkehr an und für sich zu bestrafen, hält er für nicht gegeben.

Die bloße Tatsache, daß dieser Verkehr der geschlechtlichen

Zucht und Sitte zuwiderlaufe, rechtfertige eine staatliche Strafdrohung nicht.

Unmoralische Handlungen seien nur dann zu strafen, wenn sie auch eine soziale Gefahr bedeuteten.

Heimberger geht dann die von Mittermaier in der rechtsvergleichenden Darstellung besprochenen Gründe, die man für die Strafbarkeit anführe, durch und gelangt zu demselben Ergebnis wie Mittermaier.

Die Untergrabung der Gesundheit sei kein Grund zur Strafe, sonst müßten auch die Onanie, sowie die Unmäßigkeit im Essen und Trinken ja am Ende auch das Übermaß des natürlichen Geschlechtsgenusses bestraft werden.

Wir lebten nicht mehr im Polizeistaat des 18. Jahrhunderts, der geglaubt habe, die Untertanen am Gängelband leiten und wie das preußische Landrecht alle Schädlichkeiten durch Strafdrohungen von ihnen fernhalten zu müssen.

Zwar ist es zutreffend, daß wegen Gesundheitsbeschädigung, die sich der Täter selbst zufügt, eine Strafe heute unzulässig erscheint, aber es muß noch betont werden, daß die Frage nach der Gesundheitsbeschädigung infolge homosexuellen Verkehrs als Strafgrund gar nicht aufgeworfen werden kann, weil der ohne Übermaß gepflegte homosexuelle Verkehr des Homosexuellen die Gesundheit ebensowenig beschädigt wie der Geschlechtsverkehr der Heterosexuellen.

Deshalb ist die Behauptung Heimbergers, „der homosexuelle Verkehr soll vor allem die Gesundheit untergraben, dies ist sicher richtig“, sicher falsch und nur der Nachsatz nicht unberechtigt, „zumal wenn die betreffenden Handlungen im Übermaß vorgenommen werden“.

Die Befürchtung einer Beförderung der Entvölkerung als Folge der Aufhebung des § 175 weist Heimberger gleichfalls zurück. Es sei dies eine so entfernte Gefahr, daß sie nicht zu gesetzgeberischen Maßnahmen zu zwingen brauche. Übrigens müßte man von diesem Gesichtspunkt aus dann konsequenterweise auch die künstliche Verhinderung der Befruchtung mit Strafe belegen und daran denke doch einstweilen kaum irgend Jemand.

Was die angebliche Erschütterung der Eheordnung anbelange, so werde — falls man darunter Abhaltung der Menschen von der Ehe als der gesetzmäßigen Art des Geschlechtsverkehrs verstehe — die Eheordnung mindestens ebenso sehr durchbrochen durch den natürlichen außerehelichen Geschlechtsverkehr und man müßte dann auch diesen unter Strafe stellen. Solle es aber soviel heißen, als daß der Ehe zwischen Mann und Weib als gleichberechtigt die Verbindung zwischen Homosexuellen an die Seite gestellt und so das Ansehen und die rechtliche und sittliche Schätzung der Ehe beeinträchtigt werden könnte, so sei trotz des Verlangens gewisser Homosexueller nach Anerkennung der Quasiehe zwischen Männern dies Begehren eine so absonderliche Idee, daß sie niemals Einfluß auf einen größren Teil des Volkes gewinnen könne.

Es bleibe noch die Gefahr, daß durch den gleichgeschlechtlichen Verkehr die geschlechtlich-sittlichen Anschauungen überhaupt untergraben und dadurch der Staat in seiner Grundlage, in der Erhaltung gesunden Familienlebens, bedroht würde.

Diese Gefahr hält Heimberger tatsächlich für gegeben und zwar sieht er sie in „den Bestrebungen der Homosexuellen durch sog. wissenschaftliche Aufklärung für ihre Ideen Propaganda zu machen“.

Er geht sogar soweit eine Strafandrohung gegen die öffentliche Verbreitung homosexueller Ideen zu empfehlen.

Dieser Anschauung Heimbergers kann nicht energisch genug entgegengetreten werden.

Es ist absolut falsch, daß der Staat durch die Aufklärung über das Wesen der Homosexualität in seiner Grundlage bedroht würde.

Durch Beseitigung und Richtigstellung eines jahrhundertjährigen Vorurteils und Irrtums kann dem Staat niemals eine Gefahr erwachsen, es besteht eben nur die „Gefahr“, daß solche Anschauungen über das Wesen der Homosexualität durch richtige Erkenntnis ersetzt werden.

Die freie Diskussion in Wort und Schrift über eine unbestrittene Frage darf nicht unterbunden werden, es würde heutzutage als ein Unikum und als ein absolut ungerechtfertigter und unzulässiger staatlicher Eingriff

in das Recht wissenschaftlicher Aufklärung, ja freier Meinungsäußerung erscheinen, wenn man die Erörterung der homosexuellen Frage verbieten oder lediglich die die Verbreitung der bisherigen Anschauungen über Homosexualität billigenden Ansichten gestatten würde.

Was Heimberger unter „Propaganda für homosexuelle Ideen" meint, weiß ich nicht recht.

Sollte er befürchten, daß eben Heterosexuelle in ihrem Gefühlsleben umgestimmt, gleichsam zur Homosexualität herübergelockt werden sollen, so würde ein solcher Versuch einmal so töricht und sodann so aussichtslos sein, daß eine Strafandrohung selber dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen würde.

Ein solcher Versuch ist eben bisher auch nicht gemacht worden und ist auch nicht zu befürchten.

Mögen auch gewisse Homosexuelle extremen Anschauungen über das Wesen der Homosexualität huldigen und übertriebene Forderungen in der sozialen Anerkennung der Homosexuellen aufstellen, so wollen doch auch sie nur für sich, die Homosexuellen, diese Forderungen und wollen in keiner Weise für ihr Gefühl Proselyten unter den Heterosexuellen suchen. Man möge diese Anschauungen und Forderungen in Wort und Schrift bekämpfen, aber eine Strafandrohung gegen freie Meinungsäußerung ist undenkbar.

Eine Propaganda, wenn man dies so nennen will, wird man jedoch nie und nimmer mehr verhindern können und auch Strafandrohungen werden da nichts nützen, sondern den Kampf nur stärker an- und entfachen, nämlich **die** Propaganda, bezweckend die Verbreitung der Anschauung, daß der Konträrsexuelle nicht ein Verbrecher ist, nicht Verachtung und nicht Strafe verdient.

Will man übrigens, daß die Erörterungen über die homosexuellen Fragen wieder mehr in den Hintergrund treten, dann nehme man dem Homosexuellen den Nimbus

des Märtyrertums, dann beseitige man die Strafandrohung für den gleichgeschlechtlichen Verkehr an und für sich. Dann wird auch wie in andern Ländern die homosexuelle Frage wieder mehr in das Dunkel zurücktreten.

Trotzdem Heimberger für diese sog. Propaganda Strafe wünscht, hält er doch die Aufrechterhaltung des § 175 in seinem jetzigen Umfang für unangebracht.

Die Entwicklung der Gesetzgebung gehe immer mehr in der Richtung der Einschränkung der Strafbarkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs. Eine Ausdehnung der Strafbarkeit etwa auf den Verkehr zwischen Weibern sei ausgeschlossen und doch wäre es nicht folgerichtig, nur den Verkehr zwischen Männern zu bestrafen, schließlich müßte man aber auch die w. U. zwischen Mann und Frau bestrafen.

Der Eingriff in die Rechtssphäre eines Dritten läge nicht vor, sondern nur Verletzung der die öffentliche Rechtsordnung und öffentliche Sittlichkeit nicht berührenden Sittengesetze.

Die Strafandrohung sei auch ziemlich wert- und erfolglos. Die Zahl der Verurteilungen stehe ganz außer Verhältnis zur Zahl der Vornahme der Handlungen. Die Strafandrohung sei eine Quelle zahlloser Erpressungen. Heimberger will daher nur die Verführung zu w. U. bestraft wissen, sowie die gewerbsmäßige männliche Prostitution.

Wenn man die weibliche Prostitution bestraft, ist es allerdings ungerecht, die männliche straffrei zu lassen.

Es ist ferner durchaus gerechtfertigt und ist auch von den Bekämpfern des § 175 stets verlangt worden, daß Jugendliche geschützt werden.

In dem Vorschlag Heimbergers, die Verführung einer unbescholtenen männlichen Person unter 21 (18) Jahren zu w. U. zu bestrafen, ist jedoch das Schutzalter von 21 Jahren viel zu hoch angesetzt. Es ist nicht richtig, daß das 21. Lebensjahr beim Jüngling, dem 16. beim Mädchen entspricht.

Höchstens das 18. beim Jüngling wäre dem 16. beim Mädchen gleichzusetzen und auch das kaum.

Heimberger will ja übrigens, wie er dies durch die

Beifügung von 18 in Klammern zu erkennen gibt, event. auch dieses Schutzalter für eine genügende Grenze halten.

Ich würde es übrigens für praktischer und zweckmäßiger halten, in einer Richtung die Strafbestimmung zu verschärfen und andererseits das Schutzalter auf 16 oder 17 Jahre herabzusetzen.

Ich halte es nicht für angebracht, das Merkmal der „Unbescholtenheit" in den Paragraphen aufzunehmen.

Bei Mädchen hat der Begriff viel mehr Berechtigung. Die Unbescholtenheit läßt sich dort viel eher feststellen, beim Jüngling führt die Feststellung zu schwierigen Untersuchungen; wann soll der Jüngling als unbescholten gelten? wenn er noch nicht mit Männern geschlechtlich zu tun gehabt oder wenn er auch noch kein Weib berührt hat?

Und wenn bisherige Keuschheit verlangt wird, wird nicht in sehr vielen Fällen die Strafandrohung illusorisch?

Es kommt aber noch ein anderer Gesichtspunkt hinzu.

Heimberger will auch die gewerbsmäßige männliche Prostitution bestrafen.

Demnach würde sehr oft der Fall eintreten, daß ein Junge von etwa 16 Jahren, der Geld angenommen hat, bestraft, der welcher das Geld gegeben und mit dem Jungen verkehrt, wegen Mangels der Unbescholtenheit des Jungen nicht bestraft werden könnte. Viel richtiger wäre es einfach, die Vornahme jeglichen gleichgeschlechtlichen Verkehrs mit Jungen unter 16 (oder event. 17) Jahren zu bestrafen ohne Rücksicht auf Bescholtenheit oder Unbescholtenheit der Jungen. Und zwar wären nicht bloß beischlafähnliche Handlungen, sondern auch gegenseitige Onanie, ja einseitige aber unter Mitwirkung eines Mannes vorgenommene, etwa von dem Jungen an dem Älteren verübt oder umgekehrt, zu bestrafen.

Am besten würde der weitumfassende Ausdruck „gleichgeschlechtliche Handlungen" in das Gesetz auf-

genommen. Ein ziemlich weiter Strafrahmen würde die Möglichkeit gewähren, bloße onanistische und onanieähnliche Akte milder zu bestrafen als z. B. immissio penis in anum.

Der Ansicht Heimbergers endlich, daß es nicht nötig sei, für die gewaltsame Vornahme unzüchtiger Handlungen an Männern eine spezielle Strafandrohung aufzustellen, da der § 240 St.-G.-B. über die Nötigung ausreiche, schließe ich mich völlig an, schon wegen der tatsächlichen Seltenheit derartiger Fälle und der regelmäßigen Möglichkeit des Mannes, sich gegen Notzucht seitens eines andern Mannes zu wehren.

Übrigens gibt ja auch § 185 von dem Gesichtspunkt der tätlichen Beleidigung aus ein Mittel, gewaltsame Angriffe zu ahnden.

Der Vortrag von Heimberger ist, bis auf Heimbergers Verlangen einer Bestrafung der Aufklärung über die homosexuellen Fragen, insofern ein erfreuliches Zeichen, als ein auch in katholischen Kreisen eine nicht zu unterschätzende Autorität genießender Gelehrter wie Heimberger die Notwendigkeit der Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs an und für sich einsieht und diese Straflosigkeit befürwortet.

Mader, Max, Dr., **Die Heilung homosexueller Neigungen.** (Leipzig, Spohr. 1906.)

Eine Heilsbotschaft glaubt Verfasser den Homosexuellen zu künden: Er preist eine Methode um den gleichgeschlechtlichen Trieb zu heilen.

Dabei geht er von der Krankhaftigkeit der homosexuellen Neigung aus; die Frage, ob wirklich eine Krankheit vorliege, prüft er kaum.

Die Tatsache der Krankhaftigkeit steht ohne Weiteres für ihn fest. Die Homosexualität ist ihm eine aus den Kulturverhältnissen herausgewachsene, mit der Kultur verknüpfte Krankheit.

(Daß ihr häufiges Vorkommen bei den Naturvölkern diese Theorie umstößt, scheint Verfasser nicht zu stören.)

Er hält sie auch für eine bei den Nachkommen eingetretene Übersättigung am Weib in Folge Übermaß im sexuellen Genuß mit dem Weib seitens der Vorfahren.

Gleichzeitig nennt er sie aber ein natürliches Gegengewicht gegen drohende oder ausgebrochene Übervölkerung, eine Erklärung, die dann direkt gegen Krankhaftigkeit spricht, jedenfalls Heilung und Beseitigung der Homosexualität gar nicht wünschenswert erscheinen lassen würde.

Er unterscheidet passive und aktive Päderastie. Bei ersterer, wenn sie aus innerm Zwange erfolge, fände keine, oder nur eine mangelhafte Verarbeitung der überschüssigen weißen Blutzellen in den Hoden statt, daneben bestehe Stauung und vermehrte Btutfülle in den Mastdarmpartien, der Geschlechtsakt wirke zum Teil wie die Massage einer rheumatisch erkrankten Partie, zum Teil erfolgte durch die Irritation eine stärkere, schleimige Absonderung, die mit einer derartigen Erleichterung einhergehe, wie sie der coitus beim Normalen mit sich bringt.

Einer Kritik dieser seltsamen, längst überlebten, und als falsch erkannten Erklärung passiver Homosexualität, die früher in einigen Werken spukte, bedarf es nicht. Daß die homosexuelle Neigung, möge sie nun ihre Befriedigung in passiver Päderastie oder aktiven Handlungen finden, psychisch bedingt ist und nicht physisch, steht heute fest.

Die Kur, welche nun Verfasser den Homosexuellen sowohl den passiven als den aktiven anempfiehlt, ist Einschränkung der Nahrung und Entziehung reizender Kost.

Meidung von eiweißreicher Nahrung, auch zuckerhaltiger Speisen, wenns not tue auch aller gekochter (!) Nahrung.

Diese Nahrungseinschränkung müsse lange fortgesetzt werden, bis zu dem Grade, daß Ohnmachtsanwandlungen einträten (!) dann schwände die Liebesempfindung.

Das Fasten und Hungern könne noch verstärkt werden durch Schwitzen.

Die Kur müsse allerdings unter strenger ärztlicher Leitung erfolgen.

Die Ausführungen des Verfassers enthalten ja zweifellos ein Körnchen Wahrheit, insofern reizvolle Kost den

Geschlechtstrieb steigert. Wer zu großer sexueller Erregbarkeit neigt, möge in der Wahl seiner Kost vorsichtig sein. Exzesse im Alkohol- oder Fleischgenuß, überhaupt in der Nahrung, möge jedermann vermeiden.

Dies sind aber so allgemeine Wahrheiten, daß man weiter kein Wort darüber zu verlieren braucht. Die konträre Geschlechtsempfindung aber durch fortgesetzte Nahrungseinschränkung oder vielmehr -entziehung (denn Beseitigung der gekochten Nahrung bedeutet nicht viel mehr) heilen! zu wollen, kann man ruhig als Lächerlichkeit bezeichnen.

Allerdings glaube ich dem Verfasser, daß, wenn man monatelang die gekochte Nahrung entzieht und dieses Regime mit Schwitzkuren begleitet, daß, wenn man die Nahrungseinschränkung bis zur Ohnmachtsanwandlung fortsetzt, dann der konträre Geschlechtsdrang nicht nach Betätigung drängt, ebenso wie beim Normalen unter den gleichen Bedingungen der Trieb zum coitus einschlummern wird.

Daß jedoch die Triebrichtung an und für sich durch Fasten und Hungern beseitigt wird, halte ich ganz sicher für ausgeschlossen.

Das Schweigen des Triebes aber, dank der von dem Verfasser gepriesenen Methode wird immer nur ein zeitliches sein können, solange die Fastenkur dauert oder kurze Zeit nachher. Lebenslang aber eine derartige Kur mitzumachen, dafür werden sich wohl die meisten Homosexuellen bedanken.

Die weitere Behauptung ist völlig falsch, die Behandlung der konträren Sexualempfindung sei einfach derjenigen von andern Krankheiten wie Gicht oder Zuckerharnruhr gleichzustellen und ihre Heilung (!?) werde sich gleich lange, ebenso leicht und ebenso schwer annähernd vollziehen (!)

Verfasser hat einen richtigen — aber von keinem Mediziner wohl vernachlässigten Gedanken — vernünftige

Dosierung und Auswahl der Kost — in übertriebener, einseitiger Weise aufgebauscht und verzerrt.

Dieser Einseitigkeit und Selbstüberschätzung der eigenen Allheilmethode entspricht auch die Verdammung, welche der Verfasser gegen die gewöhnliche von den Ärzten geübte Behandlung der Krankheiten überhaupt schleudert, gegen die Operationen, Serum-, Medikamenten-, Heiß- und Kaltwasserbehandlungen, durch welche die Kranken systematisch umgebracht würden.

Er ergeht sich in die gewohnten Ausfälle so mancher allwissender „Heilkundigen" gegen die Ärzte als die bestellten Henker für die Kranken. Natürlich sind ihm auch die Richter Henker von Kranken, denn in derselben kritischen Weise sind für ihn alle Verbrecher Kranke. Selbstverständlich plädiert er für Aufhebung des § 175, er rät aber den Homosexuellen, Heilung und Genesung nach seiner Methode zu erstreben, sonst würden sie nach Aufhebung des § 175 das Gefängnis auf Grund der offiziellen Behandlungsweisen mit dem Irrenhaus vertauschen müssen.

In der Bekämpfungsart des § 175 findet sich gleichfalls Einseitigkeit, eine Verquickung mit sozialistischen Tendenzen und eine falsche Auffassung der dem § 175 zu Grunde liegenden Gesichtspunkte.

Verfasser meint der rascheste Weg zur Aufhebung des § 175 sei die Herbeiführung einer Aktion in größerem Stile, zwecks Durchsicht und Prüfung des gesamten Geschlechtslebens und der Ehegesetzgebung vom freiheitlichen Standpunkt.

Allerdings auf vielen andern Gebieten außer dem homosexuellen, sind Reformen nötig, aber keine andere Frage ist so spruchreif, wie die homosexuelle, kein anderer Paragraph hat sich so überlebt, wie der § 175 und keiner, wie er, bedarf so dringend der Abänderung. Deshalb würde eine Einreihung der Agitation auf Beseitigung des § 175 in eine allgemein-reformatorische, nicht die Erreichung des Zieles näher rücken, sondern in weite Ferne bannen.

Ebenso verfehlt ist der Gedanke, daß der § 175 und alle übrigen unter Strafe gestellten Handlungen nur bestraft würden,

weil der Staat diese Verbrechen nicht beseitigen, sondern nur besteuern wolle.

Die Beseitigung des § 175 würde nur bei Selbstbesteuerung der Homosexuellen zu erhoffen sein. Wenn sie das Geld nicht erst dem Advokaten bei der Prozeßführung, sondern freiwillig hergäben, werde man sie als „arme Kranke" betrachten und ihrer Neigung werde keine Schande anhaften.

Solange die Homosexuellen im Dienste des Molochs, des Kapitalismus ständen, würden sie aus ihren Prozessen nicht herauskommen.

In dem Schriftchen tauchen manche interessante, geistreiche Gesichtspunkte auf, leider erstickt in einem Schwall des Maßlosen, Überspannten, Unreifen, wovon die letzten einer näheren Kritik nicht bedürftigen Sätze ein charakteristisches Beispiel gewähren.

Berze, Josef, Dr., Privatarzt, Wien. In der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform von Aschaffenburg. 3. Jahrg. 4. Heft. S. 22.

Berze bespricht den in den Jahrbüchern für Psychiatrie und Neurologie von Sölder veröffentlichten Aufsatz über: „Die Bedeutung der Homosexualität nach österreichischem Strafrecht.[1]) Berze will, entgegen von Sölder, daß überhaupt der Gerichtsarzt sich in foro gar nicht mit der Auslegung der Gesetzesstellen über Geisteskrankheiten und Zurechnungsfähigkeit beschäftige, es sei gar nicht Sache des Gerichtspsychiaters, das geltende Gesetz auszulegen oder das Verhältnis des Inkulpaten zum Geiste des Gesetzes zu prüfen. Sache des Psychiaters könne es vielmehr nur sein, den Fall ganz unbefangen vom rein psychiatrischen Standpunkt aus zu beleuchten, ein möglichst klares und deutliches Gutachten zu liefern und namentlich bei der Darstellung des Falles darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Richter selbst in die Lage versetzt werde, sich ein möglichst genaues Bild vom Geisteszustande des Täters zur Zeit der Tat zu machen. Ob und welcher Strafausschließungsgrund geltend gemacht werden könne, habe dann der Richter nach juristischen Prinzipien zu entscheiden. Sodann will Berze die Ausführungen von Sölder über den Straf-

[1]) Z. vgl. Die Bibliographie im Jahrbuch VIII, S. 806.

ausschließungsgrund des unwiderstehlichen Zwanges nicht bloß auf die Homosexualität beschränken, sondern auf alle krankhaften Impulse ohne eigentliche Geistesstörung ausdehnen.

In allen solchen Fällen komme es meist nicht darauf an, ob „Beraubung des Vernunftgebrauches, Sinnenverrückung oder Sinnenverwirrung“ vorhanden sei, vielmehr sei zu prüfen: die pathologische Steigerung des Antriebs, andererseits die pathologische Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit. Das Vorhandensein beider Momente könne bei allen krankhaften Trieben auch bei intakter Intelligenz unter Umständen zur Straflosigkeit führen.

In der Regel beschäftigten sich die Gutachter nur mit der Frage, ob die Intelligenz des Täters Störungen aufweise oder nicht, und Hinterstoisser habe es gelegentlich so scharf als möglich betont, daß er einen exkulpierenden psychischen Defekt nicht anerkennen könne, wenn „lediglich ein Ausfall moralischer Empfindungen bei sonst vollkommen intakter Intelligenz, insbesondere bei Mangel an Schwachsinn vorliege.“

Entweder müßten alle Homosexuellen „bei sonst vollkommen intakter Intelligenz“ ohne weiteres als zurechnungsfähig angesehen werden, oder man müsse auch bei Individuen, die durch einen Impuls anderer Art im Sinne eines inneren Zwanges beherrscht würden, in einer Art und Weise begutachten, die von der bisherigen Schablone abweiche. In den ersteren Fehler werde hoffentlich niemand verfallen wollen; die Homosexuellen hätten den Ärzten gewissermaßen die Augen geöffnet. Hoffentlich würden also auch die anderen, unter einem durch pathologische Verhältnisse unwiderstehlich gewordenen Zwang Handelnden, mit der Zeit eine gerechtere, von der jetzt gebräuchlichen simplizistischen Methode abweichende Beurteilung ihres Geisteszustandes erfahren.

Die Auffassung von Berze über die Aufgabe des Sachverständigen halte ich nicht für richtig. Soweit es sich um Begriffe handelt, die in das Gebiet des Psychiaters fallen, wie z. B. Beraubung des Vernunftgebrauchs, Störung der Geistestätigkeit, ist es auch dessen Sache, nicht nur eine Erläuterung davon zu geben, sondern auch zu sagen, was der Gesetzgeber mit diesen Begriffen meinen mußte und gemeint hat. Ist ein Begrif, wie z. B. Ausschluß der freien Willensbestimmung oder unwiderstehlichen Gewalt,

nicht direkt psychiatrischer Art, so hat zwar der Sachverständige nicht zu entscheiden, was der Gesetzgeber damit gemeint hat, er darf sich aber auch nicht damit begnügen, einfach das Krankheitsbild darzulegen und dem Richter überlassen, die Schlüsse zu ziehen, ob das betreffende Krankheitsbild den gesetzlichen Begriff erfüllt oder nicht, sondern der Sachverständige hat die verschiedenen Auslegungen, die ihm nötigenfalls der Richter auseinanderzusetzen hat, ins Auge zu fassen und anzugeben, welche Auslegung in Anwendung auf das konkrete Krankheitsbild Straffreiheit zur Folge hat, welche nicht.

Nur auf diese Weise kann der Richter das Verhältnis des konkreten Krankheitsbildes zum Gesetzesbegriff auch richtig auffassen und nur so kann die Möglichkeit einer unrichtigen Ein- und Abschätzung der konkreten Krankheit verhütet werden.

Auch dem zweiten Gesichtspunkte muß ich widersprechen, wonach der homosexuelle Trieb einfach auf gleiche Stufe mit allen möglichen krankhaften Trieben zu stellen und die Zurechnungsfähigkeit in allen diesen Fällen ebenso wie beim homosexuellen Trieb zu beurteilen sei. Diese Anschauung verkennt das Wesen des homosexuellen Triebes. Der homosexuelle Trieb ist nicht wie sonstige krankhafte Triebe und Gelüste ein nur in vorübergehenden Augenblicken auftretender, mit dem Charakter der Persönlichkeit meist in Widerspruch stehender, mit dem gesamten Ich nicht verflochtener Impuls, sondern eine mit dem gesamten Wesen der Person verwachsene, mit der Konstitution aufs engste verknüpfte, einen wesentlichen Teil des Ichs bildende Eigenheit, eine Konstitutionsanomalie und -eigenschaft. Der homosexuelle Trieb begleitet von der Kindheit bis zum Grab den Homosexuellen, er gibt sich fortgesetzt kund, er drückt der gesamten Persönlichkeit seinen Stempel auf, er hat

daher mit sonstigen Zwangsgedanken nichts weiteres gemein, als der heterosexuelle Trieb.

Die Frage nach der Zurechnungsfähigkeit für die aus dem homosexuellen Trieb fließenden Handlungen ist daher von denjenigen nach der Verantwortung für Handlungen, die aus sonstigen krankhaften Trieben entstehen, zu trennen.

Wenn man aber die Krankhaftigkeit des homosexuellen Triebes annehmen und die Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit des Homosexuellen gegen die homosexuellen Reize und Stärke der Reize entscheiden lassen will, dann darf man nicht in seltenen Ausnahmefällen die Zurechnungsfähigkeit ausschließen, sondern muß die Unzurechnungsfähigkeit des Homosexuellen für homosexuelle Handlungen stets anerkennen. Denn man darf dann nicht als Maßstab für die Widerstandskraft den — abgesehen von dem homosexuellen Trieb — gesunden, normalen Homosexuellen nehmen und die zur Unzurechnungsfähigkeit führende, herabgesetzte Widerstandskraft, nur bei den im hohen Maße nervenschwachen, wirklich kranken Homosexuellen annehmen.

Geht man wirklich von dem normalen Homosexuellen bei der Beurteilung der herabgesetzten Widerstandskraft aus, so verdient man den Vorwurf der Inkonsequenz und des Widerspruchs; wer den homosexuellen Trieb für krankhaft hält, hat nicht die Widerstandskraft des normalen Homosexuellen zugrunde zu legen. Dieser normale Homosexuelle muß selber schon als krank gelten und jedenfalls ist seine Widerstandskraft gegen homosexuelle Reize im Verhältnis zum Heterosexuellen äußerst herabgesetzt. Zum Maßstab und Ausgangspunkt ist der Heterosexuelle zu nehmen und dessen Widerstandskraft gegen die homosexuellen Antriebe. Da regelmäßig beim Heterosexuellen die Widerstandskraft gegen homosexuelle Reize eine sehr große und die Anreize dazu eine sehr geringe sind, wird

der Heterosexuelle, der homosexuelle Handlungen begeht, auch zurechnungsfähig sei. Der Homosexuelle dagegen nicht, denn bei ihm ist im Vergleich zum Heterosexuellen die Widerstandskraft aufs äußerste herabgesetzt, der Reiz im Vergleich zum Heterosexuellen im höchsten Maße gesteigert.

Nachweise besonderer Umstände für die Herabsetzung der Widerstandskraft sowie der Stärke des Reizes sind da nicht nachzuweisen, sie ergeben sich aus der der heterosexuellen entgegengesetzten homosexuellen Natur.

Betrachtet man den homosexuellen Trieb zwar an und für sich als krankhaft, jedoch nur unter besonderen Umständen als die Zurechnungsfähigkeit für homosexuelle Handlungen ausschließend, dann greift in Wirklichkeit die größte Ungerechtigkeit Platz. Dann wird sogar der nervenkranke, etwa durch Exzesse in seiner Widerstandskraft heruntergekommene und gegen jeden plötzlich auftauchenden Reiz widerstandslose Heterosexuelle, der faute de mieux homosexuelle Handlungen vornimmt, oder der nervenschwache Homosexuelle, der sich an unmündigen Knaben vergreift, straflos ausgehen, während der Homosexuelle, der nur mit Erwachsenen verkehrt, der sich derart zu bemeistern weiß, daß er seinen Trieb nur maßvoll befriedigt, dem Strafrichter anheimfällt, obgleich auch bei ihm im Vergleich zum Heterosexuellen die Widerstandskraft gegen homosexuelle Reize aufs äußerste herabgesetzt, der Anreiz selber aufs äußerste gesteigert ist.

Ein Weg scheint mir übrigens zu bestehen, um schon jetzt dem lächerlichen § 175 seine Spitze gegen die Homosexuellen zu nehmen, möge man nun ihren Trieb für krankhaft halten oder nicht, möge man Zurechnungs- oder Unzurechnungsfähigkeit bei Begehung der sexuellen Handlungen des Homosexuellen annehmen. Es besteht nämlich meiner Ansicht nach die Möglichkeit, den § 175

deshalb auf die Homosexuellen nicht anzuwenden, weil der Gesetzgeber gar nicht den homosexuellen Trieb kannte und mit dem Gesetz gar nicht homosexuelle Menschen treffen wollte. Der Gesetzgeber wollte nur Heterosexuelle bestrafen, die gleichgeschlechtliche Handlungen vornehmen, keinesfalls aber Homosexuelle.

Ich zögere daher nicht mit bezug auf die Anwendung des § 175 gegenüber Homosexuellen den schon von Grohmann (Kriminalrechtswissenschaft S. 179 § 559) ausgesprochenen Satz für richtig und in der Praxis für verwertbar zu erklären:

„Ein Gesetz, welches auf einer anerkannt unrichtigen Vorstellung von der Sache, von der es redet, beruht, hat für uns nicht mehr Gesetzeskraft."

Meyer von Schauensee, Dr., (Oberrichter), **Homosexualität oder Kontrasexualität.** In der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform von Aschaffenburg. 3. Jahrg. 4. Heft, S. 227.

Ein 35jähriger Lehrer C. hat an 11 Knaben im Alter von 9—14 Jahren unzüchtige Handlungen vorgenommen, indem er einige Knaben entkleidete, sie auf die Knie setzte, am Oberkörper kitzelte und teilweise deren Geschlechtsteile berührte, so lange bis er Befriedigung empfunden.

Bei C. wird durch Dr. Cattani, Nervenarzt in Luzern, konträre Sexualempfindung festgestellt. Er konstatiert eine Anzahl neuropathischer Merkmale. Urteil: 6 Monate Arbeitshaus, abzüglich 3 Monate Untersuchungshaft.

Verfasser untersucht, ob Freisprechung hätte erfolgen sollen.

Er verneint dies nach Luzerner Recht. Mit Recht hätten Dr. Cattani und das Gericht nur verminderte Zurechnungsfähigkeit (Vernunft) angenommen. Der § 51 des Luzerner Kriminalstrafgerichts, welches nur denjenigen für straffrei erkläre, der eine Handlung begangen habe in einem des Gebrauches seiner Vernunft nicht mächtigen Zustande, scheine nur solche Geistesstörungen zu berücksichtigen, durch welche im allgemeinen die freie Willensbestimmung ausgeschlossen werde und nicht bloß

in Bezug auf einzelne spezielle Handlungen. Dieser Auffassung entspreche auch die genannte luzernische Gerichtspraxis.

Das deutsche Recht dagegen verlange im § 51 nicht ausdrücklich eine krankhafte Störung der Geistestätigkeit, durch welche im allgemeinen die freie Willensbestimmung ausgeschlossen sei, sondern begnüge sich auch mit dem Nachweis einer krankhaften Störung der Geistestätigkeit, durch welche im besonderen, in Bezug auf eine gewisse Handlung die freie Willensbestimmung ausgeschlossen sei. Geistesstörungen seien nicht identisch mit Geisteskrankheiten. Dabei sei ausschließlich auf das Vorstellungs-, nicht auf das Willensvermögen Gewicht zu legen. Nicht der Drang zur konkreten Tat, sondern die allgemeine Zwangsvorstellung, unter welcher der Täter leide, sei das Entscheidende. Die Tat könne daher der Ausdruck einer krankhaften Stimmung sein, auch wenn der Täter ruhig und überlegt zu Werke ginge. Die Ansicht, welche auf den Drang zur Tat Gewicht lege, kehre zu dem überwundenen Standpunkt zurück, von dem aus man die Monomanie als krankhafte Störungen betrachtet habe.

Bei der Auslegung, der die Zurechnungsfähigkeit regelnden Begriffe der Gesetze, darf man nicht, wie es oft geschieht, allzu eng verfahren. Zweifellos haben alle Gesetzgeber mit dem Ausschluß der Zurechnungsfähigkeit ein und dasselbe gemeint. Sie haben sagen wollen, daß diejenige Handlung nicht bestraft werden solle, welche unter dem Einfluß einer erheblichen geistigen Erkrankung zustande gekommen ist. Dem Psychiater liegt es dann ob, im Einzelfall zu entscheiden, ob die geistige Krankheit und ihr Einfluß auf die Handlung erheblich genug ist, um den Täter als unzurechnungsfähig, als unverantwortlich, als nicht strafwürdig zu bezeichnen. Dabei haben die Gesetzgeber für die Zustände der Unzurechnungsfähigkeit verschiedene Bezeichnungen gebraucht. Der eine spricht von Beraubung des Vernunftgebrauches, der andere von Ausschluß der freien Willensbestimmung infolge krankhafter Störung der Geistestätigkeit, der dritte von démence (Wahnsinn) usw.

Die Verschiedenheit der Bezeichnung rührt zum

großen Teil daher, daß der Stand der Psychiatrie ein verschiedener war zu den verschiedenen Zeiten, als die Gesetze erlassen wurden.

Wenn nun der Gesetzgeber die zu seiner Zeit über die Unzurechnungsfähigkeit herrschenden psychiatrischen Ansichten in eine Formel zu bringen versuchte, so besagt diese Formel nichts anderes eben, als der nach psychiatrischer Lehre als unzurechnungsfähig geltende Täter solle straffrei sein.

Ändern sich die Lehren der Psychiatrie, werden die früheren Grenzen der Zurechnungsfähigkeit als zu eng erkannt, so hat sich die Bestimmung der Zurechnungsfähigkeit nach den neuen Forschungen der psychiatrischen Wissenschaft zu richten. Denn die Begriffsbestimmung des Gesetzes ist nichts als ein allgemeiner Grundsatz, dessen näheren Inhalt erst die psychiatrische Wissenschaft auszufüllen hat.

Wenn daher nur von einer Beraubung des Vernunftgebrauches die Rede ist, so wird Unzurechnungsfähigkeit nicht bloß da anzurechnen sein, wo das Vorstellungsleben, sondern auch da, wo das Willensleben krankhaft gestört ist; auch krankhafte Triebe bei ganz oder relativ intakter Intelligenz können als die Unzurechnungsfähigkeit bedingend betrachtet werden.

Deshalb darf man z. B. auch nicht im österreichischen Strafrecht an dem Wort Beraubung des Vernunftgebrauches in dem Sinne kleben bleiben, als ob krankhafte Triebe lediglich von dem Gesichtspunkt der unwiderstehlichen Gewalt aus Straflosigkeit bedingen könnten. Diese Anschauung führt ja auch zu dem geradezu absurden Zustand, daß, wenn man den Begriff unwiderstehliche Gewalt seinerseits auf krankhafte Zustände nicht anwendet, wie das österreichische oberste Gericht anscheinend es tut, wegen krankhafter Triebe, bei denen eine Beraubung des Vernunftgebrauchs im buchstäblichen

Sinne nicht vorliegt, überhaupt eine Straflosigkeit nicht eintreten könnte, auch in denjenigen Fällen, wo alle Psychiater einstimmig die Unzurechnungsfähigkeit annehmen würden.

Gerade diese absurde Konsequenz, die auch der Gesetzgeber nicht gewollt haben kann, zeigt, daß der Begriff der Beraubung des Vernunftgebrauchs nichts weiter als Beispiele der Unzurechnungsfähigkeit infolge krankhafter Geisteszustände sind.

Welche Willkür es bedeutet, in den Gesetzesbegriffen der Unzurechnungsfähigkeit eine enge Umschreibung der Bedingungen finden zu wollen, zeigt auch der Artikel vom Oberrichter Mayer von Schauensee, der die Verurteilung oder Freisprechung des Homosexuellen, der sich an den 12jährigen Knaben vergreift, von dem Ausdruck des Gesetzes über die Unzurechnungsfähigkeit abhängig machen will und glaubt nach Luzerner Strafrecht sei wegen des Ausdrucks, des Gebrauches seiner Vernunft nicht mächtig, nur verminderte Zurechnungsfähigkeit anzunehmen, nach deutschem Recht dagegen wegen des Wortlautes der auch bei der einzelnen Handlung die Möglichkeit eines Ausschlusses der freien Willensbestimmung gestattende § 51 völlige Unzurechnungsfähigkeit und Straffreiheit.

Diese Folgerung halte ich für irrig. Geht man von dem von mir verfochtenen Standpunkt aus, daß der Gesetzgeber mit den Begriffen der die Straffreiheit begründenden geistigen Störungen nur eine Formel für die von den Sachverständigen festzustellende Unzurechnungsfähigkeit hat geben wollen, so können auch krankhafte Zustände des Gefühls- und Trieblebens, nicht bloß des Vorstellungslebens unter den Gesetzesbegriff des Luzerner Strafgesetzes subsumiert werden.

Berze, Josef, Dr., Zur Frage der Zurechnungsfähigkeit der Homosexuellen. In der Monatsschrift für

Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform von Aschaffenburg. 4. Jahrg. 1. Heft (April). Bemerkungen zum Aufsatze mit gleichem Titel, von Dr. Numa Prätorius in derselben Zeitschrift. 3. Jahrg. 4. Heft.

Meine obigen Bemerkungen zu den Aufsätzen von Berze und v. Schauensee in der Monatsschrift von Aschaffenburg 3. Jahrg., 4. Heft hatte ich zusammengefaßt und in einem selbständigen Aufsatz in der gleichen Zeitschrift veröffentlicht. Gegen diesen Aufsatz wendet sich Berze im 4. Jahrgang 1. Heft.

Berze erkennt mit mir an, daß an und für sich die Unterscheidung zwischen Begriffen direkt und nicht direkt psychiatrischer Art berechtigt sei.

Er glaubt aber nicht, daß der Unterschied so tiefgreifender Art sei, daß er dem Sachverständigen ein grundsätzlich verschiedenes Verhalten zur Pflicht mache. Ob ein Begriff mit psychiatrischem Inhalt den gesetzlichen Inhalt erfülle oder nicht habe der Richter zu entscheiden.

Trotz seines Widerspruches gegen meine Ansicht, daß bei psychiatrischen Begriffen der Sachverständige zu entscheiden habe, ob der Gesetzesbegriff Anwendung finde oder nicht, muß mir Berze im Grunde Recht geben. Denn er sagt selbst, meine Ansicht wäre richtig, wenn nach psychiatrischer Anschauung Recht gesprochen würde.

Gerade das soll aber meiner Ansicht nach geschehen und soll erstrebt werden, soweit Materien in Betracht kommen, die eben der Sachverständige allein richtig beurteilen kann.

Auch was die Auslegung der Gesetzesstellen nicht direkt psychiatrischer Art anbelangt, muß Berze zugeben, daß der von mir vorgeschlagene Weg, die verschiedenen möglichen Auslegungen ins Auge zu fassen, keinesfalls an und für sich zu verwerfen ist.

Nur hält er ihn für aussichtslos, weil der Sachverständige regelmäßig ein und für allemal eine bestimmte Auslegung der betreffenden Gesetzesstelle sich zurechtgelegt habe und nur diese als eine Direktive für alle einschlägigen Fälle betrachte, während

er die andern ihm nicht konvenierenden Auslegungen in der Regel ganz unberücksichtigt lasse.

Auch in dieser Beziehung wäre eben anzustreben, daß die Sachverständigen nicht eine, sondern die verschiedenen Auslegungen in Rechnung zögen.

Zur Frage der Unzurechnungsfähigkeit der Homosexuellen insbesondere hält mir Berze entgegen, daß in Österreich jedenfalls der Sachverständige homosexuelle Triebe nicht unter die die Beraubung des Vernunftgebrauches rechtfertigenden Zustände rechnen könne, weil der Oberste Gerichtshof ausdrücklich entschieden habe, daß die Homosexualität, soweit sie die Intellektsphäre nicht berühre, auch nicht zu diesen Zuständen gezählt werden dürfe und daher der § 2 lit a. c., (wo es sich eben um Beraubung des Vernunftgebrauches handelt) auf sie nicht Anwendung fände.

Allerdings ist tatsächlich bei dieser Sachlage eine bedauerliche Gesetzeslücke vorhanden.

Da jedoch die moderne Psychiatrie davon ausgeht, daß jede Störung des Trieblebens auch die übrigen Sphären und so auch die Intellektssphäre nicht unberührt läßt, wäre vielleicht in Fällen von Unzurechnungsfähigkeit infolge von Homosexualität damit zu helfen, daß eben der Psychiater betont, daß auch die Intellektssphäre nicht normal ist und der normale Vernunftgebrauch nicht besteht.

Berze wehrt sich sodann gegen meine Behauptung, er habe den homosexuellen Trieb mit sonstigen krankhaften Trieben auf eine Stufe gestellt. Mir scheint es, als ob eine solche Auffassung mindestens zwischen den Zeilen von Berzes Aufsatz herauszulesen war, jedenfalls scheint Berze auch jetzt noch zu bezweifeln, daß der homosexuelle Trieb regelmäßig sich von andern krankhaften Trieben in der von mir geschilderten Weise unterscheidet. Er meint nur, was ich zur Charakterisierung des homosexuellen Triebes anführe, träfe wahrscheinlich für eine große Zahl von Fällen zu.

Ich kann nur wiederholen, daß in den meisten Fällen, nicht nur in einer großen Anzahl von Fällen, der homo-

sexuelle Trieb eben einfach die Parallele zum heterosexuellen Trieb bildet und nicht ein zeitweise auftretender, gleichsam als krankhafter Trieb der Persönlichkeit sich aufdrängender und wieder ab und zu verschwindender Impuls ist, sondern regelmäßig das Geschlechtsleben des Individuums und die ganze Individualität beherrscht und zwar bestimmt ebenso wie es der heterosexuelle Trieb tut.

Nur ausnahmsweise möge es sich um vorübergehend auftauchende homosexuelle Impulse handeln. Mir sind wenigstens Fälle letzterer Art nicht bekannt, während ich viele hunderte der anderen kenne.

Hinsichtlich der herabgesetzten Widerstandskraft des Homosexuellen gegen die gleichgeschlechtlichen Reize stimmt jetzt Berze ungefähr mit mir überein, denn er nimmt eine solche herabgesetzte Widerstandskraft ausdrücklich bei jedem echten Homosexuellen ohne Ausnahme an.

Dies etwa wollte ich sagen, indem ich ausführte, man dürfe nicht nur beim nervenschwachen durch besondere pathologische Merkmale ausgezeichneten Homosexuellen eine herabgesetzte Widerstandskraft anerkennen uud dürfe deshalb nicht als Maßstab für eine Widerstandsfähigkeit gegen homosexuelle Anreize den normalen Homosexuellen ansetzen.

Den Ausdruck „normale“ Homosexuelle hat dabei Berze nicht gebraucht, ich wollte ihm diesen Ausdruck auch nicht in den Mund legen, sondern nur aus seinen Ausführungen über die selten anzunehmende, nur unter besonderen Umständen vorhandene Unzurechnungsfähigkeit des Homosexuellen die Folgerung ziehen, daß man damit den von mir als „normal“ bezeichnete — abgesehen von einer Homosexualität keine krankhaften Merkmale aufweisende — Homosexuelle als Maßstab für die Widerstandsfähigkeit gegen homosexuelle Anreize nehme solle und nicht den Heterosexuellen.

Zum Schluß glaubt Berze, daß auch die weitherzigste Gesetzesauslegung nicht imstande wäre, die Verhältnisse,

welche man durch Aufhebung des § 175 herbeiführen wolle, heute schon herzustellen.

Soweit die Zurechnungsfähigkeit in Betracht kommt, hat jedoch sogar schon ein Gegner der Strafaufhebung — Wachenfeld — jeden Homosexuellen für unzurechnungsfähig und straffrei erklärt.

Was endlich mein Hinweis auf die irrige Gesetzesvoraussetzung für die Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs anbelangt und das von mir behauptete dem Richter zustehende Auslegungsrecht, daß Homosexuelle wegen des irrigen Gesetzesgrundes nicht strafbar seien, so findet eine solche Auslegungsmöglichkeit in der heute sich mehr und mehr Geltung verschaffenden Strömung einer freien, Sinn und Zweck der Gesetze berücksichtigenden Gesetzesinterpretation Stütze und Berechtigung.

Bloch, Iwan, Dr., Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur. (Berlin SW. 61. Louis Marcus Verlagsbuchhandlung 1907.)

Das Werk von Bloch gibt eine Darstellung der Entwicklung der gesamten Sexualwissenschaft und ihrer Ergebnisse bis auf die allerletzte Zeit in einer an Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Vollständigkeit bewunderungswürdigen Weise.

Die Aufgabe, die Bloch sich gesetzt, eine Enzyklopädie der gesamten Sexualwissenschaft zu liefern, hat er im vollsten Sinne des Wortes erfüllt. Denn alle Sexualfragen der verschiedensten Gebiete sind eingehend behandelt nach dem Stand der neuesten Forschung. Für die Zwecke dieser Bibliographie interessieren am meisten Blochs Ausführungen über die Homosexualität. Er beschäftigt sich mit ihr eingehend in zwei Kapiteln:

19. Kapitel. Das Rätsel der Homosexualität (mit Anhang: Theorie der Homosexualität) S. 534—588 und 20. Kapitel. Die Pseudo-Homosexualität (griechische und orientalische Päderastie, Hermaphroditismus, bisexuelle Varietäten) S. 588—607.

Es war zu befürchten, daß Bloch, der bisher der Theorie des Angeborenseins der Homosexualität auf Grund bloßer theoretischer und literarischer Studien sehr skeptisch, ja ablehnend gegenübergestanden hatte, auch in seinem nächsten Werk diese Anschauung wieder vertreten würde. Dem ist aber nicht so. Vielmehr hat Bloch ganz und gar seine Ansicht geändert und sich im wesentlichen auf Seite der Hirschfeldschen Anschauung gestellt. Der „Fall Bloch" ist besonders lehrreich und für die Verbreitung richtiger Ansichten über das Wesen der Homosexualität von der allergrößten Bedeutung.

Vor fünf Jahren, als Bloch seine Beiträge zur Ätiologie der psychopathia sexualis veröffentlichte, leugnete er unter Anführung reichlichen geschichtlichen Materials geradezu das Vorkommen angeborener konträrer Sexualempfindung und betrachtete alle Homosexualität als eine durch die verschiedensten Umstände bei Heterosexuellen erzeugte, auf das Variationsbedürfnis und den Reizhunger des Menschen zurückzuführende, zu allen Zeiten und Orten vorkommende Perversität.

Damals triumphierten die Gegner der Theorie des Angeborenseins und die Anhänger der Lastertheorie. Ich glaube sogar, damals gelesen zu haben, daß durch Bloch die „Entdeckungen" des Komitees widerlegt seien. Und jetzt nach wenigen Jahren muß Bloch selbst unumwunden die Existenz einer von Natur aus mit angeborenem Trieb zum gleichen Geschlecht geschaffenen Menschenklasse, die eine physiologische Varietät des genus homo darstelle, zugeben.

Diese Umwandlung ehrt Bloch in höchstem Maße und läßt ihn als einen wirklichen Forscher, als einen unparteiischen, objektiven Gelehrten erkennen, der nicht davor zurückschreckt, eine frühere unrichtige, auf mangelnder praktischer Erfahrung beruhende Ansicht aufzugeben, nachdem das Studium von lebendem Material ihn von

ihrer Unrichtigkeit und von der Richtigkeit der bisher bekämpften Ansicht überzeugt hat. Möchten alle „Forscher“, welche trotz ihrer Unkenntnis des Lebens und Wesens der Homosexuellen mit hohen Worten sie abtun zu können glauben, an Bloch sich ein Beispiel nehmen und wie er die Homosexuellen auch gründlich studieren und beobachten. Es wäre dies sehr zu wünschen, ist aber kaum zu hoffen.

Allerdings schon im vergangenen Jahr war in Blochs Auffassung aus seinen Erörterungen in der Schrift „die Perversen“ eine gewisse Änderung, wenn auch etwas zögernd, herauszulesen. Heute aber verkündet er ganz offen, daß seine frühere Ansicht im wesentlichen irrig war und erkennt die Klasse der geborenen Homosexuellen und zwar als eine zahlreich vorhandene an. Zu diesem Erkenntnis gelangte Bloch, wie er es offen zugesteht, nur durch das Bekanntwerden mit zahlreichen Homosexuellen durch Vermittlung des Komitees, durch die genaue Beobachtung und das Studium dieser Leute.

Er berichtet: Er habe eine sehr große Anzahl homosexueller Männer und Frauen gesehen, untersucht und sowohl zu Hause, als in der Öffentlichkeit beobachtet und ihre Lebensweise, ihre Gewohnheiten, Anschauungen, ihr ganzes Tun und Treiben kennen gelernt. Da habe sich ihm die unzweifelhafte Tatsache ergeben, daß die Verbreitung der echten Homosexualität als angeborene Naturerscheinung doch eine viel größere sei, als er früher angenommen.[1])

Nachdem Männer der höchsten und angesehensten Berufe, vor allem aktive Richter, praktische Ärzte, Naturwissenschaftler, vor allem Theologen und als große Forscher berühmte Gelehrte höheren Alters, sich als durch und durch homosexuell von Kindheit an ihm gegenüber bekannt hätten, sei er von der Existenz der originären, wenigstens sehr früh auftretenden Homosexualität durchaus überzeugt worden.

---

[1]) In seiner Ätiologie hatte Bloch nicht einmal die Existenz der angeborenen Homosexualität an und für sich als feststehend betrachtet. Sogar als sehr seltenes „Naturspiel“ schien ihm ihr Vorkommen zweifelhaft. Dies besagt der Satz 249, „daß eine originäre Anlage zur gleichgeschlechtlichen Liebe sehr unwahrscheinlich, jedenfalls sehr selten ist.“

Früher habe er geglaubt, daß die echte Homosexualität nur eine Abart der Pseudo-Homosexnalität sei. Jetzt müsse er anerkennen, daß sie eine besondere, wohl charakterisierte Gruppe bilde, welche von allen Formen der Pseudo-Homosexualität scharf zu trennen sei. Er müsse aus seinen ärztlichen Beobachtungen, die er so genau und so objektiv wie möglich angestellt habe, den Schluß ziehen, daß bei durchaus gesunden, sich von andern normalen Menschen nicht unterscheidenden Individuen beider Geschlechter schon in frühester Kindheit und sicherlich nicht durch irgend welche äußeren Einflüsse hervorgerufen, sich die Neigung und nach der Pubertät der Geschlechtstriebe auf Personen des eigenen Geschlechts richte und ebensowenig zu ändern sei, wie man einem heterosexuellen Manne den Trieb zum Manne austreiben könne. Als besonders wichtig ist hervorzuheben, daß Bloch betont, daß der größere Bruchteil der originären Homosexuellen durchaus gesund, hereditär nicht belastet, körperlich und psychisch normal sei, daß ein anderer Teil — ebenso wie ein Teil der Heterosexuellen — erblich belastet und von neuropsychopathischer Konstitution sei, daß endlich ein dritter Teil Erscheinungen von Nervosität und Neurasthenie aufweise, die aber während des Lebens aus einem ursprünglich gesunden Zustand sich durch die schmerzlichen Erfahrungen des „Andersseins" als die große Menge entwickelt hätten.

Das Verhältnis von Gesundheit und Krankheit bei den Homosexuellen sei ursprünglich das gleiche wie bei Heterosexuellen und werde auch im Laufe des Lebens infolge der sozialen und individuellen Isolierung der Homosexuellen, die wie ein psychisches Trauma wirke, zu Ungunsten der Krankheit etwas verschoben, hier handele es sich aber meist um erworbene nervöse Leiden und Beschwerden, um die Ausbildung eines eigenartigen Typus „homosexueller Neurasthenie", der bei oberflächlichen Beobachtern sehr wohl eine Verwechslung des „post hoc" mit dem „propter hoc" hervorrufen könne.

Bloch deutet also die Krankhaftigkeit vieler Homosexueller in gleicher Weise, wie ich dies schon längst verschiedentlich in der Bibliographie getan hatte.

Unter diesen deprimierenden psychisch-traumatisch wirkenden Umständen ist an erster Stelle die das Leben vieler Homosexueller vergiftende, jeden Lebensgenuß

und Lebensfreude zerstörende Strafandrohung zu erblicken.

In den Einzelheiten stimmt jetzt Bloch in den wesentlichen Punkten hauptsächlich mit Hirschfeld überein, sowohl hinsichtlich der körperlichen als der psychischen Merkmale der Homosexuellen, wenn er auch in dem einen oder andern Merkmalen — eine größere oder geringere symptomatische Bedeutung als Hirschfeld zuschreibt. So z. B. bezweifelt er, daß die Vorliebe der Knaben für Mädchenspiele oder der Mädchen für Knabenspiele als ein diagnostisch wertvolles Zeichen der späteren Homosexualität aufgefaßt werden könne, ebenso erachtet er die abnorm starke Entwicklung der Brüste, weil auch bei durchaus normal heterosexuellen Männern eine keineswegs seltene Erscheinung, für eine Diagnose der Homosexualität weniger wichtig, als die mangelhafte Entwickung des Kehlkopfes und das Ausbleiben des Stimmwechsels. Im Prinzip und in den meisten Einzelheiten schließt sich aber Bloch Hirschfeld an, er gibt insbesondere seinen in seiner Ätiologie zum Ausdruck gebrachten Standpunkt, daß die meisten der für die Homosexuellen als charakteristisch angeführten Eigenschaften aus der Pflege gewisser verweichlichenden Beschäftigungen oder Berufe herzuleiten seien, ganz und gar auf.

Unter den Charaktereigenschaften bestätigt auch Bloch, er könne die Angabe Hirschfelds, daß die Homosexuellen aus niederen Ständen ihr Milieu geistig überragten, nach häufigen Unterhaltungen mit homosexuellen Arbeitern, Hausdienern usw. durchaus bestätigen.

Die Besonderheit der Anlage habe hier früh eine gewisse geistige Vertiefung herbeigeführt, habe diese Menschen früh gelehrt, über die Welt und das menschliche Dasein nachzudenken. Jeder Homosexuelle sei ein Philosoph für sich. Die meisten Heterosexuellen, namentlich der niederen Klassen, kämen gar nicht dazu, so viel über sich und ihre Beziehungen zur Außenwelt nachzudenken, wie das beim Homosexuellen ganz natürlich sei.

Ein Umstand, der wohl auch noch zu dieser gewissen geistigen Überlegenheit der Homosexuellen aus dem Volk im Vergleich zu ihren heterosexuellen Brüdern beiträgt, ist der höhere bildende Einfluß und die geistige Befruchtung der Homosexuellen aus dem Volke infolge

ihres engen familiären, intimen Verkehrs mit den Homosexuellen der höheren und höchsten Stände.

Hinsichtlich der Verbreitung der Homosexualität erkennt Bloch die große Wichtigkeit der statistischen Ergebnisse an.

Es sei im Interesse des naturwissenschaftlichen und sozialen Studiums der Homosexualität dringend erforderlich, daß diese Untersuchungen fortgesetzt würden. Denn wenn es sich herausstellen sollte, daß die Berechnung nach den Ergebnissen der Enquete für das Gesamtreich zuträfe — was er in Anbetracht der naturgemäßen Konzentration einer relativ größern Zahl von Homosexuellen in Berlin nicht annehmen möchte — so käme den Urningen tatsächlich eine größere soziale Bedeutung zu, als man früher geglaubt. In jedem Fall sei ihre Zahl groß genug, um sie als eine merkwürdige anthropologische Varietät des genus homo erscheinen zu lassen.

Die in seiner Ätiologie aufgestellte Behauptung, daß bei den Juden echte Homosexualität selten sei, sieht sich Bloch gezwungen zu widerrufen, da er inzwischen zahlreiche jüdische Homosexuelle kennen gelernt habe.

Es wäre auch wirklich auffällig, warum gerade der homosexuelle Trieb das Judentum unberührt lassen sollte. Mir scheint der Prozentsatz der homosexuellen Juden im Verhältnis der heterosexuellen Juden der gleiche zu sein, wie bei den Christen. Natürlich gibt es weniger jüdische Homosexuelle als christliche, weil es eben viel mehr Christen als Juden gibt. Auch ich kenne eine ganze Anzahl jüdischer Homosexuelle.

Eine weitere irrige Anschauung die Bloch nunmehr mit sehr anerkennenswertem Freimut berichtigt, bezieht sich auf die Homosexualität großer Männer. Während er in seiner Ätiologie auch nicht einen geistig bedeutenden und bekannten Mann als homosexuell gelten ließ, stellt er jetzt selbst eine ganze Liste solcher hervorragender homosexuell geborener Männer auf.

Insbesondere rechnet er auch Michel Angelo dazu, dessen Homosexualität er in der Ätiologie als Perversität

zu betrachten, und auf des Künstlers Häßlichkeit und Mangel an Frauenliebe zurückzuführen geneigt schien.

Die Ausführungen Blochs über die Betätigung der Homosexuellen im gleichgeschlechtlichen Verkehr (hauptsächlich unter Berücksichtigung der Arbeiten von Hirschfeld und Meißner) sind durchaus richtig.

Auch Blochs Behauptung, die Homosexuellen perhorreszierten im allgemeinen jeden geschlechtlichen Verkehr mit dem Weib, trifft für viele Homosexuelle zu, bei vielen kann man aber nicht gerade von einem horror sprechen, auch ohne daß sie bisexuell sind. Viele Homosexuelle können den Beischlaf ohne horror vollziehen, aber er stellt für sie nur einen gleichgültigen, etwas langweiligen Akt ohne Genuß oder wenigstens lediglich mit grobsinnlichem lokalen Kitzel dar.

Zur Charakterisierung der Homosexuellen bringt Bloch zwei Autobiographien Homosexueller.

Im Anschluß an die von einem 32jährigen Arzte herrührende, sagt Bloch: er müsse gestehen, daß diese Bekenntnisse eines hochachtbaren ärztlichen Kollegen, einer geistig bedeutenden und ideal empfindenden Natur, den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht und wesentlich mit dazu beigetragen hätten, seine Anschauungen über das Wesen der originären Homosexualität zu berichtigen. Ähnliche mündliche Mitteilungen habe er von andern von Kindheit an homosexuellen Ärzten, einem Neurologen und einem Psychiater, empfangen, und er lege auf die Angaben dieser als Ärzte und als Homosexuelle doppelt sachverständigen Kollegen den größten Wert. Es sei auch wichtig, daß, woran er, Bloch, auch früher nie gezweifelt habe, gerade die meisten Ärzte das Gros des Homosexuellen für körperlich und geistig gesund erklärten und die Allgemeingültigkeit der Entartungstheorie bestritten.

Über die Versammlungs- und Rendezvous-Orte der Homosexuellen der Großstädte gibt Bloch Schilderungen nach den Beschreibungen von Krafft-Ebing und besonders von Hirschfeld, sowie hinsichtlich von Paris nach meinen in den früheren Bibliographien veröffentlichen Mitteilungen, sowie nach Tardieu. Besonders interessant sind auch seine Berichte über die im Jahr 1831

allabendlich von den Pariser Homosexuellen erfolgten Beschlagnahme eines Teiles der Champs Elysées, sowie über männliche Bordelle aus dem Jahre 1820.

Den § 175, welchen Bloch noch in seiner Ätiologie I (S. 251—254) an und für sich als gerechtfertigt erachtete und den er nur in dem Sinne geändert wissen wollte, daß an Stelle des Gefängnisses zwangsweise Internierung der Homosexuellen in Spezialanstalten eintreten solle, will jetzt Bloch bedingungslos aufgehoben wissen.

Während er in der Ätiologie das schärfste Vorgehen zur Unterdrückung und „Unschädlichmachung" der Homosexuellen dringend befürwortete, hat ihn jetzt das Bekanntwerden mit zahlreichen geborenen Homosexuellen die Unrichtigkeit seiner früheren Anschauungen gelehrt, so daß er jetzt energisch für die Aufhebung des § 175 kämpft. Er führt die zahlreichen gegen die Beibehaltung des § 175 sprechenden Gründe an und bezeichnet es geradezu als ein Verbrechen seitens des Staates, eine biologische Erscheinung noch weiter in die Kategorie des Lasters und des Verbrechens einzureihen und durch den § 175 dauernde Internierung und soziale Ächtung über Personen zu verhängen, die ohne jede Schuld zu ihrer von derjenigen der großen Mehrzahl abweichenden Empfindung gekommen seien.

Als eines der besten Mittel zur Aufklärung des Volkes über das Wesen der Homosexualität sieht Bloch mit Recht das offene Bekenntnis ihrer Natur seitens der Homosexuellen selber an, ein Bekenntnis, das ich gleichfalls schon öfter empfohlen habe.

Dagegen geht Bloch zuweit, wenn er den Homosexuellen daraus einen Vorwurf macht, daß nur selten Homosexuelle frei und offen zu ihrer Neigung sich bekennten und wenn er behauptet, die Heimlichtuerei und Heuchelei vieler Urninge sei für die bisherige falsche Auffassung der Homosexuellen mit verantwortlich zu machen.

Die allermeisten, ja fast alle Homosexuellen sind zur Heimlichtuerei und sogar zur Heuchelei aus Notwehr und Selbsterhaltungstrieb gezwungen.

Wie sehr der bloße Verdacht einer homosexuellen Veranlagung sogar ohne Betätigung in den Augen der großen ungebildeten und sogar sogen. gebildeten Masse geradezu schändet, hat ja der Moltke-Prozeß aufs deutlichste gezeigt.

Nur selten kann man einem Homosexuellen zumuten, seine Natur „frei und offen“ zu bekennen. Ein solches offenes Bekenntnis kann man daher nur dann verlangen, wenn eine ganze Reihe von Voraussetzungen vorhanden sind, die nur selten zusammentreffen. Erstens muß der Homosexuelle reich genug sein, um von seinen Zinsen zu leben und daher den Verlust seiner Stellung oder die Schädigung in seinem Beruf ruhig hinnehmen zu können. Denn ein solches Bekenntnis kann den Verlust der Stellung (z. B. bei Richtern, Staatsanwälten, Pfarrern), oder wenigstens eine schwere pekuniäre Schädigung (z. B. bei Kaufleuten), ferner gesellschaftliche Ächtung und Trübung, ja Aufhebung verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen zur Folge haben, in manchen Fällen geradezu soziale Vernichtung.

Zweitens darf er nicht mit Liebe an seinem Beruf hängen und muß bar jeglichen Ehrgeizes bereit sein, auf ihn zu verzichten.

Drittens muß er seiner Familie gegenüber so unabhängig sein, daß er nicht durch seine Familienbande und die etwaige Schädigung seiner Verwandten sich selbst schwer getroffen fühlt durch etwaige Folgen seines Bekenntnisses.

Viertens muß er den Heroismus besitzen, auf den gesellschaftlichen Verkehr mit den Heterosexuellen zu verzichten und die Ächtung oder auch nur das mitleidige Belächeln mit Verachtung und selbstbewußter Überlegenheit hinzunehmen.

Eines allerdings muß man unter allen Umständen von jedem Homosexuellen verlangen, daß er niemals in den Chor der die Homosexuellen mit Spott und Hohn bezeichnenden oder die Bestrafung gutheißenden Heterosexuellen einstimmt.

Ganz und gar verwerflich und unmoralisch ist z. B. das Verhalten eines mir bekannten homosexuellen Leut-

nants, der mir erklärte, er müsse bei Gesprächen über die Homosexuellen seitens seiner Kameraden in den verächtlichen Ton mit einstimmen, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen.

In solchen Fällen ist mindestens Schweigen Pflicht, selbst auf die Gefahr, einen Verdacht auf sich zu laden. Aber heutzutage kann jeder gebildete Homosexuelle sogar ruhig die richtige Auffassung über das Wesen der Homosexualität auch unkundigen Heterosexuellen gegenüber vorbringen. Er braucht dabei sich nicht zu ereifern und nicht in eine sein subjektives Interesse an den Fragen verratende Tonart zu verfallen.

Es genügt, wenn er objektiv bemerkt, eine große Anzahl von Gelehrten hielte die Homosexualität für angeboren und der § 175 werde wohl mit Recht von tausenden Ärzten als eine Ungerechtigkeit betrachtet.

Aus derartigen Bemerkungen kann heute bei einem Gebildeten nicht die eigene Homosexualität gedeutet werden.

Sodann hat jeder Homosexuelle wohl wenigstens einen oder auch mehrere intime und zuverlässige nähere heterosexuelle Freunde, deren Charakter für volle Verschwiegenheit und Zuverlässigkeit bürgt, so daß er ihnen seine Natur anvertrauen und sie über das Wesen der Homosexualität aufklären kann.

Derartige persönliche Aufklärungen sind sehr wertvoll.

Die weibliche echte Homosexualität hält Bloch für seltener. Ich habe zwar keine Erfahrung auf dem Gebiete der weiblichen Homosexualität, doch scheint es mir zweifelhaft, ob Bloch recht hat.

Die weiblichen Homosexuellen treten vielleicht nur weniger selten hervor wie die Männer, einmal, weil für sie kein § 175 besteht und sie daher auch weniger Interesse haben, sich zusammenzuschließen, zu agitieren und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ferner vielleicht weil die Frau — selbst die homosexuelle — zu größerer

Zurückhaltung als der Mann durch die sozialen Verhältnisse gezwungen ist.

Die weibliche Homosexuelle erachtet Bloch nicht für so extrem homosexuell, wie den echten Urning. Das Bedürfnis nach einem geistigen Kontakte mit Männern sei bei den homosexuellen Frauen entschieden stärker als umgekehrt die entsprechende Neigung der Urninge nach geistiger Berührung mit weiblichen Wesen. Deshalb sei es kein Zufall, daß in der „Frauenbewegung" die homosexuellen Frauen eine bedeutsame Rolle gespielt hätten.

Die individuellen und sozialen Verhältnisse des weiblichen Urningtums seien ungefähr die gleichen wie die der männlichen. Was die Theorie der Homosexualität anbelangt, so versucht Bloch eine neue Erklärung. Die originäre, angeborene, dauernde Homosexualität sei den Menschen ausschließlich eigentümlich.

Ob es solche Naturanlagen bei Tieren gäbe, sei sehr unsicher. Man kenne bei ihnen homosexuelle Akte, aber keine Homosexualität.

Bisher konnte Homosexualität bei Tieren anscheinend nicht zweifelsfrei festgestellt werden, aber man hat bisher auch kaum das Augenmerk auf derartiges gerichtet. Mir wurde allerdings von einem Bekannten berichtet, daß er einen männlichen Entenvogel gehabt habe, der immer geschlechtlich mit einem Tier seines Geschlechtes verkehrt habe, nicht mit Weibchen, trotzdem solche zur Verfügung gestanden.

Ebenso wie man keine phylogenetischen Anknüpfungspunkte für die Erklärung der Homosexualität habe, sei auch die Homosexualität grundverschieden von den übrigen sexuellen Perversionen, wie z. B. Sadismus und Masochismus. Diese stellten durchgängig extreme Formen biologischer Erscheinungen dar, abnorme Steigerungen physiologischer Triebäußerungen innerhalb des normalen heterosexuellen Lebens, innerhalb der Sexualität überhaupt. Die Homosexualität sei aber Änderung der Triebrichtung selbst, das Auftreten einer dem Körperbau heterogenen nicht entsprechenden Sexualität. Die Zwischenstufentheorie Hirschfeld erkläre nur einen Teil der originären Homosexualität.

Da nach dem Sachverständigen, der die meisten Homosexuellen untersucht hat, nach Hirschfeld, jeder

Homosexuelle Abweichungen vom Typus zeigt und vom Normalmann sich durch gewisse Merkmale psychischer oder physischer Art unterscheidet, so erklärt auch die Zwischenstufentheorie alle Fälle von Homosexualität.

Gegen die Richtigkeit der Zwischenstufentheorie scheinen allerdings zwei Gründe zu sprechen. Einmal wird gewöhnlich eingewandt, daß alle bei Homosexuellen vorkommenden weiblichen Merkmale, körperliche und geistige, auch bei Heterosexuellen anzutreffen seien, zweitens wird der auch von Bloch besonders betonte Einwand erhoben, daß manche Homosexuelle gar keine weibischen Eigenschaften, gar keine Abweichung vom Typus aufweisen würden.

Die erstere Behauptung ist an und für sich richtig; dieser angebliche Einwand wird aber widerlegt durch folgenden zweifellos der Wahrheit entsprechenden Grundsatz: nämlich, daß jedes weibliche Merkmal bei Heterosexuellen vorkommen könne, daß aber tatsächlich das Vorkommen derartiger Merkmale bei den Heterosexuellen eben nur eine Ausnahme bildeten, bei den Homosexuellen dagegen die Regel. Ferner, daß regelmäßig bei den Heterosexuellen jedenfalls kein Komplex von weibischen Merkmalen bestände, bei den Homosexuellen dagegen regelmäßig mindestens ein Komplex von, wenn nicht weibischer, so doch eigenartiger, von den typischen Eigenschaften der Heterosexuellen abweichenden Merkmale.

Am schlagendsten würde dieser Grundsatz an den körperlichen Merkmalen nachgewiesen werden, wenn es sich mit Sicherheit herausstellen sollte, daß Maße gewisser Körperteile und verschiedener Körperteile zu einander bei den Homosexuellen abweichend von denjenigen der Heterosexuellen sind.

Ein mir bekannter Arzt hat auch schon in dieser Richtung eine größere Anzahl von bisher allerdings noch

nicht völlig abgeschlossenen Untersuchungen angestellt. Schon jetzt scheint auf Grund dieser Untersuchungen die Behauptung nicht zu gewagt, daß die durchschnittlichen Maße und somit die Körperkonstruktion der Homosexuellen nicht unerheblich von den durchschnittlichen Maßen der Heterosexuellen abweichen und denjenigen der Frauen sich nähern.

Was die zweite Behauptung anbelangt, daß gewisse Homosexuelle gar keine besonderen Merkmale zeigten, so widerlegt sich dieser Einwand mit der von Hirschfeld gemachten Feststellung, daß jeder Homosexuelle, selbst der scheinbar virilste, sich doch durch eine Anzahl charakteristischer Merkmale vom Heterosexuellen unterscheidet oder wie ich richtiger sagen möchte, vom Durchschnittsheterosexuellen.

Gerade diese Feststellung läßt auch meiner Ansicht nach eine scharfe Unterscheidung zwischen virilen und femininen Homosexuellen nicht zu.

Bloch macht zwar diese Unterscheidung, mit Recht betont er aber ihre Relativität. Und in der Tat: Die äußerlich nach den Gesichtszügen und dem Körperbau virilsten Homosexuellen haben doch immer auch typisch-weibische Eigenschaften, sei es das eine oder das andere körperliche weibliche Merkmal trotz der Virilität des Körperbaues im Ganzen oder eine Anzahl weiblicher geistiger Eigenschaften.

Seine neue Theorie formuliert Bloch wie folgt:

Die Nichtübereinstimmung der zentralen Organe bei den Homosexuellen mit den peripheren Geschlechtsorganen lasse sich nur dadurch erklären, daß die Verbindung beider Organe durch ein drittes Moment gestört werde und daß dieses letztere eine eigentümliche Wirkung auf die Zentralorgane unabhängig von den Keimdrüsen, ausübe. Das öftere Ausbleiben des „undifferenzierten" Stadiums des Geschlechtstriebes könne oft ausbleiben, wenn schon vor der Pubertät — wie dies insbesondere

bei den Homosexuellen oft der Fall sei — der Geschlechtstrieb eindeutig auf ein bestimmtes Geschlecht gerichtet sei.

Die Geschlechtsteile und Keimdrüsen könnten nicht das Bestimmende sein, da bei typisch normalen männlichen Genitalien und Testikeln Homosexualität auftrete; auch das Gehirn an sich könne bei der echten Homosexualität nicht das Bestimmende sein, da trotz stärkster absichtlicher und unabsichtlicher heterosexueller Einflüsse auf Denken und Phantasie doch die Homosexualität nicht auszurotten sei und sich weiter entwickle. Da die Homosexualität als Neigung oft schon lange vor der Pubertät und vor der eigentlichen Tätigkeit der Keimdrüsen auftrete, so läge die Vermutung nahe, daß irgend welche zwar mit der „Sexualität", aber nicht direkt mit den Keimdrüsen in Zusammenhang stehende physiologische Erscheinung bei Homosexuellen eine Veränderung erfahre, die eine Änderung der Triebrichtung zur Folge habe. Es läge am nächsten, an chemische Einflüsse zu denken, an Änderungen im Chemismus der Sexualspannung, die sicher eine große Unabhängigkeit von den Keimdrüsen besitze, da sie bei Kastraten und Eunuchen erhalten bleiben könne. Das Wesen dieses Sexualchemismus sei noch völlig dunkel.

Alle näheren Details über die chemischen Korrelationen seien noch unbekannt, eine Reihe von Experimenten habe aber ihre Existenz erwiesen.

Der Widerspruch zwischen Genitalien und Psyche bei den Homosexuellen lasse sich am besten aus bereits vorhandenen embryonalen Störungen des Sexualchemismus ableiten. Das würde auch erklären, weshalb die Homosexualität so oft in völlig gesunden Familien auftrete, als eine vereinzelte Erscheinung, die nichts mit der Vererbung oder gar Degeneration zu tun habe.

Die Theorie von Bloch ist, wie die andern Erklärungsversuche der Homosexualität, eine Hypothese, sie mag richtig sein und enthält wahrscheinlich mindestens einen Kern von Wahrheit, aber die Zwischenstufentheorie hat meiner Ansicht nach immer noch eine weit größere Wahrscheinlichkeit für sich, da in vielen Fällen ganz augenfällige Merkmale für ihre Richtigkeit sprechen.

Bloch hat zwar als erster speziell für die Homosexualität als Erklärung die interessante Theorie der

embryonalen Störungen des Sexualschemismus aufgestellt, aber Friedländer hatte schon in seiner „Renaissance" als Erklärung jeder Liebe überhaupt insbesondere der Geschlechtsliebe in eingehenden Ausführungen die chemischen Reize, die Chemotaris herangezogen. (Zu vgl. z. B. S. 115, 122, 123, 136).

Die Auslassungen von Bloch über den Zweck oder vielmehr die Zwecklosigkeit der Homosexualität kann ich nicht billigen.

Es ist richtig, daß die Homosexualität der direkten Fortpflanzung widerspricht und daß, wenn alle Menschen keinen Geschlechtstrieb zum entgegengesetzten Geschlecht hätten, die ganze Welt bald ausgestorben wäre.

Aber: einmal sind die Homosexuellen eben nur eine Minderheit und werden es stets bleiben, wie sie es seit Beginn des Menschengeschlechtes gewesen sind; soweit ist der Zweck der Fortpflanzung völlig gesichert durch die Existenz der großen Mehrheit der Heterosexuellen

Zweitens ist aber die körperliche Fortpflanzung nicht der einzige Zweck der Welt- und Kulturentwicklung.

Ich habe schon öfter betont, daß es vermessen ist, überhaupt der Natur und der Entwicklung bestimmte Zwecke unterzuschieben. Aber wenn man die Zwecklosigkeit einer Erscheinung behauptet, so darf man hiergegen auch die wahrscheinlichen Zwecke dieser Erscheinung anführen.

Und so kann die Homosexualität zunächst sogar indirekt als die Fortpflanzung fördernd erachtet werden, insofern die Natur eine Anzahl für die Fortpflanzung ungeeignete Zwischenstufen an der Zeugung von Nachkommen hindern will. Des weiteren läßt sich die Homosexualität als Sicherheitsventil gegen Überbevölkerung auffassen.

Endlich darf auch nicht vergessen werden, daß die Menschheits- und Kulturgeschichte eine große Anzahl geistig hochbedeutender Homosexueller aufweist.

Ich will damit durchaus nicht behaupten, daß der Homosexuelle an und für sich geistig bedeutender sei, als der Heterosexuelle.

Dies wäre völlig falsch. Das Gros der Homosexuellen ebenso wie die Mehrzahl der Heterosexuellen sind Durchschnittsmenschen. Bloch hat auch recht mit der Bemerkung, daß die meisten geistigen Werke durch die Heterosexuellen erzeugt worden sind; selbstverständlich, wegen der erdrückenden Mehrheit der Heterosexuellen.

Aber auffällig bleibt es doch, daß unter der kleinen Minderheit der Homosexuellen im Vergleich zu der großen Mehrheit der Heterosexuellen die Geschichte so viele hervorragende, homosexuelle Persönlichkeiten kennt, darunter eine Anzahl, welche geradezu die Zierde und den Gipfelpunkt der Menschheit bedeuten: z. B. Michelangelo, Shakespeare. Es scheint also fast, als ob der Prozentsatz geistig bedeutender Persönlichkeiten unter den Homosexuellen größer sei als unter den Heterosexuellen.

Dies berechtigt zu dem Schluß, daß alles in allem genommen, das Defizit der körperlichen Fortpflanzung durch ein Plus von geistiger Zeugung bei der Homosexualität ersetzt wird.

Schließlich noch eine persönliche Bemerkung gegenüber dem Satze von Bloch, die meisten Homosexuellen hätten ein tiefes Gefühl der Sinn- und Zwecklosigkeit ihrer Empfindungsweise und selbst Numa Praetorius erkenne an, daß die „in dem heterosexuellen Triebe der Mehrzahl der Männer begründete Liebe zum entgegengesetzten Geschlecht eine derartige Entwicklung, Verfeinerung und Bedeutung erlangt habe, daß die homosexuelle Liebe ihr gegenüber nur eine untergeordnete Rolle spielen wird."

Mit diesem Satz habe ich keineswegs die Sinn- und Zwecklosigkeit der Homosexualität zugegeben, sondern

nur beabsichtigt, die Anmaßung überspannter Homosexueller zurückzuweisen, eine auf die Homosexualität gegründete Kultur für möglich zu halten und herbeiführen zu wollen.

Die heutige Kultur basiert auf der Heterosexualität, sie wird zweifellos auch in Zukunft stets auf ihr ruhen, es ist dieser Zustand der natürliche, selbstverständliche und wünschenswerte, aber innerhalb dieser Kultur ist auch Platz für die Homosexualität, welche durch die Erfüllung der ihr eigenen Zwecke an der allgemeinen Kultur mitarbeiten darf, andererseits aber auch von den Heterosexuellen in Unterordnung unter die bestehende Kulturgemeinschaft geduldet und in dem ihr zukommenden Rahmen anerkannt werden soll.

Bloch unterscheidet von der angeborenen, originären Homosexualität die „Pseudo-Homosexualität", der er ein spezielles Kapitel widmet. Unter diese sogenannte „Pseudo-Homosexualität" rechnet Bloch sehr vieles, das jedenfalls nicht diese Bezeichnung verdient. Er nennt Pseudo-Homosexualität: Die Bisexualität, das dem entgegengesetzten Geschlecht zukommende Verhalten und die entsprechenden Neigungen, aber ohne konträres Geschlechtsgefühl, sog. „Junonen". Die homosexuellen Handlungen mangels Gelegenheit zum Verkehr mit Personen des andern Geschlechts, die sog. Analmasturbation und Wüstlingspäderastie, die griechische und orientalische Knabenliebe, die überschwenglichen Freundschaftsgefühle gewisser Zeitperioden, den körperlichen Hermaphroditismus.

Wie man auch homosexuelle Akte, die nicht zweifellos aus angeborener Homosexualität fließen, auffassen möge, jedenfalls darf man meiner Ansicht nach unter Pseudo-Homosexualität nicht alles das rechnen, was Bloch darunter zählt.

Zunächst muß man den körperlichen Hermaphroditismus und Pseudohermaphroditismus von dem Begriff der Pseudohomosexualität ausschließen. Der Pseudohermaphrodit, der die, seinem wahren Geschlecht entgegen-

gesetzte Personen liebt, ist in seinem Liebesempfinden heterosexuell; liebt er Personen seines eigentlichen Geschlechts, so ist er homosexuell, liebt er Mann und Frau, bisexuell. Bei dem (sehr seltenen, es sind überhaupt nur ganz wenige Fälle bekannt) echten, körperlichen Hermaphroditen kann man niemals weder von Homosexualität und daher auch nicht von Pseudohomosexualität noch von Heterosexualität allein sprechen; denn der Hermaphrodit, weil beide Geschlechter besitzend, kann im Falle des Liebesempfindens für ein Geschlecht als homosexuell und als heterosexuell zu gleicher Zeit bezeichnet werden, da sein Liebesempfinden dann eben nur dem der beiden Geschlechter, die er besitzt, entspricht. Am richtigsten wird man ihn mann- oder weibliebend, unter Weglassung der Charakterisierung als homosexuell und heterosexuell nennen. Liebt er beide Geschlechter, so ist er bisexuell, ein Zustand, der für ihn der natürlichste, seinen körperlichen Geschlechtsorganen entsprechendste ist. Von dem Begriff der Pseudohomosexualität hat ferner auszuscheiden die Bisexualität, insofern sie psychische Hermaphrodisie bedeutet, d. h. alle Personen, die beide Geschlechter dauernd lieben.

Diese Personen sind keine „Pseudo-Homosexuellen". Man darf sie nicht mit den Personen verwechseln, welche gewöhnlich heterosexuell sind und unter gewissen Umständen zu homosexuellen Handlungen gelangen. Bei diesen Bisexuellen überwiegt fast stets die Neigung zu einem Geschlecht und zwar gerade sehr oft die Neigung zum eigenen Geschlecht. Diese Personen, die hauptsächlich zu solchen des eigenen Geschlechts inklinieren, aber auch von gewissen Personen des andern Geschlechts — wenngleich weniger stark — angezogen werden, haben nichts pseudo-homosexuelles in ihrem Gefühl, sondern ihr Empfinden für das eigene Geschlecht ist gerade so stark und ganz gleichgeartet, wie dasjenige der ausschließlich

homosexuellen. Sogar diejenigen, die mehr zu dem entgegengesetzten, weniger zu dem eigenen Geschlecht erglühen, kann man nicht als pseudo-homosexuell charakterisieren, wenn sie stets diese beiden Arten von Gefühl in sich trugen. Bloch selber nimmt übrigens zur Erklärung des bisexuellen Empfindens auf die bisexuelle Keimanlage und die in jedem Menschen vorhandene bisexuelle Natur Bezug.

Liegt nun aber wirkliches bisexuelles Empfinden vor, so beweist eben diese körperliche Bisexualität, daß das Empfinden für das eigene Geschlecht neben demjenigen für das andere, nicht ein nur scheinbares, mit der eigenen Wesensheit fremdes, nur pseudo-homosexuelles, sondern der eigenen Natur entstammendes Fühlen darstellt. Des weiteren möchte ich nicht zu den Pseudo-Homosexuellen, die von Bloch als „Junoren“ benannten Fälle rechnen.

Es sind dies die Fälle, welche schon einer der allerersten Forscher anfangs der 70er Jahre (zitiert in Bibliogr. Jahrb. I, S. 238), Westphal, kannte und als „unvollkommene konträre Sexualempfindung“ bezeichnete, nämlich die Fälle, wo der Geschlechtstrieb zwar auf das entgegengesetzte Geschlecht gerichtet ist, aber in Neigungen und Gebahren weibliche Art (z. B. namentlich Sucht, Weiberkleider anzulegen und überhaupt mehr oder minder starke Effemination) hervortritt, hier ist es richtiger, von unvollkommener, als von scheinbarer Homosexualität zu reden, da das unerläßliche Merkmal der Homosexualität, der gleichgeschlechtliche Geschlechtstrieb fehlt.

Auszuscheiden von der Pseudo-Homosexualität wären auch die Fälle tardiver angeborener Homosexualität und spät hervortretende echte Bisexualität.

Bloch neigt dazu, die tardive Homosexualität in Abrede zu stellen, jedenfalls zweifelt er an ihrem Vorkommen.

Ich möchte sie annehmen, sie ist selten, kommt aber vor. Mir sind einige wenige Fälle bekannt. In

dem einen Fall wurde ein bisher heterosexueller Herr nach Überstehen einer monatelangen Krankheit vollkommen homosexuell. In seinem Wesen und Liebesempfinden unterscheidet er sich seither in nichts mehr von dem geborenen Homosexuellen. Die Umwandlung war dem Betreffenden, wie er versichert, anfänglich entsetzlich.

Für den Begriff der Pseudo-Homosexualität bleiben sonach eigentlich nur die Fälle übrig, wo homosexuelle Akte von Heterosexuellen vorgenommen werden. Dazu würden zählen, die von Bloch angeführten sog. Wüstlingspäderasten oder Analmasturbanten, wenn es solche gibt. Ich kenne zwar keine, aber Bloch, gestützt auf drei Autoren, behauptet ihr Vorkommen.

Es seien heterosexuelle Individuen, bei denen entweder von vornherein der Anus die Rolle einer erogenen Zone spiele oder diese erst nach Erschöpfung aller übrigen Sexualreize bekomme.

Hier würde es sich um einen grobsinnlichen Kitzel ohne seelische Anziehung, ohne konträre Sexualempfindung handeln.

Übrigens begreife ich nicht, warum diese sogenannten Analmasturbanten nicht des Weibes, statt des Mannes sich bedienen, da sie bei ersteren ihre speziellen Sexualzwecke auch doch gerade so gut wie beim Manne befriedigen können.

Sodann würden zur Pseudo-Homosexualität eigentlich nur die Fälle zu rechnen sein, in denen seitens Heterosexueller aus Weibermangel, aus Freundschaft, aus Gewinnsucht, gleichgeschlechtliche Handlungen vorgenommen oder geduldet werden. Auch in diesen Fällen mag manchmal eine Art vorübergehender konträrer Sexualempfindung, eine künstliche Gefühlsverdrängung stattfinden, niemals werden diese Art Gefühle aber die Natur und Intensität echter konträrer Sexualempfindung besitzen. Meist wird es sich um ein grobsinnliches Wollustgefühl handeln.

Derartige Pseudo-Homosexualität mag nun allerdings in der Antike häufig gewesen und im Orient nicht selten sein.

Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß sowohl im Altertum als im Orient sehr viele homosexuelle Handlungen von Homosexuellen begangen wurden und werden. Man wundert sich über die große Verbreitung homosexueller Akte im Orient und im Altertum, weil die Homosexuellen sich nicht wie im Occident in gleicher Weise zu verbergen brauchen. Tatsächlich werden aber auch im Orient unzählige homosexuelle Akte von Homosexuellen begangen. Würden, wie im Altertum, alle Homosexuellen sich offen zu ihrer Liebe bekennen dürfen, so würde man erstaunt sein, daß so viele Männer aus allen Stellungen, sehr bedeutende, weniger bedeutende, und eine große Durchschnittsmasse homosexuell sind und homosexuell verkehren. In Griechenland haben allerdings zum Teil außer den Homosexuellen auch zahlreiche Heterosexuelle wohl infolge der Stellung der Frau homosexuelle Liebschaften angeknüpft.

In unserer Zeit würde übrigens auch bei Anerkennung und Duldung der Homosexuellen und ihrer Neigungen wegen der geänderten Stellung der Frau, ihres großen Einflusses und der Verfeinerung und Hochschätzung des heterosexuellen Liebeslebens ein Übergreifen der Homosexualität auf die Heterosexuellen völlig ausgeschlossen sein.

Die eigentlichen geschlechtlichen Perversitäten behandelt Bloch in mehreren Kapiteln sehr eingehend und zutreffend.

Bei der Unzucht mit Kindern möchte ich nicht den Ausdruck Paedophilia erotica auf alle geschlechtlichen Handlungen mit Kindern angewandt wissen, sondern nur auf diejenigen, welche aus einem wirklich auf die Kinder gerichteten perversen Geschlechtstrieb entspringen. Ein derartiger Trieb dürfte aber ziemlich selten sein, jedenfalls werden die meisten unzüchtigen Akte mit Kindern

nicht aus perversem Triebe begangen, sondern aus den verschiedensten Motiven, die Bloch auch aufzählt, Aberglauben, Geilheit, Mangel an Gelegenheit normalen Verkehrs, im Alkoholrausch, infolge Altersblödsinns usw.

Ein wirklich perverser, auf das Kind gerichteter, Geschlechtstrieb und zwar sowohl heterosexueller wie homosexueller Natur kommt ja vor, die Literatur berichtet über manche derartige Fälle, obgleich bis jetzt kein großes Material gesammelt ist. In der gerichtlichen Praxis habe ich bei den zahlreichen zur Aburteilung gelangenden Fällen aus § 176[3] fast stets den Eindruck gewonnen, daß keine Perversion des Geschlechtstriebes zur Handlung führte, sondern andere Momente.

Besondere Hervorhebung verdient ein Bericht eines russischen Revolutionärs, Sadist und Masochist in eigenartiger Mischung, der in der eigenen Vernichtung sowie der Zerstörung und dem Leid der Welt das Ideal findet. Mir scheint dieser Revolutionär allerdings nicht bloß sexuell pervers, sondern direkt geisteskrank.

In dem Kapitel: „Die Sittlichkeitsvergehen in forensischer Beziehung" betont Bloch getreu seiner hauptsächlich anthropologischen, nicht psychiatrischen Anschauung der sexuellen Perversitäten, daß man nicht ohne weiteres und nicht so leicht, wie es oft geschehen, Krankheit und Unzurechnungsfähigkeit bei den sexuell Perversen annehmen dürfe. Er kenne eine Menge körperlich und geistig gesunder, ja in ihrer urgermanischen Rassekraft imponierender Personen, die ihm gestanden, im Banne der schwersten sexuellen Perversionen zu stehen.

Nichtsdestoweniger betont er, daß in sehr vielen Fällen die sexuellen Delikte von kranken und mehr oder weniger unzurechnungsfähigen Personen begangen würden. Meist sei eine Strafe in der heutigen Gestaltung unzweckmäßig.

Denn bei den sexuellen Verbrechern handele es sich fast stets um Individuen, die durch ärztliche Beeinflussung viel eher gebessert würden, als durch Gefängnisstrafen.

Der Schutz der Gesellschaft gegen sie müsse den Ärzten anvertraut werden.

Die Behandlung der Homosexualität und der sexuellen Perversionen und Perversitäten, obgleich eine sehr ausführliche,

nimmt nur den geringsten Teil des Buches ein: etwa 6 Kapitel auf 33.

Die gesamten sexuellen Verhältnisse und alles was mit ihnen zusammenhängt, werden eingehend erörtert und gewürdigt.

Gleich in dem ersten Kapitel tritt ein Hauptgedanke des Werkes hervor: Daß die Geschlechter sich immer mehr differenzierten und eine größere Differenzierung von Mann und Weib das Ziel der Entwicklung sei, daher die Zwischenstufen dem Prinzip des Fortschritts, der Vervollkommnung widersprächen (vgl. hierüber meine obigen Auslassungen, sowie Hirschfelds Bemerkungen in seinen Geschlechtsübergängen, Kap. 1, wonach es gar nicht feststehe, ob die Natur beim Menschen auf immer stärkere Differenzierung der Geschlechter hinarbeite).

In den folgenden Kapiteln werden erörtert: Die sekundären Erscheinungen der menschlichen Liebe (Gehirn, Sinne, Geschlechtsorgane, Geschlechtstrieb, Geschlechtsakt). Die körperlichen Geschlechtsunterschiede, die psychischen Sexualdifferenzen und die Frauenfrage (mit Anhang über die geschlechtliche Sensibilität des Weibes).

Bei der psychischen Sexualdifferenzierung betont Bloch, daß alles Psychische, das ganze Gefühls- und Willensleben durch die besondere Geschlechtsnatur einen eigentümlichen Charakter, eine bestimmte Färbung und spezifische Nuance empfange, die aber das Heterogene und Nichtvergleichbare der männlichen und weiblichen Natur ausmache.

Man könne zugeben, daß der bisexuelle Einschlag mehr oder weniger stark bei den einzelnen männlichen und weiblichen Individuen entwickelt sei, ohne doch dadurch die grundsätzliche Wesensdifferenz zwischen Mann und Weib aufzuheben, die nicht bloß physisch, sondern auch psychisch sich auspräge.

Die Natur des Mannes sei aggressiv, progressiv, variabel — die der Frau rezeptiv, reizempfänglicher, einförmiger. Die Feststellung der psychischen Sexualdifferenzen bedeute für die sog. Frauenfrage, daß die Natur des Weibes, voll entwickelt in allen ihren Eigentümlichkeiten, bereichert durch alle ihrem Wesen adäquaten geistigen Elemente unserer Zeit, ihr einen gleichen Anteil an der Kultur und dem Fortschritt der Menschheit sichere. Eine völlige Gleichheit zwischen Mann und Frau sei unmöglich.

Aber es seien noch nicht alle Seiten des weiblichen Wesens herausgearbeitet und entwickelt. Das Kulturweib der Zukunft müsse erst geschaffen werden.

Der berechtigte Kern der Frauenfrage sei zu erblicken in der Emanzipation des Weibes von der Herrschaft der bloßen Sinnlichkeit und von der nicht minder verderblichen des männlichen Geisteshochmutes, in der Entwicklung der freien Persönlichkeit.

Die geschlechtliche Sensibilität des Weibes hält Bloch zwar andersartig als die des Mannes, aber in ihrer Wirkung mindestens ebenso groß wie diese. Oft sei scheinbare sexuelle Kälte vorhanden, der Mann wisse die Sinnlichkeit nicht zu wecken oder verberge sich hinter dem durch die konventionelle Moral gebotenen Schleier äußerer Zurückhaltung.

„Der Weg des Geistes in der Liebe" wird in drei weiteren Kapiteln erörtert, welche die Beziehungen zwischen Religion und Sexualität (Tempelprostitution, Sexualmystik, sexueller Aberglauben, Askese mit ihren sexuellen Erscheinungen usw.), dann das erotische Schamgefühl (Nacktheit und Kleidung, die Bedeutung der Kleidung und Mode für die Sexualität), die Individualisierung der Liebe behandeln. (Naturgefühl und Sentimentalität, Heloisen- und Wertherzeit, Weltschmerz, romantische Liebe, artistisch-emotionelle Liebe, dann Selbstanalyse in der Liebe, das satanisch-diabolische Element, die pessimistische Anschauung (Schopenhauer, Griesebach).

In dem Kapitel: Das künstlerische Element in der modernen Liebe verdienen besonders zwei Gedanken Hervorhebung: Erstens, daß heute wir uns trotz aller gegenteiligen Behauptungen und Jeremiaden verblendeter Sittlichkeitsapostel nicht in einer Periode des Niedergangs und der Dekadenz in bezug auf das Liebesleben befänden, sondern daß wir bereits unmittelbar vor einer Neuordnung und Reform derselben im Sinne einer Veredelung stünden. Zweitens, daß das Geschlechtliche der ästhetischen Betrachtung durchaus nicht feindlich sei und echte Kunst und Poesie ohne sexuelle Grundlage überhaupt nicht möglich sei.

Die Kapitel 10—13 beschäftigen sich mit der Ehe, der freien Liebe, der Verführung und der wilden Liebe, der Prostitution.

Die Ehe ist auch Bloch die idealste Form der Geschlechts- und Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau und soll es auch bleiben. Doch verkennt er nicht ihre schweren Mängel. Reform tue not.

So sehr Bloch für die freie Liebe im Sinne einer auf innige Liebe, persönliche Harmonie, geistige Wahlverwandtschaft gegründete, aus beiderseitiger freier Entschließung, nach Übernahme aller aus einem solchen freien Bündnis sich ergebenden Verpflichtungen und Vergewisserung der Gesundheit beider Teile eingegangene Geschlechtsverbindung eintritt, verurteilt er doch den regellosen Geschlechtsverkehr, die geschlechtliche Promismität, die sog. wilde Liebe und die Prostitution. In der freien Liebe sieht er geradezu die Heilmittel gegen wilde Liebe und Prostitution. Er billigt alle Bestrebungen, welche die Hebung der Lage des Weibes und den Schutz der unehelichen Mütter und Kinder bezwecken. Er ist Feind des Alkoholismus und Abolitionist. Er wünscht Beseitigung der Kasernierung und der polizeilichen Kontrolle der Dirnen, beide Maßregeln schränkten die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten nicht ein.

Zwei Kapitel widmet Bloch seinem Spezialgebiet, den Geschlechtskrankheiten, ihrer Entstehung, Verhütung und Behandlung.

Gegenüber den zahlreichen Angriffen „gewissenloser Ignoranten und böswilliger Feinde der Menschheit" wider das Quecksilber preist Bloch als erfahrener Spezialist dieses Mittel als ein wundersames Spezificum. Wohl zum ersten Male werden auch die Geschlechtskrankheiten der Homosexuellen infolge mannmännlichen Verkehrs auf zwei Seiten besprochen.

Die Syphilis könne — weil durch die mannigfachsten Berührungen übertragbar — auch im homosexuellen Verkehr z. B. durch bloße Küsse verbreitet werden. Der Tripper, weil gewöhnlich durch die introductio penis in die weibliche Scheide erworben, werde beim homosexuellen Verkehr viel seltener vorkommen. Von dem durch Paedicatio bei bestehender Gonorrhoe des aktiven Mannes hervorgerufenen Mastdarmtripper höre man eigentlich selten.

Es sei auch wohl anzunehmen, daß die gonorrhoische Ansteckung durch coitus in os bei Homosexuellen erfolgen könne. Es gäbe zweifellos einen typischen Tripper der Mundhöhle.

Es seien auch schon Tripperinfektionen der Harnröhre nach einem oralen Koitus beobachtet worden. Bloch berichtet über den Fall, wo infolge coitus in os eines Homosexuellen eine wahrscheinlich gonorrhöischen Infektion der Mundhöhle erfolgt sei. Bei homosexuellen Weibern könnten selbstverständlich sowohl Syphilis als auch Tripper — letzterer bei den Friktionen der

Genitalien gegeneinander — leicht übertragen werden. Wie sich dies in der Praxis verhalte, sei ihm nicht bekannt geworden.

Über Geschlechtskrankheiten Homosexueller bin ich in der Lage, einige Fälle mitzuteilen, die angesichts der bisher spärlichen Mitteilungen in der Literatur über den Gegenstand ein gewisses Interesse beanspruchen dürften. Verschiedene, mir bekannte Homosexuelle haben durch homosexuellen Verkehr Syphilis erworben, z. B.:

Ein deutscher Homosexueller hat in Paris durch Pädikatio eines französischen Soldaten sich die Syphilis zugezogen; ein anderer deutscher Homosexueller, der sich durch einen Italiener pädizieren ließ, ist am Mastdarm syphilitisch infiziert worden. Die Syphilis soll ein Homosexueller erworben haben, obgleich er nur küßt und coitus inter femora vornimmt, auf welche Weise er syphilitisch geworden, ist ihm angeblich unklar.

Infolge aktiver Pädikation sind zwei Homosexuelle tripperkrank geworden.

Der eine Fall ist merkwürdig, weil der passive Teil behauptete, gar nicht tripperkrank zu sein und nach der durch ihn erfolgten Infektion die ärztlich bei ihm vorgenommene Untersuchung auch keine Erkrankung des Mastdarms ergab.

Der angesteckte Homosexuelle andererseits kann nur von dem passiven Homosexuellen die Gonorrhöe bekommen haben, da er seit Wochen mit keinem Menschen geschlechtlich verkehrt hatte. Da der passive Teil andererseits mit sehr vielen Männern und zwar mit den verschiedensten Volkstypen wöchentlich mehrmals verkehrt, so ist es wahrscheinlich, daß in seinem After Gonococcen, die von einem Mann eingebracht wurden, die zwar ihn nicht infizierten, aber den seit Wochen abstinent lebenden Homosexuellen. Es dürfte dieser Fall den Schluß gestatten, daß nicht nur sehr oft von verschiedenen Männern, die mit ein und derselben Person geschlechtlich verkehren, nur eine ge-

schlechtskrank wird, während der oder die andere immun bleiben, Fälle, die auch Bloch ausdrücklich hervorhebt, sondern daß auch eine Person, welche von einem andern Geschlechtskranken gebraucht wird, selbst immun bleibt, aber durch das bei ihr durch die andere Person niedergelegte Gift eine dritte, mit ihr verkehrende Person anstecken kann.

Merkwürdig dürfte auch der folgende Fall sein.

Bei einem Bisexuellen mit stark überwiegendem homosexuellen Trieb tritt ein starker äußerlich tripperähnlicher, wochenlang andauernder Ausfluß auf, der aber keine Gonococcen enthält, (also eine ebenfalls durch Ansteckung entstehende Harnröhrenentzündung, wie Bloch diese Fälle charakterisiert). Der Bisexuelle hat 14 Tage vor dem Beginn des Ausflusses mit einem Mann, acht Tage vorher mit einem Weibe geschlechtlich verkehrt und zwar in beiden Fällen auf dieselbe Weise, nämlich lediglich mittels coitus per femora.

Ob er von dem Mann oder der Frau den Ausfluß erworben, weiß er nicht. Jedenfalls zeigt der Fall, daß auch bei bloßem coitus inter femora Tripper übertragen werden kann, die gleiche Möglichkeit wird auch bei mutueller Onanie leicht bestehen; es ist das auch sehr natürlich, da ein Tropfen des Giftes sehr leicht bei beiden Arten der Befriedigung an den Penis des gesunden Teiles übertragen werden kann.

Die letzten Kapitel (25—33) umfassen: Enthaltsamkeitsfrage. Bloch ist kein Abstinenzfanatiker, er erachtet mit Erb in vielen Fällen körperliche und geistige Schädigungen als Folgen der Abstinenz bei gesunden, besonders aber bei neuropathischen Individuen.

Für jeden gesunden Menschen stellt er aber die gebieterische Forderung auf: die nach seiner Ansicht vollkommen ohne Schaden durchführbare Enthaltung vom Geschlechtsverkehr mindestens bis zum 20. Lebensjahre.

Das Werk beschließen die Kapitel über: Sexuelle Erziehung

und Aufklärung der Jugend, Neomalthusianismus, sexueller Präventivverkehr, künstliche Sterilität und künstlicher Abort, sexuelle Hygiene, Sexualleben in der Öffentlichkeit: Skandale, sexuelle Kurpfuscherei, das Pornographische in Schrift und Bildern, die Liebe in der belletristischen Literatur, die wissenschaftliche Literatur.

In dem letzten Kapitel weist er auf das Ideal der Zukunft: die individuelle Liebe zweier freier Persönlichkeiten.

Wie aus der Inhaltsangabe schon hervorgeht, umfaßt das Werk von Bloch einen ungeheuren Stoff. Diesen Stoff hat Verfasser unter Heranziehung eines staunenswerten Literatur- und Quellenreichtums in glänzendster Weise bewältigt und meisterlich zu einem organischen Ganzen verarbeitet. Vielleicht hat er manchmal zu viele, — sogar unbedeutende — Schriftsteller berücksichtigt, während er z. B. in der Frage der konträren Sexualempfindung Moll lediglich im Schlußkapitel erwähnt.

Wenn man das Werk mit demjenigen von Forel vergleicht, so besticht letzterer zwar durch große Vorzüge: insbesondere durch die mit dem Feuer der Begeisterung vorgetragene eindrucksvolle Darstellung. Dagegen übertrifft Bloch das Werk Forels jedenfalls, was das Eingehen in Einzelheiten und die Verarbeitung der allerneuesten wissenschaftlichen Forschung anbelangt.

Für den wißbegierigen Laien und Gelehrten wird Blochs Werk sicherlich ein dauerndes Nachschlagewerk bleiben.

Carpenter, Edward. Das Mittelgeschlecht. (Eine Reihe von Abhandlungen über ein zeitgemäßes Problem. Aus dem Englischen übertragen von Dr. L. Bergfeld. München, Verlagsbuchhandlung Seitz u. Schauer 1907.)

Das ganze Buch ist der Homosexualität gewidmet.

Kapitel III ist die etwas erweiterte Wiederholung der schon vor Jahren von Carpenter veröffentlichten Schrift „Die homogene Liebe und deren Bedeutung in der freien Gesellschaft.“

Kapitel IV, Liebe und Erziehung und Kapitel V, „Die Stellung des Urnings in der Gesellschaft“, enthalten neue und interessante Gesichtspunkte. Carpenter betrachtet die Homosexualität hauptsächlich von der geistigen Seite und sucht ihr eine intellektuelle und soziale Bedeutung abzugewinnen und die in ihr ruhenden spezifischen geistigen Kräfte ins rechte Licht zu rücken.

Stellenweise nähert er sich allerdings etwas bedenklich der Theorie Friedländers, indem er nicht scharf genug Liebes- und Freundschaftsgefühl trennt.

Dies tritt besonders in Kapitel IV hervor: „Liebe und Erziehung“. In diesem Abschnitt bringt Carpenter sehr schöne Ausführungen über den Wert der sympathischen Gefühle bei der Erziehung, sowohl der Liebe, die zwischen Lehrer und Kind herrschen, als der edlen Zuneigung, die der Lehrer zwischen den Zöglingen befördern soll.

Nur darf man diese Gefühle nicht als homosexuelle oder homosexuellähnliche bezeichnen. Derartige Gefühle sollen ja gerade auch zwischen Heterosexuellen hervorgebracht und bei ihnen gefördert werden. Sie sollen ja auch des geschlechtlichen Charakters entbehren. Zwar wird gerade da, wo der eine Teil homosexuell ist, eine um so wärmere Liebe entstehen, ohne daß es zu sinnlichen Akten zu kommen braucht.

Aber die regelmäßigen, auf edler Sympathie und auf Erzieher- und Freundschaftsgefühlen beruhenden oder wenigstens von Carpenter in diesem Sinne gewünschten Verhältnisse haben mit dem homosexuellen Gefühl nichts oder nur sehr, sehr wenig gemein. Möge das homosexuelle Gefühl noch so rein sein und auch zu keinem sinnlichen Akt führen, so bleibt es eben doch der Art nach in der Regel verschieden von andern sympathischen Gefühlen zwischen Männern. Nähert sich Carpenter in

gewisser Beziehung der Friedländerschen Theorie, so stellt er sich doch wiederum auch in Gegensatz zu ihr.

Carpenter betrachtet die Homosexualität — ebenso wie ja auch Hirschfeld — lediglich als besondere Abart des Liebestriebes und schreibt die oft bei Homosexuellen vorkommenden nervösen Leiden dem beständigen Drucke und der Zwangslage, unter denen die Homosexuellen leben, zu; in dem Punkt, in welchem Hirschfeld und Friedländer auseinandergehen, steht er auf seiten des ersteren, indem er, wie schon der Titel des Buches besagt, ein „Mittelgeschlecht", d. h. sexuelle Zwischenstufen, anerkennt und eine scharfe Ausprägung seelischer Eigentümlichkeiten des andern Geschlechts bei den Homosexuellen annimmt.

Auch das Vorhandensein körperlicher Merkmale des entgegengesetzten Geschlechts bei den extrem Veranlagten hebt er hervor.

Die Ursache, weshalb trotzdem Carpenter zu sehr dazu neigt, die Grenzen zwischen Freundschafts- und Liebesgefühlen zu verwischen, rührt daher, weil er die Sinnlichkeit der Homosexuellen unterschätzt und den homosexuellen Trieb etwas zu sehr idealisiert.

Er meint, der männliche Uranier sei besonders sentimental. Wenn damit gemeint sein sollte, daß das Charakteristische der Homosexualität nicht in der Vornahme gewisser sexueller Handlungen, sondern in dem Gefühlsleben, in der geschlechtlichen Beziehung des Mannes zum Manne zu suchen sei, so wäre dies selbstverständlich völlig zutreffend. Aber Carpenter hat etwas anderes im Auge, das bei ihm zu gewissen Mißverständnissen führt oder mindestens führen kann. Er meint, der Homosexuelle sei weniger sinnlich wie der Heterosexuelle, erstrebe weniger intensiv die sexuelle Befriedigung.

Diese Anschauung geht bei Carpenter sogar soweit, daß es an einigen Stellen den Anschein hat, als halte er grobsinnliche Akte, namentlich die extremen, unvereinbar mit wirklicher homosexueller Liebe. Aus der Art des sinnlichen Aktes darf man nicht auf die Qualität, auf die größere oder geringere Tiefe des Liebesgefühls schließen.

Gemeines, fleischliches Begehren und innige Herzensneigung sind zwar zu trennen, aber auch die tieferen Liebesgefühle streben bei den Homosexuellen nach fleischlicher Betätigung, ebenso wie dies bei den Heterosexuellen der Fall ist. Die tieferen Liebesgefühle der Homosexuellen sind nicht losgelöster von sinnlichem Untergrund und von sinnlichem Begehren als die heterosexuelle Leidenschaft.

Es heißt entschieden die Homosexualität durch eine falsche Brille betrachten, wenn man, wie Carpenter es tut, von dem physischen Element spricht, das sich manchmal mit der homosexuellen Liebe verknüpft. Nicht manchmal, sondern regelmäßig verlangt das physische Element bei der Homosexualität, ebenso wie bei der Heterosexualität, sein Recht. Eine ziemlich starke Sentimentalität ist allerdings bei vielen Homosexuellen vorhanden, aber gleichzeitig bei den meisten eine nicht minder starke Sinnlichkeit.

Viele vereinigen in diesen Beziehungen eben auch männliche und weibliche Eigenschaften, die mehr weibliche Sentimentalität mit der männlichen Sinnlichkeit. Aus der Auffassung von Carpenter von der größeren „Idealität" der homosexuellen Liebe folgt auch sein Glauben und seine Hoffnung auf ihre Ausgestaltung zu höheren sozialen Zielen und zum allgemeinen Wohl in einer die Heterosexualität ergänzenden Weise.

Diese Hoffnungen enthalten richtige Keime, aber Carpenters Gedanken geraten allzusehr ins Utopistische.

Er meint, nichts könne alle Kräfte so zur Entfaltung bringen oder derartige Energien, wie sie soziale und geistige Leistungen bedeutendster Art verlangten, auslösen, wie die Freundesliebe.

Die homosexuelle Liebe sei dazu berufen, besonders in dem Kampf um den Ausbau neuer Gesellschaftsformen, um die Verbreitung neuer Ideenkreise, neuer Einrichtungen im Dienste der menschlichen Solidarität.

Man müsse bezweifeln, ob ein höheres Helden- und Geistes-

leben bei einem Volke überhaupt denkbar sei, das in seiner Gesetzgebung diese Liebe nicht zu würdigen verstehe.

In seinem letzten Kapitel: „Die soziale Stellung des Uraniers“, kommt er besonders auf diese Gesichtspunkte zurück.

Er glaubt, daß die gleichgeschlechtlichen Zuneigungsgefühle eine bedeutende Quelle hervorragender Werke, nicht nur der Kunst und Wissenschaft, sondern besonders der Philantropie bildeten.

Aus dem Umstand, daß die homosexuelle Liebe Hoch- und Niedrigstehende zu verbinden vermag, schließt er, daß derartige Verhältnisse ganz allgemein und sehr verbreitet werden könnten.

Ja, er meint, die Hoffnung sei gerechtfertigt, daß der uranische Geist noch etwas wie eine allgemeine Begeisterung für die Humanität herbeiführen werde und daß die uranische Menschheit zu Vorkämpfern der großen Bewegung bestimmt sei, die eines Tages unser gemeinsames Leben umformen werde, indem sie das Band von persönlicher Liebe und Mitgefühl an Stelle der kapitalistischen, gesetzlichen und sonstigen Fesseln setzen werde, die unsere heutige Gesellschaft einschränkten und bänden.

Diese Hoffnungen gehen von zwei unrichtigen Voraussetzungen aus. Einmal von der schon oben hervorgehobenen allzu idealistischen Auffassung einer sublimierten von der Geschlechtlichkeit losgelösten, von der heterosexuellen Liebe fast qualitativ verschiedenen Art des uranischen Geistes.

Sodann setzen sie voraus, daß in allen Menschen oder wenigstens doch in der großen Masse der Heterosexuellen ein derartiger uranischer Geist nicht nur schlummere, sondern daß seine Entwicklung auch möglich sei.

Diese zweite Voraussetzung Carpenters deckt sich mit der Ansicht Friedländers, ist aber, wie letztere, irrig. Denn mögen auch Keime von Bisexualität in der großen Masse der Heterosexuellen bestehen, so sind doch die gleichgeschlechtlichen Gefühle bei der großen Mehrzahl der Heterosexuellen entweder ganz und gar nicht oder derart schwach vorhanden, daß auch die Grundlage subli-

miertester Geschlechtlichkeit fehlt und damit auch die Möglichkeit der Entwicklung eines allgemeinen sozialen Mitgefühls auf dieser Grundlage.

Jedenfalls hat heutzutage der heterosexuelle Trieb eine solche Macht bei der großen Mehrzahl der Menschen erlangt, daß etwaige bei einer größeren Anzahl von Heterosexuellen vorhandene homosexuelle Rudimente, sowie die Triebe der Homosexuellen gegenüber der Macht und Entwicklung der Heterosexualität und der Stellung der Frau in der heutigen Gesellschaft einen nennenswerten sozialen Einfluß nie ausüben können, geschweige denn es vermögen, eine Umgestaltung der Gesellschaftsbedingungen herbeizuführen.

Carpenter gibt sich trügerischen Erwartungen hin, wenn er sich auf Whitmans Ideen beruft, der das Evangelium der allgemeinen Verbreitung heißer Kameradschaftlichkeit und warmer Verbrüderung verkündete und als ein die Demokratie vergeistigendes Heilmittel gegen Materialismus und Egoismus erhoffte; denn diese leidenschaftlichen Gefühle des Mannes zum Manne hat der unklare und phantastische Whitman — wie naive, unkritisch veranlagte Köpfe zu tun pflegen — verführt durch das ihn beseligende, allgewaltige gleichgeschlechtliche Liebesgefühl aus seinem Ausnahme-Ich des Homosexuellen heraus in die große Menge der Heterosexuellen hineinprojiziert, unfähig der Vorstellung, daß die anders geartete weibliebende Menge derartiger Leidenschaft und sehnsuchtsvoller Zuneigung zum Manne kühl bis ins Herz hinein und verständnislos gegenübersteht. Wenn ich auch allzu utopistischen Hoffnungen gegenüber mich skeptisch verhalte, so will ich damit keineswegs leugnen, daß der Homosexualität auch heute schon eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zukommt.

Es ist auch zu erwarten, daß in Zukunft nach Beseitigung des Strafgesetzes die größere Entwicklung von

edlen, für die Allgemeinheit segensreichen homosexuellen Verhältnissen sich ausbilde. Nur gegen die Überschätzung des Einflusses der Homosexualität wende ich mich, und nur die Möglichkeit einer allgemeineren, wirklich das soziale Leben in größerem Umfang ummodelnden Verbreitung bestreite ich.

Die von Carpenter behauptete Tatsache ist durchaus richtig, daß der Urning die Liebe in seinem Leben über alles stelle und neben ihr bei ihm alle jene andern Motive im Hintergrund stünden, die wie Geldgier, geschäftlicher Erfolg oder Ehrgeiz in der Laufbahn der meisten Menschen einen so großen Raum einnähmen.

Tatsache ist, daß viele, sehr viele Homosexuelle, selbst wenn sie sehr sinnlich veranlagt sind und oft sinnliche Befriedigung suchen, doch eine tiefe Sehnsucht nach wahrer Liebe im Herzen tragen und daß viele nur deshalb abwechselndem Genuß sich hingeben, weil sie die echte Liebe nicht finden und Jahre lang oft vergeblich suchen, was bei der immerhin beschränkten Anzahl Gleichfühlender verständlich ist.

Mit Recht betont Carpenter schließlich den eigenartigen Charakter, welchen die Verhältnisse der heutigen homosexuellen Welt bieten; mit Recht weist Carpenter darauf hin, daß unter der Oberfläche der großen Gesellschaft und nur in geringem Maße von ihren Gesetzen und Bräuchen beeinflußt, Verbindungen eingegangen und unterhalten, gewechselt oder gebrochen werden, mehr dem inneren Bedürfnise entsprechend als unter dem Druck äußerer Verhältnisse. So böten diese Gesellschaften eine Gelegenheit, völlig freigebildete menschliche Gruppierungen zu sehen und zu beobachten, die man in der gewöhnlichen Welt noch nicht fände.

Carpenter sieht aber auch hier die Sache durch eine zu schöne Brille, wenn er behauptet, daß eine entschiedene Neigung zur Beständigkeit vorherrsche und daß lebenslängliche eheartige Verhältnisse unter Urningen ganz gewöhnliche Dinge seien.

Derartiges kommt vor, ist aber durchaus nicht die Regel.

Durchschnittlich ist der Homosexuelle ebenso wie der Heterosexuelle polygam veranlagt. Immerhin ist das anzuerkennen und zu bewundern, daß trotz der Ächtung der Homosexuellen, trotz des völlig mangelnden homosexuellen Sitten- und Pflichtenkodex, trotz der völligen Gesetzlosigkeit in den homosexuellen Verhältnissen auch in der homosexuellen Welt sich schöne, freiwillige Beziehungen und Verbindungen herausgebildet haben. Auch da, wo keine geschlechtliche Anziehung Homosexuelle verbindet, kommen ethische Bündnisse zustande, die, sei es rein freundschaftlicher oder gemischt sentimentaler Art, die Freunde mit Banden der Hingebung, der Treue, der Aufopferungsfähigkeit, des gegenseitigen Aufgehens in einander vereint, gegenüber denen die Beziehungen zwischen heterosexuellen Freunden in der Regel kühl, frostig und oberflächlich erscheinen.

Einen richtigen Zug erwähnt auch Carpenter, nämlich daß bei gewissen homosexuellen Bündnissen sexueller Art trotzdem kleine Untreuen gegenseitig geduldet werden und der Eifersucht keinen Raum geben.

Alles in allem böte also die homosexuelle Welt Beziehungen, die einen bemerkenswerten Charakter trügen und vor den heterosexuellen geregelten Verhältnissen sich nicht zu schämen brauchten, im Gegenteil.

Das Buch von Carpenter, obwohl etwas zu schönfärberisch geschrieben, ist der höchsten Beachtung wert wegen seines Gedankenreichtums und der sexuell-sozialen Tendenz in der Betrachtungsweise der Homosexualität.

Friedländer, Benedikt: Denkschrift verfaßt für die Freunde und Fondszeichner des Wissenschaftlich-humanitären Komitees. Im Namen der Sezession des Wissenschaftlich-humanitären Komitees. (Als Manuskript gedruckt Berlin 1907.)

Auf den ersten Teil: „Geschichte und Ursachen der Sezession“ soll hier nicht näher eingegangen werden. Die Bibliographie ist

nicht der geeignete Ort hierfür, zumal Dr. Hirschfeld selbst die gegen ihn gerichteten Angriffe in überzeugender Weise zurückgewiesen hat. Dagegen will ich einiges zu dem zweiten Teil: „Wissenschaftliche Differenzpunkte" bemerken. Die Ausführungen dieses Abschnittes bilden eine knappe und kurze Zusammenfassung der in Friedländers Buch: „Die Renaissance des Eros Uranios" des längeren und breiten dargestellten Ansichten Friedländers. Da ich den Inhalt dieses Buches im Jahrbuch sehr eingehend wiedergegeben und kritisch besprochen habe, so kann ich mich hier auf weniges beschränken.

Im Wesentlichen sind es zwei Gesichtspunkte, in denen Friedländer von den Ansichten des Komitees und ihres Leiters abweicht. Friedländer bezeichnet die Zwischenstufentheorie als unrichtig, Zwischenstufen seien seltene Mißbildungen, von denen vielleicht ein Fall pro Mille vorkomme. Die Homosexuellen dagegen hätten der großen Mehrzahl nach nichts mit solchen Mißbildungen zu tun, sie seien insbesondere nicht effeminierte Männer, Männer mit Weiberseelen, vielmehr volle und ganze Männer. Die Liebe zu einem männlichen Wesen seitens eines Mannes sei keine ausschließlich weibliche Eigenschaft, „kein sekundärer weiblicher Geschlechtscharakter".

Die Auffassung von Friedländer beruht zum Teil auf einem Mißverständnis und ungenügender Erfassung des Begriffes „Zwischenstufe", zum Teil ist sie direkt unrichtig. Zwischenstufe bedeutet nicht Mißbildung, „Zwitter" und wird in diesem Sinne weder von Hirschfeld, noch von dem Komitee aufgefaßt, mit Zwischenstufen werden die Personen bezeichnet, bei denen die Geschlechtscharaktere beider Geschlechter in einer Weise vorhanden sind, wie man ihnen bei dem Durchschnittstypus des Mannes oder Weibes nicht begegnet, bei denen Geschlechtscharaktere nicht bloß des eigenen, sondern auch des entgegengesetzten Geschlechts bestehen. Von Zwischenstufen kann man schon sprechen, auch trotz Bestehens des den Geschlechtsteilen entsprechenden Geschlechtstriebes, wenn ein besonders für das entgegengesetzte Geschlecht charakteristisches körperliches oder geistiges Merkmal hervortritt, also z. B. wenn ein hetero-

sexueller Mann die Sucht hat, Weiberkleider zu tragen, weibliche Arbeiten zu verrichten, oder wenn er charakteristische, weibliche Brüste aufweist (Gynäkomastie). Alle diese sehr zahlreichen Arten lassen sich nicht als „Zwitter“ bezeichnen. „Zwitter“ sind zwar Zwischenstufen, aber nicht alle Zwischenstufen sind „Zwitter“ oder „Monstrositäten“. Ganz besonders berechtigt ist nun die Bezeichnung „Zwischenstufe“ für Personen mit invertiertem Geschlechtstrieb. Gerade diese Personen sind aber keine „Zwitter“, man kann sie ruhig „physiologische Varietäten“ nennen, deshalb sind sie doch Zwischenstufen, weder ganz Mann noch ganz Weib, weil ihnen ein wesentliches Attribut des Geschlechts fehlt, zu dem sie nach den Geschlechtsteilen zugehören, nämlich der auf das entgegengesetzte Geschlecht gerichtete Geschlechtstrieb.

Der Geschlechtstrieb ist nämlich zweifellos ein sekundärer und zwar sehr wichtiger Geschlechtscharakter. Besitzt daher eine Person einen auf das eigene Geschlecht gerichteten Geschlechtstrieb, so hat sie ein dem andern Geschlecht zukommendes, sekundäres Geschlechtsmerkmal, das die Bezeichnung der Person als „Zwischenstufe“ rechtfertigt. Dadurch, daß man nun die Homosexuellen wegen dieses sekundären, weiblichen Geschlechtsmerkmales „Zwischenstufe“ nennt, charakterisiert man sie nicht als weibische Männer im schlechten Sinne, sie erfahren dadurch keine capitis deminutio, keine Herabsetzung.

Zwar muß entgegen Friedländer behauptet werden, daß die meisten — und ich glaube sogar alle — Homosexuellen neben der konträren Sexualempfindung noch andere charakteristische weibliche Merkmale — körperlicher oder geistiger Art — der eine mehr, der andere weniger — aufweisen, wie ich dies schon oben bei der Besprechung von Blochs Werk betont habe.

Wenn nun aber auch die Homosexuellen verschiedene weibliche Merkmale an sich haben, so werden sie doch

nicht alle zu weibischen Männern, zu minderwertigen Geschöpfen gestempelt.

Viele besitzen neben den weiblichen Eigenschaften ganz hervorragende männliche Eigenschaften und die Mischung beider Arten von Eigenschaften der Geschlechtsmerkmale beider Geschlechter kann gerade, was den Wert des Charakters und der Psyche anbelangt, von dem größten Vorteil sein. Ich will damit nicht sagen, daß der Homosexuelle über dem Normalen steht infolge der Mischung des Weiblichen und Männlichen in ihm, aber nur behaupten, daß er sehr oft mindestens dem Vollmann gleichwertig, wenn auch andersartig ist.

Daß es auch bei den unendlich reichen Übergängen zwischen Vollmann und Vollweib auch völlig weibische Homosexuelle gibt, ist selbstverständlich, aber auch nicht einmal diese sind ohne weiteres deshalb als minderwertig zu bezeichnen, sie können eine ganze Reihe wertvoller Eigenschaften besitzen und unter Ausnutzung dieser Eigenschaften in geeigneten Berufen der Gesellschaft gerade so wertvolle Mitglieder abgeben, wie die sog. virilen Homosexuellen.

Aber völlig falsch ist es jedenfalls, gegen die Zwischenstufentheorie die Beschuldigung vorzubringen, sie bezeichne alle homosexuellen Männer als effeminierte oder minderwertige Männer, ebenso wie es falsch ist die Aufstellung der Zwischenstufentheorie, bei den Homosexuellen fände sich eine Anzahl charakteristischer Merkmale des entgegengesetzten Geschlechts, als eine Herabsetzung und Verkennung der Homosexuellen zu schelten.

Sehr eigentümlich berührt die Behauptung Friedländers, die Homosexuellen seien nicht weibähnlich, sondern knabenähnlich. Sie behielten zeitlebens einen physiologischen Charakter, der der Mehrzahl der Männer in vorgeschrittenerem Alter bis auf geringen Rest verloren geht.

Ich meine, wenn dieses zuträfe, so würden die Homosexuellen viel eher als minderwertige, degenerierte Menschen zu gelten haben, als wenn es sich um einen bloß weiblichen Einschlag handelt. Dann erst recht müßte man von Minderwertigkeit reden; Friedländer spricht dies übrigens selbst aus, indem er diese angebliche Knabenhaftigkeit als Entwicklungshemmung charakterisiert. Warum dann so sehr gegen die bloße Bezeichnung der Homosexualität „als Anomalie“ und gegen die nicht einmal eine Entwicklungshemmung involvierende Zwischenstufentheorie sich sträuben?

Der zweite Hauptirrtum Friedländers besteht in seiner sogen. „physiologischen Freundschaft“.

Die Bekämpfung dieser Anschauung bereitet insofern große Schwierigkeiten, als man überhaupt nicht mit Bestimmtheit sagen kann, was Friedländer eigentlich unter „physiologischer Freundschaft“ versteht.

Mir scheint es, daß er behaupten will, in jeder Freundschaft, die ein natürliches, normales Gefühl sei, stecke ein Stück Homosexualität. Jedenfalls ist für Friedländer Homosexualität und Freundschaft der Gattung nach gleich, beide sind ihm nur dem Grade nach verschieden; beide haben aber nach ihm ein und dieselbe Wurzel.

Mit diesen Anschauungen bringt er eine heillose Verwirrung zwischen Liebes- und zwischen Freundschaftsgefühl zuwege, eine Verwirrung, die nicht nur jeder Wirklichkeit ins Gesicht schlägt, sondern auch für die Aufklärung und für die Aufdeckung des wahren Wesens der Homosexualität äußerst schädlich ist.

Freundschafts- und Liebesgefühle können unter Umständen ineinander übergehen, regelmäßig sind sie scharf getrennt. Die Freundschaften, welche Heterosexuelle verbinden, sind jedenfalls ganz und gar, nicht nur dem Grad sondern der Natur nach, verschieden von den Liebschaften Homosexueller.

Jedes weitere Wort ist in dieser Beziehung überflüssig, mit Recht entrüsten sich Heterosexuelle, daß man ihre Freundschaftsgefühle auf die Grundlage der geschlechtlichen Gefühle der Homosexuellen stellen wolle.

Nicht dadurch unterscheiden sich Freundschafts- und Liebesgefühle, daß im ersteren Fall es zu keinem, im letzteren Fall zu einem Geschlechtsakt komme, sondern dadurch, daß bei dem Liebesgefühl der geschlechtliche, wenn auch nur der geschlechtlich-sentimentale Trieb, kurz der Geschlechtstrieb durch den Freund angeregt wird, während bei der Freundschaft die Nähe des Freundes nicht das direkt psychisch und physisch beglückende, die ganze Persönlichkeit durchströmende Lustgefühl auslöst.

Ob es zu geschlechtlichen Handlungen kommt, ist gleichgültig, nur besteht in dem einen Fall die Lust und der — mehr oder weniger heftige — Trieb zu solchen Handlungen, im anderen Falle dagegen nicht. „Physiologische Freundschaft" im Sinne von Friedländer, also die Freundschaft, welche Freundschaft und doch keine Freundschaft, die homosexuelles Gefühl und doch keine reine Homosexualität ist, stellt sich dar als ein Ding, das so recht den Namen „Zwitterding", ungesundes, nebelhaftes Gefühl verdient, ein Gefühl weder Fisch noch Fleisch, das sicherlich auch mitunter vorkommen mag, aber zu den großen Seltenheiten gehört.

Vielleicht wäre eine Verständigung mit Friedländer möglich, wenn man folgende bisher — soweit mir bekannt — noch nicht gemachte Unterscheidungen bei den menschlichen geschlechtlichen Gefühlen aufstellt. Diese Kategorien dürften vielleicht zugleich auch zu dem Verständnis der Homosexualität im alten Griechenland und überhaupt der sogen. Pseudo-Homosexualität beitragen. Ich glaube, daß die allermeisten der Menschen eine bestimmte Geschlechtsnatur haben, daß von diesen Menschen die übergroße Mehrzahl nur das entgegengesetzte Ge-

schlecht, die kleine Minderzahl nur das gleiche Geschlecht liebt. Die alltägliche Erfahrung scheint mir dies zu bestätigen.

Falsch ist daher die Auffassung von Friedländer, daß die meisten Menschen geschlechtliche Zuneigung zu beiden Geschlechtern haben.

Dagegen möchte ich allerdings die Vermutung aufstellen, daß die meisten Menschen, ob nun homo- oder heterosexuell, ihrem wahren Gefühl nach keinen Ekel, keine horror vor geschlechtlichen Handlungen mit Personen desjenigen Geschlechts empfinden, zu dem sie keinen Geschlechtstrieb verspüren. Mir scheint z. B., daß allerdings in vielen Fällen der Ekel, der horror der Heterosexuellen vor gleichgeschlechtlichen Handlungen mehr intellektuell, mehr durch die allgemeine Anschauung und Beurteilung begründet ist, als instinktiv, gefühlsmäßig vorhanden. Sonst wäre es undenkbar, daß sich z. B. heterosexuelle Soldaten so leicht um wenige Geldstücke zu gleichgeschlechtlichen Handlungen hingeben und dabei sehr oft tatsächlich Wollust, wenn auch grobsinnliche, empfinden.

Bestände ganz allgemein der instinktive horror, so würden Heterosexuelle unmöglich so leicht Homosexuellen zu Gefallen sein, wie dies tatsächlich so oft vorkommt.

Es besteht aber meiner Ansicht nach bei den meisten Menschen zwar nur ein Trieb zu einem bestimmten Geschlecht, aber daneben nicht horror, sondern Indifferenz zu dem andern. Deshalb können auch viele Homosexuelle den coitus mit der Frau ausüben, sie haben hierzu gar keinen Trieb, aber der mechanische Akt ist ihnen möglich, er ekelt sie nicht an, aber stellt nur einen onanieartigen Akt dar.

Ähnlich empfinden meiner Ansicht nach viele Heterosexuelle gegenüber den gleichgeschlechtlichen Handlungen.

Dabei bewirkt dieser Zustand der Indifferenz gegen-

über dem der wirklichen Natur nicht entsprechenden Handlungen, einmal, daß niemals die eigentliche Geschlechtsrichtung durch Vornahme der letzteren Handlungen geändert und niemals ein wirklicher Trieb zu dem nicht geliebten Geschlecht allmählich erzeugt wird.

Die zahlreichen Fälle, wo Heterosexuelle jahrelang mit Homosexuellen verkehrt haben, ohne jemals selbst homosexuell gefühlt zu haben und ohne den genußreichen Verkehr und den Trieb zum Weib verloren zu haben oder auch nur in ihrer eigentlichen Geschlechtsnatur beeinträchtigt worden zu sein, sind für mich die schlagendsten Beweise.

Aus diesem Boden der Indifferenz heraus erklärt sich dann auch die Verbreitung der gleichgeschlechtlichen Liebschaften im alten Griechenland. Dieselben verdankten allerdings ihre Verbreitung hauptsächlich noch einem Umstand, der Stellung der Frau. Alle heterosexuellen höheren Liebesgefühle wurden dem Jüngling künstlich entgegengebracht und diese von der Frau auf den Jüngling abgelenkten Gefühle konnten auf dem tatsächlich vorhandenen Boden der Indifferenz dann eine völlige Geschlechtsliebe zum Jüngling auch bei den Heterosexuellen vortäuschen. Wirkliche homosexuelle, instinktive Gefühle waren aber sicherlich nur bei den Homosexuellen vorhanden, deren Anzahl im Vergleich zu der Anzahl der heute Lebenden viel größer scheint, weil die Homosexuellen damals frei und offen hervortraten und ihr Gefühl bekennen durften. Nicht bisexuell empfinden also meiner Ansicht nach die meisten Menschen, sondern monosexuell, dagegen dürften wohl die meisten gegenüber dem ihrer Geschlechtsrichtung nicht entsprechenden Geschlecht indifferent sein.

Eine Minderheit von Menschen oder wenigstens keine größere Anzahl als die Monosexuellen und Indifferenten dürfte neben ihrer Homosexualität wirklichen horror gegenüber dem nicht geliebten Geschlecht empfinden.

Eine Minderheit dürfte auch die Gruppe derjenigen sein, die bisexuell empfindet, d. h. für beide Geschlechter wirklichen Geschlechtstrieb verspürt. In vielen Fällen sind überhaupt die sogen. Bisexuellen entweder Homosexuelle, die nur nach dem Geschlechtsverkehr mit dem Manne streben, aber wenn es sein muß, auch mit dem Weib ohne Ekel, aber ohne inneren Trieb verkehren können, oder um Heterosexuelle, die instinktiv nur das Weib zum Geschlechtsverkehr suchen und wenn nicht besondere Motive für jenen Verkehr mit den Mann veranlassen, nur das Weib aufsuchen, die aber aus Gefälligkeit, Freundschaft, Eigennutz gleichgeschlechtliche Handlungen ohne Ekel, sogar mit lokalem Reiz, aber ohne instinktmäßige Lust dulden.

Betont man diesen — meiner Ansicht nach — verbreiteten Zustand der „Indifferenz" Heterosexueller gegenüber homosexuellen Handlungen, dann erhält die physiologische Freundschaft einen annehmbaren Sinn, der dem von Friedländer gewollten sich etwas nähert, aber die Verwirrung von Freundschafts- und Liebesgefühl vermeidet und wohl der Wirklichkeit mehr entspricht, als die Friedländersche allgemeine Bisexualität.

Dabei bemerke ich ausdrücklich, daß meine Theorie nicht mit der Prätention auftritt, zweifellos die Wahrheit ergründet zu haben, sondern vorderhand nur eine Hypothese darstellt. Ein heterosexueller Arzt, dem ich sie vortrug, hält sie — von seinem persönlichen Empfinden und demjenigen vieler seiner heterosexuellen Bekannten aus beurteilt — für falsch; denn, meinte er, ihm und wohl fast allen Heterosexuellen wäre, gefühlsmäßig empfunden, die Homosexualität einfach unverständlich und der Gedanke einer irgendwelchen sexuellen Annäherung an den Mann einfach entsetzlich, nicht bloß indifferent.

Hammer, Wilhelm, Dr. med., **Die Tribadie Berlins.** Zehn Fälle weibweiblicher Geschlechtsliebe akten-

mäßig dargestellt, nebst zehn Abhandlungen über die gleichgeschlechtliche Frauenliebe. (Berlin u. Leipzig, Verlag Hermann Seemann Nachfolger.)

Verfasser hat wohl das bisher größte Material gleichgeschlechtlicher weiblicher Liebe kennen gelernt, er versichert, er habe als Hausarzt des größten Dirnenkrankenhauses in Deutschland sehr viele Lesbierinnen gesehen und auch außerhalb zahlreiche beobachtet. Hammer unterscheidet angeborene Homosexualität und erworbene. Letztere sei sehr häufig.

Unter den zehn mitgeteilten Fällen sind aber fast alle nach Hammers eigener Diagnose angeboren.

Bei mehreren seiner Fälle betont Hammer ausdrücklich, daß weder Reizhunger, noch Übersättigung, noch Mangel an männlichem Geschlechtsverkehr usw. als Ursache der homosexuellen Handlungen und Empfindungen der betreffenden Frauen anzusehen sei, sondern der angeborene, gleich beim Erwachen des Geschlechtstriebes auf das Weib gerichtete Trieb (so ausdrücklich bei Fall 1, 2 und 3). Auch Fall 4 hält er wahrscheinlich für angeboren, desgleichen Fall 5, obgleich die Dame selber ihre Neigungen auf die unzüchtigen Berührungen in der Kindheit zurückführe. Diese Berührung, bemerkt aber Hammer, habe der Betreffenden wohl nur deshalb so viel Freude gemacht, weil sie angeboren urnisch veranlagt gewesen sei.

Fall 6 betrifft eine geborene Verbrecherin, bei der die brutale Sinnlichkeit im Geschlechtsleben ausschlaggebend und die daher mit Mann und Frau geschlechtlich verkehrt habe.

Fall 7 bezieht sich auf eine geborene Homosexuelle, bei der aber Genußsucht stark ausgeprägt ist.

Fall 8 schildert eine prostituierte Urninde. Die Preisgabe ihres Körpers an Männer mache ihr nicht das Unbehagen, das andere Urninden oft in solcher Lage empfänden.

Das verdiente Geld verwende sie, um sich die Vergnügungen der bezahlten urnischen Frauenliebe zu verschaffen.

Fall 9 berichtet über eine (15jährige) Prostituierte, bei der es schwer sei zu entscheiden, ob der homosexuelle Verkehr in erster Linie auf angeborene Anlage oder auf schlechte Umgebung und Einflüsse zurückzuführen sei.

Fall 10 beschreibt ein gleichgeschlechtlich empfindendes Mädchen mit einer sehr engen Scheide, welche bei Einführung

des männlichen Gliedes schmerzhaft, bei der introductio linguae dagegen wollüstig erregt werde.

Hammer bemerkt: Nicht alle Frauen mit enger Scheide gelangen zum Lesbismus, es gehöre dazu noch die Verführung, und auch dies genüge nicht, es müsse eben noch eine eigentümliche Charakter- oder Gehirnanlage hinzukommen.

Nach Hammer begegne man unter den Dirnen sehr häufig der erworbenen Homosexualität.

Wenn die Behauptung Hammers richtig ist, daß unter 3000 Dirnen sich mindestens 1000 Lesbierinnen befinden, so kann man allerdings eine sehr große Anzahl nicht zu dem angeborenen Uranismus rechnen. Nur darf man in der Mehrzahl dieser Fälle auch gar nicht von erworbenem Uranismus reden, sondern eben nur von grobsinnlichen Handlungen ohne wirkliche seelische Anziehung.

Hammer nimmt an, daß der lesbische Trieb auch als Teilerscheinung des Reizhungers oder als Ausfluß eines durch Enthaltsamkeitszwang verirrten Gehirns entstehen könne (Reihenfolge: Enthaltsamkeit, Sinnlichkeit, Selbstbefleckung, Reizhunger).

Außer dem Fall 9, wo übrigens auch angeborene Bisexualität vorliegen kann, bringt Hammer keinen Fall, der auf Entstehung durch Enthaltsamkeit oder Reizhunger paßt.

Verfasser teilt interessantes Material zur Beurteilung der weibweiblichen homosexuellen Psyche mit, namentlich Briefe, Gedichte, Äußerungen Homosexueller.

Er selbst charakterisiert die Homosexuellen als Frauen, die oft mit Denkschärfe und rücksichtsloser Folgerichtigkeit in der Bildung der Urteile begabt seien, in einer Weise, wie sie gewöhnlich bei dem Weib nicht anzutreffen seien.

Streng gegen sich selbst seien oft Urninden, auch streng in ihren Anforderungen an andere, als Erzieherinnen nicht selten von herber Gerechtigkeit.

Die herbere Tonart habe er durchschnittlich bei Urninden gefunden, die nicht dauernd dem Geschlechtsverkehr huldigten. Die mildere Sinnesart scheine ihm mehr denn eigentümlich zu sein, die in innigster Verbindung mit Freundinnen lebten.

Trotz des männlichen Intellekts vieler Urninden muß doch hervorgehoben werden, daß bei mehreren, über die Hammer berichtet, sich ein Mangel an Logik und ein sehr starker weibischer Subjektivismus findet, insofern

sie ihre Liebesempfindungen entschuldigen, diejenigen anderer Art, auch die normalen, schroff beurteilen.

So hält sich z. B. die Dame Fall 5, obgleich ihre grobe Sinnlichkeit bis zum Notzuchtversuch an der eigenen Schwester geht, für „moralischer" als den männerliebenden Teil der Frauenwelt.

In diesem Zusammenhang sei auch die Gehässigkeit eines Teiles der Uranierinnen gegen die Männerwelt erwähnt, welche Hammer bei einigen festgestellt hat.

Exaltierte und einseitig denkende weibliche Homosexuelle sind demnach ebenso vorhanden, wie extrem urteilende, überspannte männliche Invertierte. Die Mehrzahl bilden sie aber hier wie dort nicht. Hier wie dort wird die Hauptursache solcher Geistesverfassung auch in der sozialen Ächtung und Verdammung der Homosexuellen zu erblicken sein.

In der weiblichen Homosexualität ist Hammer geneigt, eine den normalen Frauen drohende Gefahr zu erblicken, nämlich die Gefahr eines Hineindrängens schwächlicher nicht homosexueller Frauen in manche für sie nicht passende Lebensstellungen, sowie die Gefahr einer drohenden Bevorrechtung der Urninde und des Hagestolzes gegenüber den Gattinnen und Ehemännern, also gerade derjenigen Menschen, die den Pflichten der Fortpflanzung nicht genügten.

Diese Gefahr scheint mir nicht zu bestehen.

Die Aufklärung auch über die weibliche Homosexualität wird der normalen Frau die Augen darüber öffnen, daß Stellungen und Berufe, die dem Wesen der Urninde entsprechen, nicht für die heterosexuelle Frau angemessen sind. Letztere wird dann auch für ihre Natur nicht passenden Berufen nicht nachjagen.

Andererseits aber ist es kein Unglück, wenn die Urninde diejenigen Berufe ergreift, die ihrer Eigenart nahe liegen und wenn sie in diesen Berufen mit dem Mann in den Wettkampf tritt. Von einer Bevorrechtung der Urninden vor den normalen Frauen kann und soll keine Rede sein, sondern nur von einer Betätigung beider

in den, ihren verschiedenen Wesenheiten angepaßten Lebenstätigkeiten und Berufen.

Das Buch von Hammer ist wertvoll, weil es gutes Material und gute Bemerkungen über die bisher kaum so ausführlich behandelte und im Vergleich zur männlichen Homosexualität weit weniger bekannte weibliche Homosexualität bringt.

Die Disposition „die zehn kürzeren Aufsätze je hinter den zehn Biographien" halte ich nicht für glücklich. Die Übersicht über das Ganze geht dadurch verloren, es sind auch manche Wiederholungen wohl auf diese Darstellungsweise zurückzuführen.

Die einen oder andern Kapitel erscheinen auch nicht als notwendige Erläuterungen gerade des speziellen vorangehenden Falles.

Eine zusammenfassende, logisch gegliederte Darstellung wäre wünschenswerter gewesen.

Michaëlis, Hermann, Die Homosexualität in Sitte und Recht. Mit einem Geleitwort von Dr. Magnus Hirschfeld. Berlin 1907. Verlag Hermann Dames.

Der Hauptwert des Buches liegt in der überaus reichhaltigen, ja sogar bisher vollständigsten Zusammenstellung der strafrechtlichen Bestimmungen gegen den gleichgeschlechtlichen Verkehr. Doch hat sich der Verfasser daran keineswegs genügen lassen, sondern nach Möglichkeit auch vieles interessante kulturhistorische Material eingestreut, das zum großen Teil aus bisher weniger bekannten und nicht jedem zugänglichen Quellen und Literaturwerken zusammengetragen ist. Bezüglich des Bekannteren, aber in vielen Werken zerstreuten, darf man dem Autor eine sorgfältige und gewissenhafte Zusammenstellung nachrühmen, beläuft sich doch die Zahl der bibliographischen Fußnoten auf nicht weniger als 80 Nummern. — In fast lückenloser Aneinanderreihung erscheinen die Strafbestimmungen der namhaftesten und für die abendländische Zivilisation bedeutsamen Kulturvölker. Im Judentum führt der Verfasser die Bestrafung der Sodomiten und Gibeoniten in Übereinstimmung mit dem Kirchenvater Hieronymus auf den Bruch des den Orientalen hochheiligen Gastrechts und

die Vorschriften des priesterlichen Gesetzes auf das Bestreben, die Propagationsfähigkeit des Volkes in jeder Weise zu fördern zurück. — Für das attische Recht kommt er, gestützt auf M. H. E. Meiers noch heute mustergiltige Arbeit bei Ersch und Gruber zu dem Ergebnis, daß das athenische Gesetz nur die gewerbsmäßige männliche Prostitution für unvereinbar mit der Würde eines athenischen Staatsbürgers erachtete und im übrigen allein die Minderjährigen (bis zum vollendeten 17. Lebensjahr) in seinen Schutz nahm. — An der Hand von Moritz Voigt führt dann im weitern der Verfasser gegen Mommsen den Beweis, daß in der ältern Zeit der römischen Republik überlieferte homosexuelle Straffälle sämtlich mit Notzucht konkurrieren, sei es als Mißbrauch militärischer Dienstgewalt oder als Vergewaltigung bürgerlicher Schuldgefangener. Über das nach Wortlaut und Inhalt nicht mehr erhaltene Skantinische Gesetz kommen wir zu den Julischen Gesetzen, die sich hauptsächlich gegen Verkupplung und Verführung unschuldiger freier Knaben wandten. — Bei der neutestamentlichen Epistolographie weist Verfasser die auch heutzutage des öftern noch vorkommende Berufung auf die verurteilenden Worte des Paulus im Römerbrief als unbegründet zurück. Bei Paulus und den Kirchenvätern sei nur von verurteilenden Warnungen, in den Beschlüssen der früheren Konzilien und Synoden nur von kirchlichen Disziplinarstrafen die Rede, mit Constantius und Constans gehe dann die Gesetzgebung der christlichen Kaiser im Jahre 342 mit Festsetzung der Todesstrafe zur Jurisdiktion des altjüdischen Priestergesetzes zurück, ja sogar mit dem Erlaß des Valentinian, Theodosius und Arcadius vom Jahre 390 in Erinnerung an die altjüdische Legende von Sodoms Untergang durch die Verhängung des Feuertodes weit darüber hinaus. Von letzterer sei allerdings das justinianische Corpus juris (534) zum Schwerttode zurückgekehrt. — Die nun folgenden 3 Kapitel behandeln sodann die Homosexualität im deutschen Strafrecht von den ältesten Zeiten bis zum R.-St.-G.-B.

An der Hand antiker und frühmittelalterlicher Quellen wird hier der Beweis geführt, daß mannmännliche Liebe auch bei den germanischen Stämmen anzutreffen sei, daß aber, abgesehen von dem durch Tacitus berichteten Versenken der sich gleichgeschlechtlich Prostituierenden in Sümpfe, sich nirgends in den altgermanischen Volksrechten eine Spur von krimineller Bestrafung finde. Eine solche tritt vielmehr erst unter dem Einfluß der Kirche auf, sowohl bei den Westgoten in dem auf das Edikt des Kaisers

Theodosius (390) zurückgreifenden Breviarium Alarichs II. (506) als Verurteilung zum Scheiterhaufen, wie in dem Edikt König Chindasvinds im 7. Jahrhundert als Kastration. Die fränkischen Kapitularien aus der Zeit Karls des Großen (zwei Erlasse dieses Kaisers werden auszugsweise mitgeteilt) begnügen sich noch mit den von den Synoden (Ankyra 314) verhängten Kirchenbußen, die auch im kanonischen Recht des Corpus decretorum (Mitte des 12. Jahrhunderts) Platz fanden. Später im 13. und 14. Jahrhundert gelangte die Strafe des Feuertodes aus dem Breviarium durch Vermittlung daraus abgeleiteter Rechtsbücher, wie etwa der Lex Romana Utinensis (766) auch in die mittelalterlichen Land- und Stadtrechte, so in Augsburg 1276, bei Ruprecht von Freising 1328 usw., bis sie endlich über Johann von Schwarzenbergs „Bambergische Halsgerichtsordnung von 1507 (mater Carolinae) und die brandenburgisch-fränkische Halsgerichtsordnung von 1516 (soror Carolinae)" in das Reichsgesetz Kaiser Karls V. „Peinliche Halsgerichtsordnung" (1532) gelangte. Diese drei epochalen Strafgesetzbücher gingen somit wieder weit über ihre ursprüngliche Quelle, das justinianische Recht, hinaus.

Es würde zu weit führen, hier die partikularen Landesgesetze der späteren Jahrhunderte im einzelnen zu wiederholen, erwähnt sei nur, daß die Ferdinandea vom Jahre 1656 vor der Verbrennung die Enthauptung und neben erschwerenden auch mildernde Umstände, wie Jugend, Unverstand und Nichtvollendung, zuläßt, während die Theresiana vom Jahre 1769 schon die bloße solitäre Onanie kriminell ahnden will, und daß die etwas trockene Aufzählung der Gesetzesparagraphen durch eine ziemlich reiche kriminalistische Kasuistik, sowie durch die Ausführungen namhafter Rechtslehrer etwas schmackhafter gemacht wird. Mit der Josephina vom Jahre 1782 und dem Allgemeinen preußischen Landrecht vom Jahre 1794 kommen wir endlich wieder in eine Zeit, die mit der Verhängung der Lebensstrafe gegen gleichgeschlechtliche Handlungen endgiltig bricht. Aber doch stehen noch Zuchthaus und Kerker, zum mindesten Gefängnisstrafe darauf, von denen sich nur bei nicht durch Notzucht, Mißbrauch Minderjähriger und Erregung öffentlichen Ärgernisses komplizierten Fällen das bayerische Strafgesetzbuch vom Jahre 1813, das württembergische vom Jahre 1839, das hannöverische vom Jahre 1840 und das badensische vom Jahre 1845 emanzipierten, Errungenschaften, die leider durch die Übernahme des preußischen Strafgesetzes durch den norddeutschen Bund und dann in das Reichs-

strafgesetzbuch wieder völlig illusorisch wurden. Auch hier wird die Reihe der Einzelgesetze wieder unterbrochen durch die Anführung bedeutsamer Stellen aus der Strafrechtsliteratur, sowie durch eine eingehende Darstellung der Einführung des § 152 in das Strafgesetzbuch für den norddeutschen Bund. — Nicht minder interessant gestaltet sich das 10. Kapitel, das die außerdeutschen Länder Europas behandelt.

Besonders ausführliche Angaben finden wir hier über die große holländische Uranierverfolgung im Jahre 1730 (nach den Forschungen von Römer), ferner über das Strafrecht Frankreichs, Italiens und Englands; hier ist Eugen Dührens verdienstvolles Werk eingehend berücksichtigt, sowie über die Reste altgriechischer Jünglingsliebe, die sich nach G. von Hahns Bekundungen noch heutigen Tages in Albanien erhalten haben. — Kürzer faßt sich der Autor bei der Darstellung der Homosexualität in den außereuropäischen Ländern, wo er sich fast ausschließlich an die wertvollen Forschungen von Professor Karsch anlehnt. — In den beiden Schlußkapiteln widerlegt Michaelis noch einmal kurz die angeblichen Gründe, welche vom religiösen, sozialen, medizinischen und juristischen Standpunkt für die Beibehaltung des § 175 R.-St.-G.-B. geltend zu machen sind, weist schlagend, gestützt auf zahlreiche Autoritäten, seine individuelle, wie soziale Schädlichkeit nach und tritt von dem Standpunkt, daß homosexuelle Akte nicht anders zu beurteilen seien, wie heterosexuelle, im Prinzip für seine völlige Aufhebung ein, unter Festsetzung des Schutzalters für beide Geschlechter auf 16 Jahre.

So stellt sich das Werkchen, zumal es durch eine kurze naturwissenschaftliche und literarhistorische Einführung vervollständigt wird, als ein treffliches Kompendium über die homosexuelle Frage dar, in dem nach Dr. Hirschfelds Geleitwort nicht nur der Fernstehende, sondern auch der Fachmann manches, ja vieles finden wird, was ihm bisher unbekannt war und dessen Studium allen, die sich über die homosexuelle Frage belehren lassen wollen, nur von Nutzen sein wird.

Most, A. H., Zwei Todfeinde unseres Volkes und ihre Bekämpfung. Ein ernstes Wort an alle Volksfreunde. (Druck und Verlag des „Kasseler Sonntagsblattes".)

Der erste Teil bekämpft den „Alkoholismus", der zweite die „Sittenlosigkeit".

Unter letztere rechnet Verfasser auch jegliche homosexuelle Betätigung, möge sie auch maßvoll und aus angeborener Neigung erfolgen.

Er wärmt wieder den alten Irrtum auf, daß hauptsächlich „die im Römerbrief genannte Sünde" in Zeiten des Verfalls auftauche und bei weiterem Verbreiten jedes Volk zugrunde richten müsse, wie dies die Geschichte der Römer und Griechen beweise.

Diese „Sünde" (die homosexuelle) werde fast ausschließlich durch Verunreinigung des Gedankenlebens und unkeusche Berührungen großgezogen.

Einige Seiten später erkennt dann Verfasser an, daß es Menschen gebe, die mit abnormen Trieben geboren würden.

Trotzdem verdammt er jegliche sexuelle Betätigung dieser Menschen, dabei entwickelt er den „christlich-orthodoxen" Standpunkt ganz in derselben Weise, wie ich ihn im vorjährigen Jahrbuch bei der Besprechung des Buches von Wirz als folgerichtige Lehre der orthodoxen Kirche behauptet habe.

Verfasser gebraucht zum Teil fast dieselben Ausdrücke, deren ich mich bediente, jedenfalls denselben Gedankengang, den ich als dem orthodoxen Standpunkt entsprechend dargelegt hatte. Seine Ausführungen bestätigen mir, daß seine furchtbar harte, liebelose Auffassung und nicht die von Milde und Mitleid getragene, aus einem fühlenden Herzen kommende Ansicht von Wirz die „christlich-orthodoxe" darstellt.

Ob man allerdings da noch von einer Religion der Liebe, Milde und Güte sprechen kann, und nicht vielmehr der Härte und Grausamkeit, möge man aus den Darlegungen des Verfassers beurteilen.

Nach dem Verfasser müßten in jedem Geschlecht einzelne schwer leiden (vgl. Hiob). Gott wisse, wen er dazu erwähle. Gott sei aber die Liebe. Von der ganzen Natur ertöne sein Lobpreis. Unter allen diesen Stimmen müsse auch, wenngleich aus dumpfer Tiefe, das Bekenntnis Unglücklicher klingen. Gott sei doch die Liebe. Er habe auch mit solchen Menschen Gedanken des Friedens und nicht des Leides. Solche Menschen mit abnormen

Trieben hätten auch einen freien Willen, mittels dessen sie ihre Triebe überwinden könnten, mögen sie auch noch so stark sein. Christus gebe ihnen die Kraft dazu, Christus habe das sexuelle Leben des Menschen zur Liebe veredelt und dem Fleisch vollkommen die Macht genommen.

Im Jenseits würden die Menschen glücklich und belohnt.

Wer dagegen der Sünde Raum lasse, dessen Leib und Seele würden zerstört, der Leib würde zur Wohnstätte des Teufels, der Leib verwelken, die Seele todesmatt hinsiechen und oft geistig umnachtet werden.

Als Beispiele führt Verfasser Briefe Homosexueller an. In dem einen Brief wird das bisherige Vorurteil gegeißelt und Aufklärung verlangt unter Mitteilung eines ergreifenden Gedichtes des seine Seelenqualen schildernden Dichters Georg Scheufler in Berlin, in dem Gedicht wird die Lage eines in Erpresserhände geratenen, verhafteten Homosexuellen ausgemalt.

Verfasser weiß mit diesen Zeugnissen eines durch jahrhundertjährige Vorurteile ins Unglück gestürzten, an ihrer Naturanlage durch die Unvernunft der Gesellschaft schwer leidenden Menschen nichts weiter anzufangen, als in ihnen Beispiele zu erblicken von Menschen, die für ihre Laster Freiheit schaffen wollten und willenlose Sklaven der Sünde seien.

Beide hätten sich in Gottes Hände begeben sollen und sie wären erlöst und glücklich geworden.

Die Ratschläge hygienischer Natur, die Verfasser zur Unterdrückung der Sinnlichkeit gibt: geregelte Lebensweise, Arbeit, Bewegung in freier Luft, keine zu üppige Kost und Enthaltung von Alkohol, Abwaschungen, Bäder usw., sind natürlich recht gute und befolgenswert. Wenn er aber glaubt, auf diese Weise die sexuellen Triebe einfach niederhalten zu können, so ist er im Irrtum, ebenso befindet er sich im Irtum, wenn er meint, für jeden sei völlige Abstinenz gesund und möglich. Wer sich enthalten kann, der tue es, für denjenigen aber, dem sexuelle Befriedigung zur harmonischen Lebensweise, zur Arbeitsfähigkeit und zum Lebensglück nötig ist, der darf auch sich maßvoll sexuell betätigen, insofern er dadurch keine unerfahrene Jugend verführt, keine anderen Personen

schädigt. Selbst wenn unter diesen Voraussetzungen die Betätigung mit Erwachsenen des gleichen Geschlechts geschieht, so begeht er keine fluchwürdige, verdammenswerte Tat.

Daß in solchen Fällen maßvoller, keinerlei Rechte verletzenden Befriedigung der Körper verwelke oder die Seele ins Verderben stürze, das kann sogar von gläubigen Christen für ein Märchen gehalten werden, womit ich nochmals betone, daß ich weder schädlichen Exzessen noch wirklich zu verpönenden Handlungen das Wort reden will.

Näcke, P., Dr., Über Kontrast-Träume u. speziell sexuelle Kontrast-Träume. (In dem Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Bd. 28. Heft 1/2.)

Näcke, der schon öfters die Bedeutung der Träume für die Kenntnis der Psyche eines Menschen erörtert und überhaupt auf die Wichtigkeit der Träume für die Beurteilung der Sexualität des Träumenden aufmerksam gemacht hat, beschäftigt sich in dem Aufsatz hauptsächlich mit den Kontrast-Träumen, d. h. denjenigen, die in schreiendem Kontrast zum gewöhnlichen Charakter des Träumenden stehen.

Zwar sinke im Traume sehr oft das moralische Niveau des Einzelnen, aber im ganzen werde sich trotzdem der gute oder schlechte Charakter des Träumenden fast nie verleugnen und deshalb habe der Traum auch einen charakterologischen Wert, der sich aber nur durch Serienträume feststellen lasse.

Im Gegensatz zu diesen gewöhnlichen Träumen stünden die Kontrast-Träume. Sie seien zu erklären, entweder aus einem Zurücktreten, einem Ruhen des sekundären Ich, sodaß ein relativ starker Grundinstinkt mehr oder minder nackt hervortrete und im Spiele der Associationen einen Kontrast-Traum erzeuge, oder aber das sekundäre Ich bleibe ziemlich unberührt und der bestehende Instinkt werde aus inneren und äußeren Ursachen in besondere Erregung versetzt, oder aber aus einer Kombination beider Möglichkeiten. Gewöhnlich werde wohl nur das primäre Ich gereizt oder aber auch gleichzeitig das sekundäre geschwächt. Die Kontrast-Träume entständen infolge außergewöhnlicher Ursachen, wie vorangegangene geistige oder körperliche An-

strengungen, starke Affekte oder Erschütterungen, oder Genuß gewisser Gifte (Alkohol, Äther, Morphium usw.)

Besonders interessant seien die sexuellen Träume.

Als erster habe er, Näcke, auf die Wichtigkeit der sexuellen Träume bei Scheinzwittern hingewiesen. Hier könnten Serienträume große Dienste leisten und ziemlich sicher auf das richtige Geschlecht schließen lassen. Stets auf den Mann gerichtete libidinöse Träume sprächen durchaus für ein Weib, das umgekehrte Verhalten für einen Mann. Natürlich sei an eine mögliche Homosexualität zu denken, aber dies seien große Ausnahmen.

Auch sexuelle Kontrast-Träume kämen vor, d. h. libidinöse Träume, die der gewöhnlichen Geschlechtsempfindung des Träumenden entgegengesetzt seien. Näcke gibt einen solchen Kontrasttraum eines Homosexuellen (der aber heterosexuell träumte) wieder und bemerkt, daß ihm in der Literatur außer einem schon früher von ihm selbst mitgeteilten Fall, kein Kontrast-Traum eines Homosexuellen bekannt sei.

Ich bin in der Lage, über einen solchen zu berichten:

Ein heterosexueller Kaufmann Mitte der dreißiger, der regelmäßig heterosexuellen normalen Verkehr pflegt und von dem Wesen der Homosexualität keine Ahnung hat, träumte, er führe sein Glied in anum eines Freundes und erwachte im Moment der erfolgten Ejakulation.

Der im Traum passive Freund ist allerdings ein Homosexueller, der sich aber seinem heterosexuellen Freund nicht entdeckt hat.

Da aber schon Gerüchte über seine Homosexualität in Umlauf waren, die der Heterosexuelle zweifellos erfahren hat, so scheint mir der betreffende Traum durch Ideenassoziationen (der Gedanke, wie der Homosexuelle den Akt wohl ausführe, welche Empfindungen ein solcher Akt auslösen muß usw.) zustande gekommen zu sein. Daß der Heterosexuelle gleich an Pädikation gedacht, ist verständlich, da er das Wesen der Homosexualität nicht kannte und im landläufigen Vorurteil befangen, Homosexualität mit Pädikation identifiziert.

Aber nicht bloß Ideenassoziation, sondern auch die

Erregung homosexueller Rudimente dürften bei diesem Traum im Spiele sein. Denn der Fall bietet noch eine interessante Eigenheit dadurch, daß der Heterosexuelle als Knabe von etwa 14 Jahren seitens eines anderen gleichalterigen Knaben coitus inter femora öfters über sich ergehen ließ. Obgleich er damals gar nicht recht den Akt begriffen haben will, selbst niemals aktiv war und stets von der Pubertät ab heterosexuellen Geschlechtsverkehr pflegte und wohl nur heterosexuell fühlt, dürften doch vielleicht die in seiner Jugend mit ihm vorgekommenen homosexuellen Handlungen einen zur Entstehung des betreffenden Traumes günstigen Boden, vielleicht eine Erregung der schlummernden homosexuellen Rudimente geschaffen haben.

Näcke hält die Theorie von Ellis für unrichtig, wonach Assoziationsbilder allein einen gleichgeschlechtlichen Traum erzeugen könnten.

Er erklärt die sexuellen Kontrastträume aus der bisexuellen Uranlage des Menschen und die homosexuellen Träume Heterosexueller namentlich aus der latenten homosexuellen Komponente, die im Traum einmal durchbrechen könne.

Diese Untersuchungen führen Näcke überhaupt zu Erörterungen über die Entstehung der Homosexualität.

Homosexualität sei sehr wahrscheinlich keine pathologische Erscheinung, sondern eine Variatio der libido.

Der Zweck der geschlechtlichen Befriedigung sei nicht notwendigerweise Fortpflanzung. Ziel aller Wesen wäre zunächst völlige Entwicklung des Menschen; zeitweiser Orgasmus mit Ausstoßen der Keimstoffe werde dadurch bedingt, der Reiz dazu sei jedoch nicht immer der gleiche und brauche nicht immer vom entgegengesetzten Geschlecht auszugehen.

Die libido, ob vom gleichen oder entgegengesetzten Geschlecht angeregt, habe gleiche oder ähnliche Wirkung auf Körper und Geist bis auf die Fortpflanzung.

Die gemeinsame Zwecksetzung der Hetero- und Homosexualität könne man also sehr wohl in der Hervorbringung von nützlichen Gliedern der Menschheit finden, bei den Heterosexuellen

außerdem in der Fortpflanzung, die aber de facto nur von einem sehr geringen Teile derselben besorgt werde.

Die Entstehung der libido könne man sich wie folgt erklären: In der Zeit, als beide Keimdrüsen sich an einem Individuum vorgefunden, das sich selbst befruchtet, seien Gefühle angenehmer Art durch Berührung der eigenen Haut usw. ausgelöst worden, die sich zu mehr oder weniger klaren sexuellen ausgebildet. Das homosexuelle Geschlechtsgefühl sei demnach nicht nur das ältere und erste und das heterosexuelle folglich eine Weiterbildung, eine höhere Stufe, sondern nach Analogie dieser Geschlechtsempfindung sei ein langes Nachwirken dieser Geschlechtsempfindung durch Vererburg trotz weiterer Abschwächung unter Zunahme der heterosexuellen Empfindung durchaus nicht unmöglich. Weiter denkbar wäre es, gleichfalls nach Anologien, daß unter bestimmten, uns unbekannten Umständen jener homosexuelle Anteil der libido, der im Laufe der Zeit anscheinend verschwunden gewesen, wieder erweckt sei und so die Homosexualität als eine Art von Atavismus erscheine, der aber nicht pathologisch begründet zu sein brauche. Es sei aber wohl anzunehmen, daß der homosexuelle Hang bei der Weiterentwicklung des Menschen nicht wirklich bis auf etwaige Rückschläge verschwunden sei, sondern stets im Keime bei jedem vorhanden geblieben und nur bei gewissen Anlässen durchbräche. Dafür spräche das Auftreten von homosexuellen Träumen bei Normalen, sowie der zeitweise Durchbruch echten Urningtums bei heterosexuellen Geisteskranken, speziell Schwachsinnigen.

Die Theorie Näckes, wonach das homosexuelle Gefühl vom taktilen Gefühle sich ableite und das ältere Geschlechtsgefühl sei, scheint mir, offen gestanden, gesucht und wohl kaum zutreffend.

Will man der eigenen Betastung Wichtigkeit für die Entstehung des Geschlechtsgefühls beimessen, so müßte der Automonosexualismus, die Liebe zu sich selbst, das ursprünglichste Geschlechtsgefühl sein.

Soweit wir die Menschheitsgeschichte zurückverfolgen können, sehen wir die große Masse der Menschen heterosexuell und eine kleine Minderheit homosexuell.

Daher ist nicht begreiflich, daß die Heterosexualität

gleichsam erst aus der Homosexualität sich entwickelt habe, ebenso wie ich eine zweite — von Näcke aufgestellte — allerdings von ihm selbst für wenig wahrscheinlich gehaltene Hypothese zurückweisen möchte, als sei die Homosexualität eine Abart der Heterosexualität, wofür Näcke den Umstand anführt, daß der Homosexuelle stets geistig und körperlich ihm entgegengesetzt geartete Personen liebe.

Dieser Umstand ist nicht beweiskräftig. Einmal ist dieser Satz nicht in allen Fällen richtig, es gibt Homosexuelle, die auch ihnen ähnlich Geartete lieben, sodann kann man aus der Bevorzugung einer gewissen Gegensätzlichkeit noch nicht eine Parallele zwischen der eine Gegensätzlichkeit des Geschlechts bedingenden Heterosexualität und der höchstens eine Gegensätzlichkeit gewisser Eigenschaften bedingenden, aber das gleiche Geschlecht zur Ergänzung bedürfenden Homosexualität ziehen.

Am wahrscheinlichsten ist wohl die Annahme, daß es von jeher eine Majorität Heterosexueller und eine Minorität Homosexueller gegeben hat, daß die Homosexualität zwar auf Grund der bisexuellen Anlage des Menschen sich entwickelt, daß aber von jeher meist der heterosexuelle Trieb die homosexuelle Anlage bei der Mehrzahl der Menschen unterdrückt hat.

Warum und unter welchen Einflüssen nun gerade bei der Minderheit die eigengeschlechtliche Anlage den Sieg davonträgt, das ist ein Rätsel. Jedenfalls möchte auch ich in dem Punkt Näcke beistimmen, daß die chemische Theorie Blochs zur Lösung dieses Rätsels nicht hinreicht, vielmehr als Grundlage für die Entstehung der Homosexualität gewisse Abnormitäten im gröberen oder feineren Gehirnbau, und nicht chemische, sondern embryonale, anatomische Störungen entscheidend sind. Auch ich glaube entschieden, daß das Gehirn den Ausschlag gibt, ob hetero- oder homosexuell gefühlt werde.

Näcke, P., Dr.: Vergleich von Verbrechen und Homosexualität, in der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. November 1906.

Lombroso hatte auf dem 6. Internationalen Kongreß für Kriminalanthropologie zu Turin eine Parallele zwischen der angeborenen Homosexualität und dem angeborenen Hang zum Verbrechen gezogen. Näcke sucht Lombrosos Anschauungen zu widerlegen.

Lombroso hatte bei Kindern Neigung zum Verbrechen (Lügen, Diebstahl und Grausamkeit), sowie zur Homosexualität behauptet. Näcke bestreitet, daß beim Kind in der Regel von Verbrechen die Rede sein könne, nur die wenigsten Kinder hätten wirklichen Hang zur Lüge, zum Stehlen, zur Grausamkeit.

Ebensowenig sei — mit Ausnahme der wirklich Homosexuellen — beim eigentlichen Kind Neigung zu Homosexualität vorhanden.

Nur bei jungen Leuten im Pubertätsalter fände sich — aber auch nur relativ selten — eine vorübergehende Homosexualität in verschiedenen Abstufungen. Es sei dies ein Beweis für die Bisexualitätstheorie, ebenso wie hierfür die häufig in den Gefängnissen anzutreffende Inversion ein Beweis sei, obgleich sehr oft nur Handlungen faute de mieux vorlägen.

Gegen Lombrosos Auffassung der Homosexualität als Degenerationszeichen, wendet sich Näcke. Nur die wenigsten Ärzte kennten die große Menge der Urninge; was von den Homosexuellen zum Psychiater oder Neurologen gehe oder ins Gefängnis komme, sei zum großen Teil krankhaft. An und für sich sei Inversion wohl kein Entartungszeichen.

Der homosexuelle Trieb sei allerdings als eingeboren anzusehen und zwar glaube er, Näcke, jetzt gar nicht mehr zwischen echter und unechter Homosexualität unterscheiden zu dürfen. Die sogen. unechte Homosexualität seien die Fälle, wo die homosexuelle Neigung nur vorübergehend und zu verschiedenen Zeiten sich äußere, so z. B. auf Schiffen, Internaten usw.

Wenn in solchen Fällen vorhanden seien: 1. ausgesprochenes Liebessehnen nach einer Person des gleichen Geschlechts; 2. sexuelle Befriedigung durch sexuelle Akte mit einer solchen Person, dann handle es sich um eine homosexuelle Geschlechtsrichtung. Trete diese Richtung abwechselnd mit oder zugleich neben heterosexuellem Trieb auf, so läge eben Bisexualität vor. Auch in den vorüber-

gehenden Fällen bestehe eine eingeborene Disposition zu einer Verknüpfung des Sexualtriebes mit einen späteren gleichgeschlechtlichen Sexualobjekt, wenn auch in latenter, virtueller Form.

Bei dem sogen. echten Urning sei von Jugend auf der homosexuelle Trieb ausschließlich und stets dem eigenen Geschlecht zugewandt. Ein solcher Mensch werde unter allen Umständen, selbst auf einer Insel, wo es nur Weiber gäbe, homosexuell fühlen.

Man könne aber sehr wohl von einem geborenen Homosexuellen sprechen, dagegen nicht von einem geborenen Verbrecher, da es keine Menschen gäbe, die unter allen Umständen zu Verbrechern werden müßten.

Nun würde ja bei den Homosexuellen der Trieb allerdings durch Gelegenheitsursachen, durch äußere Reize geweckt, ebenso wie der Verbrecher durch äußere Ursache zur Betätigung gedrängt werde. Man dürfe aber daraus keine Analogie herleiten. Denn bei den Homosexuellen handele es sich um ubiquitäre, kaum vermeidbare, beim Verbrecher nur um besondere Umstände, wie sie fast nur in unseren komplizierten Lebensverhältnissen eintreten könnten, nicht einmal wüßten.

Analogien zwischen Homosexuellen und Verbrecher — aber nur ganz äußerliche — habe man nur, wenn man einfach bei beiden statt von „geborenen" von „frühzeitigen" spräche. Geisteskranke gäbe es unter den Homosexuellen und unter den Verbrechern, dies gäbe aber keine Parallele, wie sie Lombroso ziehe, denn auch unter den Heterosexuellen handelten viele „aus Irrsinn". Daß aber unter den Homosexuellen mehr Geisteskranke als unter den Heterosexuellen zu finden seien, sei nicht bewiesen.

Auch die hereditäre Belastung, welche Lombroso bei Verbrecher und Homosexuellen behaupte, scheine kaum eine wesentlich stärkere zu sein, als bei den Heterosexuellen. Ganz grundlos sei weiter die Behauptung Lombrosos: Geborene Verbrecher und Homosexuelle zeigten einen neuropathischen krankhaften Zug, nur daß bei den letzteren Hysterie, bei den ersteren Epilepsie vorwiege; beide jedoch litten an übermäßiger Impulsivität, Frühreife, der Unmöglichkeit sich zu beherrschen und einer eigentümlichen epileptischen Färbung.

Es sei mehr als fraglich, ob bei den Urningen häufig Hysterie oder Epilepsie vorkomme, wahrscheinlich sogar nicht öfter als bei den Heterosexuellen, ebenso seien die übrigen angegebenen Eigenschaften kaum öfter als sonst anzutreffen. Die

Behauptung Lombrosos, die Urninge gingen ihren Neigungen am meisten im Alter von 15 bis 25 Jahren nach, ebenso wie die Verbrecher, sei noch zu beweisen. Dies seien ja auch die Jahre, wo der Geschlechtstrieb am stärksten sei. Es sei ihm (Näcke) übrigens aufgefallen, daß er in den Berliner homosexuellen Lokalen so auffallend wenig ältere Leute gesehen. Über Stärke und Dauer der libido der Invertierten wisse man überhaupt wenig.

Endlich seien auch die forensischen Bemerkungen Lombrosos ganz unzutreffend. Allerdings seien die schon früh sich betätigenden Invertierten „unverbesserlich". „Missetaten" begingen sie aber nur in den Fällen, in denen auch Heterosexuelle strafwürdig seien, nämlich im Fall des Vergreifens an Kindern, der Notzucht oder der öffentlichen Ärgerniserregung. Was im übrigen hinter vier Mauern geschehe, gehe niemand etwas an, wenn die erwähnten Fälle nicht vorlägen. Demnach könne von einem Parallelismus zwischen Verbrechen und Homosexualität nicht nur keine Rede sein, sondern beide seien meist von Grund auf verschieden.

Lombroso habe anscheinend nur einige pathologische Exemplare von Invertierten kennen gelernt, das draußen stehende Groß derselben aber kaum.

Näcke hat vollkommen recht, Ähnlichkeiten zwischen Verbrecher und Homosexuellen bestehen nicht.

Ich gehe sogar noch weiter als Näcke, indem ich auch eine speziell für die Homosexuellen geltende, wenn auch nur äußerliche, in dem Merkmal „der Frühzeitigkeit" der Neigung zutage tretende Ähnlichkeit leugne. Die konträre Sexualempfindung des „echten" Homosexuellen macht sich allerdings in den meisten Fällen schon in früher Kindheit geltend, wie aber gerade neueste Auto-Biographien von Heterosexuellen lehren (vgl. Ellis: Das Geschlechtsgefühl. Bibliographie, Jahrbuch VI, S. 591 bis 592), regt sich sehr oft auch bei Heterosexuellen schon in der Jugend der Trieb zum andern Geschlecht.

Somit besteht auch in dieser Beziehung kein nur für die Homosexuellen charakteristisches Moment.

Das gleiche — nämlich dieselben Verhältnisse bei Hetero- und Homosexuellen — würden auch — wie ja

auch Näcke treffend hervorhebt — gelten, wenn die Homosexuellen wirklich am meisten im Alter von 15 bis 25 Jahren sexuell sich betätigten.

Dies mag wohl bei den Heterosexuellen der Fall sein, obgleich es mir zweifelhaft erscheint. Jedenfalls aber trifft es nicht bei den Homosexuellen oder nur in den allergrößten Städten, wie Berlin oder Paris zu.

In der Provinz werden viele Homosexuelle erst später über die homosexuelle Welt aufgeklärt, viele quälen sich jahrelang mit ihrer Neigung ab, ohne jemals Gelegenheit zur Befriedigung zu finden oder den Mut zu haben, die Gelegenheit zu benutzen.

Es sind mir Fälle bekannt von Herren, die bis in die vierziger Jahre einen verzweiflungsvollen, qualvollen Kampf mit ihrem Trieb führten, bis sie endlich ihren Widerstand aufgaben.

Bei andern ist oft bis Mitte ja Ende der Zwanziger ein nur latenter Trieb zum gleichen Geschlecht bei Gleichgültigkeit, wenn auch nicht gerade Abneigung gegen das Weib vorhanden, und erst spät tritt der Geschlechtstrieb und zwar auf den Mann gerichtet, stärker, zur Betätigung drängend, hervor.

Meiner Ansicht und Erfahrung nach findet die häufigste sexuelle Betätigung der Homosexuellen zwischen 30 und 45 Jahren statt.

Auch ältere, ja alte Homosexuelle, die sich noch sexuell befriedigen, sind zahlreich. Ich kenne homosexuelle Herren in den siebenziger, die noch wöchentlich mindestens einmal geschlechtlich verkehren.

Was die Stärke des Geschlechtstriebes bei den Homosexuellen anbelangt, so möchte ich sie eher für größer als bei den Heterosexuellen annehmen.

Diese besondere Stärke des Triebes ist aber wohl nur eine anscheinende und darauf zurückzuführen, daß meistens dem Homosexuellen wegen des Zwanges, seine

Neigung und deren Befriedigung geheim zu halten, ein eheähnliches Verhältnis, in dem der Trieb eine wohltuende Ruhe und Regelung fände, unmöglich ist und er meist auf aufregende, den Trieb aufstachelnde und immer aufs neue reizende, vorübergehende, im Versteckten sich abspielende Beziehungen, meist prostitutiver Art angewiesen ist.

Preuß, J., Dr., (Berlin), Prostitution und sexuelle Perversitäten nach Bibel und Talmud. In: Monatshefte für praktische Dermatologie. 43. Bd. 1906.

Preuß behandelt in einem Abschnitt die „Päderastie".

Er teilt die auch von mir im Jahrbuch Bd. I S. 98, IV S. 678, VIII S. 826 verfochtene Ansicht mit, daß das alte Testament den gleichgeschlechtlichen Verkehr mit dem Tode bestraft wissen wollte und zwar in den Stellen Leviticus 18,3 ff u. v. 22, u. 20,13.

Aus den in diesen Stellen sich findenden Plural mischkebé, ischa, copulae folgerten die Rabbiner im Talmud, daß die Schrift jeden gleichgeschlechtlichen Verkehr, also auch die bloße appositio membri, mit dem Tode und zwar durch Steinigung ahnden wolle. Die Auffassung von Wirz, daß die Schrift die Pädicatio nur insofern verboten habe, als sie kultischen d. h. götzendienerischen Zwecken gedient habe, verwirft Preuß.

In Lev. 20,13 fehle gerade die Zusammenstellung der Päderastie mit dem Götzendienst, das Verbot finde sich inmitten der Verbote der Blutschande und des Ehebruches, in Lev. 18,22 schließe sich das Verbot an dasjenige der Unzucht mit Tieren an.

Die Unzucht in allen ihren Formen, auch ohne kultische Beziehungen, sei Aufgabe der mosaischen Gesetzgebung. Für diejenigen Personen beiderlei Geschlechts, die sich zu kultischen Zwecken, besonders wohl im Dienste der persischen Astarte, prostituierten, habe die Bibel die Sonderbezeichnung qadesch resp. qedescha (den Götzen) Geweihte. Sie würden ebenfalls, aber gesondert von der Pädicatio, verboten.

Die Folgerung sei zutreffend, daß die Bibel den Homosexuellen zur Enthaltsamkeit verpflichte, aber nicht anders, sondern ganz in demselben Maße und in derselben Weise wie den Normalen außerhalb der Ehe.

Nur müsse man auch weiter gehen und sagen, daß nach

biblischer Lehre schon jedes Begehren nach Verbotenem, auch ohne „Betätigung“, also die „Empfindung“ allein, zwar nicht „ehrlos“, aber sündhaft und ihre Unterdrückung daher religiöse Pflicht sei.

Die Päderastie gehöre nach den Talmudisten zu den Verbrechen, bei denen Notwehr, sogar wenn nicht anders möglich, unter Tötung des Angreifers, nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten sei. Die Päderastie zähle zu den Dingen, wegen der die Sonne am Firmament ihr Antlitz verhülle. Gerade in der Zeit der Entstehung des Talmuds hätten die Rabbiner reichlich Gelegenheit gehabt zu sehen, wie die Übung der „Lieblingminne“ zum guten Tone der hohen und höchsten Kreise zu gehören begonnen habe, die Kaiser hätten das Beispiel gegeben.

Wenn Potiphar den Joseph gekauft, „der schön war von Gestalt und Gesicht“, so habe er beabsichtigt, ihn zur Päderastie zu gebrauchen. Gott habe aber Potiphar zum Kastraten, also unschädlich gemacht.

Zur Zeit der Hungersnot seien die Ägypter zu Joseph gekommen: nur unsere Leiber und unser Land besitzen wir noch, kaufe uns und unser Land für Brot.

Sie seien also gezwungen gewesen, auf unsittliche Weise ihr Leben zu fristen, erläutere Josephus. Josephus habe offenbar das „gewijja“ des Urtextes, das sonst „Körper“ bedeute, im Sinne von „penis“ genommen, wie auch die Griechen das σῶμα in beiden Bedeutungen gebraucht.

Der Vorbeugung gegen den gleichgeschlechtlichen Verkehr hätten offenbar die Vorschriften der Mischna gedient, daß nicht zwei unverheiratete Männer in einem Mantel (Bettdecke)[1]) hätten schlafen dürfen, ferner die Bestimmung, daß ein Unverheirateter nicht Knabenlehrer sein dürfe.

Nach einem Bericht von Josephus über den jüdischen Krieg hätte sich die Manneszucht im galiläischen Heere sehr gelockert. Die Soldaten hätten sich aus Überdruß ungescheut weibischem Gebaren hingegeben, Weiberkleider angezogen, das Haar frisiert, mit wohlriechendem Öl sich gesalbt, sich die Augen bemalt und sich wie Weiber geschlechtlich gebrauchen lassen.

In der Erzählung des Untergangs von Sodom und Gomorrha glaubt Preuß nicht, daß die Bibel als Ursache des Untergangs

---

[1]) Vgl. das erlaubte Zusammenschlafen von Liebhaber und Liebling bei den Lacedaemoniern, wenn die Mäntel die Liebenden bedeckten, d. h. wenn sie nicht völlig nackt schliefen, was nicht erlaubt war. Vgl. Jahrbuch I meinen Aufsatz über die strafrechtlichen Bestimmungen S. 102.

die sexuelle Perversion hingestellt habe. Damit erledige sich auch Wirz's Behauptung, daß die Einwohner Sodoms wegen der beabsichtigten Unzucht zu kultischen Zwecken bestraft worden seien. Im frühen Altertum habe man niemals den Grund des Untergangs gerade in den sexuellen Lastern oder gar speziell der Päderastie der Einwohner erblickt.

Sodom gelte in der Bibel und den nachbiblischen Schriften als Typus aller Laster, nicht der sexuellen allein, sondern insbesondere der Hartherzigkeit gegen Arme. Die Mißachtung der Gastfreundschaft, nicht beabsichtigte Päderastie, habe schließlich Gottes Zorn entfacht.

Auch die Erzählung im Buche der Richter Kap. 19 handele nach Preuß nicht von einem Begehren der Menge nach Päderastie mit dem fremden Manne und insbesondere nicht von einer Absicht, den Fremden zur Tempelprostitution schleppen zu wollen, sondern gebe nur ein Beispiel von Fremdenhaß.

Die Tribadie sei in der Bibel nicht erwähnt, daraus dürfe man nicht schließen, daß sie erlaubt oder gar gebilligt worden sei. Den Rabbinern hätte sie als „Tun Ägyptens" gegolten.

Roeder, Oswald: Michel-Angelo. Ein Beitrag zu seinem Seelenleben. (Berlin-Leipzig: Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, 1907.)

Die Broschüre ist der Erörterung und dem Nachweis von Michel Angelos Homosexualität gewidmet.

Der Verfasser hält in erfreulichem Gegensatz zu anderen — man möchte sagen mit Blindheit geschlagenen Autoren — des großen Künstlers Natur für zweiffellos gleichgeschlechtlich.

Der Verfasser faßt die homosexuelle Veranlagung als ein krankhaftes Symptom auf.[1]) Verfasser sucht auch schon bei Verwandten Michel Angelos — seinem Vater und seinen Brüdern — krankhafte Merkmale, welche auf eine erbliche Belastung des Malers hindeuteten. Allerdings kann Verfasser in dieser Beziehung nur Weniges und ziemlich Allgemeines beibringen, so des Vaters energieloses, unselbständiges, leicht zu beschwatzendes

[1]) Hierüber läßt sich zwar streiten, aber unrichtig ist die Behauptung Roeders, daß heute kaum mehr ein Zweifel herrsche, daß es sich bei dem gleichgeschlechtlichen Empfinden um die Äußerung einer krankhaften Veranlagung der Gehirnfunktionen handele. Eine ganze Anzahl von Autoren betrachten die Homosexualität als Geschlechtsvarietät und nicht als notwendigerweise krankhaftes Moment.

und grundlos in Hitze geratendes Wesen und die Minderwertigkeit, ja womöglich die moralische Verkommenheit und geistige Entartung des einen Bruders Gismondo. An Michel Angelo selber hebt Verfasser zwei Züge hervor, die für erbliche Belastung sprächen. Seinen das ganze Leben andauernden, manchmal bis zu Selbstmordgedanken sich steigernden Trübsinn, seinen Hang zur Einsamkeit und seine Unfähigkeit, seiner Umgebung und seinen Bekannten sich anzupassen.

Diese Merkmale sind bei vielen Homosexuellen vorhanden, so z. B. habe ich schon öfters aus dem Munde von Homosexuellen die vom Verfasser berichtete Klage Michel Angelos gehört: er habe noch keinen einzigen Tag gehabt, an dem er sich ganz glücklich gefühlt habe.

Notwendigerweise sprechen diese Züge aber nicht für Krankheit, sondern erklären sich aus der peinlichen Lage des Urnings und seiner allgemeinen Ächtung.

Einen weiteren auffallenden Charakterzug Michel Angelos hebt Verfasser hervor: seinen den verschiedensten Untersuchungen sich zuwendenden Schaffensdrang, seine bald erlahmende Arbeitsfreude.

Verfasser stellt die Frage: Liegt diesem unstäten, schwankendem Wesen doch vielleicht etwas zugrunde, das auf eine Störung im Gleichgewicht der Seele schließen ließe.

Ich möchte sie bejahen und auf seine, das Gleichgewicht seiner Seele störende Homosexualität zurückführen.

Dabei braucht man nicht erbliche Belastung anzunehmen, trotzdem kann man eben in der Homosexualität Michel Angelos auch ohne Annahme ihrer Krankhaftigkeit die Schaffensart und die Unruhe in den künstlerischen Unternehmungen Michel Angelos erklären und mit Verfasser sagen, daß „der Homosexuelle oft den ihn peinigenden Vorstellungen zu entfliehen suche und sich auf tausend Dinge stürze, welche Ablenkung und Zerstreuung gestatteten, ohne dabei doch sein ganzes Interesse für die Dauer einem einzigen Objekt zuzuwenden."

Sehe ich auch in Michel Angelo wegen seiner Homosexualität keinen „schwer Belasteten", so stimme ich doch dem Verfasser

bei, wenn er meint, daß der unersättliche Tätigkeitsdrang Michel Angelos nicht etwa aus dem Verlangen des Künstlers heraus seine Erklärung finde, den inneren Unfrieden, an dem seine Seele krankte, zu betäuben und sich durch ein fast übermenschliches Maß von Arbeit die Ruhe, welche er sonst nicht habe erlangen können, wenigstens vorzuspiegeln.

Verfasser weist die gesuchten und falschen Deutungen der meisten bisherigen Erklärer der Werke Michel Angelos zurück und stellt fest, daß es sich in des Künstlers Gedichten um die gleichgeschlechtliche Liebe des Dichters zu schönen Jünglingen gehandelt habe.

Er wendet sich besonders gegen Thode, der sich für berechtigt gehalten hat, von nichtswürdigen, gröbsten Anklagen zu sprechen, mit welchen pöbelhafte Verleumdungssucht den Schöpfer der Decke der Sistina zu nahen wage.

Diese Äußerung von Thode ist zweifellos hauptsächlich gegen meine, in dem Aufsatz über Michel Angelos Urningtum ausgesprochene Anschauung gerichtet gewesen, da ich wohl zum erstenmal in einem selbständigen Artikel Michel Angelos Homosexualität behandelt habe. Im Jahrbuch habe ich auch schon Thodes anmaßende, ja gröblich beleidigende Worte zurückgewiesen.

Verfasser bespricht eingehend die Korrespondenz zwischen Michel Angelo und Cavalieri wie sie sich auf Grund neuerer Forschungen vollständiger als bei Scheffler in dem neuen Buch von Frey[1]) aufgezeichnet findet.

Diese Korrespondenz zeigt deutlich die Art des Michel Angelo beherrschenden Gefühls und mit Recht frägt Roeder, ob man nicht glaube die reine Liebeskorrespondenz mit ihrem Suchen und Meiden, Grollen und Versöhnen vor sich zu haben. Die Erklärungen der Sonetten seitens einer Anzahl Autoren durch den platonischen Eros, durch rein intellektuelle Momente, verwirft Verfasser und nicht zu recht.

Er zerpflückt diesen angeblichen rein ideellen, platonischen Eros und zeigt, welche sinnliche Grundlagen gerade bei den Griechen sich unter ihm bargen und wie tatsächlich dieser Eros oft auf direkt sexuelle Verhältnisse hinauslief.

---

[1]) Frey: Das Problem Michel Angelo. Vgl. Monatsbericht Juni 1907, Nr. 12 und 13.

Mit Recht weist er auf die bekannten Verführungsversuche des Alkibiades gegenüber Sokrates.

Jedenfalls handele es sich in den Sonetten Michel Angelos nicht um sog. platonische Liebe, oder um bloßes Spiel mit Ideen. In manchen Versen trete direkt eine Sehnsucht nach körperlicher Vereinigung mit dem geliebten Gegenstand hervor.

Sei Michel Angelo konträr-sexuell gewesen, so läge hierin für ihn etwas natürliches, da jede Liebe im wirklichen Sinne die Vereinigung von Leib und Seele erstrebe, andernfalls könne nur von Freundschaft, ästhetischem Wohlgefallen oder wie man sonst dieses Gefühl nennen wolle, die Rede sein.

Zum Schluß hebt Verfasser auch Michel Angelos Vorliebe des männlichen Körpers in seinen plastischen und malerischen Darstellungen hervor.

Michel Angelo habe als Maler so unendlich wenige, und als Bildhauer überhaupt keine nackten weiblichen Körper gebildet. Auch in den Grabdenkmälern von S. Lorenzo könne man nicht von echt weiblichen Körpern reden, es seien übermenschliche Gestalten, Titanen, deren gewaltige Glieder weit über alle Sphären sterblicher Verschiedenheiten erhaben seien.

Mädchenhafter Schimmer läge diesen Gebilden fern, nur das mächtig Frauenhafte mache sich geltend. Demgegenüber träte eine fast unübersehbare Reihe von Darstellungen des männlichen Körpers in natürlicher Schönheit. In diesen Gestalten sei ein gewisser sinnlicher Zug nicht zu verkennen. Michel Angelos Naturanlage träte eben auf allen Gebieten in die Erscheinung.

Die Schrift entwickelt sehr gut die für Michel Angelos Homosexualität sprechenden, zwingenden Beweise, nur hätte Verfasser wohl auch denjenigen Autor erwähnen dürfen, welcher zuerst in einer selbständigen Abhandlung den Eros Michel Angelos als das, was er ist, als homosexuelle Liebe, deutlich ausgesprochen hatte, nämlich Numa Praetorius und nicht an einigen Stellen seiner Arbeit den Anschein erwecken sollen, als decke er, Roeder, zuerst die wahre Natur des großen Künstlers auf.

Rohleder, Hermann: Vorlesungen über Geschlechtstrieb und gesamtes Geschlechtsleben des Menschen. Zweite verbesserte, vermehrte und gänzlich um-

gearbeitete Auflage. 2 Bde. (Berlin W. 35. Fischers Medizin. Buchhandlung H. Kornfeld, 1907.

Die zwei starken Bände Rohleders reihen sich würdig den beiden bedeutendsten modernen Werken über das Sexualleben, Forels und Blochs an.

Die zwei letztgenannten Werke erfüllen allerdings einen etwas anderen Zweck: Sie behandeln die allgemeinen Anschauungen, die sozialen und psychologischen Fragen des Sexualgebietes weit eingehender als Rohleder, während Rohleder mehr die speziell medizinischen, physiologischen Gesichtspunkte erörtert, die übrigens auch Bloch eingehend in den Kreis seiner Betrachtung zieht, aber Rohleders Buch konzentriert sich mehr ausschließlich auf diese Materie.

Es findet sich sogar bei Rohleder einiges, was auch Bloch nicht behandelt — und es ist dies viel gesagt angesichts der encyklopädischen umfassenden Darstellung Blochs — so z. B. das interessante Kapitel über die „Künstliche Befruchtung und ihre Vornahme“ sowie des — zum ersten Mal von Rohleder klassifizierten und entdeckten — Automonosexualismus.

Einen noch größeren Raum als bei Bloch und Forel nimmt bei Rohleder das Gebiet der Homosexualität ein, nicht weniger als 250 Seiten.

Die Unterscheidung Rohleders zwischen der psychosexuellen Hermaphrodisie und der reinen Homosexualität, wonach be letzterer ein Abscheu und Abneigung gegen das andere Geschlech in sexueller Beziehung bestehe und ein Normalverkehr unmöglich sei, dürfte nicht ganz zutreffend sein.

Vom physischem Hermaphroditismus ist m. A. nur da zu sprechen, wo ein Geschlechtstrieb zu beiden Geschlechtern besteht Der bloße mangelnde Abscheu eines Homosexuellen vor dem Normalverkehr und der Möglichkeit des Koitus ohne wirklichen Geschlechtstrieb hierzu, stempelt ihn noch nicht zum psychischen Hermaphroditen, ebenso wie derjenige, welcher z. B. aus Gefälligkeit, aus Freundschaft oder des Gelderwerbes halber trotz seines ausgesprochenen Geschlechtstriebes zum Weib mit dem Mann sexuell verkehrt, nicht homosexuell zu nennen ist, wenn er die homosexuellen Handlungen ohne inneren Trieb, ohne befriedigendes Gefühl, aber auch ohne Ekel vornimmt.

Deshalb ist auch das Beispiel Rohleders für psychische Hermaphroditen: nämlich die verheirateten Männer, die mit ihren

Gattinnen den Koitus auszuüben vermögen, gleichzeitig aber auch dann und wann homosexuellen Verkehr pflegen, nicht beweiskräftig.

Zahlreiche verheiratete Homosexuelle sind ausschließlich homosexuell und empfinden beim Koitus nur ein lokales Gefühl, ohne daß sinnliche innere Begierde bestünde.

Fast alle diese Ehemänner erklären immer auf Befragen, der homosexuelle Verkehr sei für sie etwas ganz anderes, allein ihr sexuelles Bedürfnis vollauf Befriedigendes. Der Verkehr mit der Ehefrau sei nur Pflichthandlung, die bei vielen allerdings infolge der Hochschätzung und aufrichtiger Freundschaft gegenüber der Ehefrau weniger lästig empfunden wird.

Der Unterschied zwischen beiden Gefühlen zeigt sich auch deutlich darin, daß solche Ehemänner niemals Ehebruch mit einer Frau begehen, dagegen meist und zwar häufig mit Männern. Mir ist wenigstens kein verheirateter Homosexueller bekannt (ich habe zahlreiche kennen gelernt), der seiner Frau mit anderen Frauen untreu geworden wäre. Sehr richtig wendet sich Rohleder gegen die Anschauungen derjenigen, welche die psychosexuelle Hermaphrodisie als Beweis für die Erwerbung der Homosexualität anführen, indem er gerade eine weit bessere Erklärung für die Hermaphrodisie in der „Zwischenstufentheorie" sucht. Die Hermaphrodisie stelle eben das verspätete, undifferenzierte, noch zweigeschlechtliche Stadium dar, d. h. es seien Homosexuelle, die sich noch nicht bis zur reinen Homosexualität durchgerungen hätten.

Die Einteilung der verschiedenen Arten der Homosexualität ist bei Rohleder eine eigentümliche, die ich jedoch nicht zu billigen vermag.

Den reinen Konträrsexualismus (im Gegensatz zu der psychosexuellen Hermaphrodisie) teilt er ein in die griechische Liebe (Eros, Paedophilia) Fellatorismus (homosexueller Cunilingus) Päderastie. Konträrsexualismus im engeren Sinne (die übrigen Formen der Homosexualität, wie mutuelle Onanie, coitus in oxillam, inter crura usw.).

Diese Einteilung krankt an dem Fehler, daß zum Maßstabe die Art der sexuellen Befriedigung genommen wird.

Es ist ja richtig, daß viele Homosexuelle nur gerade eine spezielle Art der sexuellen Befriedigung lieben oder wenigstens stark bevorzugen, aber unzutreffend ist die Behauptung Rohleders, daß ein gewisser Teil der Urninge die aktive Päderastie lieben,

daß ihnen aber die bloße appressio penis ad corpus alterius ebenso widerlich sei, wie der Koitus mit dem Weib, woraus dann Rohleder die Berechtigung seiner Einteilung herleitet.

Zur Charakterisierung der sexuellen Persönlichkeit dient überhaupt nicht die Art der sexuellen Betätigung, sondern das sexuelle Fühlen, die sexuelle Anziehung, der spezielle sinnliche Ausfluß dieses Fühlens kann nicht für die Klassifizierung entscheidend sein.

Deshalb ist es insbesondere unrichtig, diejenigen „Konträrsexuellen im engeren Sinne" zu nennen, die nur mutuelle Onanie oder coitus inter femora oder die von Rohleder — noch angeführten übrigens sehr seltenen Fällen eines Koitus inter genua (zwischen die Knie) oder gar die noch selteneren inter axillas (Achselhöhle) oder noch selteneren in aures (Ohr) — ausüben.

Würde man zunächst einen Konträrsexualismus im engeren Sinne nach der am meisten ausgeübte Art der homosexuellen Befriedigung annehmen und bestimmen wollen, so könnte nur die mutuelle Onanie diese Bestimmung abgeben. Die von Rohleder angeführten seltenen und sehr seltenen Arten des coitus inter crura, axillas oder gar aures müßten aus der Rubrik völlig ausscheiden und nicht einmal der coitus inter femora könnte zum Maßstab der Bestimmung genommen werden. Denn trotz seiner großen Bevorzugung seitens vieler Homosexueller, hat vielleicht coitus in os noch zahlreichere Liebhaber, und diesen will ja Rohleder auf alle Fälle ausscheiden vom Konträrsexualismus im engeren Sinne.

Tatsächlich wäre aber auch diese Definition des Konträrsexuellen im engeren Sinne, als desjenigen, der mutuelle Onanie liebt, unzutreffend, weil einmal diejenigen, welche andere Formen lieben, inter femora, in os oder aktive oder passive Päderastie, nach ihrem psychosexuellen Fühlen gerade so gut des männlichen Geschlechts zu ihrer sexuellen Ergänzung bedürfen und in derselben Weise seelisch-konträr empfinden wie der mutuelle Onanist, sodann aber ist es überhaupt schwer zu sagen, ob tatsächlich mutuelle Onanie am meisten beliebt oder nur mangels Ortes, Zeit und Gelegenheit und wegen der leichtesten Art der Ausübung auch von vielen, die andere Formen bevorzugen, am häufigsten ausgeübt wird.

Eine Einteilung der Homosexuellen nach der Art ihrer Befriedigung ist auch deshalb unmöglich, weil viele Homosexuelle

nicht eine Art lieben und ausüben, sondern einmal je nach Ort, Zeit und Gelegenheit diese oder jene Form ausüben, dann aber je nach der Persönlichkeit und dem Typus des Geliebten, die oder jene Form bevorzugen.

Es gibt Homosexuelle, welche bei gewissen Jünglingen nur das Bedürfnis sie zu liebkosen und zu umarmen fühlen (sog. griechische Liebe nach Rohleder), bei anderen dagegen eine Sehnsucht nach derberen Formen verspüren, die einem zwanzigjährigen Studenten mehr in seelischer Neigung zugetan sind und daneben einen starken Naturburschen sinnlicher lieben.

So sind mir Fälle bekannt, wo Homosexuelle neben ihren vorübergehenden, mehr der Befriedigung der Sinnlichkeit dienenden Abenteuer ein mehr ideales Verhältnis zu einem wirklich geliebten Jüngling pflegen und seltener und in anderer Form mit dem Geliebten verkehren als mit den bezahlten, rein stark sinnlich reizenden Subjekten.

Auch dasjenige Gefühl, welches Rohleder als „griechische Liebe" und „Eros" bezeichnet, verdient keine besondere Klassifizierung im Gegensatz zum Konträrsexualismus stricto sensu und einzelnen Befriedigungsarten.

Unter „Griechische Liebe" und Eros versteht Rohleder „den geschlechtlichen Trieb, der sich beim Anblick eines schönen Knaben oder Jüngling zeigt" und scheint gleichzeitig eine mehr platonische oder wenigstens in ihrer Betätigung sehr begnügsame Liebe als Merkmal dieses Eros aufstellen zu wollen.

Es genüge bei dieser Liebe schon der bloße Anblick oder einfache Liebkosungen selbst ohne Berührung der Genitalien, um Orgasmus und Ejakulation hervorzubringen.

Diese Definition und Rubrizierung scheint mir verwirrend:

Die Einteilung der Homosexuellen nach dem bevorzugten Alter der Geliebten hat eine gewisse Berechtigung, so wie sie z. B. auch Hirschfeld gegeben hat in: Ephebophilie (Liebe zu 16—20jähr.), Androphile; (Liebe zu 20—30jährigen) und Gerontophilie (Liebe zu gereiften Männern bis ins Greisenalter)[1]).

Man mag dann auch die Liebe zu 16—20jährigen statt als Ephebolie als griechische Liebe oder Eros bezeichnen, aber man darf diese Liebe nicht in Gegensatz zum eigentlichen Konträr-

---

[1]) Nur wäre bei dieser Einteilung eine Gruppe, diejenige der zwischen 30 und 50 Liebenden einzuschieben, da diese Homosexuellen noch nicht als erontophile zu bezeichnen sind.

sexualismus bringen, denn sie gehört ganz und gar zu ihm, was das Gefühl anbelangt. Noch viel weniger darf man deswegen diesen Gegensatz aufstellen, weil beim sog. Konträrsexualismus stricto sensu Rohleders meist mutuelle Onanie oder coitus inter femora stattfände, bei der griechischen Liebe nicht oder nur selten.

Die Befriedigungsarten hängen nicht von dem Alter des geliebten Objektes ab. Auch bei der Ephebophilie kommen alle möglichen Befriedigungsarten vor, jedenfalls ist das für sie nicht charakteristisch, daß in einzelnen Fällen lediglich der Anblick oder einfache Liebkosungen genügen.

Auch bei der Androphilie oder Gerontophilie kann der Homosexuelle in einfacheren Befriedigungsarten sein Genüge finden. Es hängt dies von der Beschaffenheit seines Nervensystems, der etwaigen Hyperaethesie seiner Nerven zusammen, nicht aber von dem Alter des geliebten Objektes. In vielen Fällen haben Homosexuelle — wenn sie selbst noch so jung sind oder wenn sie noch nicht mit Gleichgeschlechtlichen verkehrt haben — nur das Bedürfnis nach mehr platonischer Liebe, nach Küssen und Umarmungen, ebenso wie Ähnliches bei manchen Heterosexuellen in dem Pubertäts- oder Jünglingsalter oder bei solchen, die lange keusch bleiben, vorkommt.

Aber sowohl bei Homo- als auch Heterosexuellen ist diese mehr platonische oder wenigstens begnügsamere Liebe nicht auf ein bestimmtes Alter beschränkt und zweitens macht sie auch bei fortschreitendem Alter oder Preisgabe der Keuschheit einer Sehnsucht nach etwas gröberen Befriedigungsarten Platz.

Nicht nur ein Gegensatz zwischen „griechischer Liebe" und Konträrsexualismus stricto sensu ist unberechtigt, sondern auch ein solcher zwischen Fellatorismus und Päderastie. Auch bei griechischer Liebe, bei Ephebolie können letztere beiden Arten gewünscht und ausgeübt werden.

Griechische Liebe, Ephebophilie darf allerdings nicht mit Päderastie oder Fellatorismus indentifiziert werden.

Aber es ist ungenau mit Rohleder zu sagen: die griechische Liebe stehe viel höher, sei weniger sinnlich als die Päderastie, die nur die widernatürliche sexuelle Vereinigung anstrebe. Selbstverständlich strebt die Päderastie diese Vereinigung an, denn darin besteht sie gerade, aber auch die griechische Liebe kann diese Form, ebenso wie andere anstreben, trotzdem wirkliche seelische tiefere Liebe besteht. Andererseits gibt es Fälle, wo die Sinnlichkeit auf ein Minimum sich beschränkt.

Aber alle diese Varianten können auch bei Androphilie und Gerontophilie vorkommen. Es ist aber nicht zutreffend, ein entscheidendes Gewicht auf die Befriedigungsart zu legen, während doch nur das Gefühl der sexuellen Anziehung maßgebend ist.

Den Irrtum, den das Strafgesetz und besonders das Reichsgericht mit ihren subtilen Unterscheidungen zwischen strafbaren und straflosen Akten begehen, darf man nicht in die moralische Bewertung und ebensowenig in die wissenschaftliche Klassifizierung der Homosexuellen hineintragen. Statt griechische Liebe gebraucht Rohleder oft den Ausdruck Pädophilie; diesen Ausdruck möchte ich nur auf die Liebe zu unreifen Knaben, also unter dem Alter vom 14. oder 15. Lebensjahre beschränkt wissen, weil sonst leicht eine Verwirrung mit der Liebe zu Jünglingen entsteht und die Grenzlinie zwischen diesen beiden Gruppen aus den verschiedenen, moralischen, sozialen, strafrechtlichen Gründen (namentlich sozialpolitischen zur Vermeidung falscher Vorstellungen des Volks über Homosexualität) scharf aufrecht zu halten ist.

Übrigens ist auch die Wahl des Ausdrucks „griechische Liebe“ wegen der Andeutung einer im alten Griechenland meist platonischen Liebe nicht besonders gerechtfertigt.

Denn mögen auch griechische Philosophen, besonders Plato, nur die ideelle Männerliebe verherrlicht haben, so zweifle ich sehr daran, daß die damals verbreitete Männerliebe den ideellen Charakter ohne sinnliche Befriedigung in den meisten Fällen gehabt habe. Ebenso wie bei Besprechung der Weiberliebe Dichter und Philosophen doch meist die Befriedigungsart der grobsexuellen Momente weglassen und die ideellen psychischen Momente betonen, ebenso haben die griechischen Schriftsteller bei der Erörterung der Männerliebe verfahren.

Ebenso aber, wie jedermann weiß, welchen Platz die direkt sexuelle Befriedigung bei den Heterosexuellen in der Wirklichkeit einnimmt, ebenso ist dies auch bei den Homosexuellen der Fall und war es auch in Griechenland; die Episode zwischen Sokrates und Alcibiades in Platos Gastmahl, die Selbstverständlichkeit, mit welcher die Möglichkeit eines sexuellen Verkehrs zwischen beiden geschildert wird, zeigt auch deutlich, wie gerade in Griechenland derartige Sachen aufgefaßt wurden und gang und gäbe sein mußten.

Rohleders Einteilung der verschiedenen Arten des Homosexualismus habe ich deshalb so eingehend besprochen, weil es sich nicht bloß um formale Seiten

handelt, vielmehr auch eine Anzahl wichtiger sachlicher Fragen dadurch berührt und durch die Art der Rubrizierung in ein falsches Licht gerückt wird, weil insbesondere bei Fernerstehenden leicht eine Verwirrung und unrichtige Auffassung vom Wesen der Homosexualität zu befürchten ist.

Wenn ich aber Rohleders Einteilungen bekämpft habe, so möchte ich jedoch ausdrücklich den Verdacht zurückweisen, als sei die Darstellung Rohleder über die Homosexualität minderwertig. Im Gegenteil: Abgesehen von dieser m. A. nach unrichtigen Einteilung und den damit zusammenhängenden oben erwähnten Gesichtspunkten ist Rohleders Darstellung in den Einzelheiten vortrefflich. Es ist sogar zu verwundern, daß Rohleder, obgleich er nach eigenem Zugeständnis nur 30—40 Homosexuelle untersucht hat, einen so sicheren und guten Einblick in die Homosexualität gewonnen und ein so vorzügliches Verständnis für alle ihre Einzelheiten erlangt hat.

Neues bringt Rohleder wenig. Eine neue Unterscheidung hinsichtlich strafbarer und strafloser Handlung habe ich bei ihm gefunden: zwischen der strafbaren immissio penis in os und dem straflosen bloßen lambitus penis sine introductione — letzteren Falles werden aber meist die Gerichte ohne weiteres auch von stattgehabter introductio in os oder appressio ad os überzeugt sei.

Aber der Gegenstand ist klar, erschöpfend und meist richtig dargestellt, namentlich die physiologische Seite ist vielleicht wie bisher kaum bei einem Schriftsteller erörtert.

Rohleder sieht mit Recht in der Homosexualität nur eine Konstitutionsanomalie, und zwar nicht im Sinne einer Schwäche oder Degeneration der physischen Funktion, sondern im Sinne einer Konstitutionsabnormität ohne irgendwelche Zeichen einer Degeneration.

Sie entwickele sich nach Eintritt des Stadiums der Differenziertheit infolge einer primären angeborenen (oder

eingeborenen) Anlage als solche ebenso, wie sich in anderen Fällen die Heterosexualität sich entwickele, unabhängig von irgendwelchen Einwirkungen physischer oder psychischer Seite sowohl des eigenen Körpers als der Vorfahren.

Nur in sehr, sehr seltenen Fällen lasse sich das Erworbensein der Homosexualität nicht von der Hand weisen. Der größte Teil, ja der allergrößte Teil der von den Anhängern des Erworbenseins angeführten occasionellen Momente sei hinfällig.

Die erbliche neuropathische Belastung vermöge prädisponierend für den Ausbruch der Homosexualität zu wirken, sie spiele aber wohl nur auslösendes Moment für die primär schon vorhandene conträre Empfindung.

Falsche Erziehung vermöge niemals Homosexualität zu erzeugen, ebenso Nachahmung oder sexuelle Abstinenz oder unglückliche Ehe oder Furcht vor Geschlechtskrankheiten usw. Diese Furcht könne wohl zu homosexuellen Akten nicht aber zu homosexuellen Fühlen führen.

Angesichts der schon oft von den Anhängern der Erwerbstheorie behaupteten Erwerbung der Homosexualität infolge lange betriebener Masturbation ist besonders wichtig, daß Rohleder, der wohl der beste Sachverständige für die Fragen der Masturbation und ihre Folgen ist, feststellt, daß Masturbation nicht zu Päderastie oder Konträrsexualität führe.

Die sog. Gelegenheitsursachen — dahin geht Rohleders Ansicht, — seien für die Entwicklung von Homosexualität hinfällig, sie vermöchten, wahrscheinlich auch hier immer einige im Verein, nur die noch schlummernde Homosexualität zu erwecken, wachzurufen, aber nicht wahre konträre Sexualempfindung zu erzeugen.

Nur bei Geisteskranken, Epileptischen oder noch schwereren Geistesstörungen, resp. bei schwerer neurotischer Belastung möge eine gleichgeschlechtliche Per-

version erworben werden, aber auch hier sei dieselbe vielleicht mehr Perversität als reine Perversion.

Nur aus dem geborenen Urning, aus dem geborenen urnischen Kind, könne sich der homosexuelle Mann und das homosexuelle Weib entwickeln.

Auch bezüglich der Therapie der Homosexualität vertritt Rohleder einen sehr richtigen, vernünftigen Standpunkt, indem er der Ehe als Heilmittel widerrät.

Sie könne nur in Frage kommen bei Fällen von psychosexueller Hermaphrodisie und zwar nur bei solchen, bei denen die Hinneigung zum anderen Geschlecht die zum eigenen Geschlecht bedeutend überrage. Eine Umkehrung der Homosexualität durch Normalverkehr in der Ehe sei ganz unmöglich. Heilung durch Suggestion hält er für aussichtslos und sieht gerade in dieser Aussichtslosigkeit einen Beweis für das Angeborensein der Homosexualität.

Übrigens wäre die sogen. Heilung durch Suggestion kein Beweis für das Erworbensein, da es sich um das Einschlummern, um die Dämpfung eines eingeborenen Triebes handeln könnte.

Das Ergebnis der therapeutischen Anschauungen Rohleders geht dahin, daß die Homosexualität, selbst die psychosexuelle Hermaphrodisie, therapeutisch durch nichts beeinflußbar sei und daß das, was für die homosexuelle Triebrichtung gelte, auch für die heterosexuelle gelte, (d. h. also auch Heterosexualität könne nicht durch irgend welche Umstände z. B. homosexuellen Verkehr in homosexuelles Empfinden umgewandelt werden.)

Hinsichtlich der Verbreitung der Homosexualität begeht Rohleder einen Irrtum, indem er sagt, daß Paris wohl die Metropole der Welt sei nicht bloß für den perversen heterosexuellen, sondern auch für den homosexuellen Verkehr.

Wie es sich mit ersterem Verkehr verhält, möge hier ununtersucht bleiben, aber jedenfalls ist die Behauptung

Rohleders bezüglich des homosexuellen Verkehrs unrichtig.

An Gelegenheiten zu homosexuellem Verkehr wird Paris übertroffen durch viele andere Städte namentlich Berlin, Florenz, Rom, auch nordische Städte wie Kopenhagen dürften in der gleichen Beziehung — jedenfalls prozentual der Einwohnerzahl — hinter Paris nicht zurückstehen.

Die Aufhebung des § 175 verlangt Rohleder selbstverständlich mit überzeugenden Gründen. Auch die weibliche Homosexualität ist von Rohleder behandelt und zwar sehr ausführlich, auch hier stellt er wohl Alles über dies Thema bekannte zusammen und erörtert in eingehenden Ausführungen die einzelnen Befriedigungsarten.

Mir scheint überhaupt, als sei die Darstellung der weiblichen Homosexualität seitens Rohleder wohl die vollständigste, die bisher in der Wissenschaft zu finden ist.

Sogar die forensiche Stellung der weiblichen Homosexualität wird ausführlich behandelt, wobei Rohleder abermals die Gelegenheit benützt im Hinblick auf die Straflosigkeit des weiblichen homosexuellen Verkehrs, die gleiche Behandlung des männlichen zu verlangen und die grundlose Bevorzugung des Weibes zu tadeln.

Die beiden umfassenden Bände Rohleders sind ein Werk von großer Wissenschaftlichkeit und hoher bleibender Bedeutung.

Roux: Note sur un cas d'inversion sexuelle chez une Comorienne. (Bulletin de la société d'anthropologie de Paris, 1905. Vol VI. Sp. 218—219.) Nach einem Referat von Buschan im Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie, vom 15. Dez. 1906.)

Eine ungefähr 60jährige Eingeborene der Komoren begann sofort nach dem Tode ihres Gatten sich nach Männerart zu kleiden und mit Sakalavenfrauen geschlechtlichen Verkehr auszuüben, wobei sie selbst die Rolle des männlichen Teiles spielte.

Zu diesem Zweck benutzte sie einen selbst angefertigten Penis aus Ebenholz samt zwei Testikeln aus Rafiateilen, der mittels Stricken um die Hüften gebunden wurde.

Nach häufigem Verkehr mit bezahlten Liebhaberinnen heiratete sie eine bejahrte Frau, gab das männliche Kostüm dann auf und schließlich nach neun Jahren auch zugleich den weiblichen Geschlechtsverkehr.

Salgo, J., Dr., (Privatdozent, ordentl. Nervenarzt am hauptstädtischen St. Margareth-Hospital in Budapest.) **Die forensische Bedeutung der sexuellen Perversität.** VII. Bd., Heft 4 der Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten, herausgegeben von Dr. Hoche. (Verlag Carl Marhold, Halle.)

Salgo untersucht nicht etwa die forensische Bedeutung der sexuellen Perversität im Allgemeinen oder der verschiedenen einzelnen sexuellen Anomalien, sondern seine Schrift hat fast ausschließlich die Homosexualität im Auge und ist um den Nachweis der Unhaltbarkeit und Unsinnigkeit der Bestrafung der homosexuellen Handlungen gewidmet. Dabei ist es Salgo gelungen, nicht nur bisher schon öfters betonte Gründe für die Straflosigkeit in eindrucksvoller Weise zu entwickeln, sondern sogar einen oder den andern neuen Gesichtspunkt ins Treffen zu führen.

Salgo geht aus von der Rückständigkeit und Unzulänglichkeit der juristischen Begriffe und Gesetzesbestimmungen gegenüber den Fortschritten der Psychiatrie.

Die Psychiatrie selber aber habe ihrerseits die Denkungsart der spekulativen Psychologie noch nicht völlig überwunden.

Es fehle noch die Kenntnis der wirklichen Elemente des geistigen Lebens, die Ausdrucksweise für eine naturwissenschaftliche Bedeutung psychischer Geschehnisse.

Bei den Fragen der zweifelhaften Geisteszustände seien es vielfach bloße Schlagworte, mit denen man die Schwierigkeiten lösen zu können glaube. Weder der widerspruchsvolle und anfechtbare Begriff der „verminderten Zurechnungsfähigkeit“ noch die Begriffe „Degeneration“ oder „Disposition“ brächten Licht in das dunkle Gebiet.

Der Psychiater dürfe auch nicht versuchen sein Gebiet allzuweit auszudehnen.

In dieser Beziehung kann nicht hoch genug die mutige Warnung Salgos angeschlagen werden, nicht das Alltägliche und Gewohnte ganz sicher als das Selbstverständliche und Normale zu betrachten und allem, was die heute gültigen gesetzlichen Schranken durchbreche, die Existenzberechtigung abzusprechen.

Das eigentliche Thema der Arbeit ist die Zurückweisung der für die Strafbarkeit der homosexuellen Handlung etwa geltend zu machenden Gründe:

Nachdem Salgo zunächst die Fälle ausgeschieden, wo offenbare Rechte verletzt werden und Strafbarkeit ohne weiteres sich rechtfertigt, also die Fälle der Gewaltanwendung, der Akte mit Jugendlichen und der öffentlichen Ärgerniserregung, frägt er, worauf in den mit gegenseitiger Einwilligung hinter vier Wänden begangenen homosexuellen Handlungen die Gesellschaft ihr Recht zu strafen stütze.

Als Erfordernis für dieses Recht stellt er auf: Die Interessen der Gesellschaft müßten in ihren Einheiten gestört und gefährdet werden. Nur derjenige geschlechtliche Angriff sei strafrechtlich zu verfolgen, der individuelles oder soziales Recht verletze.

Die Verletzung des Individualrechtes scheide von vornherein aus, es käme also nur das Recht der Gesellschaft in Betracht.

Man könnte sich in dieser Beziehung zunächst auf eine Verletzung des öffentlichen Sittlichkeitsbewußtseins oder des Anstandsgefühls berufen wollen.

Dem gegenüber sei zu entgegnen, daß vorerst die homosexuelle Handlung, oder vielmehr richtiger gesprochen, das später ausgelöste Erinnerungsbild eigentlich niemals zur öffentlichen Kenntnis gelange. Sie würden von einer Person zur behördlichen Kenntnis gebracht und dort unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt.

Höchstens könne man die amtierende Amtsperson allein als Öffentlichkeit ansehen, um darin das Recht zur Verfolgung erblicken.

Die bloße Kenntnis der Behörde an und für sich kann meiner Ansicht nach nicht einmal das Moment der Öffentlichkeit herstellen. Tatsächlich wird durch die Anzeige und Untersuchung regelmäßig auch die Hand-

lung in weiten Kreisen bekannt und wirklich zur allgemeinen Kenntnis gebracht. In diesen Fällen ist aber schuld an der öffentlichen Kenntnis derjenige, welcher die Sache anzeigt und von dem Gesichtspunkt aus, daß wegen der öffentlichen Verbreitung gestraft werden soll, sind gar nicht die Täter selbst die Schuldigen. Bei ihnen wird man regelmäßig nur von einer fahrlässigen Verbreitung sprechen können.

Die Anzeige und Untersuchung schafft erst die Öffentlichkeit, es ist aber widersinnig und schlägt jedem Gerechtigkeitsgefühl ins Gesicht, zu strafen wegen eines Umstandes, (der öffentlichen Kenntnis der Tat) den ein Denunziant, oder die Polizei, oder die Gerichte erst schaffen und erzeugen, der ohne die Tätigkeit dieser Personen und Organe gar nicht entstanden wäre.

Weiter frägt Salgo mit Recht: wenn man die Behörde als Öffentlichkeit betrachten wolle, warum denn die öffentliche Kenntnis des heterosexuellen Geschlechtsaktes ihn nicht strafbar mache. Denn selbst die legitimierte Form des sexuellen Lebens sei anstößig und deren Heraustreten aus dem Dunkel strengster Intimität verletze Sittlichkeit und Anstand.

Bei der homosexuellen Handlung werde aber etwas Besonderes bestraft, nämlich die Abweichung von der Norm. Und da gewiß nicht die biblische Vorschrift als Grundlage des heutigen Strafrechts diene, so werde nur die Abweichung vom allgemeinen Geschmack strafrechtlich verfolgt.

Eine Handlung könne nicht straffällig sein, weil sie das ästhetische Behagen der Majorität verletze.

Die Gesellschaft könne eine Abweichung von der allgemeinen Geschmacksrichtung gesellschaftlich verpönen, aber niemals unter Strafe stellen.

Wenn jemand in der Art der Kleidung oder des Essens oder sonstwie derart von der geltenden Norm abwiche, daß dies gesellschaftlich nicht geduldet werden könne, so werde man ihm mit Recht verwehren, seine Art öffentlich zu betätigen. Hinter verschlossenen Türen werde aber seine Art keinen Anstoß erregen und dürfe nicht als strafbar angesehen werden.

Ebenso könne das, was man Sitte und Anstand nenne,

nur durch öffentliche Handlungen in straffälliger Weise verletzt werden. Sitte und Anstand seien Begriffe, die von der Öffentlichkeit nicht loszulösen seien. Intime Angriffe gegen Sitte und Anstand seien wohl noch niemals unter Strafe gestellt worden, homosexuelle Angriffe dürften es gleichfalls nicht.

Ein anderer für die Strafbarkeit geltend gemachter Grund verdiene mehr Berücksichtigung. Man fürchte aus der Verbreitung der Homosexualität: Einschränkung der Fortpflanzung, geringere Bevölkerungszunahme, mangelnde Deckung des natürlichen Menschenabgangs. An und für sich seien diese allgemeinen Interessen wichtig genug, um dem Staat Recht und Pflicht zuzuerkennen, die Homosexualität, als dem Prinzip der Fortpflanzung zuwiderlaufend, zu bestrafen. Tatsächlich stünden dem aber, abgesehen von dem skeptischen Lächeln der weitesten Kreise noch manche ernste Bedenken entgegen.

Bei dieser ganzen Frage ist zu unterscheiden, ob die Strafe verhängt wird, weil ein Aussterben der Bevölkerung oder ein nahmhafter Rückgang als Folge der Straflosigkeit der Homosexualität befürchtet wird, oder ob die Strafe bezweckt, alles zu verhüten, was dem Prinzip möglichst großer Bevölkerungszunahme zuwiderläuft. Die erste Art der Befürchtung allein könnte als eine Strafe rechtfertigend immerhin in Betracht kommen. Denn die Gesellschaft hat das Recht, dafür zu sorgen, daß sie nicht selbst zugrunde geht.

Diese Befürchtung ist aber tatsächlich so unsinnig und so lächerlich, daß sie niemals die Strafe rechtfertigen kann. Denn noch nie und nimmer hat der gleichgeschlechtliche Verkehr derart um sich gegriffen, daß die Bevölkerung abgenommen hat, nie und nimmer ist auch denkbar, daß die große Masse der Heterosexuellen an dem Verkehr mit dem eigenen Geschlecht deshalb Geschmack finden wird, weil dieser Verkehr strafbar bleibt.

Die andere Art der Befürchtungen bietet aber auch an und für sich keinen genügenden Grund für eine Bestrafung.

In jedem Falle erheben sich die folgenden, von Salgo angeführten Bedenken: Die Bestrafung verletze im höchsten Maße das Recht des Individuums auf seine Individualität. Einen kleinen Kreis von unveräußerlichen individuellen Rechten, dessen Störung als die schwerste Verletzung der Menschenwürde empfunden werde, besitze jeder einzelne. Hierzu gehöre unstreitig als die intimste, persönlichste Sache die Erledigung des sexuellen Triebes, welche der Neugier „Anderer“ und daher auch dem Staat mit seinem sogen. öffentlichen Interesse verhüllt bleiben müsse. Sodann aber sei die Vermehrung der Bevölkerung als solche von vornherein nicht als Vorteil der Gesamtheit klar ersichtlich. Dem Einzelnen sei es nicht einleuchtend, daß die Befriedigung seines sexuellen Bedürfnisses nicht ein Recht der Persönlichkeit, sondern eine Pflicht des Staatsbürgers sein solle. Er begreife nicht, daß er seine sexuelle Tätigkeit in den Dienst des Staates stellen solle, wie er auch in der Zunahme der Familie und der Bevölkerungszahl mit Recht keine Erleichterung seiner eigenen Lebensbedingungen sähe. Der einzelne erkenne demgemäß in den diesbezüglichen Ansprüchen des Staates nur einen mittelalterlichen Übergriff eines sich allmächtig dünkenden Staates in die ureigenste Rechtssphäre der freien Persönlichkeit.

Aber selbst, wenn der Anspruch auf Fortpflanzung ein souveränes Recht des Staates bilde, bliebe die Bestrafung der Homosexualität monströs und unbegreiflich.

Die Bestrafung der sexuellen Perversität könne überhaupt nur dann begründet werden, wenn die Befriedigung des Geschlechtstriebes nur als Fortpflanzungsakt Sinn und Berechtigung hätte. Dies dürfte aber von naturwissenschaftlicher Seite gewiß nicht behauptet werden. Der Mensch suche nicht das Bedürfnis nach Nachkommenschaft zu befriedigen, sondern das nach Auslösung der Sensation, nach Erledigung der Detumescenz. Da aus der sexuellen Tätigkeit des Menschen nur beiläufig auch der Pflichtenkreis der Arterhaltung komme, während sie aber im Grunde einfach die Erledigung des Detumescenztriebes besorge, so suche das Individuum immer nur die Form, in welcher es dieses imperative Bedürfnis in angenehmster Weise erledigen könne. Die Sexualtätigkeit sei eine so strenge und ausschließliche Lebensäußerung des Individuums, daß für die gewählte Form der Äußerung nur die Sensation des genießenden Individuums und die persönliche Sicherheit der „Anderen“ die gesetzlichen Schranken abgeben könnten.

Innerhalb dieser Schranken aber verletze eine gesetzgeberische Einmischung das erste und oberste Menschenrecht — das der Persönlichkeit.

Sehr richtig betont dann auch Salgo einen Gesichtspunkt, den die Gegner meist völlig übersehen, wenn sie behaupten, der Befriedigung des Geschlechtstriebes müßten gewisse Schranken gezogen werden, eine solche Schranke müßten sich daher auch die Homosexuellen gefallen lassen.

Salgo rückt die Sachlage zurecht, daß eben den Homosexuellen nicht eine Schranke in der Befriedigung des Geschlechtstriebes auferlegt werde, sondern daß die geschlechtliche Tätigkeit ihnen völlig untersagt werde.

Dabei hebt er sehr zutreffend hervor, was vor ihm noch kaum so deutlich ausgedrückt worden ist, daß es dem Individuum doch gerade auf die seiner Natur entsprechende sexuelle Tätigkeit ankomme, auf die Sensation, die den Geschlechtsakt mache zu dem, was er sei. Daher sei das Verbot gegenüber den Homosexuellen nicht weniger lächerlich und hart, auch wenn das Unterlassen der sexuellen Betätigung vielleicht keinerlei Beeinträchtigung der Gesundheit mit sich führe. Aber sicherlich gäbe es nur wenige Menschen, die sich damit abfänden, nur gesund durchs Leben gehen zu können. Die überwiegende Mehrzahl wolle die Gesundheit auch als Genuß empfinden, d. h. sie wolle die Sensationen empfinden, welche sie als ihrem Organismus zuträglich, als ihrem Empfinden angenehm erkannt haben.

Bei vielen Menschen, und gerade bei nervös veranlagten, wird aber die Unterdrückung der Geschlechtlichkeit nervöse Störungen bewirken, jedenfalls erzeugt die Zwangslage, in die das Gesetz die Homosexuellen einzwängt, bei den meisten Homosexuellen die schwersten seelischen Qualen, die auch meist eine körperliche Rückwirkung und eine Untergrabung der Gesundheit zur Folge haben.

Bestrafe man aber die sexuelle Perversität aus dem Gesichtspunkt der Hemmung der Fortpflanzung, so sei es unerklärlich, warum gerade nur die eine Form, diejenige der Homosexualität, bestraft werde; man müßte jede Befriedigung des sexuellen Bedürfnisses bestrafen, welche nicht den Zweck der Arterhaltung verfolge. Dies würde zu den unsinnigsten Konsequenzen führen.

Salgo erörtert dann die schlimmen Folgen der Bestrafung der Homosexualität, nachdem er das Vorurteil widerlegt, als ob Länder ohne Urningsparagraphen unsittlicher seien. So dürfe man namentlich nicht auf Frankreich und seine Literatur hinweisen, denn die hauptsächlichsten Leser perverser Literatur setzten sich gerade aus Ausländern zusammen.

Tatsächlich besteht irgend ein Zusammenhang zwischen der Straflosigkeit der homosexuellen Handlungen und der allgemeinen Sittlichkeit oder der literarischen unsittlichen Literatur in keiner Weise. In Frankreich z. B. ist die Homosexualität erstens weniger verbreitet als in Deutschland, jedenfalls tritt sie nicht mehr hervor, eine homosexuelle Bewegung gibt es dort gar nicht, homosexuelle unzüchtige Literatur existiert dort kaum. Wenn man den Franzosen geschlechtliche Unsittlichkeit vorwerfen wollte, so könnte nur der übergroße Kultus der Frau schuld daran sein. Mit der Straflosigkeit der Homosexualität haben die dortigen sexuellen Zustände nichts, aber auch gar nichts gemein. Man mißachtet und verachtet sogar die Homosexualität in Frankreich weit mehr als zur Zeit in Deutschland.

Die Wirkung der Strafbestimmung sei eine depravierende, korrumpierende. Das Gesetz werde kaum jemals zum Schutz einer vergewaltigten oder in ihrer Ehre bedrohten Person oder zur Sühne des verletzten öffentlichen Sittlichkeitsgefühls angerufen, sondern in der Regel aus Skandalsucht oder infolge Erpressungen.

Es sei auch auffällig, daß die gerichtlichen Fälle niemals zwei gesellschaftlich und dem Vermögen nach gleichgestellte Individuen beträfen. Dies beweise, daß die Homosexualität da, wo der Erwerb eines Teiles nicht in Frage komme, auch geheim bleibe.

Salgo schildert treffend die Zwangslage der Homosexuellen, die Erpressungen, denen sie ausgesetzt, den Selbstmord, zu dem viele getrieben würden. Er geißelt auch das Vorurteil der Gesellschaft, welche für so viele menschliche Schwächen eine entschuldigende Erklärung und eine Geberde des Mitleids hätte, aber nur für die der perversen Sexualität nicht. Und doch müsse man die vielen und schweren Seelenkämpfe vieler Homosexualen

in ihren verzweifelten Ausbrüchen gesehen haben, um zu begreifen, daß ihnen gegenüber das unerbittlich schroffe Urteil am wenigsten am Platze sei.

Bei der sehr verständnisvollen Beurteilung der Lage der Homosexuellen und der scharfen Beurteilung des von Salgo geradezu als unsinnig bezeichneten Gesetzes ist es auffällig, daß er trotzdem etwas zaghaft die Frage der sofortigen Abänderung des Strafgesetzes behandelt.

Er meint: Wenn auch die praktische Rechtspflege immer mehr von der Überzeugung durchdrungen sei, daß das Gesetz nicht aufrecht erhalten werden könne, so sei damit noch nichts gewonnen. Denn es sei leichter und auch weniger bedenklich, ein notwendiges Gesetz nicht zu erlassen, als ein schon erlassenes überflüssiges außer Kraft zu setzen. In dem Augenblick, in dem die Strafbestimmung gegen die Homosexualen aufgehoben würde, müsse der Anschein entstehen, daß die bisher straffälligen Handlungen nicht nur geduldet, sondern geradezu vom Gesetze erlaubt, ja fast gewünscht würden, ein Anschein, der den Absichten selbst der Nachsichtigsten in keiner Weise entspräche und nicht nur dem Geschmack, sondern auch dem natürlichen Gefühl, der Sitte und des Anstandes zuwiderliefe.

Dem ist entgegenzuhalten: Der Anschein einer Begünstigung der Homosexualität, einer Aufforderung zu homosexuellen Handlungen wird durch Abänderung der Strafbestimmung in keiner Weise erweckt.

Allerdings erlaubt werden diese Handlungen in dem Sinne, daß sie nicht bestraft werden können, es wird nicht bloß der Anschein erweckt, daß sie erlaubt seien. Denn alles, was nicht einer Strafe untersteht, ist erlaubt.

Dagegen erlaubt in dem Sinne moralischer Billigung werden sie ebensowenig, als die nicht strafbare, unter polizeilicher Kontrolle stehende Prostitution als moralisch erlaubt gilt.

Übrigens handelt es sich auch nicht bloß um Aufhebung eines überflüssigen Gesetzes, sondern um die Abänderung eines im höchsten Maße schädlichen Gesetzes.

Bedenken, die gegenüber der Aufhebung eines bloß überflüssigen Gesetzes eine gewisse Berechtigung haben mögen, verschwinden ganz und gar gegenüber der Bestätigung eines eminent schädlichen.

Diese Schäden, welche Salgo selbst drastisch schildert, sind derart und drängen derart dringend auf Beseitigung, daß die von Salgo gehegten (unbegründeten und unbeachtlichen) Befürchtungen, selbst wenn sie berechtigt wären, das weit geringere Übel gegenüber dem jetzigen Zustand bilden und mit in den Kauf einer Abänderung der Strafbestimmung zu nehmen wären.

Gegen die Bedenken Salgos, einer sofortigen Abänderung des Gesetzes, spricht noch ein wichtiger Grund, den er selbst des längeren erörtert.

Er gesteht es ganz offen, daß durch die unlogische und unaufrichtige Gesetzesbestimmung die Homosexuellen im Falle einer gerichtlichen Verfolgung auf die psychiatrische Untersuchung als das einzige Rettungswerk verwiesen würden; dies hieße nichts anderes als den Teufel mit Belzebub austreiben. Der Angeklagte sei vor die jammervolle Wahl gestellt, als verabscheuungswürdiger Verbrecher oder als bemitleidenswerter Geisteskranker zu gelten.

Tatsächlich sei aber die Frage der sexuellen Perversität als solche gar nicht Gegenstand der Psychiatrie. Die Homosexualität bedeute als solche keine psychische Störung. Es sei falsch mit psychiatrischer Bereitwilligkeit gesetzgeberische Fehler wieder gut machen zu wollen.

Die Psychiatrie dürfe dem Lockrufe der in eine Sackgasse geratenen Rechtsprechung nicht folgen, indem sie den schweren gesetzgeberischen Fehler im Punkte der perversen Sexualität mit dem Mantel der Fachwissenschaft zu decken versuche.

Bei diesem Dilemma und unhaltbarem Zustand gibt es doch nur ein Mittel: die möglichst schleunige Abänderung des Gesetzes.

. Zum Schluß seiner Abhandlung weist dann noch Salgo auf einen Umstand hin, der gerade die gehegten Bedenken einer sofortigen Abänderung zu nichte macht.

Er betont, daß gerade unsere Zeit, was die allgemeine Sittlichkeit anlange, nicht wie man oft behaupte, schlechter, sondern besser sei als frühere Zeiten. Die Auffassung des modernen Menschen über Sitte und Anstand, über Lebensführung und sittliche Pflichten sei eine viel subtilere und reinere als früher.

Auch die Homosexualität sei in früheren Zeiten oft mehr hervorgetreten als heute.

Die Homosexualität sei heutzutage keine öffentlich anerkannte oder auch nur mit wohlwollendem Blick verfolgte Institution, wie sie es in den vielgerühmten Zeiten des hellenischen Altertums, oder in den vielgerühmten Zeiten der geistigen Wiedergeburt Europas, der Renaissance, oder zur späteren Zeit der unschuldig tuenden tändelnden Schäferspiele gewesen. Die Homosexualität sei immer nur die im verborgenen gewagte Aeußerung einer individuellen Ablenkung des Geschmacks und werde es auch bleiben, ohne Rücksicht auf die Aufhebung des Gesetzes, denn sie werde nur im Verborgenen gewagt, nicht wegen der Strafandrohung, sondern eben wegen des wesentlich gesteigerten allgemeinen Anstandsgefühls. Und die wachsende Kultur werde auch den perversen sexuellen Umtrieben einen viel wirksameren Damm entgegensetzten, als es die bestintendierten Gesetzesparagraphen zu tun vermöchten.

Diese letzteren Bemerkungen möchte ich dahin berichtigen, daß die Homosexuellen sich in die Verborgenheit flüchten müssen allerdings wegen der öffentlichen Meinung, welche heute die Homosexualität brandmarkt.

Auch in Zukunft soll kein öffentliches Hervortreten der Homosexualität im Sinne eines das Gefühl des Heterosexuellen beleidigenden Verhältnisses, sollen keine die Öffentlichkeit belästigende Umtriebe erstrebt werden, aber die Homosexualität — weil eine Äußerung individuellen Geschmackes und nicht eines Verbrechens oder eines Lasters — soll aber auch nicht als eine für die Homosexuellen schändliche Handlung und daher auch nicht als das öffentliche Anstandsgefühl verletzende Handlung betrachtet oder als verdammenswerter Unfug gewertet werden.

Die Bedeutung der Schrift Salgos, die ich im allge-

meinen schon oben betont habe, beruht im einzelnen besonders auch darin, daß er den Mut gehabt hat, das Recht der homosexuellen Persönlichkeit auf geschlechtliche Befriedigung anzuerkennen, ferner, daß er scharf den Unterschied kennzeichnet zwischen den sexuellen Verboten, welche bloße Beschränkungen in der sexuellen Betätigung auferlegen, und dem § 175, der den Homosexuellen einfach ihr Sexualleben aufhebt und verwehrt.

Schlaf, Johannes. Walt Whitman, Homosexueller? Kritische Revision einer Whitman-Abhandlung von Dr. Eduard Bertz. (Bruns Verlag, Minden i. W.)

Bertz, Eduard. Whitman-Mysterien. Eine Abrechnung mit Johannes Schlaf. (Im Selbstverlag des Verfassers, Auslieferung durch Gose & Tetzlaff, Berlin.)

Die vortreffliche Abhandlung von Bertz über Walt Whitman in dem Jahrbuch VII, in welcher Bertz des Dichters Homosexualität überzeugend und zugleich objektiv maßvoll und mit hervorragend kritischem Blick nachgewiesen hat, ist von Schlaf in einer Broschüre zum Gegenstand einer scharfen Abwehr gemacht worden.

Schlaf leugnet Whitmans Homosexualität und sucht alles von Bertz in erdrückender Weise beigebrachte Material abzuschwächen und alle seine so sehr stichhaltigen, auch den Skeptischsten zur Überzeugung der homosexuellen Natur Whitmans zwingenden Gründe zu widerlegen.

Dabei hätte man aber mindestens erwarten sollen, daß sich Schlaf derselben Tonart bedienen, derselben wissenschaftlichen Ruhe und Würde in der Darstellung sich befleißigen würde, die man in Bertz's Aufsatz findet. Statt dessen schlägt Schlaf einen ironisch, witzig, geistreich sein wollenden Ton an, der aber als ein unter ernsten Schriftstellern durchaus ungehöriges Manöver zu bezeichnen ist mit seinen fortgesetzten Verunglimpfungen und Herabsetzungen des Schriftstellers Bertz. Auch abgesehen von diesen fortgesetzten persönlichen Spitzen berührt die oft geradezu saloppe, clownartige, biertischartige Ausdrucksweise Schlafs den an anderen geistigen Kontakt gewöhnten Leser recht unangenehm.

Was nun die Kritik selber betrifft, so bringt zunächst Schlaf gar kein, aber nicht das geringste neue Material bei. Er nimmt

lediglich dasjenige von Bertz unter die Lupe und sucht es nach seiner die Homosexualität Whitmans a priori leugnenden Anschauung zu beleuchten.

Er leugnet und leugnet die Beweiskraft aller und jeder von Bertz meisterhaft aneinander gereihten Zeugnisse. Teilweise wendet er eine seiner lohnenderen Aufgabe als dieses verzweifelten nutzlosen Verdunkelungsversuches würdigen Dialektik und Erklärungskunst an, die mit Seiltänzersprüngen über die offenkundigsten Zeugnisse sich hinwegschwingt und mit bewunderungswerten Taschenspielertriks die deutlichsten Beweise der Homosexualität wegzuescamotieren sucht.

Sogar von dem jahrelange dauernden intimen Verhältnis zwischen dem großen Dichter und dem Trambahnführer Doyle will er den homosexuellen Charakter fortrücken und um die sinnlichsten, ja brünstigsten Stellen der mannmännlichen Liebe der Calamuslieder hüllt er Mädchenpensionatserklärungen oder welt- und lebensfremde philologe Deutungen, derart, daß man nicht weiß, ob er nur die Leser oder auch sich selbst betäuben will, um den klaren natürlichen Sinn der Gedichte zu verdecken.

Der Widerlegung Schlafs im einzelnen bedarf es an dieser Stelle nicht, denn Bertz hat dies selber besorgt und zwar besser, glänzender, überzeugender, schlagfertiger als irgend jemand anders dies tun könnte. Daß seine Sprache stellenweise etwas derb wird, kann nicht verwundern, mußte er doch in barer Münze heimzahlen, was Schlaf ihm gegenüber verbrochen hatte. Fast möchte man sagen, Bertz habe den wirklichen, teilweise geradezu uferlosen Deuteleien zu viel Ehre angetan durch seine gründliche 175 Seiten (eine zur Whitmansnatur recht gut passende Seitenzahl) umfassende Abrechnung.

Bertz stellt fest, daß Schlaf überhaupt die Sachkunde eines Whitman-Forschers fehlt. Aus seiner Schrift gehe hervor, daß er überhaupt das allermeiste Material nur aus Bertz eigner Abhandlung kenne und vorher nur eine recht spärliche und oberflächliche Kenntnis der Whitman-Literatur besessen habe. Noch 1904 habe Schlaf die Hauptquellen über Whitman fast gar nicht gekannt und sich im wesentlichen ganz auf die 1899 von ihm oberflächlich rezensierte 2. Auflage der Knortzschen Whitmann-Broschüre gestützt.

Schlaf habe in einer Whitmann-Monographie nicht nur die mangelhafte und veraltete Arbeit von Knortz seinen biographischen Mitteilungen als beinahe einziges Fundament zugrunde gelegt, sondern er habe es vermieden, Bertz als seine Quelle zu nennen. Er habe durch geringfügige Stiländerungen die Spuren seiner stellenweise kopistenähnlichen Ausbeutung des Gewährsmannes zu verwischen gesucht. Und trotzdem habe er ein schon an sich fehlerhaftes Original in so lächerlicher Weise verballhornt, daß ihm jetzt der Ruhm zukomme, die unsinnigste biographische Darstellung von Whitmann, die überhaupt existiere, geliefert zu haben.

Nachdem Bertz im allgemeinen die Befugnis und Tätigkeit Schlafs, in der Whitmanfrage ein entscheidendes Wort mitzureden bestritten, weist er an verschiedenen Beispielen nicht nur die Unkenntnis über die Daten in Whitmans Leben nach, sondern auch über den Wert und die Bedeutung derjenigen Männer, die Whitman gekannt und über ihn geschrieben, um damit zu zeigen, wie wenig beweiskräftig die Angriffe sind, welche Schlaf gegen die Bekundungen dieser Zeugen vorbringt. So z. B. hatte Bertz die „Eitelkeit" Whitman auf Grund eines Ausspruches Dr. Mitschels angeführt.

Schlaf glaubt diesem Dr. Mitschel nicht und frägt: Wer dieser Dr. Mitschel sei? Aus was für einer Versenkung tauche er auf? Er sei wohl irgend einer der zahlreichen amerikanischen Zahnärzte oder so etwas?

Tatsächlich handelt es sich, wie Bertz erwidert, nicht nur um einen bekannten Poeten und Romanschriftsteller, der in Knortz Geschichte der Nordamerikanischen Literatur unter die verdienstvollen Dichter der Gegenwart gerechnet wird, sondern er ist auch ein Nervenarzt von Weltruf, dessen Hauptfachwerke in die meisten Kultursprachen übersetzt worden sind, über den jedes neuere Konversationslexikon Auskunft gibt.

Diesen Mann, persönlicher Freund von Whitman, dessen eigener Sohn der Arzt Whitmans war, also ein Zeuge von eminent zuverlässiger, sicherer Natur, lehnt Schlaf ab!

Ähnlich verfährt Schlaf mit einem der wichtigsten Zeugen, Borrough, „einem Naturkundigen von scharfer Beobachtungsgabe" (Bertz).

Den Bericht Borroughs, der gerade für eine Anzahl von homosexueller Merkmale, insbesondere auch für den Einblick in Whitmans Verhältnis zu seinem Geliebten, Doyle, von großer

Bedeutung ist, sucht Schlaf dadurch zu entkräften, daß er behauptet, daß Borrough Whitman nur in den 3 Lazarettjahren gekannt habe, wo Whitman körperlich und geistig geschwächt gewesen. Diese fünfmal von Schlaf wiederholte Behauptung und somit alle aus ihr gezogenen Schlüsse sind aber völlig falsch, wie Bertz aufdeckt, und beruhen auf Schlafs Unwissenheit. Durch diese einzige, fünfmal wiederholte Dummheit, mache Schlaf an fünf Stellen seinen ganzen Gegenbeweis zu nichte. Denn Whitman sei über zehn Jahre in Washington gewesen. Fast während dieser ganzen Zeit (seit dem Herbst 1863) habe er mit Borroughs, der als Regierungsbeamter sein Kollege geworden, im engsten persönlichsten Verkehr gestanden und so datierten die Beobachtungen und Erinnerungen des letzteren nicht nur aus den drei Lazarettjahren, sondern hauptsächlich aus den sieben folgenden Jahren, während denen Whitman in voller Rüstigkeit seines Amtes gewaltet und die Liebe des Trambahnschaffners Doyle gewonnen.

Bertz weist Punkt für Punkt die Einwände Schlafs zurück. In das Einzelne einzugehen, ist hier nicht möglich.

Nur einiges mag hervorgehoben werden. So z. B. bemerkt Bertz sehr treffend, daß allerdings die einzelnen somatischen oder psychischen Merkmale der Homosexualität auch bei Heterosexuellen vorkommen könnten, daß sie aber bei Heterosexuellen doch eben meist nur einzeln anzutreffen seien; sie seien aber, besonders wenn sie in dieser Vielheit, wie bei Whitman aufträten, für den Urning symptomatisch und verstärkten bei ihm die Beweiskraft der schon festgestellten primären Anomalie.

Sehr richtig beantwortet auch Bertz die Frage von Schlaf: Was denn für B. eigentlich der Normaltyp eines reinen und vollkommenen Mannes sei, mit dem Satz:

„Einer, der ausschließlich das Weib sucht, und dem es nie in den Sinn kommt, homosexuelle Calamuslieder zu schreiben!"

Als Beweis für Whitmans Abneigung gegen das Weib bringt Bertz einen neuen, früher von ihm übersehenen Zeugen bei, den eigenen Bruder Whitmans.

Nach Carpenter hat nämlich George Whitman, der Bruder des Dichters, zu Traubel (einem Bekannten Whitmans) gesagt:

„Obgleich ich danach gefragt werde, bin ich sicher: ich habe niemals bemerkt, daß Walt sich in junge Mädchen verliebt oder ihnen auch nur besondere Aufmerksamkeit gezeigt hätte. Er schien sich aus Mädchen nichts zu machen."

Die Homosexualität aus den Calamusliedern wegzuleugnen, ist sicherlich ein schweres Kunststück. Schlaf unternimmt es, muß sich aber dabei der seltsamsten Erklärungsversuche bedienen.

So flüchtet er sich sogar stellenweise zu einer Deutung, die Whitmans Seelenzustand demjenigen von Christus in Parallele stellt; dies tut er hinsichtlich der Worte:

„Ich schäme mich — aber es ist nutzlos — ich bin, was ich bin.“

Treffend widerlegt Bertz die unglaubliche Auffassung dieser Stelle seitens Schlaf.

„Es ist der Urning, der sich in Whitman gegen seine eigene weibische Natur wehrt.“

„Ich bin was ich bin“ d. h. ich bin anders als die Normalen und das ist ein elendes Los, und darum klage ich, klage ich und hege doch meine Qual und meine Leidenschaft. Dieses so absolut selbstsüchtige, um die eigenen Schmerzen jammernde Weh, das sollte dem großen, heldenhaften Menschheitsschmerz dessen, der nur lebte und atmete, um die Sünder selig zu machen, auch nur in der leisesten Schattierung ähnlich sein? Das zu behaupten ist nicht bloß Überspanntheit und Sophistik, sondern die eigene Bankerotterklärung.“

Auch eine weitere, ganz offensichtlich falsche Erklärung weist Bertz glänzend zurück, nämlich die homosexuelle Neigung der Calamuslieder sei tatsächlich nur Rassensympathie. Sehr treffend sagt er, diese Sympathie beziehe sich allerdings auf eine Rasse, aber nicht auf die amerikanische, sondern auf die über die ganze Welt zerstreute, internationale Rasse des Urnings. Und die Vertuschungsmethode Schlafs überhaupt fertigt er mit beißender Ironie ab. Im Grunde sei aber der Kameradschaftsname für die homosexuelle Liebe nichts als ein genial ersonnenes Schmugglerstück. An dergleichen sei man zu sehr gewöhnt, um sich darüber zu wundern.

Habe man nicht ähnlich mit Plato verfahren? Man wisse ja, wie Michel Angelos Sonette von seinem eigenen Neffen gefälscht worden seien, um ihren urnischen Charakter zu verstecken. Sei nicht Platen gegenüber viele Jahre ein ähnliches Vertuschungsmanöver geübt worden, bis endlich die Veröffentlichung seines Tagebuches der staunenden Welt unwiderleglich bewiesen, was einsichtige Leser nie bezweifelt hätten? Und nun lasse der seltsame Magier Schlaf aus dem unfruchtbaren Boden sexueller Anomalie gar den Jungbrunnen einer neuen Rasse hervorsprudeln.

Aber heutzutage fänden solche Zauberkunststückchen keine Gläubigen mehr und Schlaf errege mit seiner mißlungenen Mystifikation nur noch unsere Heiterkeit.

Unter den Stellen, welche den homosexuellen Charakter von Whitmans Neigung so recht erkennen lassen, sind diejenigen charakteristisch, wo er die körperlichen Berührungen und Küsse zwischen ihm und den jungen Männern besingt. Um diese verdächtigen Momente zu beseitigen, hatte Schlaf behauptet, es handele sich um Willkommen- und Abschiedskuß zwischen Männern, der in Amerika ein weit gewöhnlicherer Brauch sei, als bei uns.

Bertz hebt demgegenüber nochmals hervor, daß der Männerkuß in der angelsächsische Rasse streng verpönt und ihm auch in Amerika während eines zweijährigen Aufenthalts niemals vor Augen gekommen sei. Er bringt zur Bestätigung weiter den folgenden Brief eines sehr bekannten deutschen Schriftstellers, der lange in der Union gelebt habe:

„Auch das Küssen der Kameraden, besonders der Soldaten, beweist Whitmans Perversität. Ich weiß ja von meinem amerikanischen Aufenthalt her, daß in Amerika das Küssen von Männern gar nicht üblich ist, sondern als lächerlich gilt. Ich habe verschiedentlich mit Amerikanern darüber gesprochen. Man sagte mir, daß nicht einmal Brüder sich küssen und auch kaum Vater und Sohn, z. B. nicht einmal zum Abschied bei einer Reise über den Ozean, Freunde nun schon gar nicht."

Die Hauptsache, fährt Bertz fort, in den Calamusliedern sei aber die ganze schwülsinnliche Stimmung, dies absolut unmißverständliche Kennzeichen perverser Triebrichtung, und die unterschlage Schlaf vollkommen. Man müsse es daher eine unwürdige Vertuschung und Fälschung nennen, wenn Schlaf die glühenden Farben aus Whitmans Freundschaftsverkehr tendenziös ins Blasse, Farblose verpinsele. Auch die Versuche Schlafs, das nach allen Anzeichen ganz zweifellose homosexuelle Verhältnis Whitmans mit Doyle, seines urnischen Charakters mit allen Mitteln, und seien es auch die untauglichsten, zu entkleiden, schlägt Bertz mit glänzender Beweisführung zurück und zeigt ihre völlige Unhaltbarkeit. Er stellt das Verfahren von Schlaf an den Pranger, die Aussage des Hauptzeugen, Doyles selber, welcher über seinen Umgang mit Whitman des Eingehenden sich geäußert, als sehr leichtsinnig, oberflächlich und gedankenlos zu bezeichnen und beweist, daß dieser Bericht gerade das Gegenteil dieser Fehler enthält.

Er hält Schlaf die „vielen, vielen liebenden Küsse" Withmans an Doyle in seinen von Carpenter schon als „richtige Liebesbriefe" genannten Schreiben vor. Er deckt die Unmöglichkeit auf, die darin besteht, daß ein Mann wie Whitman, wenn er heterosexuell gewesen, mit einem jungen Straßenbahnführer, der nach Schlaf selbst Urning war, jahrelang intim und tagtäglich verkehrt hätte.

Besonders zerpflückt er die Stelle, in der Schlaf aus dem kühlen Verhalten des vorübergehend verreisenden Whitman gegenüber dem in einem Anfall von Melancholie Selbstmordgedanken äußernden Doyle auf die Verneinung der Homosexualität Whitmans schließt.

Bertz gibt Schlaf den Schlüssel zur Erklärung, den Schlaf wohl nicht kannte.

Doyle litt nämlich damals an einer Hautkrankheit im Gesicht, daher die Kühle Whitmans, und die vorübergehende Abdämpfung seiner Neigung zu Doyle, die später, als Doyles Gesicht sich wieder glättete, auch wieder der früheren Wärme des Gefühls Platz machte. Den stärksten Trumpf den Schlaf gegen Bertz und den Nachweis der Homosexualität Whitmans ausspielen zu können glaubt, nämlich die Äußerung Whitmans, er habe sechs uneheliche Kinder in die Welt gesetzt, macht Bertz zu nichte, indem er sie als den Versuch der Bemäntelung seiner homosexuellen Natur hinstellt, denn irgendwelche näheren Anhaltspunkte über die Kinder und ihre Mutter oder Mütter sind nicht vorhanden und werden auch von Whitmann nicht gegeben. Alles was Näheres über diesen Punkt berichtet wird, ist, wie Bertz in Übereinstimmung mit verschiedenen Whitmankennern entwickelt, freierfundener Roman des phantasievollen Whitmanbiographen Binns, der seine Anschauungen selbst als Hypothese bezeichnet.

Übrigens wäre ja selbstverständlich Whitmans Vaterschaft keineswegs ein Gegenbeweis gegen seine Homosexualität, wie auch Bertz betont.

Alle Forscher über Homosexualität erkennen ja an, daß viele Homosexuelle Kinder gezeugt haben. Auch mir sind solche Homosexuelle zahlreich bekannt. Ich kenne z. B. unter anderen einen verheirateten Kaufmann, der vier Söhne in die Welt gesetzt hat und doch durch und durch homosexuell ist, sogar mit somatischen Merk-

malen ausgestattet ist, (z. B. mit auffallend dünner, süßlicher Stimme) der mit keinem Weib außer seiner Ehefrau in seinem ganzen Leben verkehrt hat und mit Angst und Bangen dem ersten coitus entgegensah. Derselbe gelang ihm allerdings, aber vermochte nicht, ihn vom homosexuellen Verkehr abzuhalten, den er jetzt noch im 60. Lebensjahre mit Leuten aus dem Volk und mit Militärs pflegt.

Während Schlaf jede Homosexualität Whitmans geleugnet hatte, war Bertz in seiner Abhandlung immerhin insofern mit Schlaf der gleichen Meinung, als er zwar Whitmans konträre Gefühlsrichtung feststellt, aber eine sexuelle Betätigung Whitmans nicht annahm und ihn deshalb als Edel-Uranier bezeichnete.

Was zunächst diesen Ausdruck anbelangt, so möchte ich denselben nicht auf denjenigen Uranier beschränkt wissen, der überhaupt sich sexuell nicht betätigt. Denn mit einer derartigen Anwendung dieses Begriffes wirft man auf alle diejenigen Uranier, die sexuelle Akte vornehmen, eine Art Makel oder wenigstens einen Schein moralischer Minderwertigkeit und stellt die völlige Abstinenz als einen Zustand höherer Moralität hin.

Ebensowenig ich nun einen völlig keusch lebenden Heterosexuellen wegen dieser Keuschheit an und für sich für einen „edleren“ Menschen als einen sexuell sich betätigenden halten kann, ebensowenig möchte ich den keuschen Homosexuellen als einen „edleren“ betrachten, im Vergleich zu dem nicht keusch lebenden.

Edel-Uranier nenne ich nur den, der seine Liebe veredelt, der nicht in der Sinnlichkeit aufgeht, der nur dann sexuelle Betätigung pflegt, wenn er dies in einem auf gegenseitiger Zuneigung und tieferem Gefühl berührenden Körper und Geist erfrischenden Verhältnis tun kann.

Ob dabei sexuelle Akte vorkommen oder nicht, ist

gleichgiltig. Die bloßen sexuellen Handlungen an und für sich stempeln ein Liebesverhältnis nicht zu einem unedlen. Umgekehrt kommt es nicht auf die Art der sexuellen Handlung an, damit ein Homosexueller die Bezeichnung „Edel-Uranier“ verdiene oder nicht verdiene.

Ein Homosexueller kann sehr wohl seine volle, sexuelle Befriedigung in äußerlich fast harmlos scheinenden Berührungen finden und trotzdem kein „Edel-Uranier“ sein, wenn er eben diese seine Art der Befriedigung außerhalb eines tieferen Liebesverhältnisses ohne wirkliche seelische Liebe oder bei Prostituierten, oder gegen Entgelt sucht. Wendet man diese Grundsätze auf Whitman an, so erscheint es mir zweifellos, daß Berz Recht hat, wenn er ihn nicht mehr zu den Edel-Uraniern rechnet. Nicht deshalb teile ich diese Auffassung, weil sicherlich zwischen Whitman und Doyle es auch zu den von Whitman beliebten, seine Befriedigungsart bildenden sexuellen Akten, wie Küsse und Umarmungen gekommen ist, sondern weil er wie aus seinen Gedichten geschlossen werden muß, er diese seiner Natur eigenen Liebkosungen auch außerhalb einer tieferen Neigung bei vielen Männern gesucht hat.

Daß diese Liebkosungen aber wirklich sexueller Natur und die für Whitman adäquate Befriedigungsart waren, beweisen, wie Bertz sehr richtig anführt, z. B. die Verse:

„Ich bewege mich bloß, drücke, fühle mit meinen Fingern und bin glücklich. Mit meinem Leib den eines anderen zu berühren, ist ungefähr so viel, wie ich aushalten kann.“

Auf Grund der festgestellten Tatsachen, die mir auch verschiedene Homosexuelle bestätigt haben, daß manche Uranier den Enderfolg der sexuellen Befriedigung, d. h. Ejakulation, schon durch bloßen Anblick einer geliebten

Person, oder ihres Geschlechtsorganes, andere wieder durch die bloße Umarmung, andere durch den Lippenkuß erreichen, auf Grund dieser von den Ärzten (Krafft-Ebing wenigstens gab in einem solchen mir bekannten Fall diese Erklärung) auf Schwäche des Ejakulationszentrums zurückführenden anormal schnell und leicht erfolgenden Befriedigungsart, haben die obigen Verse einen recht klaren Sinn, den Bertz richtig wie folgt auslegt:

„Diese Außerung läßt darauf schließen, daß Whitman in jenen Umarmungen und Berührungen nicht etwa eine sittliche Selbstbeschränkung und Zurückhaltung übte, sondern daß sie für ihn bereits das Extrem waren. Sie genügten ihm zur Auslösung des Orgasmus und waren das äußerste, was seine Potenz ihm gestattete. Wer in hohem Grade neurasthenisch ist, kann eben bei seiner krankhaften Reizbarkeit gröbere Reizungen entbehren, aber es liegt darin kein Verdienst für ihn." (S. 170—171.)

Übrigens waren die Liebkosungen Whitmans, wenigstens vom Standpunkt des Heterosexuellen betrachtet, durchaus nicht sexuell harmlose zu nennen, geschweige denn, mit Schlaf als kerngesund und von sinnlicher Frische zu bezeichnen. Der Lippenkuß zwischen Männern, den Whitman öfters besingt, ist jedenfalls für die meisten Heterosexuellen unangenehm, für viele abstoßend, derart, daß manche Heterosexuelle, die sich um Geld zu allen homosexuellen Handlungen hergeben, doch niemals den Ekel vor dem Lippenkuß überwinden können und niemals ihn gestatten.

Auch die Seite 170 von Bertz zitierten passiven Liebkosungen, also seitens des Jünglings, der seinen Kopf quer über Whitmans Hüften legt, sich sanft auf Whitman umdreht, ihm dann das Hemd über dem Brustbein öffnet und die Zunge bis an sein entblößtes Herz hinabtaucht, auch diese Liebkosung, über welche Whitmann sichtlich mit großem Wohlbehagen berichtet und die er offenbar mit dem gleichen Wohlbehagen duldete, hat nichts Harmloses oder Gesundes, sondern nur lüstern Sinn-

liches an sich, für den Heterosexuellen sogar wohl etwas direkt Widerliches, wie auch Bertz mit Recht bemerkt. Zum Beweis für die Annahme nicht nur dafür, daß Whitman homosexuell war, sondern daß er auch nicht zu den Edel-Uraniern zu rechnen ist, teilt Bertz noch einen deutlich genug sprechenden Brief mit.

Ein zuverlässiger anglo-amerikanischer Schriftsteller, der Bertz schon vor mehreren Jahren anvertraut habe, daß er Whitmans Homosexualität für zweifellos halte, schreibe ihm jetzt über einen persönlichen Freund, einen vielgenannten Autor: „Er, (dieser Freund) kannte Whitman gut und weiß eine Masse von Einzelzügen in betreff seiner sentimentalités pour le male. Es wäre nützlich gewesen, wenn Sie in Canada, Philadelphia oder New-York mit einzelnen der Epheben vom Karren, vom Barbierstuhl und vom Bock, mit denen der homerische Walt eigentümlich befreundet war, hätten in Berührung kommen können. Diese könnten Geschichten erzählen, die noch keineswegs gedruckt sind."

Der Brief beweise, fügt Bertz hinzu, daß man in Amerika, außerhalb der schwärmerischen Whitman-Sekte eher zu viel Licht als zu viel Schatten in seiner Charakterschilderung finde.

Schon allein die Gesellschaftsklasse, aus der Whitmann seine Günstlinge gewählt habe — all die Omnibuskutscher, Fuhrleute, und Soldaten — diese festen Kerle, die er lediglich nur ihrer physischen Kraft willen aufgesucht habe, zeige uns, wie sehr seine Neigung zur Gattung der von Plato so verachteten rein sinnlichen Matrosenliebe gehört habe und wie wenig der himmlische Eros darin den Vorrang gehabt. (S. 172)

In einem Schlußkapitel berichtet Bertz noch über die während des Druckes seiner Widerlegung erschienenen neuesten Biographie Whitmans von Bliß Perry: Walt Whitman, His Life and Work (Boston und New-York 1906). In diesem Buch, welches eine kritische und realistische Darstellung des ungeschminkten Whitman enthalte, sei zwar die konträre Gefühlsrichtung des Dichters nur angedeutet, da seine Darstellung für das breiteste amerikanische Publikum berechnet sei. Aber der Verfasser betone, daß Whitman sehr viel vom Weibe an sich habe. Im übrigen finde das von ihm (Bertz) gezeichnete Bild Whitmans in der neuen Lebensgeschichte hundertfältige Bestätigung, ja es erscheine darin auf Grund neu entdeckter Dokumente noch weit ungünstiger als bei ihm (Bertz).

Ob Schlaf durch die — man sollte meinen — auch den größten Zweiflern notwendigerweise überzeugenden Darlegungen Bertz's von seinen utopistischen, schönfärberischen Ansichten über Whitman, von seinem Glauben an Whitmans Heterosexualität bekehrt worden ist? Man möchte wähnen, daß dem nicht anders sein kann. Aber der Mensch trennt sich gar schwer von liebgewonnenen Illusionen und wer weiß, ob Schlaf die seinigen aufgeben will.[1])

Über die **Whitman-Mysterien**, Eine Abrechnung mit Johannes Schlaf von Eduard Bertz, erschienen folgende bemerkenswerte Besprechungen:

a) Allgemeine Zeitung, München.

Wie „Der Yankee-Heiland" die Legende von der „wissenschaftlichen Religion" Whitmans endgültig zerstört, so die „Whitman-Mysterien" die Legende von der Idealität seiner Person. Bertz erneuert und befestigt seinen schon 1905 im 7. Jahrgang des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen geführten Beweis, daß Whitman zu der Klasse der psychischen Hermaphroditen zu zählen ist. Die „leidenschaftliche Liebe von Mann zu Mann", von der Whitman das Heil der Zukunft erwartet, hat einen durchaus erotischen Charakter. Verdankt nun auch Whitman seiner abnormen Veranlagung, seinem feminin rezeptiven Empfinden wesentliche Vorzüge künstlerischer Art, so wird er andrerseits dadurch aus der Reihe der „Erzieher der Menschheit" ausgeschlossen. Mit dieser Tatsache muß sich die Whitman-Propaganda abfinden. Dr. O. E. Lessing.

b) Österreichische Rundschau.

Auch in seinem Urteil über Whitman ist Schlaf unselbständig geblieben. Wie Eduard Bertz neuerdings unwiderleglich nachgewiesen hat, war Schlaf nicht imstande, auf die Quellen zurückzugehen, sondern in der Hauptsache auf Knortz ange-

---

[1]) In einem selbständigen Werk, der Yankee-Heiland, ein Beitrag zur modernen Religionsgeschichte (Dresden, Verlag Reißner, 1906) hat Bertz die philosophischen Anschauungen Whitmans einer eingehenden, von größter Kenntnis des Dichters in seinen Werken zeugenden Besprechung unterworfen und die geringe Originalität, der Widersprüche und Unklarheit der Gedanken dieses seltsamen Heiligen bloßgelegt, wobei er auch die Homosexualität und das von Whitman gepredigte, aus seiner homosexuellen Natur fließende und irrtümlicherweise als allgemein entwicklungsfähige Neigung postulierte Ideal der Kameradschaft einer richtigen und treffenden Würdigung unterzieht.

wiesen, den er in bedenklichster Weise ausbeutete. — — Selbständig ist Schlaf nur in einer maßlosen Überschätzung Whitmans, die über alles hinausgeht, was die fanatischsten Parteigänger in Amerika und Europa in der Verherrlichung ihres Meisters geleistet hatten.

c) Der Bund, Bern.

Vor einigen Monaten hatten wir Veranlassung, im Feuilleton des „Bund“ ausführlich von dem Buche „Der Yankee-Heiland“ zu handeln, das ebenfalls den philosophischen Schriftsteller Eduard Bertz zum Verfasser hat und, wie die vorliegende Broschüre: „Whitman-Mysterien“ über den amerikanischen Dichter Walt Whitman tiefgehende Untersuchungen anstellt. Was uns an jenem Buche so sehr freute, war vor allem die grundsätzliche Haltung des Verfassers als eines berufenen Verteidigers des scharfen und klaren Denkens gegenüber einer in der Neuzeit bemerkbaren Strömung zu allerlei nebuloser Mystik, bei der das wissenschaftliche Denken mit Elementen poetischer Exaltation in einer Weise vermengt wird, die weder der Poesie noch der Philosophie bekömmlich ist. — — Da der Verfasser im Verlauf seines jahrelangen Studiums der Dichtungen Whitmans die Überzeugung gewonnen hatte, Walt Whitman sei in seinem Gefühlsleben konträrsexuell veranlagt gewesen und bei all seiner großen dichterischen Begabung demnach den degenerierten Menschen zuzuzählen, machte er diesen Zug im Wesen des amerikanischen Dichters geltend. — In Deutschland aber war es namentlich Johannes Schlaf gewesen, der als enthusiastischer Verkünder des Übermenschentums und der Heilandschaft Walt Whitmans eine überschwengliche Journalistik ins Werk setzte. Ihn besonders hatten daher die Enthüllungen — schmerzlich getroffen. Doch war dies ein Thema, über das — so sollte man denken — literarisch gebildete Männer ihre entgegengesetzten Ansichten ohne persönliche Fehde hätten austauschen können. Leider brachte Schlaf das nicht über sich, sondern schrieb gegen den Verfasser des „Yankee-Heiland“ eine giftige Schmähschrift. Materiell suchte er darin die Beweise, welche Bertz für die konträrsexuelle Natur Whitmans beibrachte, zu entkräften, entpuppte sich aber bei diesem Versuch als absolut inkompetent, in diesen Dingen das Wort zu führen, da es ihm, wie Eduard Bertz nun in dem vorliegenden Buche „Whitman-Mysterien“ zeigt, an gründlichem Wissen über Whitman fehlt und noch mehr an aufrichtigem guten Willen, die vorhandenen Zeugnisse zu ver-

stehen. — — Fanatiker aber pflegen nur noch ihren Zweck zu sehen und sind zur Erreichung desselben nicht wählerisch in den Mitteln. Darum ist es möglich geworden, daß E. Bertz in seiner Abrechnung mit Johannes Schlaf diesen als Plagiator und als teilweisen Fälscher der Whitmanliteratur hinstellen kann und für diese schweren Beschuldigungen Beweise erbringt, die jeden Leser der Broschüre „Whitman-Mysterien" überzeugen müssen.

Was Whitman selbst betrifft, so kann nach dieser Schrift — und das ist, abgesehen von der Polemik gegen Schlaf, ihr positiver Wert — kein Zweifel mehr bestehen, daß der amerikanische Dichter in seiner Phalluspoesie pathologische Entartung verrät. — Wohlgemerkt! nicht moralisch beanstanden wir sie, sondern lediglich als arge Geschmacksverirrung. Auch Bertz wirft sich nicht etwa zum Sittenrichter des Dichters auf, nur darf er so wesentliche Züge des von ihm gewissenhaft gezeichneten Gesamtbildes nicht unterdrücken; er gibt sie nicht anders, als wie der Botaniker uns die Merkmale einer bestimmten Orchis aufweist und erklärt. Und so ist das Verdienst der „Whitman-Mysterien" dasselbe wie das des „Yankee-Heiland": die Zurückweisung aller schwarmgeisterischen Versuche, Walt Whitman über seine eigentliche Sphäre des genialisch veranlagten Poeten zu einem vorbildlichen Übermenschen zu machen, der auch für die Philosophie, die Wissenschaft und die Religion irgendwie ernstlich in Betracht kommen könnte. Die Broschüre wirkt mithin reinigend und säubernd, obschon sie so viele unsaubere Dinge berühren muß, über die wir indessen milder zu denken gewohnt sind, seitdem wir wissen, daß konträrsexuelle Veranlagung eine Naturbestimmung ist, die im Leben überraschend vielen bedeutenden Menschen vorkommt, z. B. die Lebenstragik Platens bildete und mithin Idealismus und edles Kunstschaffen keineswegs ausschließt.

Joseph Victor Widmann.

Schröder, Einleitung zur deutschen Übersetzung der Zuchthausballade von Wilde.

In einer längeren Einleitung zu der ins Deutsche übertragenen Zuchthausballade von Oskar Wilde gibt ein gewisser O. A. Schröder eine kurze Biographie des Dichters nebst kritischer Besprechung seiner Werke.

Wildes literarische Eigenart hat Schröder im Allgemeinen ganz treffend charakterisiert, ich kann ihm darin auch nur beistimmen, daß er sich von der heute üblichen Überschätzung von

Wildes Kunst fernhält. Ebenso wie Schröder sehe ich in dem „Idealen Gatten" eine Anspielung auf Wildes eigenes Schicksal, das ihn zur Maske und zum Verbergen eines schrecklichen Geheimnisses zwang. Das Wesen dieses Geheimnisses, Wildes Homosexualität, verkennt aber Schröder völlig.

Man muß sich wundern, daß ein Kritiker, der über Wilde schreibt, der Homosexualität des Dichters so verständnislos, so philiströs, so ahnungslos und unkundig des Wesens der konträren Sexualempfindung gegenübersteht.

Verfasser frägt erstaunt: Wie erklärt sich Wildes kaum begreiflicher Fall? Zeigt sich die cynische Leichtfertigkeit späterer Jahre schon frühzeitig, hat er der Versuchung ohne Zaudern, ohne innere Kämpfe nachgegeben?

Nach Schröder habe Wildes Schönheitsschwärmerei und seine Bewunderung der antiken Kunst, die nur sinnlich auf ihn gewirkt, zur Bewunderung gewisser griechischer, überhaupt südländischer Sitten geführt.

Es habe in ihm ein Kampf zwischen den in seiner Jugend eingepflanzten strengen christlichen Ideen und seiner weichlichen und verdächtigen Schönheitsschwärmerei bestanden, aber frühzeitig sei Wilde seiner verwilderten Sinnlichkeit und namentlich seiner Phantasie erlegen.

Schröder, der mit keinem Wort die Homosexualität erwähnt, scheint diese örtlich und zeitlich so verbreitete, gewissermaßen alltägliche Erscheinung, deren Wesen die moderne Wissenschaft festgestellt hat, gar nicht zu kennen. Er scheint nicht zu wissen, daß es eine zahlreiche Menschenklasse gibt, welche den angeborenen Trieb in die Arme der Angehörigen des eigenen Geschlechts führt und nicht verwilderte Sinnlichkeit noch irregeleitete Phantasie.

Wahrscheinlich weiß er auch nicht, daß dieser gleichgeschlechtliche Trieb gar vielen ehrbaren, anständigen Männern anhaftet, vom schlichten Handwerker bis zum genialen Künstler, vom kleinen Bürger bis zum Fürsten, und daß in der sexualen Betätigung aller dieser Homosexuellen ihrer Natur gemäß, weder cynische Leichtfertigkeit noch ein kaum begreiflicher Fall zu erblicken ist.

Was speziell Wilde angeht, so möge Schröder meine Beurteilung von Wildes Homosexualität in den Jahrbüchern VI und VII nachlesen.

Für und wider den § 175 des Str.-G.-B. aus Anlaß des Moltke-Hardenprozesses.

Aus der Unmasse der Aufsätze, welche aus Anlaß des Moltke-Hardenprozesses sich mit dem § 175 beschäftigt haben, bringe ich nachstehend drei Aufsätze, die sich gegen und vier, die sich für die Abänderung des § 175 aussprechen.

Hamm: O. L. Pr. a. D. **Der § 175 St.-G.-B.** in der Deutschen Juristen-Zeitung vom 1. Dezember 1907.

Nicht nur in der Frage nach der Aufhebung des § 175, sondern sogar in der Frage über die Erörterung des Gegenstandes nimmt dieser Jurist, der bisher in hohem Ansehen stand, einen ganz und gar mittelalterlichen Standpunkt ein.

Er schreckt nicht davor zurück, in dem bedeutendsten Organ der Juristen Deutschlands zunächst gleichsam sich zu entschuldigen, an ein geschlechtlich heikles Thema heranzutreten und wagt es, das bisherige Schweigen der D. J.-Z. damit zu entschuldigen, daß selbst den meisten Juristen eine Erörterung der Frage Mißbehagen bereite und jegliches Eingehen auf die Frage dem allgemein ethischen Empfinden widerstreite.

So geschehen im 20. Jahrhundert! Indem er dann vorerst noch die Beachtung der größten Zurückhaltung bei Besprechung des § 175 verspricht — man kann sich hieraus denken mit welcher Objektivität und Unbefangenheit diese Besprechung ausfallen wird — betont er, um damit von vornherein der Äußerung jeder gegenteiligen Ansicht in der D. J.-Z. den Boden abzuschneiden, daß nur in eine *einmalige* Besprechung eingetreten werde.

Als Grund der Strafe nimmt er an die Gefährdung der sittlichen Anschauungen der Allgemeinheit und der gesunden körperlichen wie seelischen Entwicklung des Volkes.

Er predigt die Aufrechterhaltung des Paragraphen und feuert die Polizeibehörde zu rücksichtsloserer Verfolgung der Homosexuellen und der Aufklärung in Schrift und Wort an.

Zum Schluß muß sogar das Ausland an dem homosexuellen Verkehr die Schuld tragen (obgleich z. B. in Frankreich man gerade den gleichgeschlechtlichen Verkehr als „vice allemand" bezeichnet), denn er meint, mit aller Strenge müsse vorgegangen werden, damit das deutsche Volk vor einer Durchseuchung durch diese ausländische Pest bewahrt bleibe.

Nicht viel anders als Hamm drückt sich der Wiener Oberstaatsanwalt **Dr. Hoegel** aus in seinem Aufsatz:

„Die Reform des Strafrechtes" betreffend Besprechung des Kapitels von Mittermaier in der vergleichenden Darstellung des Strafrechts über die Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit in der D. J.-Z. vom 15. Januar 1908. Der gleichgeschlechtliche Verkehr bilde durch seine Verbreitungsfähigkeit eine gesellschaftliche Gefahr und würde durch Straflosigkeit Förderung erfahren. Die Aufrechterhaltung der Strafe solle die degenerierende Wirkung einer Verbreitung derartiger Unzuchtsformen verhindern und den gesunden Abscheu des Volkes aufrecht erhalten.

Die von den Sachverständigen festgestellte Tatsache, daß meist abnorme Veranlagung vorliegt, erklärt Hoegel durch die Erfahrung der Kriminalisten (also von Nichtsachverständigen) für widerlegt! Ebenso stellt er sich einfach skeptisch gegenüber den Krankengeschichten — da auf keinem Gebiete soviel gelogen werde. Also größtes Mißtrauen gegenüber den untersuchenden Psychiatern und die überhebende Ansicht, als sei der Richter geeignet und fähig, die Psyche des Homosexuellen im gerichtlichen Verfahren richtig zu beurteilen!

Paulsen, Friedrich Dr. Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit. In der Woche vom 4. Jan. 1908.

In den gleichen Chor wie Hamm und Hoegel stimmt auch Paulsen mit ein.

Die gleichgeschlechtliche Befriedigung empöre das sittliche Bewußtsein der Gesamtheit in einer empfindlichen Weise, daß die strafende Gegenwirkung als Recht und Pflicht erscheine.

Es sei die Bestimmung des Rechts, den sittlichen status der Nation zu schützen und aufrecht zu erhalten, der gleichgeschlechtliche Verkehr richte sich unmittelbar gegen die Lebenskräfte des Volkes selbst, er würde, durch Ansteckung und Verführung sich ausbreiten, zuerst dem sittlichen, zuletzt auch dem physischen Leben der Natur die Wurzel abgraben, wie sie das Leben der Griechen und der von ihnen angesteckten Römer erniedrigt und verwüstet habe.

Paulsen geht in seinem Fanatismus soweit, daß er mit Behagen das mittelalterliche Ausmerzen der Homosexuellen aus der Gesellschaft, also wohl die Todesstrafe erwähnt und die Nachahmung Englands, das bis zu lebenslänglichem Zuchthaus und Amerikas, das mit Zuchthaus von 5—20 Jahren bestraft, anempfiehlt!

Und ein solcher Mann schreibt über „Ethik".

Von der Aufhebung befürchtet er auch, daß nunmehr auf die sittliche Zulässigkeit des homosexuellen Verkehrs geschlossen würde, ferner daß durch Ausbreitung der homosexuellen Prostitution die heterosexuelle gleichsam als sittlich gehobene Form dastände.

Ganz entgegen diesen der Aufhebung ungünstigen Stimmen verlangen die folgenden Aufsätze die Abänderung des § 175:

Friedländer-Hohe Mark, (Hofrat), **Psychologie und Gesetz.** (Anregungen aus dem Prozeß Moltke-Harden.) In der „Umschau" vom 9. November 1907.

In dem berühmten Prozeß sei weder Moltke noch Harden der eigentliche Angeklagte gewesen, sondern der § 175. Welche Folgen dieser § 175 zeitige, habe wieder einmal die ganze Gesellschaft an dem für menschliches Empfinden entsetzlichen Prozeß erlebt.

Der Prozeß habe allgemein zum Nachdenken über die homosexuelle Frage angeregt.

Aus der homosexuellen Veranlagung und der sexuellen Betätigung dieser Veranlagung den Schluß zu ziehen, daß der Betreffende gesellschaftlich oder ethisch minderwertig sei, sei biologisch, psychologisch und juristisch falsch.

Biologie und Psychologie brächten den Nachweis, daß es sich um eine Naturveranlagung handle und jede Naturveranlagung ihre Betätigung fände und finden müsse. Eine Naturveranlagung aber könne nicht Gegenstand strafrechtlicher Verfolgung sein. Entweder betrachte der Richter diese Veranlagung als krankhaft, dann liege hierin der Strafausschließungsgrund, oder er betrachte sie als normal, dann gingen ihn die Betätigungen dieser normalen Veranlagung ebensowenig etwas an, wie er sich um die Arten oder Abarten des gewöhnlichen ehelichen oder außerehelichen Verkehrs der Menschen kümmere.

Auch in den Köpfen aufgeklärter Menschen werde der § 175 Verwirrung erzeugen und ihnen die Homosexuellen als minderwertig erscheinen lassen, solange er zu Recht bestehe.

Sonst hätte in dem Prozesse Moltke-Harden die Frage nicht zu so heißem Kampfe führen können, ob Homosexuelle in der Umgebung des Kaisers geduldet werden dürften oder nicht.

Wenn sie ihre Homosexualität nicht anders betätigten, als die Heterosexuellen ihren Verkehr, so mache sie jene Eigenschaft gewiß ebensowenig unwürdig, als wenn sie in ihren vier Wänden nackt umherspazierten.

Ob jene von Harden angegriffene Gruppe aus der Nähe des Herrschers zu entfernen gewesen wäre, sei eine politische Frage, aber keine Ehrenfrage. Sie sei mit eine Ehrenfrage geworden, weil der § 175 bestehe.

Ein Mensch könne homosexuell und doch energisch, ruhig, gebildet vornehm, in jeder Beziehung ein deutscher Mann sein.

So wenig ein Gesetz den normalen sexuellen Verkehr verbieten könne, so wenig könne es die Homosexualität aus der Welt schaffen.

Sosnosky, Theodor von, Ein dunkles Kapitel. In der „Gegenwart“ vom 9. und vom 16. November 1907.

Ausgehend von dem Moltke-Harden Prozeß findet Sosnosky das „Entsetzen“, welches die Allgemeinheit bei den Enthüllungen des ersten Prozesses ergriffen, unbegreiflich. Der sexuelle Verkehr von Offizieren mit ihren Soldaten sei zwar unbedingt zu verurteilen, aber doch keine Erscheinung, die angetan sei Entsetzen hervorzurufen. Dies „Entsetzen“ rühre daher, weil die Homosexualität im Spiel sei. Heterosexuelle Männer könnten ihre Gattinnen brutalisieren oder mit ihren Untergebenen sich einlassen, ohne daß die Öffentlichkeit sich darüber entrüste. Man halte eben die Homosexualität an und für sich für ein Verbrechen. Verfasser widerlegt dann die verschiedenen Gründe dieser Anschauung.

Wider die Natur sei sie nicht, denn die Natur des Homosexuellen treibe ihn zum eigenen Geschlecht. Die homosexuellen Akte seien nicht mehr und nichts weniger unsittlich als viele anderen straflosen Akte. Schon manches Haupt, das von Nachsicht und Verständnis für die Homosexuellen nichts wissen wolle, habe, im allerverwegensten Sinne des Wortes, im Schoße des geliebten Weibes geruht.

Der Schaden, den die vielen Fälle der heterosexuellen

Liebe durch Verführung von Mädchen, Zuführung zur Prostitution, durch Selbstmord, Kindesmord usw. angerichtet, sei unendlich größer als der Schaden, der aus den homosexuellen Akten entstehe, vergifte auch ganz anders das leibliche und seelische Wohl des Volkes durch die erwähnten sozialen schädlichen Folgen.

Unzählige Völker seien zu Grunde gegangen, denen die gleichgeschlechtliche Liebe nicht nachgesagt worden.

In der Homosexualität eine Gefahr der Entvölkerung zu erblicken, bedeute eine Naivität. Gerade in Italien und Deutschland, wo der Bevölkerungszuwachs am größten, sei die Homosexualität am verbreitetsten. Nachdem Verfasser noch die Erpressung als sozialen Schaden der Bestrafung der Homosexualität erwähnt, bezeichnet er das strafrechtliche Verbot geradezu als eine unerhörte Grausamkeit, da man doch unmöglich verlangen könne, daß ein Mensch sein Leben lang seinen Geschlechtstrieb unterdrücke oder allein befriedige, was doch gewiß weder sittlicher noch gesünder sei.

Schmidt, Heinrich, Das homosexuelle Problem. In der „Zukunft" vom 21. Dezember 1907.

Verfasser tadelt die Art und Weise, in welcher aus Anlaß des Hardenprozesses namentlich in der Person und insbesondere auch in der Deutschen Juristen-Zeitung seitens von Dr. Hamm die homosexuelle Frage erörtert worden ist. Er rügt namentlich die Ansicht, als sei Homosexualität auf Laster und Verkommenheit zurückzuführen und hebt hervor, daß die Auffassung Dr. Hirschfelds von dem Angeborensein der konträren Sexualempfindung nicht, wie manche dies hinzustellen belieben, eine Dr. Hirschfeld eigentümliche Marotte sei.

Die ersten Autoritäten der Sexualwissenschaften längst vor Hirschfeld hätten die Ansicht begründet, daß die Homosexualität eine Art geistiger Zwitterbildung

darstelle und meist auf Naturanlage beruhe. Alle namhaften Forscher auf sexual-pathologischem Gebiet verträten die Anschauung, daß die Betätigung homosexueller Triebe in fast allen Fällen aus einer Naturanlage zu erklären sei und mit Lasterhaftigkeit oder Verkommenheit nicht das Geringste zu tun habe.

Hirschfelds Abweichung von seinen Fachgenossen sei so geringfügig und falle eigentlich so ganz in das Gebiet der Theorie, daß sie für seine Stellung in der Öffentlichkeit kaum in Betracht komme.

Wenn auch Hirschfeld die homosexuelle Anlage nicht als pathologisch im gewöhnlichen Sinn auffasse, sondern als Varietät des Geschlechtsempfindens, als angeborene Hemmungbildung, so betonte auch Hirschfeld die Homosexualität nicht etwa als eine wünschenswerte oder auch nur gleichgültige Zugabe auf den Lebesweg.

Was die Wissenschaft Hirschfeld zu danken habe, sei die Beibringung eines ungemein reichen Materials, das er nicht nur mit medizinischen, sondern auch mit anerkennenswertem psychologischen Verständnis verwertet habe.

Keine Besonderheit Hirschfelds sei jedenfalls (woraus man ihm gerade fast allgemein einen Vorwurf gemacht), daß er die Diagnose homosexueller Veranlagung nicht lediglich auf den Nachweis homosexueller Betätigung, sondern auch auf den psychischer Eigenheiten der beobachteten Personen baue. Diese Methode sei in der Wissenschaft längst angewandt worden und Moll habe in seiner „Konträren Sexualempfindung“ die Homosexualität historischer Personen nur aus ihren psychischen Eigentümlichkeiten abgeleitet. Man müsse anerkennen, daß diese Methode, wenn sie sorgfältig angewandt werde, durchaus einwandfrei sei. Denn eine psychische Anlage, wie die Homosexualität, könne eben aus psychischen Zügen am besten erkannt werden.

Loewenfeld, Homosexualität und Strafgesetz. (Nach einem in der kriminalistischen Sektion des akademisch-juristischen Vereins zu München am 17. Dezember 1907 gehaltenen Vortrage. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann, 1908.)

Loewenfeld vergleicht den jetzigen Ausbruch der Verfolgungsepidemie gegen die Homosexuellen mit den in früheren Jahrhunderten grassierenden Verfolgungen der Juden, Ketzer und Hexen. Solche Epidemien seien infolge der Suggestibilität der Massen auch heute noch möglich, wenn sie sich auch gegen eine andere Klasse von Personen, die Homosexuellen, richteten. Es werde nicht gefragt, ob die verlangte strengere Bestrafung der Homosexuellen, anstatt der wünschenswerten Erleichterung ihrer Lage, sich mit unseren Ansichten von Humanität, mit unserem modernen Rechts- und Billigkeitsgefühl vertrage.

Besonders bedauerlich sei es, daß die gegenwärtige Epidemie nicht von den untersten Volksschichten ausgegangen sei, sondern in den Schichten der Gebildeten sich entwickelt habe. Keine politische Partei sei von der Infektion mit ihren wahnhaften Vorurteilen und ihrer Unduldsamkeit verschont geblieben, selbst die Sozialisten hätten in den Verdammungschorus gegen die Homosexuellen eingestimmt.

Die Wissenschaft dürfte sich durch die öffentliche Meinung in keiner Hinsicht beeinflussen lassen. Sie werde und müsse immer wieder verkünden, was durch ihre Forschung über die Homosexualität festgestellt sei. Sie könne in ihrem Bestreben nicht nachlassen, veraltete und verhängnisvolle Vorurteile zu beseitigen und so durch Aufklärung eine Verbesserung der Rechtslage der Homosexuellen anzubahnen, wenn auch vorerst all ihr Bemühen den Charakter einer Sisyphusarbeit zu besitzen scheine.

Loewenfeld gibt dann in seinem Aufsatz eine sehr gute, richtige und verständnisvolle Darstellung der ganzen Frage.

Auch er erkennt das Vorkommen einer mehr oder weniger ausgesprochenen Annäherung der Körperform an den weiblichen Typus bei einer Anzahl von Homosexuellen an. Daß es sich bei der Androgynie um eine Anpassung des Körpers an den psychischen Habitus handele, erscheine mit Rücksicht auf die Beteiligung der Skeletteile ausgeschlossen. Die vorliegenden Beobachtungen wiesen darauf hin, daß die Abweichung der Körperform vom männlichen Typus, ebenso durch angeborene Veranlagung bedingt sei wie die psychische Anomalie und beide koordinierte Erscheinungen bildeten. Nach Erörterung der verschiedenen Theorien über die Entstehung der konträren Sexualempfindung, weist Loewenfeld die Ansicht, als ob lediglich occasionelle Schädlichkeiten die Homosexualität erzeugen könnten, zurück.

Unter allen den occasionellen Schädlichkeiten, die nach den bisherigen Ermittelungen für die Ablenkung des Geschlechtstriebes in die homosexuelle Bahn in Betracht kommen könnten, fände sich keine einzige, die mit Regelmäßigkeit die Inversion nach sich zöge.

Trotzdem zahlreiche — darunter oft neuropathische Individuen — den gleichen Schädlichkeiten ausgesetzt gewesen, seien sie doch heterosexuell geblieben. Die Annahme, daß der Homosexualität (wenigstens der echten, dauernden) eine angeborene Anlage zugrunde liege, sei nicht abzuweisen. Zur Entstehung und Fixierung der Triebrichtung sei aber noch die Einwirkung gewisser Momente während des extrauterinen Lebens des Individuums erforderlich.

Anscheinend komme die Homosexualität ohne die Einwirkung bestimmter occasioneller Momente kaum zustande.

Bei der anzunehmenden Veranlagung handle es sich zweifellos um Eigentümlichkeiten der Organisation der Zentralteile, speziell des Gehirns. In der Gehirnorganisation des Mannes, die dem weiblichen Typus sich nähere, könne man aber nur ein die Entwicklung der Homosexualität begünstigendes Moment erblicken, das keineswegs in allen Fällen vorhanden sei, denn viele Urninge zeigten die Züge der Männlichkeit in vollem Maße, während umgekehrt manche Heterosexuelle einen exquisit weibischen psychischen Habitus aufwiesen.

Allgemeiner verwertbar für die Erklärung der Homosexualität seien die Momente, auf welche Freud hingewiesen habe: eine gewisse sexuelle Konstitution, sexuelle Frühreife und gesteigerte Fixierbarkeit der Erinnerungen infantiler Sexualerlebnisse. Alle diese Momente müßten ihre Grundlage in Eigentümlichkeiten der nervösen Organisation haben.

Bezüglich der sexuellen Konstitution glaubt Loewenfeld, daß die Auslösung sexueller Erregungen durch Schmerz von Bedeutung sei. Bei manchen Homosexellen sei der Keim der homosexuellen Triebrichtung durch Züchtigungen, insbesondere Schläge auf das Gesäß, insbesondere durch den Anblick von solchen gelegt.

Damit die Erinnerung sexueller Jugenderlebnisse zur Entwicklung völliger Homosexualität führe, müsse neben der erhöhten Haftbarkeit noch die Eigenschaft der dauernden Exclusivität des durch diese Erinnerungen bestimmten Sexualobjekts kommen.

In der Frage nach der angeblichen Krankhaftigkeit und Minderwertigkeit der Homosexuellen betont Löwenfeld, daß die Homosexuellen in intellektueller und moralischer Hinsicht den Heterosexuellen im Durchschnitt völlig gleichartig seien. Die Homosexualität stelle lediglich eine Anomalie dar, die zwar mit Krankheit und Entartung auf körperlichem und seelischen Gebiete ver-

gesellschaftet vorkomme, in der Mehrzahl der Fälle jedoch eine isoliert bestehende psychische Abweichung von der Norm bilde, die nicht als krankhafter oder degenerativer Natur betrachtet werden könne und den Wert des Individuums als Glied der bürgerlichen Gesellschaft nicht herabzusetzen geeignet sei.

Loewenfeld tritt warm für die Aufhebung des § 175 ein. Er hebt besonders vier Gründe hervor: Mangel an Konsequenz der Strafbestimmung, ihre Unklarheit, ihre Nutzlosigkeit homosexuelle Akte zu verhindern, das durch sie gezüchtete, höchst gefährliche Erpressertum.

Als Schutzalter schlägt er das 18. Lebensjahr vor. Man möge auch schwere Strafbestimmungen gegen den Mißbrauch der Dienstgewalt zu homosexuellen Akten verlangen, obgleich man auch der Ansicht sein könne, daß die vereinzelten, bisher bekannt gewordenen Vorkommnisse in dieser Richtung eine Änderung der Gesetzgebung nicht gerade dringlich erscheinen ließe.

Sodann weist Loewenfeld auf den Irrtum der Ansicht, als ob der Untergang Griechenlands durch die Ausbreitung der homosexuellen Liebe mit verursacht worden sei. Sie sei zur Zeit der höchsten Blüte verbreitet und ohne jeden Einfluß auf die Kriegstüchtigkeit des Volkes gewesen. Beweis: Der Kultus der gleichgeschlechtlichen Liebe bei den körperlich-kräftigen und kriegstüchtigen Spartanern sowie die heilige Schar der Thebaner mit ihrem homosexuellen Führer Epaminondas.

Die homosexuelle Neigung habe bei den Griechen oft die Quelle einer Kriegskameradschaft gebildet, die in keiner Gefahr sich verleugnet und in der Schlacht oft zu heroischen Taten angeregt habe.

Sehr richtig ist es, daß Loewenfeld den Mut hat, gegen die fast allgemein als selbstverständlich gehaltene Ansicht, daß der Vorwurf der Homosexualität eine Beleidigung sei, sich zu wenden. Er betont, es bestehe

nicht die geringste Berechtigung, den Homosexuellen an sich wegen seiner sexuellen Anomalie als minderwertig zu betrachten. Denn die Homosexualität trete in der großen Mehrzahl der Fälle bei im übrigen gesunden Individuen auf; die Homosexuellen stünden auch weder in intellektueller noch moralischer Hinsicht unter dem Durchschnitt und manche derselben seien durch Gaben des Verstandes und Gemüts gleich ausgezeichnet. Der Wert eines Menschen hänge doch nicht von der Art seiner sexuellen Befriedigung ab; unsere Schätzung richte sich nach Charakter, Intelligenz, moralischem Niveau und der Art, wie er seine Stellung im Leben ausfülle.

Würde die bisherige Rechtsprechung, welche die Homosexualität zu einem Makel für den Träger stempele, zu einer dauernden Gepflogenheit werden, so würde dadurch eine Unterscheidung von zwei Klassen von Bürgern angenommen, eine Klasse, die, wie immer auch das Einzelindividuum seelisch und körperlich beschaffen sein möge, wegen ihrer normalen Sexualität allein als vollwertig gelte und eine Klasse, die ohne Rücksicht auf ihr intellektuelles und moralisches Verhalten als minderwertig erachtet werde. Eine derartige Unterscheidung sei mit unseren modernen Rechts- und Humanitätsbegriffen nicht vereinbar. Gerade der Umstand, daß die Bestrebungen des W. H. K. zurzeit in einen gewissen Verruf geraten seien, lege demjenigen, der sich mit der Homosexualität wissenschaftlich eingehender beschäftigt habe, die Pflicht auf, zu zeigen, daß es sich hier nicht um eine Parteisache, verfochten von einer beschränkten Gruppe von Männern handele, sondern um eine Sache der Humanität und Gerechtigkeit, deren Vertretung von keinem persönlichen Wohlwollen, von keiner besonderen Sympathie für die Homosexuellen abhängig sei.

Wir lebten in einer Zeit ausgedehntester, charitativer Bestrebungen, wir bemühten uns, das Los Kranker und

Notleidender durch die verschiedensten Maßnahmen zu erleichtern und suchten selbst den Tieren unnötige Qualen zu ersparen.

Warum solle in uns die Stimme der Humanität und Gerechtigkeit gerade den Homosexuellen gegenüber versagen? Augenblicklich werde diese Stimme zwar durch Leidenschaften übertäubt, sie müsse sich jedoch früher oder später wieder Geltung verschaffen.

Belletristik.[1])

Anonym, Verbene Junkers Liebe. Ein Roman dem toten Oskar Wilde, von einem ungenannten Autor gewidmet. (München u. Leipzig bei G. Müller, 1907.)

Ein höchst lesenswerter feinsinniger Roman der weiblichen homosexuellen Liebe.

Verbene Junker ist die Homosexuelle, welche erst spät ihre wahre Natur erkannte. Sie gehört zu der Klasse der Edeluranierinnen, die monogam und ideal veranlagt, von den seelischen Momenten beherrscht werden und Sinnlichkeit ohne Liebe nicht verstehen, die nur wahre echte Liebe empfinden und lieben fürs Leben. Deshalb bleibt auch Verbene das Wesen der sinnlichen Edita Wrangel fremd, deshalb stößt sie Editas Charakter fast ab, deshalb ist ihr der Grund der Zuvorkommenheit Editas Freundin,

---

[1]) Am kürzesten ist dieses Jahr die Bibliographie der Bellestristik ausgefallen. Ich habe absichtlich die meisten Werke beiseite gelassen, welche nur gelegentlich, in kurzen Episoden oder wenigen Sätzen die Homosexualität streifen. Hinsichtlich dieser Romane sei auf die Monatsberichte verwiesen.

Auch diejenigen Bücher habe ich nicht erwähnt, bei welchen die angeblichen homosexuellen Gefühle derart zweifelhaft sind, daß man, um sie als homosexuelle zu erkennen, eine besondere Auslegung des Verfassers nötig hätte, etwa wie folgt: Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß es sich um homosexuelle Gefühle handeln soll.

Hauptsächlich derartige Werke dürfte wohl auch der Kritiker im Auge gehabt haben, der in einer Besprechung des vergangenen Jahrbuches die Unvollständigkeit der Bibliographie der Belletristik rügte und gerade als Beweis hierfür das Fehlen eines Romanes anführte, der mir wohl bekannt ist, der aber zu den Kategorien dieser Art Romane gehört. Ich möchte jedenfalls den Vorwurf vermeiden, daß ich überall Homosexuelles herausschnüffele, auch da, wo andere Deutungen ebenso nahe oder näher liegen.

der Gräfin Kara, rätselhaft. Sie selbst steht diesen sinnlichen Naturen so andersartig gegenüber, daß sie die Gleichheit ihrer eigenen Geschlechtsrichtung mit diesen Frauen nicht ahnt.

Und weil Idealität, echtes natürlich empfindendes Liebesgefühl Verbene beseelt, begreift sie auch nicht des Bruders Entrüstung, seine Verdammung ihrer heiligen Liebe zur Freundin, zu Julia, seine Reden von Laster und krankhafter Verirrung.

Sie liebt mit der hingebenden, aufopfernden, instinktiven, ihre gesamte Persönlichkeit erfüllenden Leidenschaft die Freundin. Aus der Intensität dieser Liebe, daher auch die Intensität des Schmerzes beim Tode der Geliebten. Erst jetzt und allmählig wird sie gewahr, welche Art Gefühl sie beherrscht, erst allmählig sieht sie ein, daß sie nur ein Glied einer Klasse gleichfühlender anders gearteter, von der Welt verfehmter Menschen ist.

Der zweite Teil des Romans, die Liebesepisode zwischen Verbene und Julia, zeichnet sich durch lyrische Akzente und poetischen Stimmungsgehalt aus, von vielleicht stellenweise etwas weichlich-sentimentaler Färbung, aber dennoch von tiefer Empfindung.

In diesem Lyrismus liegt der Hauptreiz und der größte Wert des Buches, denn Handlung, Komposition und psychologische Entwickelung bieten weniger Interesse. So zerfließt der erste Teil des Romans zu sehr in die Sittenschilderung von Studentinnen und emanzipierten Frauen, ohne sich als notwendige Vorbedingung des Hauptstoffes, der späteren Liebe Verbenes, darzustellen. Auch das Schicksal Verbenes selber wird nicht so sehr durch den Kampf ihrer Leidenschaft mit der Umwelt, nicht so sehr durch innere Notwendigkeit oder Konfliktstragik gestaltet, als durch einen unglücklichen Zufall, den Tod der Freundin.

Als Grundton des zweiten Teiles erklingt eben die Gefühlsstärke und der lyrische Widerhall, welche die Liebesleidenschaft, die ihr entgegengestemmten Hindernisse und schließlich der Tod der Freundin in Verbene auslösen.

Allerdings finden sich auch interessante Charakterskizzen und allgemein fesselnde Auslassungen allgemeiner Natur über Homosexuelle und Homosexualität und ihr Verhältnis zur verständnislosen Welt. Die hauptsächlichsten möge man in dem Monatsbericht Dezember 1906 Nr. 12 nachlesen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung gegenüber der in der Neuen Hamburger Zeitung vom 23. Februar 1907 von Leonhardt

Adelt (vgl. Monatsbericht April 1907 Nr. 20) verfaßten Besprechung des Buches aufgestellten Behauptung. Seit Verlaines Freundinnen werde zum ersten Mal wieder weibliche Homosexualität zum Gegenstand der Dichtung gemacht. Dies ist völlig irrig. Seit Verlaines Gedichtszyklus ist eine sehr große Anzahl weiblich-homosexueller belletristischer Sachen veröffentlicht worden.

In allen Bibliographien der Jahrbücher sind sie zahlreich erwähnt. Die Biblographie des Bd. V 2 führt z. B. einen selbständigen Abschnitt für die Belletristik der weiblichen Homosexualität an mit nicht weniger als 13 Werken. Manche dieser Bücher gleichen auch „Verbene Junkers Liebe" an künstlerischer Gestaltung und Abrundung durchaus.

Bang, Herm., Michael. (S. Fischers Verlag, Berlin, 1906.)

Erst bei wiederholter Lektüre erschließen sich die Schönheiten und Feinheiten dieses echt künstlerischen Romans. Der seelische zum körperlichen Tod führende Zusammenbruch des berühmten Malers Zoret wird entrollt, der an der Undankbarkeit seines geliebten Schülers und Pflegekindes, Michael, zugrunde geht.

Nirgends eine Spur von Sinnlichkeit in dem Verhältnis zwischen Zoret und Michael, das nur in seiner Katastrophe geschildert wird. Und doch pocht homosexuelle Leidenschaft dem Leser entgegen.

An getäuschte väterliche Liebe könnte man bei oberflächlicher Betrachtung denken, aber, wenn Worte es auch nicht besagen, man fühlt es an der ergreifenden Wucht der Empfindung, daß homosexuelle Liebe nur vermochte, mit elementarer Gewalt den Meister, den Grund seiner Seele aufwühlend, auf das Totenbett zu werfen.

Nur Liebe, echte, wenn auch tief verinnerlichte, platonische, homosexuelle Leidenschaft vermag zu erklären, daß der Meister trotz des schmählichen Betragens seines Michael noch über den Tod hinaus seine Liebe ihm beweist, daß er trotz aller Niedertracht und allen Undanks dem geliebten Schüler, der in den Armen des Weibes

vergißt, dem letzten Ruf des Meisters an das Totenbett zu folgen, noch in der letzten Stunde sein ganzes Vermögen vermacht.

Keine psychologischen Untersuchungen und Auslassungen legen die Seelen der Helden Zoret und Michael bloß, aber dennoch wie aus durchsichtigem Schleier leuchten die Seelen hervor aus den abgetönten pathoslosen und berechnend vielsagenden Sätzen und um so ergreifender in der künstlerischen Abrundung des Stils packt die Tragik einer großen Leidenschaft, eines furchtbaren Menschenschicksals.

In der Zukunft von Harden vom 26. Mai 1906 hat Peter Hamecher eine sehr schöne Besprechung der Werke Bangs veröffentlicht, in der er mit großem Verständnis auch dem Roman Michael gerecht wird (siehe Mbr. Juli 1906. Nr. 22).

Bierbaum, Otto Julius, Prinz Kuckuck. Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings. In einem Zeitroman. (Georg Müller, München und Leipzig, 1907.)

In diesem großartigen Zeit- und Charakterroman von bleibender Bedeutung, voll satyrischen Schwunges, gallischem Esprit, deutschen Humors und echt modernen Geistes kommt der Homosexualität eine Rolle zu, wie man sie bisher in der Belletristik nicht findet.

Eine der Hauptpersonen, Karl Kracker, ist homosexuell.

Karl Kracker mit hervorragender Intelligenz und großer Willensstärke begabt, hat frühzeitig seine Individualität, seine Persönlichkeit entwickelt und trotz aller Einflüsse seiner ultraorthodox-protestantischen Erziehung, trotz aller engherzigen religiösen Lehren, die an seinem scharfen Verstand abprallen, in kühlem Skeptizismus und berechnenden Egoismus nur die Befriedigung seiner Selbstzucht verfolgt.

In Henry Hauart, dem Adoptivsohn seines verstorbenen Onkels hat er das Objekt gefunden, an dem er seine Herrschsucht

erproben und zugleich seine praktischeren Pläne — die Ausnutzung der Millionen seines Vetters — erzielen kann.

Henry, der selbst allen möglichen Einflüssen zugänglich, selbständig zu handeln wähnt, während er der überragenden Intelligenz Karls unwillkürlich sich unterwirft, wird die Puppe in Karls Händen. Karl drängt seinen Vetter in ein Leben sexueller niedriger Wollust hinein, um selbst in Ruhe alle geistigen und sinnlichen Genüsse dank der Millionen Henrys, den er auf seinen Reisen als Mentor begleitet, auskosten zu können. Seine Hoffnung auf den Untergang des Vetters infolge seiner Ausschweifungen und auf den Besitz der Karls Schwester vermachten Millionen, geht nicht schnell genug in Erfüllung; er dingt einen jungen italienischen Geliebten zum Morde des Vetters, aber der Plan mißlingt.

In einer durch den wunderbaren nackten Körper des Jünglings angefachten plötzlichen homosexuellen Anwandlung drückt Henry in der stillen Grotte zu Capri den homosexuellen Jungen liebend in seine Arme, der jetzt nicht mehr die Kraft findet, seinen Augenblicksliebhaber zu töten.

Karl in seiner durch rasende Eifersucht noch gesteigerten Enttäuschung will an der einsamen Felsenküste in Neapels Umgebung Henry in den Abgrund stürzen, aber Henry entzieht sich seiner Umklammerung und schleudert in Notwehr seinen Gegner in die Felsen, daß er tot liegen bleibt.

Die Schilderung des homsexuellen Karl Kracker und die Verwendung der homosexuellen Eigenart weicht von den üblichen homosexuellen Darstellungen und der bisherigen Verwendung der Homosexualität im Roman von Grund aus ab.

Nicht die übliche Urningsfigur, nicht der Konflikt des Uranismus mit Welt, Vorurteil und Gesetz, nicht die zwar oft tragische und qualvolle, aber schon öfters erörterte Situation des andersartigen Geschlechtsparias wird behandelt. Zum erstenmal lebt und liebt eine homosexuelle Individualität von ganz ausgesprochenem persönlichen Gepräge, nicht ein Dutzend-Uranier, sondern eine eigenartige Persönlichkeit im Sinne eines Art Übermenschen von geistig überragenden Fähigkeiten und krassem Egoismus. Zum erstenmal wird Romanstoff: die Bedeutung eines derartigen supervirilen Homosexuellen für seine Umgebung, ja in beschränktem Maße für seine Zeit und sein Einfluß auf Handlungen, Leben, Schicksal der seine Sphäre kreuzenden

Personen — besonders seiner Verwandten, werden Reaktionen und Wirkungen dieser Individualität auf den Hauptheiden gezeichnet, dem Karl als Folie dient zur Illustrierung von Henrys Schwäche und Inferiorität derart, daß man geradezu von einem Kampf der Geschlechter sprechen kann, aber nicht zwischen Mann und Weib, sondern zwischen Heterosexuellen und Homosexuellen und zwar nicht typisch, sondern individuell gefaßt. In diesem Kampf, der seine Wurzel zieht aus dem Haß des der Weiberliebe baren Andersgearteten gegen den Normalfühlenden und aus dem unwillkürlichen Neid des den Frauenreizen Unzugänglichen wider den Weiberhelden, bedeutet der schließliche Untergang des Homosexuellen, dank der psychischen Stärke Henrys gleichsam symbolistisch den Sieg des physiologischen Sexualmenschen über den geistig Überragenden, aber geschlechtlich Abnormen.

Die geschlechtliche Seite in Karls Homosexualität tritt zurück hinter die supervirile Verstandesschärfe, welche das charakteristische Merkmal seiner Persönlichkeit bildet, Karls sexuelle Dinge haben sich vergeistigt, supervirilisiert. Und doch fehlt ihm nicht die Sinnlichkeit, aber er will sie nur da befriedigen, wo sein Schönheitsgefühl, sein Aestheticismus nicht verletzt wird; im eleganten aristokratischen homosexuellen Londoner Klub gibt er sich zum erstenmal seiner angeborenen Neigung hin und in Italien kann er frei und ohne Scheu die vollendete Schönheit des homosexuellen jungen Neapolitaners genießen. Aber im Grunde steht Karl über der Sinnlichkeit, läßt sich nicht von ihr beherrschen.

Denn ihm fehlt die Sentimentalität, die Herzenszuneigung, das dauernd fesselnde Liebesgefühl. Er begehrt nur den Mann. Eigentlich lieben kann er weder Mann noch Weib, daher auch sein kalter berechnender Geist, sein überragender Egoismus. Seine Sentimentalität hat sich in einer Richtung breitgemacht, nach der eigenen Schwester, der er mit einer Art gechlechtsloser, idealer, aber nichtsdestoweniger sentimentaler, schwärmerischer Liebe anhängt, mit einer Art perverser Sentimentalität.

Homosexualität in geschlechtlicher Beziehung und incestuose platonische Sentimentalität sind die Merkmale, welche Karls Liebesleben und auf Grund dieser Basis seinen Charakter bestimmen. Obgleich Bierbaum Karl als den geistig durchaus männlichen Homosexuellen gezeichnet, hat er doch in sehr richtiger Beobachtung der Wirklichkeit eine ganze Anzahl Züge eingeflochten, welche den weiblichen Einschlag deutlich kenn-

zeichnen so z. B. Karls Sinn für Äußerlichkeiten, seinen auserlesenen Geschmack für Kleidung und Toilette.

Die homosexuelle Seite — obgleich für den Charakter der neben dem Helden wichtigsten Persönlichkeit von großer Bedeutung — nimmt in dem Roman doch nur eine untergeordnete Stelle ein und verschwindet in der Menge der Gesichtspunkte, Episoden, Darstellungen dieses genußreichen, geistreichen und anregenden, bedeutenden Romans.

Borys, Daniel, Carlotta Noll. Amoureuse et femme de lettres. (Paris, Albin Michel.)

Der Roman kann als Beispiel dienen für die Auffassung, welche so oft in der französischen Literatur über die weibliche Homosexualität herrscht und die gleichgeschlechtliche Liebe der Frau als eine in jedem Weibe liegende Entwicklungsmöglichkeit betrachtet.

Die glühende Liebesleidenschaft der Heldin, der Schriftstellerin Carlotta Noll, zu dem berühmten Romanschreiber wird durch ihre nicht minder glühende Liebe zu der homosexuellen Myrtil verdrängt.

Myrtil weiht die Freundin nicht nur in die Geheimnisse der gleichgeschlechtlichen Liebe ein, sondern verleitet sie auch zu dem gefährlichen Äthergenuß. Nachdem Carlotta von ihrer Geliebten verlassen worden, muß sie, an allgemeiner Paralyse erkrankt, in einer Anstalt untergebracht werden.

Fast hat es den Anschein, als habe der Verfasser seine Heldin für alle die genossenen und verbotenen Genüsse strafen und für sich selbst durch ein moralisches Schlußpflästerchen um Verzeihung für seine Kühnheiten werben wollen.

Nicht nur der Schluß, sondern die ganze Liebesleidenschaft zwischen den zwei Frauen, bei welcher auch die bald obligate Feier der schwarzen Messe mit der sich anschließenden Orgie nicht fehlt, erweckt den Eindruck des „gemachten“, des literarisch gekünstelten.

Die Lebenswahrheit in der Psyche der Heldin vermißt man, dem Verfasser kam es wohl hauptsächlich

nur auf die farbenreiche glutvolle Schilderung des homosexuellen Verhältnisses an. Eine Anzahl von Stellen, in denen Carlotta die Reize ihrer Freundinnen in lyrisch poesievollen Dithyramben besingt, zeigen große Schönheit und erinnern an Pierre Louys „Chansons de Bylitis".

In dem Roman begegnet man auch einem homosexuellen Mann, dessen körperlicher und geistiger Typus fixiert wird, der berüchtigte Romancier Loridan (für den wohl ein bekannter, im Ruf der Homosexualität stehender französischer Romancier mit denselben Anfangsbuchstaben Modell gestanden hat).[1])

Brand, Adolf, Inseln des Eros. (Buchschmuck P. Casberg-Krause.)

Brand hat seine bisher in den verschiedenen Jahrgängen des „Eigenen" zerstreut veröffentlichten Gedichte in eine Sammlung zusammengefaßt und in einem geschmack- und kunstvoll ausgestatteten Büchlein herausgegeben, das nur als Manuskript und für die Mitglieder der Gemeinschaft der Eigenen gedruckt ist.

Die Vorzüge der Brandschen Dichtung, die ich schon in den früheren Bibliographien hervorgehoben, verdienen das dauernde Gewand des Buches und kommen noch wirkungsvoller in der zusammenhängenden Reihenfolge zur Geltung.

Dolorosa, Fräulein Don Juan. Ein Roman. (M. Lilienthal Verlag, Berlin, 1903.)

Der Titel charakterisiert vortrefflich den Inhalt, dieser Inhalt selber verdient aber nicht das Wort vortrefflich.

Der Roman bringt die Schilderung eines Weibes, das die polygame Natur des Durchschnittsmannes besitzt und von Abenteuer zu Abenteuer eilt, jedem ihr zusagenden Mann sich preisgebend, ja geradezu ihn erobernd.

Das Sexuelle ist mit teilweise interessanten psychologischen Ausführungen vermischt, die jedoch nie in das Tiefere oder Feinere gehen. Im Vordergrund des Interesses steht der sexuelle Drang, der in die pathologische Form des Masochismus aus-

---

[1]) Seit Niederschrift dieser Zeilen ist dieser Romancier gestorben und kann deshalb genannt werden. Ich meine den zweifellos homosexuellen Jean Lorrain.

artet und Anlaß zu der fast schaurigen Ausmalung eines sadistisch-masochistischen Verhältnisses gibt.

Einige homosexuelle Szenen zwischen den Schülerinnen des Klosterpensionates und insbesondere zwischen der Heldin, Franka Petersen und ihrer Freundin Edelgard (zwischen den „kleinen weißen Mädchen, die in einer tollen Nacht einander die jungfräuliche Blüte rauben",) (S. 57), dienen dazu, Frankas Einführung in die Geschlechtlichkeit, die Erweckung ihrer Sinnlichkeit zu schildern. Diese homosexuellen Jugendliebschaften der Heldin gehen an ihrer heterosexuellen Natur spurlos vorüber und hindern nicht, daß ihre Sehnsucht nach dem Manne alsbald nach dem Verlassen der Klosterschule mit Ungestüm durchbricht.

Von den Männern, die Franka zu erobern strebt, entgeht ihr einer, Marius Schotten, der verträumte angebliche Schriftsteller, der, wie es hieß, „wunderschöne Gedichte schrieb, aber noch kein einziges veröffentlicht hatte, der junge Mann mit der übertriebenen Empfindsamkeit, dem mädchenhaften, zwar intelligenten, aber etwas sentimentalen Gesicht, entzückt und bezaubert Franka". Auf einem Spaziergange gesteht sie ihm ihre glühende Liebe. Aber Maxim kann sie nicht erwidern.

„Liebe Franka! Es gibt Tragödien, von denen die einfach empfindenden Menschen keine Ahnung haben. Was hast Du davon, wenn ich Dir sage, daß ich Dich liebe, Franka? Aber nicht so . . . sondern wie ein Bruder, Franka . . . Ich bin nicht für Frauen geschaffen. Sie können mir nichts sein, als Schwestern . . . Begreif's, begreif's, Franka, und sei Du mit Deinem starken Geiste mir eine Schwester. Bis jetzt hat's noch keine gekonnt; obwohl viele mir gesagt haben, daß sie mich liebten. Und ich habe mich so sehr nach einem gütigen, schwesterlichen Wesen dieses Geschlechts, das mir so viel näher steht, als das andere, in das ein Irrtum der grausamen Natur mich stieß, gesehnt."

„Sie begriff. Die qualvolle Spannung ihrer Seele löste sich in tiefem Mitleiden mit der tragischen, hoffnungslosen, körperlichen und seelischen Einsamkeit dieses Jünglings . . . Sie weinte um den Enterbten, der seine trüben Tage in ewigem Schatten durchleben mußte."

Später findet Schotten endlich einen verständnisvollen Freund, mit dem er auf langen Reisen in Südfrankreich und Spanien Tage des reinsten Glückes genießt.

Der Eigene. Als Manuskript gedruckt für die Gemeinschaft der Eigenen. (Herausgeber Adolf Brand, Jahrgang 1905.)

Nach einer Unterbrechung im Jahre 1904 ist der Eigene 1905 wieder erschienen, aber nur als Manuskript gedruckt für die Gemeinschaft der Eigenen. Auch jetzt brachte es der Eigene wieder nur auf sechs Nummern, da Brand abermals wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften unter Anklage gestellt wurde.

Im Gegensatz zu früher erging jedoch diesmal im Dezember 1905 ein freisprechendes Urteil. Die beiden Sachverständigen, darunter Dr. Dessoir, erklärten, in dem ganzen Eigenen sei kein unzüchtiges Wort und keine unzüchtige Tendenz zu finden.

Gewand und Umfang des Eigenen sind bescheidener im Vergleich zu den früheren Jahrgängen. Bescheidener stellt sich auch der Inhalt dar.

Das Meiste aus dem Eigenen trägt wieder homosexuellen Charakter.

I. Prosastücke:

H. G., Stürmende See. (Januarnummer).

Gefühlvolle Erzählung des Verhältnisses zwischen dem bekannten Schriftsteller und dem jungen Studenten, die beide schöne Tage inniger Freundschaft am Meeresstrand erleben, bis sie an einem Tage gefährlicher, brandender See in den Wellen sich im ersten Liebeskuß finden und im Wonnetaumel die Kraft zur Rettung verlierend, beseligt eng umschlungen von den Wogen in den Tod dahingerafft werden.

O. Kiefer, Ein Opfertod. Dramatische Skizze in einem Akt. (Januarnummer.)

Die kurze Szene entrollt in dramatischer Steigerung und mit eindrucksvollem Pathos die Liebesleidenschaft des schon gereiften Arztes, der bei der Nachricht von der Verlobung des geliebten Sohnes eines Kollegen durch Selbstmord endet, um der Versuchung zu entgehen, das Leben des Geliebten zu beflecken, und sein Glück zu trüben.

Linke, Konrad, Ich hatt' einen Kameraden. (Juninummer.)

Die elegant angehauchte Novelette von dem Tod der beiden Geliebten, der beiden Kameraden, die im Schlachtgetümmel von der feindlichen Kugel getroffen Arm in Arm dahinsinken und auch im Grab vereint sind.

In der Februarnummer außerdem: „Liebesselbstmörder" von Eekhoud aus seiner Sammlung: „Le cycle patibulaire", übersetzt von Dr. Meienreis.

Abhandlungen: **Rau, Hans, Heinrich von Kleist.** Eine psychologische Studie.

Verfasser behaupt auch von Kleist homosexuelle Veranlagung, nur habe Kleist selbst seine Natur nicht gekannt und sogar einem Homosexuellen wie Iffland mit spöttischer Verachtung seine perversen Empfindungen vorgeworfen.

Kleists Homosexualität sei insbesondere zu folgern aus seiner zeitlebens dauernden Sehnsucht nach einem wahren Freund und seinem Wunsch, mit einem Freund gemeinsam aus dem Leben zu scheiden.

Wenn er dann gemeinsam mit einer Frau (Henriette Vogel) in den Tod gegangen sei, so habe er doch diese Frau nicht geliebt, sondern er habe gewissermaßen mit ihr nur vorlieb genommen in Ermangelung des Freundes.

Die Behauptungen Raus von Kleists Homosexualität finden eine gewisse Stütze in einigen Briefen der erst vor kurzem veröffentlichten Korrespondenz des Dichters.

Pausanias, Ein Sommernachtstraum. Betrachtungen über die Dichtung und ihren Dichter.

Nachdem Verfasser ausdrücklich hervorgehoben, daß die Sonette Shakespeares dem Eros Uranios geweiht seien und er die üblichen lächerlichen Erklärungsversuche gegeißelt, weist er auf die Behandlung der Liebe im „Sommernachtstraum" hin. Hier könne man des Dichters Anschauung über das Wesen der vielgeschmähten Lieblingsminne deutlicher als sonst irgendwo erkennen.

Titania habe sich einen schönen Knaben geraubt und wolle nicht dulden, daß der Knabe im Gefolge Oberons bleibe. — Also das gleiche Thema wie in dem 20. Sonett: Der Geliebte und die Geliebte des Dichters wendeten sich einander zu und wendeten sich von ihm ab. —

Im Elfenreich, wo man von menschlichen Vorurteilen unbehelligt geblieben, sei die Liebe Oberons zu dem Knaben ebenso selbstverständlich und natürlich wie jede andere Liebe.

Offenbar sei aber Shakespeares Meinung die gleiche wie diejenige Platos gewesen.

Dem Texte des Eigenen ist wiederum eine große Anzahl

von Kunstbeilagen beigefügt: Photographien von Werken der Plastik, Zeichnungen usw., alle der jugendlich männlichen und reifen männlichen Schönheit gewidmet in vorzüglicher Ausführung.

II. Die Lyrik. Januarnummer:

Alexis, Altgriechisches Tanzlied.
Brand, Adolf, Begegnung.
Pausanias, Der Bösewicht.
Stangen, Eugen, Hermeslieder.
Vois, Paul, Erloschene Sterne.

Februarnummer:

Attenhofer, Adolf, Idyll.
Idolino, Erinnerung.
Kaufmann, Max, Dornen der Liebe.
Sagitta, Der Fremde.

Dazu kommt noch das von Kapellmeister Felix Lederer in Musik gesetzte Gedicht von Max Katte, Wenn du.

Märznummer:

Bohn, Wolfgang, Des Bettlers Gesang.
Brand, Adolf, Meine Seele.
Napolitano, Auf dem Meere.

Aprilnummer:

Krates, An Sokrates, da er bei Charmides saß.
Sagitta, Heimliche Fahrt.
Vois, Paul, Einem toten Freund.

Dazu das von Ferdinand Pagin in Musik gesetzte Gedicht von Brand, Kahnfahrt.

Mainummer:

Anacreon: Lieder an Bathyll (übersetzt von Herbert Stegemann).
Sagitta, Die Türe.

Juninummer:

Brand, Adolf, Der Übermensch.
Ebod, Fred, Resignation.
O. K., Aus der griechischen Anthologie.
Kunze, Fritz, Konradin von Hohenstaufen.
Sagitta, Die namenlose Liebe.

Lyrische Prosa:

Unfried, Hans, Narziß. (Februarnummer.)
Brand, Adolf, Mein Luginsland. (Märznummer.)
Tristan, Bei den Wasserrosen. (Juninummer.)

Für die Charakterisierung der Lyrik gilt das gleiche, was ich über die Dichtungen des Eigenen im Jahrbuch VI, S. 597, gesagt habe.

Außer den Gedichten Brands, verweise ich besonders auf die wie im Elfenflug hinhuschenden Strophen mit dem sammetweichen mezza voce-Ton des Gedichtes: „Meine Seele"; den Gedichten Sagittas gebührt jedoch der erste Platz, hauptsächlich den beiden Gedichten: „Der Fremde", wo die Wucht der Empfindung in dem bewegten daktylischen Rhythmus sich ergreifend entläd und: „Die Türe", in dem Wehmut, Hoffnung und Sehnsucht nach dem Geliebten in männlich kräftigen Versen dahinfluten.

Der Eigene. Ein Buch für Kunst und männliche Kultur. Bd. VI. (Herausgegeben von Brand u. Linke. Kunstverlag Charlottenburg 4, 1906; jetzt Wilhelmshagen in der Mark.)

Der Eigene wurde im Jahr 1906 nicht als Zeitschrift in Einzelnummern, sondern als ein Band, als ein Jahrbuch herausgegeben.

Um der Gefahr erneuter strafgerichtlicher Maßnahmen zu entgehen, die trotz des rein künstlerischen Charakters des Eigenen angesichts der herrschenden überprüden, Pornographie und künstlerische Darstellung des Nackten oder des Sexuellen vermengenden Anschauungen gewisser Kreise und leider auch gewisser Gerichte zu befürchten war, wurde bei der Verbreitung des Eigenen ein System beschränkter Öffentlichkeit in Anwendung gebracht:

Jeder Besteller mußte vor Einhändigung seines — mit seinem Namen versehenen und numerierten — Exemplares durch eigenhändige Unterschrift versichern, daß er an Werken der Kunst und Literatur, insbesondere an unverhüllten Darstellungen des menschlichen Körpers, welche vielleicht geeignet seien, das Schamgefühl sogen. normaler Menschen zu verletzen, grundsätzlich keinen Anstoß nehme; des weiteren mußte er sich verpflichten, das gekaufte Exemplar nur zu seinem Privatgebrauch zu benutzen, nicht aber weiter zu verkaufen und zu verleihen.

Der sinnreiche, zuerst von Friedländer in seiner „Renaissance"

vorgeschlagene Weg dürfte ein sicheres und einwandfreies Mittel gegen strafrechtliche Drangsalierung bilden.

Die äußere Ausstattung — Einband, Papier, Druck — Bildschmuck, Kunstbeilagen, Vollbilder sind wieder alles Lobes wert, noch schöner als in den Vorjahren. Eine Anzahl berühmter Werke der bildenden Kunst sind trefflich wiedergegeben, hauptsächlich Kinder-, Jünglings- und Männergestalten umfassend.

Besonderer Erwähnung würdig sind die Farbendrucke eigener Werke von Jaeger-Corvinus, die eine stimmungsvolle und phantasiereiche Eigenart zeigen. Die Gruppe „die Freunde“ dieses Künstlers, dürfte wohl kaum einen Vorgänger im Motiv haben, man fühlt, daß nicht bloß kühle Freunde, sondern Liebende sich aneinanderschmiegen, aber mit großem Geschick ist jede Schlüpfrigkeit vermieden und eine Decenz und ein zarter Stimmungszauber hineingelegt, die wohl auch beim Normalen jeden unliebsamen Eindruck ausschließt.

Der Text enthält wieder sehr zahlreiche Gedichte und zwar von Neo Nous, Publius Plantus, Johannes Hermann, Brand, Hans Unfried, Faustino, Fritz Kuntze, Sagitta, Konrad Schwerdtfeger, Genio, Walther Ehrenfried, U. Veen, Konrad Linke, Hans Bethge, Übersetzungen eines Gedichtes von Douglas (H. Schmidt) und verschiedener der berühmten Sonette Michel Angelos an Cavalieri (Ludwig Seifert).

Vieles Dilettantenhafte ist zwar unter diesen Gedichten enthalten, aber auch manches Interessante und Gediegene.

Besondere Hervorhebung dürften nach meinem Geschmack verdienen:

Kuntze: „Klingsor von Ungarland“, in dem das äußere Dahinstürmen der Reiter und der innere Jubel des mit seinem Freund Heinrich nach dem bergenden Schloß flüchtenden Klingsor in frischflottem Ausdruck sich paaren.

Schwerdtfeger: „Acht Dichtungen“ mit ihren verschiedenen meist gelungenen Stimmungen:

Wehmut und Sehnsucht harmonierend mit schöner Naturempfindung, (Abschied, Am dunklen Weiher, Herbst), stürmende Liebes- und Eroberungslust in den gewagten, sinnlich übermütigen zwei letzten Gedichten: Sei mein und L'amour diabolique (nicht diabolic)!

Sagitta: Von innerm Beben und Erleben getragen und doch künstlerisch abgeklärte Strophen: Die Insel.

Walter Ehrenfried: antiquierender schelmhafter, reizender Liederkreis „Glaukos“.

Unter den Prosastücken sind auch Aufsätze nicht homosexuellen Inhalts: z. B. von Bethge (Kunst in Belgien) oder Grävell (Das Pagentum).

In dem Aufsatz: „Die Nacktheit in Kunst und Leben“ hebt Pudor treffend den Unterschied in dem Verhältnis zur Nacktheit und zu dem eigenen Körper zwischen der Antike und uns Modernen hervor.

Heute seien wir dem eigenen Körper entfremdet; der einzelne Körperteil wirke reizend und oft fetischistisch. Der heutige Künstler empfinde die Nacktheit nur als ausgezogenes Modell und kenne nur das ausgezogene, nicht natürliche Weib. Dem größten Künstler der nachchristlichen Zeit, Michel Angelo, sei das Weib wider die Natur gewesen.

Er habe nur den Mann gesehen, und im Manne nur den Menschen, nicht die Kleider. Er habe den Kampf des Geschlechts gegen sein Geschlecht dargestellt in den Sklaven, Menschen, denen ihre Gleichgeschlechtlichkeit zum ersten Male zum Bewußtsein gekommen sei, in den Mediäern den virilen homosexuellen Mann, in Moses den uranischen Greis.

Fritz Kuntze erörtert die geschichtlichen Grundlagen des „Sängerkrieges auf der Wartburg und des Gerichts über Heinrich von Ofterdingen“. Er deutet das Todesurteil gegen Heinrich wegen seines Sanges zum Lob des Herzogs Leopold VI. von Österreich nicht bloß als Strafe für die Unfreundlichkeit gegen den Gastgeber, den Landgrafen Hermann, sondern als Sühne wegen des Lobes homosexueller Liebe und der dem Sänger selbst zur Last gelegten Homosexualität. Auch Klingsor, Heinrichs Freund und Verteidiger, der mit ihm nach dem Urteil verschwunden sei, lasse sich als homosexueller Beschützer und Liebender auffassen.

Zum Beweis, wie im 12. und 13. Jahrhundert die Homosexualität bekannt und verbreitet gewesen sei, zitiert Kunze Verse von Ulrich von Lichtenstein, sowie eine Strophe aus dem Epos: Eneit des niederrheinischen Dichters Heinrich von Veldecke.

Dr. Otto Kiefer bringt einen Aufsatz über den „Ganymedesmythos und die bildende Kunst der Antike“. Er zeigt, wie erst allmählich in dem Mythos das Verhältnis des Zeus zu Ganymed als ein geschlechtliches sich herausbildete.

Hamechers schon in Hardens Zukunft veröffentlichte fein-

sinnigen, gediegenen Ausführungen über Hermann Bang und seine Werke sind aufgenommen.

Von dem gleichen Verfasser rührt her ein Artikel über „Kleists Liebesleben"

Etwas ironisch bemerkt Hamecher — übrigens mit einer ungerechtfertigten Spitze gegen die Zwischenstufentheorie — daß man in unserer Zeit der Homosexuellenriecherei Kleist auch als Vertreter des neu proklamierten „Dritten Geschlechts" in Anspruch genommen habe.

Diese Äußerung ist insofern berechtigt, als die Sucht, ohne genügende Beweise berühmte Männer für homosexuell zu erklären, Zurückweisung verdient und auch bei Kleist deutliche typische Homosexualität zweifellos nicht vorliegt.

Hamecher hat übrigens früher selbst den Vorwurf verdient, den er jetzt mit Recht gegen die „Homosexuellenriecherei" erhebt. Denn in einer Studie über Kleist in einem früheren Jahrgang des Eigenen November- und Dezemberheft 1899 S. 254 bis 260 (vgl. auch Jahrbuch II, Bibliographie S. 395) hat Hamecher — und zwar damals meiner Ansicht nach mit Unrecht — Kleist als einen Homosexuellen bezeichnet von jenem Typus, „der sein ganzes Leben lang über seinen Trieb im Unklaren bleibt und denselben möglicherweise von Jugendverirrungen ableitet."

Jetzt ist Hamecher vorsichtiger geworden, er meint jetzt, es liege keine Berechtigung zur Annahme der Homosexualität Kleist's vor, wie überschwenglich sich auch seine Freundschaftsgefühle äußern möchten. Er streife allerdings mit seinem Freundschaftsenthusiasmus bedenklich die Grenze.

Hamecher würdigt gebührend Kleist's Verhältnis zu seiner Braut, andererseits hebt er den eigentümlichen Brief an Pfuel hervor, aus welchem fast schwärmerische Liebe zum Freunde spricht.

Hamecher betont — und mit Recht — daß sowohl an Kleists Liebe wie an seinem Freundschaftskult seine rege Einbildungskraft den größten Anteil gehabt habe. Es sei zweifelhaft, ob den wirklichen Personen gegenüber Kleists Neigungen sich jemals so leidenschaftlich geäußert hätten, wie in seinen Briefen.

Kleist ist jedenfalls kein typischer Homosexueller, und auch kein Bisexueller, ich möchte annehmen daß er überhaupt keine geschlechtlich-sinnliche, nach sexueller Betätigung drängende

Natur besessen habe, und sein Geschlechtsleben hauptsächlich in dem Gebiet der Phantasie sich konzentriert habe. Bei ihm scheinen hauptsächlich bei der Anziehung, die kaum direkt sexueller Art war, psychische, gemütliche und intellektuelle auch wohl ästhetische Eigenschaften eine Rolle gespielt zu haben, weshalb bei dieser wohl ziemlich asexuellen Anziehung dem Geschlecht keine ausschlaggebende Bedeutung zukam und die Grenzen zwischen Freundschaft und Liebe sich auch verwischten. Lenkte sich seine mehr intellektuelle und gemütliche Anziehung auf das Weib, so sprach er von Liebe, lenkte sie sich auf den verständnisvollen Freund, von Freundschaft. Der Gedanke sexuellen Verkehrs war in letzterem Falle sicherlich ausgeschlossen und war nur beim Weib — und wohl im Hintergrund — vorhanden, aber wahrscheinlich auch bei diesem nicht als Impuls von treibender Kraft.

Belletristische Prosa bringen:

Peter Hille: Phryne, eine schelmische Skizze, die vor den griechischen Richtern spielt, aber eher eine Satyre auf unsere Zeit des einseitigen, nur die Weiberschönheit preisenden Frauenkults darstellt. Die des Empfanges eines Mannesbesuchs am verbotenen Tag angeklagte Phryne erwirkt ihre Freisprechung durch die Macht ihres schönen Körpers, den sie den Richtern unverhüllt zeigt. Alkibiades, der im Falle einer Verfehlung das gleiche Verteidigungsmittel anwenden möchte, wird wegen Ungebühr vor Gericht mit Geldstrafe belegt.

Hille: Am Strande: Stylistisch funkelndes Gedicht in Prosa.

Ludmilla von Rehren: Pentti und Hanne.

Franz Niebert: Mein Freund „Schorsch“, zwei Novellen nicht ohne Empfindung.

Bill Foerster: Paraphrase. Eine Perle des Bandes voll tiefen Gefühls und seelischen Untergrunds trotz der Kürze, eine lyrisch psychologische Skizze des in der Sinnlichkeit sich verlierenden Homosexuellen, dem auch der vorübergehende Halt wahrer Liebe nur kurze Zeit gegönnt ist.

Eckhouds prachtvolle Erzählung. Eine schlimme Begegnung (vgl. Numa Praetorius: Georges Eckhoud, Jahrbuch II, S. 273) ist übersetzt von Meienreis in einer Weise, daß der eigentümliche Erdgeruch verbleibt und die stylistische Eigenart und Kraft des Verfassers auch im Deutschen zur Geltung kommt.

Eken, Anne v. der, Glücklose Liebe. (In „Intime Geschichten", 10 Pf., Berlin, Metropol-Verlag, Albertstraße 7.)

Die Erzählung darf entschieden Anspruch auf etwas höhere Wertung erheben, als das kolportage-romanhafte Äußere und die scheußliche Deckenzeichnung vermuten lassen.

Nicht ungeschickt gezeichnet ist die Leidenschaft der zu einem schönen homosexuellen Mann entbrannten reifen Frau, ihre an des Angebeteten Kälte immer heftiger sich entzündende Glut, der Seelenzustand der Verblendeten, die es unfaßbar wähnt, daß ein Mann ihren Reizen widersteht, die des Geliebten Kühle als Schüchternheit deutet und sich den Wahn erwiderter Liebe gewaltsam ansuggeriert, bis sie durch die Flucht des Idols mit einem Freund aus ihrem Traum geweckt wird.

Während dieser erste Teil ganz gute Frauenpsychologie enthält, artet im zweiten Teil die Novelle in den bloßen Sensationsroman aus.

Die trotz der Undankbarkeit und der Entfernung des Geliebten fortdauernde, bis zur Liebesraserei sich steigernde Leidenschaft der Frau, welche ihre ganze Existenz der Nachforschung nach dem Freundespaar widmet, nach Jahren endlich die Gesuchten findet, den Freund auch jetzt noch zurückerobern will, zugleich aber nicht einmal die wahre Natur des engen Bundes beider Männer ahnt und schließlich auf ihrer Jagd hinter den beiden auf einem Felspfad der bayrischen Alpen in die Tiefe stürzt; diese ganze Darstellung trägt den Stempel der sorgfältigerer Motivation baren abenteuerlichen, spannungssüchtigen Erzählung.

Symbolistisch betrachtet, mag man die beiden homosexuellen Freunde gegenüber den vergeblichen Liebes- und Unterjochungsgelüsten des liebestollen Weibes preisen in ihrer Funktion als Rächer ihrer heterosexuellen Brüder. Denn sie verschaffen Genugtuung für die Herrschsucht des weiblichen Geschlechts und die den heterosexuellen Männern zugefügten Qualen, indem sie das Schicksal eines typischen, einzelnen Weibes ganz beeinflussen, dessen Macht an der homosexuellen Natur des Geliebten abprallt, und das leidet und untergeht an der Mißachtung ihrer zwecklosen Leidenschaft.

Fersen de, Lord Lillian, Roman. (Vanier, A. Messein successeur, Paris, 1905.

Die Wildetragödie mit der vorangegangenen Douglas-Wilde-Passion und des Verfassers eigener Skandal[1]) sind in dem Roman in einer prickelnden, pikanten Sauce vermengt und verwoben. Der Held des Romans, Lord Lillian, der anscheinend des Verfassers und Lord Douglas Züge tragen soll, ist der frühreife, frühzeitig unter dem satirischen, mephistophelischen Einfluß des Dichters Skilde (Wilde) zum lasterhaften, egoistischen, schrankenlosen Genußmenschen verführte und umgemodelte berückend schöne Jüngling.

Bunte Szenen erotisch, dekadenter Müssiggänger, seltsame Abenteuer raffinierter Wollust blasierter Millionäre, in denen der kapriziöse Lord als Dilettant des Lasters seinen tollsten Launen die Zügel schießen läßt, wechseln mit Stellen poetischer Färbung, sentimentaler Sehnsucht des unter all dem Sinnestaumel und Wollustkitzel nach echter Liebe lechzenden Lords. (Zu vgl. die Liebesepisode zwischen Lillian und dem brustkranken Schweden, den die Wucht der Leidenschaft und der Erregung, die ihn liebeglühend in Lillians Arme treibt, bei den ersten Liebesküssen tötet.)

Eine ganze Anzahl lebender homosexueller Pariser sind unter den Freunden und Genossen Lillians, die ihn umschwärmen und begehren, deutlich erkennbar und mit nur leicht verändertem Namen karrikiert, so z. B. errät sofort jedermann, welcher sehr bekannte französische,[2]) allgemein im Ruf der Homosexualität stehende Romanschriftsteller als Jean d'Alsace gemeint ist.

Lord Lillians Natur ist sehr unklar geschildert. Fersen zeichnet Lillian bald als den körperlich und geistig Effeminierten und dann wieder als den durch Verführung zum Lasterhaften umgewandelten Heterosexuellen. Und gegen Schluß läßt er ihn seine bisherigen homosexuellen Neigungen verschmähen. Durch wahre Liebe zu einer züchtigen Jungfrau wird er bekehrt und reuig in den Schoß der Heterosexualität geleitet. Aber zu spät. Eines seiner „Opfer", ein siebzehnjähriger leidenschaftlicher junger Pole, der ihn wahnsinnig liebt und ihn veranlassen will, die Ehe aufzugeben, erschießt ihn und dann sich selbst, als Lillian all seine Bitten zurückweist. Noch ein anderes Schicksal hätte den lebenden Lillian ereilt: im Augenblick des Dramas erscheint der Polizeikommissar, der Lillian wegen Verführung unmündiger Jünglinge verhaften wollte.

[1]) Der vollständige Name des Verfassers heißt: Marquis d'Adelsward-Fersen.

[2]) Jean Lorrain, der inzwischen verstorben ist.

Dieser sensationell-effektvolle Schluß mit der doppelt moralischen Tendenz bekräftigt den Eindruck des Jugendlich-Naiven, des Unehrlich-Posenhaften, der sich auch in der Geschichte und der Selbstcharakterisierung Lillians findet, denn seine angeborene Homosexualität sucht er unter der Maske des Verführten, unter der Komödie des durch schlechte Beispiele und Einflüsse Irregeleiteten zu verbergen und dann wieder ans dem Zwang der sozialen Verhältnisse zu erklären, die dem jungen Mann die Vereinigung mit dem gleichjungen, gleichaltrigen Mädchen außer der Heirat verbiete und ihn so auf den jugendfrischen Genossen verweise.

Wie überhaupt die meisten Homosexuellen Frankreichs wagt es Verfasser nicht — möge er auch die kühnsten Exzesse schildern — die Homosexualität als Gefühl entgegen den landläufigen Vorurteilen darzustellen, und frei und frank eine wahre Charakterisierung der Homosexuellen zu geben: Übrigens ist sich Verfasser seiner Unehrlichkeit selber bewußt, denn im Vorwort gesteht er zu, den Vorurteilen geopfert zu haben.

Das stark gepfefferte, geistreichelnde und mit blasiert-weltmännischer Philosophisterei gewürzte Buch bildet ein etwas schlackenhaftes Ganze, verrät aber starkes Talent, gewährt interessante Einblicke in die Psychologie dekadenter, überkultivierter Lebemänner, und wirkt fesselnd durch die Gewandtheit des Pariser Esprit und der mit graziöser Feinheit gepaarten schelmischen Ausgelassenheit in Ausdruck und Dialog.

d'Adelsward-Fersen, Jacques, Le danseur aux caresses.
(Paris, Vanier, 1906.)

Ursprünglicher, bedeutender, ungekünstelter als des Verfassers etwas hyperraffinierter und posenhafter Roman zeugt sein Gedichtband von poetischem, künstlerischem, schätzbarem Talent. Ein Teil der Gedichte, welche fast durchgängig das homosexuelle Fühlen des Verfassers besingen, steht unverkennbar unter dem Einfluß von Baudelaire.

Wie in des berühmten Dichters Hauptwerk „Fleurs du mal“, so auch bei Adelsward ein gewisses Pochen auf das Außergewöhn-

liche, Seltsame seiner Liebesempfindung, ein Hervorkehren des gleichsam als pervers und verpönt anerkannten Gefühlslebens. Wie bei Baudelaire ein Schaudern vor den „sündhaften" Trieben, vor den „Giftblumen" der Seele.

Aber mit größerer Berechtigung als sein Vorgänger, der mehr in poetischem Spiel die verderbte Psyche aufdeckte und in den Lastern normaler Liebe schwelgte, darf Verfasser in den Qualen seiner verbotenen Leidenschaft wühlen, die nicht Sucht nach seltenen Reizen, sondern überwältigender Naturtrieb erzeugte.

Und so machen seine Gedichte, auch da, wo die poetische Hyperbel und Emphase zutage tritt, doch nicht den Eindruck selbstgefälliger Bespiegelung in der Perversion, sondern Entladung einer furchtbaren Naturgewalt, aus dessen Bann es kein Entrinnen gibt.

Manchmal — aber nur selten — beklagt Verfasser — im Sinn Baudelairescher Perversität — und wohl aus Anlaß poetischer, effektvoller Deklamation sein „Laster", verflucht seine Sünden?

„Je suis sans force encor" (79):

Ich bin noch ohne Kraft, um gegen mich zu kämpfen,
Gegen diese ekle, feige Seele, die mich tötet . . .
Ohne Mut
Aus diesem müden Herz ein neues Herz zu schaffen,
Wenn nicht, um zu verdammen am Abgrundrand.
Vor allen die mich geliebt, beklagt, dies Laster
Das nach und nach mein Hirn zerreibt.

Echt Baudelairisch mischen sich Gedanken von Reue und Verbrechen, Bilder von Tod und Leichnam in „Les Morts" 935. Die vielen, die er verunreinigt, sieht er in einem Kirchhof vergraben. Aber dieser Kirchhof ist sein Inneres, wo alle, die er geliebt, ruhen und seine Nächte erbleichen lassen mit ihren nackten Leibern.

Doch der Verfehmte kündigt auch in mutigem Trotz mit kühner Stirn offen seine verhöhnte Liebe:

„In mir selbst brennst du, o Sodom und dein Feuer verwüstet noch mein Herz mit wilder, trauriger, verzehrender Glut. Schleudert denn das Anathema Ihr Sklaven, die Ihr seid. Und du, Du Leere des Himmels, Du kannst mir dräuen! Niemals werdet ihr vermögen zu tilgen von dieser Erde die Liebe, mit der Adonis mein Haupt umkränzt!"

Eine andere Gruppe von Gedichten weist einen gedämpfteren

Ton auf, läßt die persönliche Eigenart des Dichters mehr hervortreten. Hoffnung, Schmerz, unbefriedigte Sehnsucht nach dem stets nur halb genossenen Glück, die ewige Tantalusqual des nach erwiderter echter Liebe vergeblich Schmachtenden, des zum Verbergen seiner Liebesglut Verdammten, selten das Jauchzen des genossenen Glückes, sind die Lieblingsthemen des Dichters; ihre Behandlung besticht durch feinsinnige Stimmungen und tiefgefühlte Eindrücke, wenn auch die Bilder nicht immer glücklich, die Ausdrücke nicht präzis genug oder ungenau gewählt sind, der Sinn daher manchmal direkt dunkel bleibt.

Einige Beispiele mögen die Art des Dichters veranschaulichen:

Nostalgique S. 25.

Du bist da so nah bei mir, daß ich schmachtend einatme den Duft deines Lockenhaares
Und wie ein Unglücklicher stille ich meine Qual
In der Lüge deines spitzen und feinen Lächelns
Aber dein Herz bleibt weit wie eine Insel der Meere.

Resignation (47).

Ich werde dein Sklave sein mit dem sanften, gelassenen Augen,
Für dich erfüllt von Lieb und Melancholie,
Und du wirst nichts erfahren von meinem traurigen Wahn,
Wenn nicht durch meine gelassenen Sklavenaugen,
Ich werde dein Opfer, deine Beute sein,
Un du wirst dich neigen über mein großes, geöffnetes Herz,
Mein tiefes, blutiges Herz, glücklich dessen, was es erleidet,
Um die Heftigkeit deiner Freude widerzuspiegeln.

Le secret (S. 73).

Eines Tages wirst du verstehen, warum meine Stimme zitterte,
Wenn sie dich so sanft im Schatten ansprach,
Und man wird dir erklären, was mich so finster machte,
Während du lachtest!

Wenn es zu Ende sein wird und das herbe Leben uns Beide ergriffen haben wird,
Vielleicht wenn du die Träume meiner Augen heraufbeschwörst,
Wirst du den Schmerz verstehn, der die Hoffnung birgt!

Puisque je dois sourire (S. 83).

Weil ich lächeln soll mit gebrochenem Herzen,
Weil man sich bergen muß, wenn man weint vor Angst

Und die Liebe eine Schande ist, die sich verbirgt,
Flieh und laßt mich nicht wissen, wo deine Küsse lachen.

Aber wenn du bleibst wie in den alten Tagen,
Werd' ich bei deinem Anblick ergriffen von dieser stummen Traurigkeit,
Die in der Tiefe der tiefen und sanften Augen der Tiere wacht
Und Schluchzen in den Blick eines Hundes legt.

Nur selten finden sich Töne befriedigten Glücks, jauchzender Liebe. In zwei Gedichten hofft der Dichter überhaupt auf bessere Zeiten für die homosexuelle Liebe und sieht eine verklärte Zukunft:

Un jour tu renaitras (64).

Eines Tages wirst du aufleben mit den andern Träumen
Die der Mensch seit der Eisenzeit verdammt,
Und die Liebe, die deine Verurteilung verschuldet, o Sodom,
Wird erstrahlen in die Welt in Mitten des hellen Himmels,
Nach welchem heut vergeblich mein Gebet sich erhebt.

Von dem Dichter, der die homosexuellen Liebesleiden mit soviel Verständnis, künstlerischem Geschmack und Talent in poetisches Gewand zu hüllen imstande war, darf man noch manches Schöne und wohl noch Vollendeteres erwarten.

Friedrich August Adolf, Ungewöhnliche Liebesgeschichten. (Verlag Hugo Schildberger, Berlin 1906.)

Weit günstiger, als das im letzten Jahrbuch von mir ziemlich abfällig rezensierte Drama, kann das neue Werkchen des Verfassers beurteilt werden.

Es bedeutet einen erheblichen Fortschritt im Vergleich zu dem Drama „In eigener Sache", ist künstlerisch abgerundeter und zeigt Frische, Lebendigkeit und literarisches Talent.

Das Charakteristische an den Liebesgeschichten, aus denen sich das Buch zusammensetzt, besteht darin, daß in allen nicht bloße Homosexualität, sondern pädophile Homosexualität, also wirkliche Knabenliebe, nicht bloß die gewöhnliche Neigung der Homosexuellen, die quasi normale homosexuelle Neigung zu Jünglingen oder Männern geschildert oder gestreift wird.

Wenn schon die dichterische Behandlung der normalen Homosexualität bei Manchen auf Bedenken gestoßen ist, obgleich doch viele objektive Beurteiler ihre Berechtigung anerkennen, so wird man zu erwarten haben, daß die literarische Ausnutzung der pädophilen Homosexualität in gewissen Kreisen Ablehnung begegnen wird.

Ich vermöchte diesen ablehnenden Standpunkt nicht zu teilen. Natürlich halte auch ich die homosexuelle Betätigung mit wirklichen Knaben (im Gegensatz zu Jünglingen) für strafwürdig.

Die Bestrebungen des Komitees zugunsten der Homosexuellen und die Forderung einer Aufhebung des § 175 haben mit der Liebe zu Knaben oder der Bestrafung der pädophilen Betätigung nichts gemein.

Auch das Komitee vertritt die Ansicht, daß Kinder, seien es Mädchen oder Knaben, vor geschlechtlichen Handlungen seitens dritter, sei es Homo- oder Heterosexueller, geschützt werden müssen, einerlei ob nun der Täter aus Perversität, aus Geilheit, aus Laster usw. handelt oder ob er einer Perversion, einem spezifisch auf das Unreife, auf das Kind, auf das kleine Mädchen oder den Knaben gerichteten Trieb folgt.

Nur insofern wäre die letztere Unterscheidung von Bedeutung, als bei einer auf das Kind bestehenden Triebrichtung nicht Zuchthaus oder Gefängnis, sondern Internierung in eine Spezialanstalt das richtige Schutzmittel bilden müßte.

Ich hielt es nötig, diesen meinen Standpunkt und denjenigen des Komitees zu betonen, damit man mir nicht, insoweit ich das Buch von Adolf lobe und die Berechtigung einer Darstellung pädophiler Gefühle anerkenne, Beschönigung oder Billigung gleichgeschlechtlicher Handlungen mit Knaben vorwerfe.

Die normal-soziale und sozial-politische Verurteilung derartiger Gefühle und Handlungen hindert nicht die

literarische Behandlung solcher Neigungen. Beides ist scharf zu trennen. Ebenso wie der Dichter Mord, Diebstahl, Notzucht, Inzest (vgl. Walküre oder d'Annunzios: La città di morte), dichterisch verwerten darf, ebenso wird es ihm auch zu gestatten sein, die Liebe zu unreifen Personen zu seinem Gegenstand zu wählen, wenn er dabei nur Künstler bleibt und nicht etwa Pornographie oder eine in unkünstlerischer Verdammung oder Verherrlichung arbeitende Tendenz bietet.

Einer derartigen Tendenz kann man den Verfasser nicht bezichtigen. Das Verhängnisvolle, Unglückliche. Bedauernswerte dieser Liebe wird geschildert.

Hadrian, Phantasien eines Eigenen. Prosa und Verse. (Verlag Max Spohr, Leipzig, 1906.)

Der größte Teil dieser Phantasien sind kurze Prosastückchen in gehobener, rhythmischer, poetischer Sprache, welche des Uraniers Leid und Weh, die Ungerechtigkeit und Torheit seiner Verfehmung, stellenweise in symbolischem Gewande behandeln. Es findet eine gewisse Steigerung von den ersten bis zu den letzten Stückchen statt; aus der Verzweiflung, Vereinsamung, Entsagung ringt sich der Dichter allmählich zum frohen und stolzen Bekenntnis seiner Liebe durch.

Das Buch läßt zwar manchmal die nötige künstlerische Gestaltungskraft und die Einheitlichkeit des Pathos vermissen, aber es offenbart ein ehrliches künstlerisches Streben, ein anerkennenswertes versprechendes Talent, dem namentlich einige der Prosastücke sehr schön gelungen sind. Der erste Teil besonders bringt recht charakteristische, zum Teil packende urnische Kampfesnoten und weckt die Empfindung, daß nicht Lust am poetischen Spiel, sondern Selbsterlebtes, Selbsterlittenes zur wirkungsvollen Entladung drängte.

Hassé, Les Croix-de-Mai à Séville. (Nuits d'Espagne) in Mercure de France. 1. Oktober 1906. S. 380.

In einem farbenreichen, eindrucksvollen Gemälde, welches ein packendes Bild von Mystizismus und Sexualität, von Religion

und Wollust abgibt, wird das „Maikreuz", das spanische Fest des Frühlings geschildert, wo vor dem heiligen Christuskreuz die Lustbarkeit des Volkes das Erwachen der keimenden Samen, der sprossenden Kräfte feiert.

Im Volkslokal tanzen die Mädchen, graziöse aber wollüstige Tänze, während auf den Stufen des Altars ein Jüngling die Kerzen bedient. Goldgestickte Samtpantoffeln bekleiden seine Füße, eine enge und kurze Jacke umschließt seine beweglichen Hüften. Seine schmachtenden Frauenaugen unterstützen die Lässigkeit seiner Stellung.

Inmitten im Laubwerk, in dem Funkeln des Lichtes scheint er ein zweideutiger Priester eines nicht zu nennenden Kultes.

Nachdem um 2 Uhr morgens die Mädchen allmählich verschwunden, haben sich „seltsame Geister" an ihrer Stelle eingefunden. Blasse Jünglinge von zweifelhaftem Geschlecht, Männer rot und weiß geschminkt . . . .

Einige sind sehr jung, fast noch Kinder, andere, schon reife Männer verbergen das Blau ihrer rasierten Wangen unter einer dicken Schicht Puder. Mehrere bedecken mit Frauenröckchen die zarten Formen ihres Ephebenkörpers . . . .

Einer nach dem andern, ohne sich bemerkar zu machen, haben sie sich in die Gruppen eingeschlichen. Sie gehen in kleinen Schritten vorwärts, in den Hüften sich wiegend, den Oberkörper schaukelnd.

Sie zisçheln unter sich, von rechts nach links schmachtende Blicke auswerfend, und mit dem Fächer, mit dem sie lässig spielen, geziert und unter affektiertem Kopfnicken machen sie Zeichen irgend einem Bekannten.

In den Tänzen haben sie allmählich die Stelle der Tänzerinnen eingenommen, und sie sind es jetzt, welche mit graziösen Gesten die Segueidillas mimen.

Aber man schreit: „Pourpourina" . . . „Pourpourina" . . . . Und von einer Gruppe löst sich los ein eigentümliches Wesen. Es ist ein sehr großer, als Weib gekleideter Mann, mit enormer Perrücke, die harten Züge geschminkt.

Mit einer schwellenden, wellenförmigen Bewegung tritt er auf den Altar zu, auf den Steinplatten seine rotseidene Robe nach sich schleppend. Um ihn herum hat der Ball aufgehört, man macht Cercle. Rhythmisches Klopfen der Finger präludiert. Mit der linken Hand hebt er seine Robe um die Taille zusammen . . .

Und gegenüber dem verlassenen Kreuz, von dem Christus geflohen, beginnt der obscöne solitäre Tanz . . .

Verfasser beschreibt ihn dann sehr drastisch . . .

„Und während er stampft mit den Füßen, sich verzerrt, furchtbar in einem Paroxysmus wahnsinniger Trunkenheit, rings um ihn umfassen sich die Epheben mit dem zweideutigen Benehmen, die verdächtigen Jünglinge, eng umschmiegt, in einem kurzen springenden, kurz abgebrochenen Walzer, der mehr dem Streifen zweier Körper, als einem Tanz gleicht . . ."

Zum Schluß erscheint eine Gruppe, darstellend: den leidenden mit Wunden bedeckten, blutenden Christus, verfolgt von zwei Häschern, die auf ihn einschlagen.

Hirschberg, Herbert, Fehler (Dramatische Studie in 3 Aufzügen. Straßburg und Leipzig, Singer, 1906).

Ein lobenswerter Versuch dramatischer Gestaltung homosexueller Konflikte.

Wenn auch dieser Versuch, wie schon früher einige andere verschiedener Verfasser, künstlerisch nicht völlig geglückt ist, so liegt die Schuld an der allzu deutlich zutage tretenden Tendenz. Vielleicht ist überhaupt die homosexuelle Frage noch zu sehr Kampfesfrage, zu sehr noch Gegenstand leidenschaftlichen Streites infolge des unsinnigen Strafparagraphen, um eine dramatische Handlung der Tendenz zu entrücken und lediglich künstlerischen Gesichtspunkten unterzuordnen.

Der homosexuelle Assessor Edmund Manhardt heiratet trotz völliger Kenntnis seiner Naturanlage aus Geld- und Familienrücksichten, um seinen Vater von dem drohenden Konkurs zu retten; dazu begeht er noch die weitere Schändlichkeit, das von seinem Jugendfreund Kurt, dem Arzt, geliebte Mädchen Elsa zur Frau zu nehmen, obgleich er die gegenseitige Liebe beider kennt und weiß, daß Kurt lediglich seiner niederen Herkunft wegen von dem Vater des Mädchens nicht als Gatte angenommen wurde.

Die Verheiratung Edmunds, rächt sich bitter. Sein — von dem Vater Manhardt — fortgeschickter Diener, mit dem sich Edmund geschlechtlich eingelassen hatte, und der schon längst an seinem Herrn Erpressungen ausgeübt, zeigt alles der

Frau an und verlangt 10000 Mk. unter Drohung mit gerichtlicher Denunziation.

Der Arzt Kurt bestätigt der Ehefrau auf ihr Drängen die homosexuelle Natur Edmunds. Sie will voll Abscheu vor dem Gatten der Sache ihren Lauf lassen. Endlich entschließt sie sich das Schweigegeld zu zahlen, da sie doch durch Verlassen des ehelichen Domizils die Ehescheidung erlangen wird. Die Lösung der tragischen Situation wird aber durch den Selbstmord des Homosexuellen gegeben. Kurt und Elsa werden sich jetzt heiraten.

Die verschiedenen Konflikte und dramatischen Begebenheiten folgen sich allzurasch und zu wenig gründlich motiviert. Man fühlt zu deutlich die Absicht, die Entwicklung auf vorgefaßte Grundgedanken zuzustutzen. Die Personen leben zu wenig als Persönlichkeiten. Ihre Entschlüsse und Handlungen sieht man nicht aus ihnen herauswachsen, sie treten plötzlich und ohne Vorbereitung hervor.

Das ganze Drama erscheint daher auch zu skizzen-, zu schemenhaft. Vielleicht kommt ihm aber eine — aber nur bei der Aufführung richtig zu beurteilende — schätzenswerte Bühnenwirksamkeit zu. Es wäre jedenfalls zu wünschen, daß ein Theaterdirektor des aktuellen und auch mit viel Interesse und Verständnis für die homosexuelle Frage behandelten Themas wegen die Probe einer öffentlichen Vorstellung wagte.

Dabei mag noch hervorgehoben werden, daß Verfasser mit großem Geschick den heiklen Gegenstand dargestellt hat, in einer derart dezenten und ernsten Weise, unter Vermeidung aller direkten geschlechtlichen oder sinnlichen Momente, daß auch nicht der prüdeste Zuschauer Ärgernis nehmen könnte und das Drama die größte Öffentlichkeit nicht zu scheuen braucht.

Mühsam, Erich, Die Psychologie der Erbtante. Eine Tantologie aus 25 Einzeldarstellungen als Beitrag zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage. (Verlag Caesar Schmidt, Zürich, 1905.)

Unter diesen spaßhaften, zwar manchmal forciert-ulkigen, aber oft in wohlgelungenen Schlußpointen auslaufenden „Pince-sans rire“ Skizzen, die nur durch die Gleichheit des Tones und der Stimmung etwas ermüden, befindet sich auch das Bildchen einer homosexuellen Erbtante.

Tante Gerta, die 38jährige, hegt gegen den Mann als Geschlechtswesen eine unüberwindliche Idiosynkrasie.

„Sie war ein sogenanntes modernes Weib. Sie war Frauenrechtlerin, dichtete, las die gewagtesten Bücher . . .

Sie hatte eine ungeheure Vorliebe für schöne Frauenaktbilder und Statuen. Auf ihrem Schreibtisch standen Abgüsse der Venus von Milo und der mannigfachsten klassischen Skulpturen.

An den Wänden hingen Zeichnungen von Beardsley und Behmer, ferner Photographien schöner nackter Frauen.

Ihre Handschrift war überaus kräftig und von der eines Mannes nicht zu unterscheiden. Auch hatte sie eine schöne Waffensammlung. Ein Revolver lag stets auf ihrem Nachttisch.

Ihr Verkehr mit den Verwandten war konventionell, herzlicher nur mit einem etwas jungen Neffen, Ludwig, der ihre Interessen teilte, aber mehr für männliche Kultur empfand, obwohl er, oder da er selbst ein ganz weiches Gesicht und ausgesprochen weibliche Eigenschaften hatte. Die einzige Freundin Tante Gertas war ihre Gesellschafterin Fräulein Hagedorn. Sie war stets in ihrer Begleitung. Sie kleidete sich stets so wie Tante Gerta, sodaß die beiden von Fremden oft für Schwestern gehalten wurde.

Tante Gerta erschießt sich eines Tages. Man fand nur einen Brief vor: ‚An die Herren Reporter.‘ Darin stand lakonisch: ‚Schreiben Sie nur: unglückliche Liebe!‘

In dem Testament wurde Fräulein Hagedorn als alleinige Erbin des gesamten Nachlasses Tante Gertas bestimmt. Als sie das hörte, fiel sie schluchzend auf einen Fauteuil und schrie: ‚O mein guter, guter Gert! — Darüber wunderten sich alle sehr. Als man aber dem Neffen Ludwig die letzte Bestimmung Tante Gertas erzählte, blieb er zu aller Überraschung ganz ruhig und sagte nur: ‚Im Anfang war das Geschlecht, nichts außer ihm, alles in ihm, sagt Przybyzewski.‘

Die Leute schüttelten den Kopf, denn sie fanden, daß im

Falle Tante Gertas das Gegenteil zutage trat. Doch fanden sie die Geistesverwirrung bei dem enterbten Neffen einer reichen Erbtante begreiflich."

Pernauhm, F. G., Die Infamen. (Leipzig, Max Spohr.)

Der Roman spielt in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. Er schildert einige der damaligen Kreise gebildeter Homosexuellen, und neben dem individuell-psychologischen Momenten ein spezielles Milieu behandelnd, erhebt er sich zur Sittendarstellung.

Eine ganze Anzahl typischer Vertreter der Homosexuellen sind trefflich gezeichnet.

Es sind da zu nennen: Der junge ausländische Graf Tozoli, der nur seinem Vergnügen lebt und das Geld mit Händen hinauswirft, der plastische Spiele und Ringkämpfe in seiner Wohnung veranstaltet.

Der feinfühlige Fedi, der seine Freundschaft zum teuren Freund nicht mit einem andern teilen kann, der Philanthrop und Gelehrte von europäischem Ruf Dr. Bovet, der alte preußische Adlige, Herr von Kreuzberg, der in den großen sogenannten Maltzahnschen Urningsprozeß einst verwickelt, mit ausgesuchtem Takt seine Freunde selbst davor warnt, sich mit ihm auf der Straße zu zeigen.

Der Postdirektor Ackermann, der ängstlich auch vor den Gleichgesinnten seine Neigung verbirgt und „wie das Feuer" die homosexuellen Kreise meidet, der jährlich von seiner „Schwarzwaldreise" zu erzählen weiß, aber in Wirklichkeit in Neapel Entschädigung für seine Zurückhaltung in Berlin sucht. Der Regierungsrat Lorenz, der trotz seiner Neigung heiratet, „denn er war ehrgeizig, er gewann viel durch diese Heirat und namentlich Protektion. Zudem leistete seine außerordentliche Vorsicht und Klugheit eine gewisse Garantie." (S. 130.)

Dann die Haupthelden: Richard und dessen Freund Dubois. Richard, der etwas leichtsinnige junge Künstler, aber zugleich offenherzig, freimütig, voll Abscheu vor dem Zwang des Doppelspiels, zum Schluß das Bekenntnis seiner Qual und seiner Leidenschaft seiner Mutter ablegend, die unter der Wucht dieses unerhörten Geständnisses am Herzschlag stirbt.

Richard ist noch schuld an einem tragischen Ereignis, an dem Selbstmord seines Freundes Dubois. Der Gymnasiast Karl, mit dem er ein inniges Liebesverhältnis unterhalten, stirbt in der

Erziehungsanstalt, wo der Vater, Prof. Ziegler ihn nach Entdeckung des Liebesbundes gebracht.

Richard ohrfeigt den Professor im öffentlichen Lokal in Gegenwart von Dubois.

Dubois fürchtet wegen seiner intimen freundschaftlichen Beziehungen zu Richard durch den Vorfall kompromittiert zu sein; nach verschiedenen lächerlichen Handlungen, die er in seiner Bestürzung und Angst begangen (z. B. öffentliche, zur Schau getragene Spazierfahrt mit Dirnen durch die Friedrichstraße), tötet er sich.

Die Motive für Dubois Selbstmord erscheinen auf den ersten Blick etwas schwach und seine Handlungsweise etwas seltsam, sie werden aber erklärlich bei näherer Betrachtung seines Charakters. Dubois stellt den Typus jener zahlreichen Homosexuellen dar, welche zwar die homosexuelle Welt kennen und aufsuchen, aber daneben auch in den Kreisen der Normalen sich wohl und glücklich fühlen, denen auch der gesellige und gesellschaftliche Verkehr mit der heterosexuellen Welt derart Lebensbedürfnis ist, daß sie ihn um keinen Preis entbehren und verlieren möchten. Deshalb ist Dubois auch imstande, am Stammtisch heterosexueller Lebemänner den eigenen Freund wenigstens in Reden zu verleugnen.

Ein solcher Mann, wie Dubois, der mit allen seinen Fasern an der normalen Welt hängt und dem der Verlust seines Ansehens in der Gesellschaft ein entsetzliches Unglück bedeutet, wird auch die drohende Besorgnis, ein Ausgestoßener oder nur ein Gemiedener im Kreise seiner Standesgenossen zu werden, in Verzweiflung bringen und zum Selbstmord befähigen.

Noch ein für die Denkungsart mancher Homosexueller charakteristischer Zug findet sich bei Dubois: seine Scheu vor der allgemeinen Aufklärungsarbeit über die herrschenden Irrtümer und die homosexuelle Wirklichkeit. Diese Abneigung hängt einmal mit der Furcht einer größeren Gefahr persönlicher Entdeckung bei allgemeiner Kenntnis der wahren Verhältnisse zusammen, aber auch mit einer Art Scham vor fremden Blicken, vor andersfühlenden Zuschauern, endlich mit der nur ungern vermißten Freude an dem Geheimnisvollen, mit dem genußvollen Reiz des Absonderlichen und Gefährlichen. (Zu vgl. S. 166—168 besonders.)

„Wenn man dieses tiefe, lange und feste Schweigen brechen würde, was für ein vulgäres Geklapper müßte nicht die Folge sein.“ . . .

„Journalisten und ähnliche Patrone würden in hellen Haufen herbeiströmen, um Blicke zu tun in unsere Seelen, die doch wahrhaftig nicht für solche Schnüffeleien da sind."

. . . „Wo blieb die Gefahr und Glut und Inbrunst der abgelegenen Zellen, der unterirdischen Gewölbe und heimlichen Werkstätten?"

„Wir sind die letzen Hüter erlauchter Mysterien und nun — Verrat im eigenen Lager! Der Herr Assessor läuft hin und ist bestrebt, uns den Dummköpfen, den Nüchternen und horribile dictu! den Medizinern auszuliefern."

„Gedenke der verschwiegenen Gärten und Plätze in Paris, in London, in Berlin, im kleinsten Krähwinkel. Dieses Rendezvous hat seine vielhundertjährigen Traditionen. Und nun rekonstruiere Dir das Bild der Kameradschaft im Mittelalter. Wie oft mag diese Gewalt im geheimen die ganze Ständeordnung durchbrochen haben. Es ist sehr poetisch."

Bei Richard begegnen diese Anschauungen keinem Widerhall: „Ich finde, daß es eine Verrücktheit ist, wenn ein Mann, wie Doktor Bovet, auf den ganz Europa stolz ist, ein Leben der Furcht führen muß, wie der gemeinste Verbrecher. Und ich habe gar kein Verständnis für die Glücksgefühle von Katakombenbewohnern. Ich brauche Luft . . . und es paßt mir nicht — mit einem Schimpfwort abgetan zu werden."

Der neueste Roman von Pernauhm zeigt die Vorzüge seiner beiden Vorgänger und vermeidet im Allgemeinen die kleinen Fehler, die ich früher rügte. Auch hier wieder eine in Handlung aufgelöste, spannend geschriebene Erzählung, und insofern Ähnlichkeit mit dem „Jungen Kurt". Dagegen ist das in letzterem Roman etwas auffallend Sprunghafte, Unmotivierte, ungenügend Fundierte glücklich vermieden.

Das homosexuelle Element erscheint in diesem Roman nicht mehr als die völlig selbstverständliche, natürliche Welt, ist nicht mehr der heterosexuellen einfach gleichgestellt. Sie ist hier als das geschildert, was sie tatsächlich noch ist, als die verborgene, eigentümliche, geheimnisvolle Sekte, innerhalb derer ein Gefühl der Gleichheit und Zusammengehörigkeit, der Natürlichkeit

und Selbstverständlichkeit herrscht, die aber im Verhältnis zur normalen, zur großen sozialen Gemeinschaft noch eine verpönte, versteckte Gesellschaft, eine verschriene, versteckte Kaste ausmacht.

Verfasser deutet Vieles geschmackvoll und künstlerisch an, er zeichnet mit kurzen Strichen, streift die Untergründe, rollt sie nicht auf, und wirkt evocatorisch. Das „glissez mortels, n'appuyez pas" gilt ihm als die Regel, sein Buch ist auf eine Art weltmännischen Ton gestimmt, der aber deshalb keine oberflächliche Glätte oder farblosen Stil aufweist, sondern im Gegenteil mit einer gewissen Nonchalance und eleganter Lässigkeit im Dialog ein vornehm-familiäres Argot von lebhaft realistischer Färbung zeigt.

Pernauhms Werke sind meiner Ansicht nach die besten modernen homosexuellen Erzählungen der deutschen Literatur.

Redni, Jan de, Le livre du désir et de la cruelle volupté. (Roman historique tibérien. Paris édition francaise.)

Der gesuchte Titel mit der vielversprechenden Unterbezeichnung erfüllt nur in geringem Maße seine Verheißungen. Der Roman setzt zwar den berüchtigten Tiberius und einen seiner nicht minder berüchtigten Aufenthalte auf Capri in Szene. Tiberius tötet auch seine Geliebte Tuccia, halb aus Rache, weil sie den Fluchtversuch mit dem schönen Freigelassenen Thoede, dem Geliebten des Caius, unternahm, halb aus Sadismus im Wollustparoxismus. Aber der Schauder, den wirkliche Kunst aus dem grausigen Vorgang zu entlocken wüßte, bleibt aus.

Ebensowenig vermag der Dichter das Verhältnis von Tuccia und Thoede empfindungsreich zu gestalten.

Tuccia versucht — zuerst vergeblich — den effeminierten, den Reizen des Weibes abgestorbenen Epheben an ihrer Glut zu entzünden, nur allmählich gewinnt sie ihn weiblicher Anziehung zurück.

Echte Leidenschaft lodert aber erst nach dem Tode Tuccias in dem Freigelassen auf. Mit dem entseelten Körper der Geliebten

in die Fluten sich stürzend, begehrt er im Tod die Vereinigung, die er im Leben verschmähte.

Der Roman entbehrt lebenswarmen Gefühls, prägnanter Personencharakteristik, nicht minder packender, temperamentvoller Darstellung. Man kann ihn als ein gut geschriebenes, aber kühles, etwas theatralisches Exercitium bezeichnen über das Thema: „Der grausame Tiberius“ nebst Variationen über das weitere, bei der Mehrzahl der heutigen Leser als glaubwürdig empfundene, Erfolg versprechende Thema: „der durch Frauenliebe zurückgewonnene, von der Schmach der entwürdigenden Männerliebe gerettete und durch den Tod gereinigte Effeminierte.“

Rictus, Jehan, Fil-de-Fer. (Louis Michaud, Boulevard St.-Germain 168, Paris.)

In diesem, in eigentümlichem, zerhackten, teilweise rotwelschen Stil abgefaßten Roman, welcher die Leidensgeschichte des von seiner Mutter stiefmütterlich erzogenen und mißhandelten, wie ein Draht in die Länge geschossenen, mageren Jungen erzählt, berichtet der Junge auch von den zahlreichen Angriffen auf seinen Geschlechtsteil, denen er bei Beginn der Pubertät ausgesetzt war.

Seine Kameraden, die untereinander allerlei „Vertrautheiten“ vornehmen, verfolgen den Jungen, der keusch dahinlebt und die unzüchtigen Gesten als die ärgste Schmach zurückstößt, um so hartnäckiger, stellen „seinem Vogel“ um so eifriger nach. „Man weiß ihn keusch, das regt auf.“

Aber auch Erwachsene lassen ihn nicht in Ruhe. Diese fortgesetzten Versuche setzten den Jungen in Erstaunen. Er wagt es nicht mehr, vor den Zeitungskiosken stehen zu bleiben, hat er doch oft, während er eine Zeitung durchblätterte, „ein zweideutiges oder vielmehr sehr bedeutungsvolles Streifen um die untersagte Gegend bemerkt und wenn er sich umwandte, sich gegenüber Individuen befunden, die ihm scheußliche Sachen zuraunten oder die er als solche erriet, und die ihn voll Ekel zur Flucht trieben.“

Sogar der Geliebte seiner Mutter, ein alter, würdiger Herr, Mitglied der Ehrenlegion und zahlreicher Wohltätigkeitsanstalten, wagt es mit unzüchtiger Hand ihn zu berühren.

Nur einmal ist der Junge angenehm von einem Herrn überrascht, der ihn liebevoll ausfrägt, die gefürchtete Geste unterläßt und ihm einen Groschen schenkt.

Dem Verfasser kam es offenbar nur darauf an, drastisch die Versuchungen zu schildern, die einen Pariser Jungen umlauern und den biederen, naiven Charakter des Jungen hervortreten zu lassen; um die Neigungen und die Triebe der erwachsenen Angreifer kümmert sich Verfasser nicht, jedenfalls ist der alte Herr, der Geliebte der Mutter des Jungen, nur als lüsterner Heterosexueller gedacht.

Roß, W. S., Gretchen. Gemischte Essays über das Ewig-Weibliche. Deutsch von Wolfgang Schaumburg. (Verlag von Wolfgang Schaumburg, Zürich.)

In diesen anscheinend aus dem Englischen übersetzten Essays, welche humorvoll sein wollen und nur drollig oder vielmehr lächerlich ulkig sind, läßt sich eine Stelle als eine Art Persiflage der Zwischenstufentheorie auffassen.

Seite 11 heißt es:

„Vielleicht werden wir einst imstande sein, im Sinne eines Ausgleichs zwischen den Geschlechtern unsere Gesetzgebung zu modifizieren, wenn Hans und Grete erst übereingekommen sind, abwechselnd Kinder zu gebären, wenn in diesem Jahre Gretchen mit einem Knaben niederkommt und nächstes Jahr Hans mit einem Mädchen. Vorläufig aber zeigt Hans gar kein Talent nach dieser Richtung hin. Wir müssens aber abwarten, ob er sich nicht doch noch in diesem Sinne entwickeln wird. Gretchens ordnungsmäßige Zweckbestimmung in diesem Leben ist gewiß nicht weniger nützlich und ehrenvoll als die des Hans, aber grundverschieden ist sie deshalb doch. Wenn sie ernstlich anfängt, Hans Konkurrenz zu machen, so wirds eben bald mit ihr vorbei sein — und ebenso mit Hans."

In Anmerkungen am Schlusse des Buches, die in einem Stil und Ton gehalten sind, dessen sich das ärgste Revolverblättchen schämen würde, beschimpft der Über-

setzer das Andenken Krafft-Ebings, den er den Oberbonzen der Sexualperversen nennt und als abgeschmackten Ignoranten hinstellt.

Rüling, Th., Welcher unter Euch ohne Sünde ist. (Bilder von der Schattenseite. Leipzig, Verlag Max Spohr, 1906.)

Eine Anzahl kleiner Erzählungen und Skizzen, welche einige Opfer sozialer Verhältnisse und verkehrter Anschauungen — hauptsächlich Homosexuelle und Prostituierte — schildern und für sie Verständnis oder Mitleid erwecken wollen. Die Novellen ermangeln nicht des Gefühls und der Stimmung, doch gehen sie kaum über das Dilettantenhafte hinaus. Fünf davon sind homosexuellen Inhalts.

Mein guter Kamerad: Der edle homosexuelle Student, der im Duell stirbt, getroffen von der Kugel des elenden gleichfalls homosexuellen Kommilitonen, der auf offiziellem Kommers im Streite dem Gleichfühlenden seine Liebe zu einem Freund in hämischen beleidigenden Worten vorwarf.

Das Gegenstück hierzu:

Und stechen mich die Dornen. Der junge homosexuelle Fuchs wird vom älteren Studenten für die Verbindung geworben und findet in ihm den gleichfühlenden Freund.

Dann zwei weibliche homosexuelle Erzählungen:

Rätselhaft: Der Selbstmord des homosexuellen Mädchens, als seine Familie das Verhältnis zur geliebten Freundin entdeckt und beide getrennt werden.

Auch hier das Gegenstück:

Die Mondscheinsonate: Während des Spiels der Beethovenschen Sonate verrät die homosexuelle Hanna ihre Liebe zu Charlotte, die, ohne daß jene es wußte, auch homosexuell, sie liebend in ihre Arme schließt.

Der Kofferträger: Die frühzeitig aufgeklärte, selbstbewußte und freie Homosexuelle will nach dem Tode ihrer Eltern als Kofferträger Geld verdienen. Von einem Polizisten ausgefragt, stellt sich auf dem Polizeibureau ihr Geschlecht heraus; der Polizeihauptmann nimmt sich ihrer an und gibt sie der eigenen gleichfühlenden Tochter zur Gesellschafterin.

Sie bildet sich zur Sängerin aus und wird eine berühmte Varietégröße; ihrer Liebe zur Hauptmannstochter bleibt sie treu.

Unus, Walther, Schülertagebuch. (Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig und Berlin.)

Das Tagebuch enthält gute Knabenpsychologie mit interessanten Gedanken und will eine Anklage bilden gegen falsche Erziehungsmethode und die Verständnislosigkeit von Lehrern und Eltern, die in dem Tagebuch zum Selbstmord des gut veranlagten, aber falsch beurteilten Knaben führen.

Einige Stellen berühren homosexuelle Pubertätsgefühle. Der junge Held empfindet sie zu seinem Freund Hans, aber seine Natur ist doch „heterosexuell“, sie zeigt sich in dem Ausspruch: „Ich kann es nicht leiden, wenn Männer zärtlich sind“, und bald bricht bei ihm die Heterosexualität ganz durch. Elisabeth weckt seine schwärmerische Neigung, die den Grad der Intimität mit Hans herunterdämpft.

Bei dem Schüler Leo zeigen sich stärker die gleichgeschlechtlichen Triebe. Er und sein Freund Otto sind unzertrennlich. Leos Gefühle äußern sich auch in zärtlicher Umarmung und in innigen Küssen. Leo ist in Otto „verschossen“, wie Hans feststellt, der ähnliche Verhältnisse von seiner früheren Schule her kennt, wo derartige Freundespaare zahlreich zu sehen waren.

Schlumberger, Jean, Heureux qui comme Ulysse . . . (Cahiers de la quinzaine, paraissant vingt fois par an. Rue de la Sorbonne 8, Paris.)

Eine Erzählung, etwas geheimnisvoll, wie der Titel „Glücklich wer, wie Ulysses“. (Die Ergänzung dürfte lauten: „die Treue seiner Frau hochschätzt“.)

Ein eigenartiges Mysterium schwebt über der Geschichte dieses Matrosen Cyrille, der bei seiner Rückkehr nach dreijähriger Seefahrt aus alten Briefen die Untreue seiner Frau mit seinem über Alles geliebten Jugendfreund Germain erfahrend, nicht nur der reuigen schamerfüllten Frau willig ihren Ehebruch als bebelanglose Begebenheit verzeiht, sondern geradezu mit Genugtuung die Entdeckung hinnimmt, daß der Knabe, den er bisher für sein Kind gehalten, dem Freund die Existenz verdankt.

Das psychologische Rätsel, das ohne irgendwelche nähere Erklärung, aufgeworfen wird, läßt sich befriedigend nur lösen, wenn man bei Cyrille eine heftige homosexuelle Neigung zu Germain unterstellt.

Dann wird erklärlich, warum er schon vor dem Wieder-

sehen des Knaben, fast mit Abscheu an ihn denkt aus Furcht in ihm den eigenen Fehlern und Schwächen zu begegnen.

Dann begreift man auch, wie beim Anblick des aufgeweckten frühreifen Jungen ein warmes, über die Grenzen väterlicher Zuneigung hinausgehendes, fast leidenschaftliches Gefühl den entzückten Vater beseelt, wie er alle Wünsche des Knaben bereitwillig erfüllt und — in unbewußter Eifersucht — nur das Spiel mit dem befreundeten Mädchen verbietet. Denn in dem Knaben fühlt instinktiv Cyrille wieder den Jugendfreund aufleben, dessen Portrait er liebevoll betrachtet und mit den Zügen des Kindes vergleicht.

Kein Wunder, wenn dann nach Aufdeckung der Wahrheit als die Incestschranke, welche seine auflodernde Liebe zur ruchlosen verbrecherischen Leidenschaft gestempelt hätte, wegfällt, seine Seele aufjauchzt bei dem Gedanken, daß er in dem Jungen den Freund wiederfindet, daß er ihn als Fleisch von des Freundes Fleisches lieben, daß er die Liebe zu Germain auf den Knaben übertragen darf.

Diese seelische Verfassung läßt keinen Groll gegen seine Frau aufkommen, nein eher Dankbarkeit. Nicht an ein Fortjagen der untreuen Gattin denkt er, wie diese befürchtete, sondern an ein Fortgehen mit dem geliebten Jungen, dem er nun noch Freund und Beschützer sein möchte, den er ganz für sich erziehen will.

Aber die Gattin und Mutter hat die Gefühle ihres Mannes für ihren einstigen Geliebten und für ihren Jungen erraten und sie wird ihr Kind nicht dem Manne, den sie durchschaut, und mißachtet, ausliefern. Cyrille muß allein fort in die Welt.

Die kurze Erzählung übt einen seltsamen Reiz auf den Leser mehr durch das, was sie nicht sagt und zwischen den Zeilen andeutet, als durch das, was sie direkt zum Ausdruck bringt. Nur wer die homosexuelle Psyche versteht, kann den Sinn der Erzählung erfassen.

Schlumberger hat mit großem Takt psychologisch schwierige Situationen und verwickelte Gefühle sehr fein behandelt und gefährliche Klippen geschickt umgangen und dies mit den scheinbar einfachsten Mitteln, ohne Pathetik oder ein überflüssiges Wort im echt französischen knappen und lichtvollen Stil und der absichtlich diskretesten Darstellungsweise, die — und es ist dies kein geringes Lob — an Gides treffliche Art erinnert.

Walloth, Wilhelm, Eros. Roman aus dem altgriechischen Künstlerleben. (Lotus-Verlag, Leipzig.)

Der neue Walloth bringt als Hauptmotiv den Kampf zwischen Freundesliebe und Leidenschaft zum Weib, die in einer Brust um die Herrschaft ringen. Diese Freundesliebe, die sich in dem Held Lykon verkörpert, ist Zwischengefühl zwischen Liebe und Freundschaft, sie kann geradezu als Exemplifikation auf die physiologische Freundschaft im Sinne Friedländers dienen. Denn der sinnlichen Grundlage entbehrt sie: nicht einmal die Lippen des Freundes vermag Lykon zu berühren.

Seine Zuneigung hat einen geistigen Charakter und doch entwickelt sie sich zu einer Stärke, einer Macht, die ihn dazu treibt, um des geliebten Freundes Gorgias willen, den von der Künstlerin Diotima gefundenen Gedanken für eine Brunnenstatue zu rauben und das herrliche Modell der Künstlerin zu zerstören.

Lange scheint es, als ob Lykons Natur nur asexuell wäre, nie hat er den Drang empfunden, ein Weib zu umarmen, nie den Honig des Kusses auf Mädchen- oder Frauenlippen gekostet. Hand in Hand mit seiner sexuellen Apathie geht einher eine bis zu Todessehnsucht und Selbstmordgedanken gesteigerte Melancholie und Gleichgültigkeit.

Endlich, als er die schlafende Diotima bei der Zerstörung der Statue schwer verletzt, entfesselt sich in ihm aus Reue über seine Tat zugleich die Leidenschaft zur schönen Künstlerin, die längst für den herrlichen Jüngling glühte.

Diese Leidenschaft Lykons für Diotima drängt seine Freundschaft zu Gorgias zurück; später als Gorgias die Untat Lykons erfahrend, sie in seltener Aufopferungsfähigkeit auf sich nehmen will, erwacht die Zuneigung zum Freund in erneuter Stärke. Um sich vor Diotimas Augen zu reinigen, beschließt Lykon in den Tod zu gehen.

Gorgias will den Freund nicht verlassen. Eng umschlungen stürzen sie sich von der Akropolis in die Tiefe, in den freiwillig gewählten Tod.

Im Gegensatz zu Lykons Natur tritt in Gorgias deutliche Homosexualität, wenn auch in schöner idealer Beleuchtung hervor, denn Gorgias Neigung hat nicht bloß geistigen Charakter, er sehnt sich auch nach des

Freundes Umarmung und nach seinem Kuß, den dieser ihm verweigert.

Der Roman interessiert durch die psychologische Kombination und Komplikation. Der Verfasser legt diesmal mehr Gewicht auf seelische Entwicklungen, auf das Spiel der psychischen Kräfte als auf Darstellung einer charakteristischen Individualität wie in dem früheren Roman „Sonderling“. Zahlreiche Gespräche über philosophische und ästhetische Fragen sind eingestreut, insbesondere wird öfters das Thema der männlichen und weiblichen Eigenschaften, dann hauptsächlich die Männerschönheit und Männerfreundschaft in sympathischen Akzenten gefeiert, die das Verständnis für das homosexuelle Problem verraten, aber immer in idealisierten, diskreten Tönen erklingen.

Der Roman spielt in Griechenland zur Zeit des Sokrates, die griechische Atmosphäre ist wohl manchmal unwillkürlich nicht unbeträchtlich modernisiert, aber eine im Vergleich zum „Sonderling“ größere Harmonie und rühmenswerte Abrundung des Ganzen, namentlich auch in Ausdruck und Stil, passen zum griechischen Milieu, wenn auch manchmal kleine Trivialitäten daran erinnern, daß Walloth einst zu den Vorkämpfern des Naturalismus zählte. Die Sterbeszene der beiden Freunde schließt packend und poetisch gelungen das Werk, das nicht nur allen Freunden idealer mann-männlicher Liebe und Freundschaft empfohlen sei, sondern auch für die weitesten Kreise Interesse und Genuß bietet.

Elisàr von Kupffer. An Edens Pforten — Aus Edens Reich. — Sufische Gedichte mit 2 Bildern, Kompositionen und Erläuterungen. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Der Dichter ist kein Epigone, der nach einem großen Beispiel sucht, sondern ursprünglich und originell besingt

er auch in seinem neuesten Gedichtbuche in vielen Liedern, Florentinen und Andantinen den Jüngling. Tiefe, reiche Gedanken voll Lebensweisheit — „sufisch“ nennen sie die Kommentatoren persischer Dichter — sind in schöne formvollendete Vershüllen gekleidet. Die „Florentine“ ist eine neue, vom Dichter erfundene Versform, die in Florenz entstanden ist. Elisàr von Kupffer ist im besten Sinne naiv, um mit Schiller zu reden. Alles Sentimentale liegt ihm fern. Er wünscht nicht Natur zu sein, er ist es schon. In ihm, in seinen Versen feiert das Hellenentum seine Renaissance.

Hören wir Florentine XXXIV:

„Du wecktest mich wie der Beseeler Eros
Mit frischem Morgenkuß aus dunklem Schlummer,
Du wecktest reichrer Liebe, Lust und Kummer,
Du wecktest in dem Schlummernden den Heros.
Seit jenem Tage blieb ich wie ein Stummer,
Und meine Seele drängte nach den Lippen,
Wie auf der Heide ob den Meeresklippen,
Da mich dein Leib in meinem Arm entzückte.
Und da ich fern von allen Wächtersippen
Mir Frucht auf Frucht von deinem Munde pflückte,
Der Tag ist fern, der mich zuerst beglückte.
Und du bist fern im Krieg, dem blutig roten,
Der dich mir einst gesandt als Lebensboten,
Der Gott beschirme dich im Feld der Toten.“

Den Gedichten folgt eine Reihe interessanter geistreicher Erläuterungen. Dem alten, stets wiedergekäuten Ammenmärchen, daß Griechenland und Rom an der „Homosexualität“ zugrunde gegangen seien, begegnet von Kupffer in der 13. Erläuterung, S. 137:

„Keine Kultur ist durch Harmonie und Schönheit zugrunde gegangen — auch nicht Hellas, mögen selbst europäisch frisierte Neugriechen derartiges behaupten! Hellas ging äußerlich zugrunde, weil stärkere Eroberermächte, Makedonien und Rom an seinen Toren aufkamen. Innerlich bereitete sich der Niedergang durch folgendes vor. Um 500 waren alle guten Plätze am Mittel-

meer besetzt; der Überschuß an Menschen blieb im Lande, der Überschuß der Arbeitskraft ging hinaus, im Lande bildete sich eine ziellose Massenwirtschaft heraus, besonders in den jonischen Industrie- und Handelsstädten, wie Athen, mit dem Auslande stellten sich internationale Beziehungen ein. In solcher Ochlokratie mußten sich überdies Konflikte zwischen der Masse und starken Persönlichkeiten herausbilden. Das untergrub Hellas, indem diese Männer die internationalen Beziehungen benutzten, um den äußern Feind hineinzuziehen — wie Hipparch, Pausanias, Themistokles, Alkibiades. Den alten Vorwurf vom Schönheitskultus als Verderber des Volkes und Staates darf nur noch ein Jünglingsvereinler ohne Bildung erheben."

Kupffer weist dann darauf hin, daß auch Medizinalrat Dr. Paul Näcke (Hubertusburg) ebenfalls diese lächerliche Behauptung, daß die alten Hellenen an Degeneration zugrunde gegangen seien, geschweige denn an „Pseudo-Entartungserscheinungen" energisch zurückweist. („Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", Heft III, 1906). Nach Professor Roß, dem Entdecker des Malariakeimes, seien die antiken Hellenen der aus Asien eingeschleppten Malaria erlegen, die noch jetzt in Griechenland häufig sei. Auf 960 000 Malariakranke kamen (1905) 6000 Todesfälle. —

In der Erläuterung 19 wirft v. Kupffer die interessante Frage auf, ob eine reiche göttliche Macht einseitig männlich oder weiblich sei.

„Müßte Sie nicht vielmehr beides enthalten — Araphrodit sein? Damit meine ich hier durchaus nicht die heute so viel erörterte Homosexualität, richtiger konträre Heterosexualität (— die absolute anima muliebris in corpore virili oder umgekehrt —). Mein „Araphrodit" ist eine harmonische Durchdringung gleich kraftvoller entgegengesetzter Elemente. Nur das erklärt energisch-feinfühlige Erscheinungen."

Diesen Gedanken hätten die Hellenen am tiefsten (in ihren Göttermythen) erfaßt und auch erst recht Christus hätte darin die Zukunft gesehen. „Welche aber

würdig sein werden, jene Welt zu erlangen . . . werden den Engeln gleich sein.“ (Luc. 20, 35 und 36.)

An Edens Pforten — aus Edens Reich bildet somit in mancher Beziehung eine schöne Fortsetzung der prächtigen Poesien der „Auferstehung“ (Verlag Max Spohr, Leipzig). Sie erstreben mit die Anbahnung der Vereinigung von germanischem und appeninischem Geiste zu ernster Tiefe, zu lebensheiterm Sinn — zum Hellenentume.

M. Kaufmann.

Jahresbericht 1906/08.

Da der letzte, in dieser Publikation erstattete Jahresbericht mit dem 1. September 1906 abschloß, erstreckt sich unser diesmaliger Rückblick über eine ausgedehntere Spanne Zeit. Eine außerordentlich bewegte, stürmische Periode liegt hinter uns; während wir an dieser Stelle bisher stets mit einer gewissen Genugtuung konstatieren konnten, daß dem mühevollen, zähen Kampf für Wahrheit und Recht trotz mancher Anfeindungen und Gegenströmungen der Erfolg nicht versagt war, sodaß wir uns von Jahr zu Jahr in wahrnehmbarer Weise dem erstrebten Ziele näherten, dürfen wir uns heute keiner zufriedenen und zuversichtlichen Stimmung erfreuen, müssen vielmehr nicht ohne Ergriffenheit aussprechen, daß wir durch schwerwiegende Tagesereignisse um ein ganz Erhebliches zurückgeworfen sind. Es ist nicht möglich, alles Tatsächliche zu schildern, das seit letztem Bericht in fast ununterbrochener Reihenfolge unsere Arbeitskräfte stark in Anspruch genommen hat. Wer sich für die Einzelheiten in der Geschichte unserer Bewegung interessiert, muß auf die vom W. H. K. herausgegebenen Monatsberichte verwiesen werden, an deren Stelle seit 1. Januar 1908 die „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" *) getreten ist.

Hier kann nur das Wesentliche über die Gestaltung der inneren als der äußeren Verhältnisse des Komitees

*) Unter redaktioneller Mitwirkung Dr. Friedr. S. Krauß, Wien und Dr. Herm. Rohleder, Leipzig herausgegeben von Dr. Magnus Hirschfeld. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

gegeben werden. Auf beiden Gebieten waren schwere Krisen zu überstehen. Betreffs der inneren Arbeit sei zunächst hervorgehoben, daß wir nach wie vor in der glücklichen Lage waren, vielen hundert Menschen, die in Bedrängnis an uns herangetreten, hilfreich zur Seite zu stehen, indem wir sie teils vor drohenden Gefahren bewahren konnten, teils ihnen und ihren Angehörigen das Vertrauen zum Leben und den Glauben an sich selbst oder ihre Nächsten wieder geben konnten. Sehr viel beschäftigte uns auch nach wie vor die Rettung einzelner Homosexueller aus Erpresserhänden. In schätzenswerter Weise wurden wir in diesem Zweige unserer Tätigkeit von den Kriminalbehörden, insbesondere von der Berliner Kriminalpolizei unterstützt.

Einen wichtigen Schritt vorwärts bedeutete es, daß es nach Überwindung verschiedener Schwierigkeiten in der Berichtsperiode gelang, dem W. H. K. statt der freieren eine mehr vereinsgemäße Organisation mit 7gliedrigem Vorstand und z. Z. 28gliedrigem Obmännerkollegium zu geben. Während die Vorstandsmitglieder satzungsgemäß in Groß-Berlin wohnen, sind die Obmänner nicht nur über das Reich verteilt, sondern vertreten auch außerdeutsche Länder, und zwar gegenwärtig Österreich, Schweiz, Holland, Dänemark, England, Italien und Belgien. Die definitiven Satzungen, wie sie in der Obmännersitzung vom 28. Dez. 1906 und der Generalversammlung vom 17. Februar 1907 beraten und beschlossen wurden, haben folgenden Wortlaut:

Statuten und Konstitution des W. H. K.

§ 1. Zweck.

Zweck des Komitees ist die Erforschung der Homosexualität und verwandter Naturerscheinungen in naturwissenschaftlicher, medizinischer, kulturgeschichtlicher, ethnologischer, juristischer, sittlicher und humanitärer Beziehung, sowie die Geltendmachung der gewonnenen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse.

Ein wirtschaftlicher Geschäftsbetrieb ist, ebenso wie die Ver-

folgung politischer Zwecke, von der Tätigkeit des Komitees ausgeschlossen.

§ 2. Mittel.

Dieses Ziel sucht das Komitee zu erreichen:

a) Durch Herausgabe und Förderung von periodischen und einmaligen Publikationen, wie Jahrbuch, Monatsberichte, Volksschriften, Petitionen etc., welche den Gegenstand nach allen Richtungen in objektiver Weise zu klären geeignet sind.

b) Durch Übersendung aufklärender Schriften über das Wesen der Homosexualität an möglichst viele im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeiten, wie Mitglieder der Presse, der Behörden, der Gerichte, gesetzgebenden Körperschaften etc., auf Wunsch von Homosexuellen auch an deren Angehörige, Vorgesetzte etc., sowie durch Bewirkung mündlicher Rücksprache mit ebensolchen Personen.

c) Durch Veranstaltung aufklärender, gemeinverständlicher und wissenschaftlicher Vorträge über die in Frage kommenden Probleme.

d) Durch die Schaffung und Verwaltung einer Bibliothek, welche die Erkenntnis der Homosexualität und verwandter Naturerscheinungen fördert.

e) Durch Anlage eines Archivs, Sammlung von Materialien und eigene Erhebungen, welche über Verbreitung, Ursachen und Wesen der einschlägigen Probleme Aufschluß geben und gesetzgeberischen Maßnahmen als Grundlage dienen können.

§ 3. Mitgliedschaft.

Mitglied des W. H. K. kann ohne Rücksicht auf politische und religiöse Anschauung, Beruf, Geschlecht und Veranlagung jede Person werden, welche die Ziele des Komitees billigt.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch die Anmeldung und Zahlung eines Jahresbeitrages, dessen Höhe sich jedes Mitglied nach dem Prinzip der Selbsteinschätzung selbst bestimmen kann. Bei der Festsetzung möge man jedoch berücksichtigen, daß es sich hier um die wichtigsten Lebensgüter der Menschen, wie Ehre, Recht, Ansehen und Existenz handelt.

Vereine und Korporationen können unter den gleichen Voraussetzungen wie Einzelpersonen Mitglied werden; die Vertretung der Mitglieder erfolgt durch ihren Vorsitzenden.

Über alle Zahlungen erfolgt Quittung im nächsten Monatsbericht, sowie auf Wunsch auch direkt auf einer durch den Vorsitzenden und Schatzmeister unterzeichneten Mitgliedskarte.

Zum Austritt genügt eine bis einen Monat vor Beginn des neuen Geschäfts-Kalenderjahres einzusendende Austrittserklärung.

Der Vorstand kann ein Mitglied ablehnen oder ausschließen, aber nur mit $^3/_4$ Mehrheit und aus erheblichen Gründen, auch steht dem Ausgeschlossenen das Recht der Appellation an die Generalversammlung zu.

Diejenigen, welche ohne Mitglied werden zu wollen, dem Komitee ihre materielle Unterstützung zu widmen gedenken, können ihre Beiträge als „unterstützende Freunde" an den Schatzmeister oder Leiter einsenden und erfolgt Quittung unter gewünschter Chiffre.

Die Generalversammlung kann ferner ernennen:

a) zu außerordentlichen oder korrespondierenden Mitgliedern solche Personen, deren Mitwirkung für die Zwecke des Komitees besonderen Nutzen verspricht;
b) zu Ehrenmitgliedern solche Personen, welche sich hervorragende Verdienste um die Förderung der Bestrebungen des Komitees erworben haben.

Außerordentliche und Ehrenmitglieder sind nicht zur Zahlung von Beiträgen verpflichtet.

§ 4. Das Obmännerkollegium.

Die Leitung des W. H. K. ruht in den Händen eines Obmännerkollegiums. Dasselbe besteht aus einer Anzahl zu dieser Vertrauensstellung besonders geeignet erscheinender Personen, welche von der Generalversammlung nach Vorschlag der bis dahin schon ernannten Obmänner gewählt werden.

Es soll Wert darauf gelegt werden, daß möglichst alle Obmänner mit ihrem vollen Namen für die Ziele des W. H. K. eintreten, ferner daß möglichst viele Gegenden, Stände und Anschauungen vertreten sind; nur der naturwissenschaftlich-medizinischen und juristischen Fakultät kann ein gewisses Vorrecht zugebilligt werden.

Das Obmännerkollegium besteht zunächst aus 28 Personen, soll aber entsprechend dem Wachstum des W. H. K. stetig erweitert werden und zwar durchschnittlich vorerst in den jährlichen Haupt- (General-) Versammlungen um je 7 Personen, bis das Kollegium 70 Mitglieder beträgt, auf welcher Zahl es dann erhalten bleiben soll.

Die Obmannschaft währt 5 Jahre. Die im regelmäßigen Turnus ausscheidenden Obmänner sind durch Wiederwahl bezw. Neuwahl zu ergänzen. Wer 10 Jahre lang das Amt eines Obmanns bekleidet hat, kann von der Generalversammlung zum lebenslänglichen Obmann ernannt werden.

Das Obmännerkollegium berät im allgemeinen nur über Anträge, die mindestens drei Wochen vorher eingegangen sind. Sämtlichen Obmännern sind diese spätestens 14 Tage vorher mitzuteilen, die Meinungsäußerungen etwa nicht anwesender Obmänner müssen verlesen und in Beratung gezogen werden. Wenn dreiviertel Mehrheit dafür ist, müssen gestellte Anträge in der Versammlung beraten werden.

§ 5. Der Vorstand.

Das Obmännerkollegium wählt den Leiter (1. Vorsitzenden) des Komitees, ferner einen stellvertretenden Vorsitzenden, einen Schatzmeister, einen Schriftführer und 3 Beisitzer.

Diese 7 Personen welche den Vorstand bilden und die laufenden Geschäfte erledigen, sollen ihren Wohnsitz möglichst in Berlin und Umgebung haben.

Dem Leiter des Komitees liegt die Vertretung des W. H. K. nach außen, die Beaufsichtigung der Komitee-Arbeiten und der Komitee-Beamten sowie die Einberufung und Leitung der Versammlungen ob.

Der Schatzmeister hat alle Beiträge und Einnahmen in Empfang zu nehmen, alle Ausgaben zu erledigen, beides zu buchen, nach Anweisung des Leiters, Gelder anzulegen und zu deponieren und in der Hauptversammlung Bericht über den Stand der Kasse zu geben.

Der Schriftführer trägt die Verantwortung für die Sitzungs- und Versammlungsprotokolle und beaufsichtigt gemeinsam mit dem Vorsitzenden die Bücherei, das Archiv und den Schriftwechsel des Komitees.

Der Leiter wird, wie die Obmänner, auf 5, die übrigen Vorstandsmitglieder werden auf 2 Jahre gewählt. Nach dieser Zeit hat eine Wieder- bezw. Neuwahl zu erfolgen. Notwendig werdende Kommissionen (wie Vortragskommission, statistische Kommission, Jahrbuchkommission etc.) werden von dem Obmännerkollegium auf ein Jahr gewählt.

Die Generalversammlung wählt direkt zwei Kassenrevisoren, welche dem Vorstand nicht angehören dürfen und mindestens alle 6 Wochen ihres Amtes zu walten und der Generalversammlung Rechnungs- und Kassenbericht zu bestätigen haben.

§ 6. Die Generalversammlung.

Die ordentliche Generalversammlung muß jährlich einmal, außerordentliche sollen nach Bedarf vom Leiter berufen werden:

Vor die Generalversammlung gehören:

a) der Jahresbericht,
b) der Kassenbericht,
c) der Bericht der Kassenrevisoren,
d) Vollziehung bezw. Bestätigung der Wahlen,
e) Ernennung der korrespondierenden und Ehrenmitglieder,
f) Satzungsänderungen,
g) Endgültiger Beschluß über Ausschluß eines Mitgliedes,
h) Auflösung des Komitees.

Ein Antrag zur Auflösung darf nur zur Abstimmung gelangen, wenn die Zahl der Mitglieder unter 20 gesunken ist. Von diesen müssen mindestens $^4/_5$ diesen Antrag stellen und $^3/_4$ für denselben stimmen. Dieselbe Generalversammlung, welche die Auflösung beschließt, verfügt auch über die Ausführung der Auflösung sowie die Verwendung des Komitee-Eigentums nach Deckung aller Verpflichtungen.

Außer dem Beschluß, ein Mitglied abzulehnen oder auszuschließen oder das Komitee aufzulösen, werden alle Beschlüsse in den Vorstands- und Obmännersitzungen sowie Generalversammlungen mit einfacher Stimmenmehrheit gefaßt. Bei Stimmengleichheit gibt die Stimme des Leiters den Ausschlag.

Über die Form der Abstimmung — ob mündlich oder schriftlich — entscheidet die Versammlung selbst.

Es wurden auch Schritte getan, dem W. H. K. die Rechte einer juristischen Person zu erwirken, doch hatten dieselben bisher keinen Erfolg. Mit der Neuorganisation des Komitees war die Auflösung des Arbeitsausschusses verbunden, der sich unter der Leitung Dr. B. Friedländers gebildet und in den wenigen Monaten seiner Existenz deutlich das Bestreben gezeigt hatte, dem extremen Flügel innerhalb der Bewegung einen entscheidenden Einfluß zu verschaffen. Wie wohl jede sich stärker entwickelnde Organisation, so hatte auch die unsrige unter denjenigen Personen zu leiden, deren Anschauungen und Temperament die ursprünglich und hauptsächlich vertretene Richtung nicht extrem genug war und die nun dadurch, daß sie weit über das Ziel hinausstrebten, der Sache, mit der sie es ja an und für sich gut meinten, durchaus keinen guten Dienst erwiesen. Der Hauptfehler derartiger Strömungen

ist gewöhnlich der, und so war es auch in diesem Fall, daß sie sich verhängnisvollen Täuschungen über das Erreichte und Erreichbare hingeben und vor allem die Stärke und Art der gegnerischen Positionen unterschätzen. Wir haben immer und immer wieder versucht, und besonders geschah dies in der Bibliographie der Jahrbücher durch Dr. Numa Praetorius, die Theorie und Taktik dieser Gruppen, zu deren litterarischen Vertretern außer Dr. Benedikt Friedländer u. a. die Mitglieder der „Gemeinschaft der Eigenen", sowie der pseudonyme Autor Sagitta gehörten, zu widerlegen. Wir haben auseinandergesetzt, daß ihre Hypothese, es gäbe im Grunde genommen gar keine Homosexuellen und Heterosexuellen („Kümmerlinge"), sondern eigentlich nur Bisexuelle, nicht nur unrichtig sondern Wasser auf die Mühle unsrer Gegner sei, die dadurch in der Anschauung bestärkt werden, daß bei der Entstehung der Homosexualität äußere Einflüsse (Verführung, Gewohnheit, Suggestion, Lasterhaftigkeit) eine entscheidende Rolle spielten. Vollends falsch und gefährlich war es aber, und der Lauf der Ereignisse hat uns darin Recht gegeben, daß diese Autoren in Prosa und Poesie die von der Norm abweichenden Personen auf Kosten der anderen als wertvollere Exemplare der Species homo darstellten. Das hat sehr viele, die gerade durch die wissenschaftliche Arbeit des Komitees schon gewonnen waren, stutzig gemacht und abgestoßen. Gerade unserer wissenschaftlichen Art der Arbeit gegenüber hatte Friedländer in einer seiner Schriften erklärt: „Wir werden uns nicht bemühen, durch den wissenschaftlichen Nachweis einer angeblichen Anomalie das Mitleid der Regierung und der Volksvertretung zu erwecken und auf diese unmännliche Weise die Aufhebung des uns bedrohenden Strafgesetzes zu erreichen."

Nach erregten Polemiken hin und her, die sehr viele kostbare Kraft und Zeit erforderten, sonderte sich dann

die radikalere Gruppe unter dem Namen „Secession des Wissenschaftlich-humanitären Komitees“ ab. Diese Separierung war notwendig, trotzdem uns gerade dadurch einige unserer kapitalkräftigsten Fondszeichner, von denen einer pro anno 1000 Mark zur Verfügung gestellt hatte, verloren gingen. Bereits von der Jahresversammlung am 14. Oktober 1906, zu der einige unserer bewährtesten und ältesten Mitglieder herbeigeeilt waren, wie Prof. Wirz-Mailand, Dr. von Römer-Amsterdam, Schedel-München u. a., um mit der Auflösung des Arbeitsausschusses der Neuordnung der Organisation die Wege zu ebnen, heißt es in dem Monatsbericht:

„Es herrschte die Tendenz vor, daß entsprechend unserm bisherigen Programm die rein wissenschaftlichen Arbeiten und deren Verbreitung nach wie vor die Hauptaufgabe des Komitees bilden müssen und daß alle über das Ziel hinausschießenden Nebenströmungen, vor allem das Bestreben, die Homosexualität auf Kosten andrer Gefühlsrichtungen als etwas Besonderes in den Vordergrund zu drängen, auszuschalten seien, zumal es keinem Zweifel unterliegen kann, daß eine Reihe schon gewonnener Freunde durch solche Übertreibungen uns abspenstig geworden sind.“

Leider lehrten die späteren Ereignisse, daß uns die Übertreibungen der radikalen Richtung bereits nach außen einen schweren Schaden zugefügt hatten und daß wir nun selbst das ausbaden mußten, was diejenigen, gegen deren Ansichten wir uns seit Jahr und Tag gewehrt, eingerührt hatten.

Kaum war die interne Krisis, welche das Komitee Ende 1906 und Anfang 1907 durchzukämpfen hatte, überwunden, als Mitte 1907 die äußere, ungleich stürmischere einsetzte. Zuvor sei bemerkt, daß das Komitee in der Berichtsperiode nach wie vor auch nach außen hin eine rege Tätigkeit entfaltet hatte. Vor allem ließen wir den im Januar 1907 neu gewählten Reichstagsmitgliedern bald nach dem Zusammentritt des Reichstags wiederum die

Petition wegen Abänderung des § 175 R. St. G. B. zugehen und zwar mit folgendem Anschreiben:

Sehr geehrter Herr Abgeordneter!

Beigehend erlauben wir uns, Ihnen die bereits dem vorigen Reichstag eingereichte Petition betreffs Abänderung des § 175 des R.St.G.B. nochmals zuzustellen mit der ergebensten Bitte, dem Ansuchen der Unterzeichner als einer Sache der Gerechtigkeit und Menschlichkeit Ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir sind gern bereit, Ihnen, im Falle nähere Orientierung erwünscht, über das in Frage kommende Problem weiteres Material zur Verfügung zu stellen. Wir verbleiben in vorzüglichster Hochachtung

ergebenst

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee

Dr. Magnus Hirschfeld. Dr. Ernst Burchard. P. Rühe.
Rechtsanwalt E. Heudtlaß. Jonkheer J. A. Schorer. Dr. Wichert.

Bald darauf wurde an die Homosexuellen folgender Aufruf erlassen:

In dem Kampf für eine gerechte Beurteilung der Homosexuellen hat sich die persönliche Vorstellung homosexuell Veranlagter bei Persönlichkeiten, welche von Einfluß im öffentlichen Leben sind, wie bei Abgeordneten, Bundesrats-Mitgliedern, Staatsanwälten, Juristen, Medizinern, Geistlichen, Schriftstellern etc., als eines der wirksamsten Mittel erwiesen.

Viele Männer und Frauen, die mehr von theoretischen Erwägungen ausgehend, unsern Bestrebungen durchaus nicht wohlwollend gegenüberstanden, ja feindlich oder schwankend sich verhielten, haben sich dem Eindruck nicht entziehen können, den es auf sie machte, wenn Personen von Bildung, Stellung und Charakter sich ihnen als selbst homosexuell offenbarten und ihnen die Schicksale und Kämpfe ihres Lebens vor Augen führten.

Irgend welche Befürchtungen wegen Indiskretion sind hier nicht am Platze, da es sich durchweg um Persönlichkeiten handelt, die durch Amtsgeheimnis gebunden sind oder durch ihre Stellung für die Geheimhaltung des ihnen Anvertrauten bürgen.

Um diese wichtige Aufklärung in systematischer Weise zu betreiben, bitten wir die Homosexuellen, welche dazu bereit sind, uns Mitteilung zu machen, damit wir ihnen Kenntnis geben, an wen sie sich zu wenden haben. Besonders vorteilhaft ist es, wenn diejenigen sich zu Besuchen entschließen, welche selbst zu maßgebenden Persönlichkeiten Beziehungen haben.

Es empfiehlt sich, Abgeordnete u. a. in ihren Heimatsorten

aufzusuchen, weniger während ihres Aufenthaltes in Berlin gelegentlich der Session, da sie hier zu sehr in Anspruch genommen sind, um dieser Sache das genügende Interesse beizubringen.

Über den Erfolg der Besuche bitten wir uns dann später Bericht zu erstatten.

Viele unsrer hervorragendsten Mitarbeiter verdanken wir diesem Wege direkter Information. I. A.:

Der Vorstand des Wissenschaftl.-humanitären Komitees.

Dr. med. Magnus Hirschfeld Leiter.
Dr. med. E. Burchard Schriftführer.
Dr. med. Georg Merzbach 2. Vorsitzender.
Dr. chir. dent. H. Wichert Kassenwart.
Dr. jur. Jonkheer J. A. Schorer Beisitzer
Rechtsanwalt E. Heudtlaß Beisitzer
Paul Rühe, Beisitzer.

Eine Reihe von Homosexuellen setzten sich mit Abgeordneten der verschiedensten Parteien in Verbindung und vertrauten sich ihnen persönlich an, das Komitee selbst versandte eine Menge aufklärender Schriften und Materialien. Leider alles umsonst. Die Petition kam zwar früher, als zu erwarten gewesen wäre, in der Petitionskommission und im Reichstag zur Sprache, jedoch auf Veranlassung der Gegner gerade zu einer Zeit, wie sie für ihren Zweck nicht ungünstiger hätte gewählt werden können, als nämlich die Volksleidenschaft durch die Sensationsprozesse in heftigster Weise aufgewühlt worden war. Die Presse und die Parteien verhielten sich teils feindselig, teils indifferent. Sehr viele Zeitungen, die früher bei verschiedenen Gelegenheiten für die Rechte der Homosexualität eingetreten waren, bekämpften plötzlich die Anschauungen des Komitees aufs schärfste. So warf das Hamburger Fremdenblatt in die Menge das Wort: „Homosexualität ist Hundemoral.“ Es war der der Freisinnigen Vereinigung angehörende Reichstagsabgeordnete Rechtsanwalt Dr. Heckscher, welcher in dem genannten Blatte am 31. Oktober wörtlich schrieb:

„In der Familie, in der Hochachtung vor der Frau, wurzelt unsere Gesittung. Die Stellung der Frau ist der sicherste Grad-

messer für die Kultur eines Volkes. Päderastie ist ein Rückfall in die Barbarei; Homosexualität ist Hundemoral. Das muß derb und klar ausgesprochen werden. Der Erziehung fällt die Aufgabe zu, den Willen zu stärken, dem Strafgesetz — den Willensschwachen zu isolieren, damit Krankheit und Sittenverderb einzelner nicht zu einer Volksseuche werde, die auf ihrem verheerenden Zuge die herrlichen Hoffnungen einer unvergleichlichen Kultur vernichten müßte."

Und dabei hatte dieselbe Zeitung wenige Jahre zuvor anläßlich des Falles Krupp am 30. November 1902 wie folgt geschrieben:

„Das Vorgehen des „Vorwärts" ist umso verächtlicher, als sich ja gerade die Sozialdemokratie als Partei den Bestrebungen angeschlossen hat, die auf eine Beseitigung des § 175 des Strafgesetzbuches hinauslaufen, jenes in andern Ländern längst aufgehobenen Paragraphen, der die sexuellen Abnormitäten des Mannes nicht als krankhafte, sondern als strafwürdige Mißstände betrachtet, des Paragraphen, der in unsere moderne Kulturwelt hineinpaßt, wie die mittelalterliche Praxis, Geisteskranke als vom Teufel Besessene zu bestrafen."

Ferner hatte die „Vossische Zeitung", welche die Wortführerin im Kampfe gegen das Komitee und den Unterzeichneten war, noch im Beginn des Jahres 1907 über den letzten Band des Jahrbuches, wie folgt, am 29. Januar 1907 geschrieben:

„Seit einer Reihe von Jahren ist das Komitee, das nun schon zum achten Male ein Jahrbuch über den Umkreis seines Tätigkeitsgebietes herausgibt, bestrebt, auf Grund der Erkenntnisse der Wissenschaft eine humanere rechtliche und gesellschaftliche Behandlung für die nicht ganz geringe Gruppe von Menschen herbeizuführen, deren Triebleben sich in der Mitte des normalen der beiden Geschlechter bewegt. Zahlreiche Gelehrte bringen in umfangreichen Abhandlungen biographische Beiträge, Berichte aus der Geschichte und aus der wechselnden juristischen Praxis verschiedener Länder und verschiedener Zeiten."

In gewöhnlichen Zeiten hätten wohl die Volksvertreter, wie die letzten Male, so auch diesmal die Petition der Regierung als Material für die bevorstehende Revision des Strafgesetzbuches überwiesen. Angesichts der Volks-

aufwühlung beschloß aber der Reichstag anstatt der Milderung eine Verschärfung der bestehenden Bestimmungen und zwar, wie folgt:

„Der Reichstag wolle beschließen: über die Petition Nr. 1083 und 1905 des Dr. Hirschfeld in Charlottenburg und Genossen betr. Abänderung bezw. Aufhebung des § 175 des Strafgesetzbuches zur Tagesordnung überzugehen, und folgende Resolution anzunehmen: die verbündeten Regierungen zu ersuchen: A) die Zivil- und Militärbehörden anzuweisen, den bestehenden Gesetzvorschriften des § 175 ohne Ansehen der Person unnachsichtlich Geltung zu verschaffen, B) dem Reichstag alsbald eine Vorlage zur Abänderung des Strafgesetzbuches und des Militärstrafgesetzbuches zugehen zu lassen, durch welche die Ausnutzung des Abhängigkeitsverhältnisses (durch Vorgesetzte, Arbeitgeber usw.) zu unsittlichen Zwecken nach § 175 des Strafgesetzbuches unter erhöhte Strafe gestellt und C) in welcher das Schutzalter (§§ 176, 182, und 184a des Strafgesetzbuches) auf 18 Jahre erhöht wird.“

Von welch objektiven Unrichtigkeiten die Begründung dieser Verschärfung ausgeht, mag man in dem Referat des Zentrumsabgeordneten Belzer nachlesen, welches wörtlich in Nr. 2 der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“ (Februar 1908) unter den „Materialien“ S. 114 ff. abgedruckt ist. Der Einzige, der im Reichstage nochmals zugunsten der Homosexuellen seine Stimme erhob, war der alte, leider erkrankte Bebel. In der 61. Sitzung am Freitag, den 29. November 1907 sagte der Abgeordnete Bebel u. a. folgendes, was wir nach dem stenographischen Bericht hier wiedergeben:

„Bei Erörterung dieser Kamarillaaffären sind auch andere sehr unangenehme Dinge zur Sprache gekommen, sexuelle Sachen unangenehmster Art. Und diese Sachen sind bekanntlich in der breitesten Weise erörtert worden. An sich sind sie im Reichstag nichts Neues. Ich habe schon 1898 in einer ausführlichen Rede darauf hingewiesen, wie bedenklich es in dieser Beziehung bei uns steht. Ich hatte in jener Rede zu großer Überraschung der Mehrheit des Hauses ausgeführt: wenn alle diejenigen, die allein hier in Berlin gegen den § 175 verstießen, zur Verantwortung gezogen werden sollten, reichen zwei neue Gefängnisse von der Größe Plötzensees nicht aus, um sie unterzubringen. (Hört! hört! links.)

Ich habe weiter erklärt, darunter seien zahlreiche Personen in den hohen und höchsten Kreisen der Gesellschaft. Ich sagte weiter: wenn die Sittenpolizei, die diese Dinge genau kennt, und die eigene Dossiers über diese Dinge habe, von ihrer Stellung und ihrer Pflicht Gebrauch machte und alle diese Herren unter Anklage brächte, würde ein Skandal entstehen, gegen den der Panamaskandal, der Dreyfusskandal, der Tauschprozeß und alles andere ein wahres Kinderspiel sei. Das habe ich damals erklärt, auch daß dabei alle Klassen im Reiche beteiligt seien. Darauf trat die lex-Heinze-Kommission zusammen, auf die gestern ebenfalls hingewiesen wurde. Ich war in dieser Kommission und wiederholte dort meine Anklagen noch schärfer. Die Kommission entschied auf meinen Antrag, daß ein höherer Polizeibeamter, der dem betreffenden Ressort vorstehe, vorgeladen werden soll, um auszusagen, wie die Sachen ständen. Ich hatte gehofft, Herr v. Meerscheidt-Hüllessem werde kommen; er kam nicht, Graf v. Pückler kam. Ich habe darauf meine Anklagen wiederholt, ich habe wiederholt: die Sache trifft nicht nur Männerkreise, sondern auch Damenkreise, nur daß diese der § 175 nicht trifft. (Zurufe links: Wahrscheinlich auch!) Ich habe gesagt, alle Männerkreise gehören dazu, Herr Mugdan, man rechnet 2 Prozent der Männer, wenn nicht mehr, denen diese Neigung angeboren ist.

Vizepräsident Dr. Paasche: Ich bitte doch, keine Zwiegespräche zu halten.

Bebel, Abgeordneter: Darauf erklärte Herr Graf v. Pückler, daß er all das bestätigen müsse, was ich ausgeführt. (Hört! hört!) Er hat auch bestätigt, daß zeitweilig hohe Fremde, die nach Berlin kämen, von der Polizei an gewisse Orte geführt würden, wo diese Männerwelt zusammenkäme und verkehre, als eine Sehenswürdigkeit in Berlin. Dann kam der Kollege Kruse von der nationalliberalen Partei und sagte, als ein Mitglied äußerte, daß gewisse Dinge, die ich mitgeteilt hätte, wohl Übertreibung seien, der Herr Kollege Bebel hat nicht übertrieben, er hat noch zu wenig gesagt, das sage ich Ihnen als Arzt in meiner Stellung in Norderney. (Hört! hört! bei den Sozialdemokraten.) Wie man angesichts solcher Dinge behaupten kann, die Sache habe wenig Bedeutung, ist etwas merkwürdig.

Bei der Polizei sind die Namen der Männer eingetragen, die gegen den § 175 sündigen, wie die Namen derjenigen, die sich in solchen Fällen als Werkzeug hergeben, dafür Geld nehmen und in so und so viel Fällen zu Erpressern werden. Eine Menge von Unglücksfällen sind schon daraus hervorgegangen. Es sind in den letzten Jahren, wie ein Mann mir schreibt, nicht weniger als 20 Offiziere,

eine ganze Reihe von Unteroffizieren und Gemeinen verurteilt worden; es sind eine Reihe adliger Offiziere in den Tod gegangen, um den Erpressungen und Anklagen zu entgehen, aus verschiedenen Regimentern; das weiß ich, das weiß wohl auch der Herr Kriegsminister. Nach allen diesen Richtungen hin sind die Verhältnisse traurig; das muß offen ausgesprochen werden, um so rücksichtsloser, als nur dadurch, daß nicht vertuscht wird, in der Sache endlich eine Besserung eintreten kann! (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.)

Der Herr Reichskanzler meinte gestern, diese Vorkommisse seien noch kein Zeugnis für die Fäulnis der bürgerlichen Gesellschaft. Ich will das bis zu einer gewissen Grenze zugeben. Das, was wir heute in sehr ausgedehntem Maße sehen und beklagen, hat einst in großem Umfang auch in Griechenland und anderwärts existiert. Man redet deswegen von der griechischen Liebe, genau so wie man eine ähnlich geartete Liebe bei dem weiblichen Geschlecht lesbische Liebe nennt. Wir haben also griechische und lesbische Liebe im Deutschen Reich, aber kein perikleisches Zeitalter. (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten. — Heiterkeit.) Aber es ist nötig, darüber zu sprechen. Ich habe mich im höchsten Grade gewundert, daß, ehe der Herr Reichskanzler gestern seine Erklärung abgab, er nicht zuvor einmal die sachverständigen Personen der Polizei sich kommen ließ, z. B. Herrn v. Tresckow, und sie ersuchte, ihm ihre Dossiers vorzulegen — daß müßten sie ja. Er würde gestaunt haben über das, was er erfahren hätte. Er selbst hat in dem Prozeß, in den er schändlicherweise gerissen wurde, erklärt, ihm sei manches zu Ohren gekommen über den Fürsten Eulenburg, aber nicht so, daß er habe zufassen können. Auch ich lasse den Fürsten Eulenburg zunächst aus dem Spiel — auch andere Herren aus der Hofgesellschaft sind betroffen; ich erinnere an die Grafen v. Lynar und v. Hohenau usw., die noch im Militärverhältnis stehen sollen. Auch eine Reihe anderer Herren — ich kann gelegentlich mit mehr dienen —, war hier beteiligt. Dem Herrn Reichskanzler kann doch nicht ganz unbekannt sein, daß nach dieser Richtung hin manches vorlag; denn die Herren sind aus dem Militärdienst entlassen worden auf Grund von Anklagen, die gegen sie vorlagen — nur hat man sie noch mit Pension entlassen (lebhafte Rufe: hört! hört!) und keine Anklage aus § 175 erhoben, ja man hat nicht einmal das Ehrengericht gegen sie aufgerufen. Das ist das Charakteristische, wie sehr bei uns mit zweierlei Maß gemessen wird, wenn es sich um oben oder unten handelt. (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten. — Zurufe.) — Herr Mugdan, wenn Arbeiter gefaßt werden, die werden angeklagt. (Erneuter Zuruf.) — Ich will nur sagen:

man soll nicht in dieser Weise auftreten und leugnen, was nicht zu leugnen ist. Hier muß endlich mit glühendem Eisen ausgebrannt werden. Und gegen jeden! (Zuruf.) — Jawohl, der § 175 ist nach meiner Ansicht unhaltbar. (Erneuter Zuruf. — Glocke.)

Vizepräsident Dr. Paasche: Ich wiederhole meine Bitte, den Herrn Redner nicht zu unterbrechen.

Bebel, Abgeordneter: — Herr Kollege Heckscher, an dem Tage, an dem der § 175 zur Beratung kommt, finden Sie mich auf dem Posten. Ich werde Ihnen alsdann ein ganz anderes Material vorlegen. Nun gibt es im vorliegenden Falle zwei Formen, die zu beachten sind. In dem einen Fall ist die Eigenschaft angeboren, hier handelt es sich also um persönlich Unschuldige. Unter diesen ist auch ein preußischer Prinz, der von Natur diese Anlage hat. (Zuruf.) — Dieser Mann ist in meinen Augen nicht strafbar, ich nenne deshalb auch nicht seinen Namen. Es gibt aber andere, bei denen diese Eigenschaft erworben ist; das sind die schlimmeren. Aber, meine Herren, Sie haben keine Ahnung, wieviel respektable, ehrenwerte und brave Männer selbst in hohen und höchsten Stellungen Jahr für Jahr in den Selbstmord getrieben werden, die einen aus Scham, die andern aus Angst vor dem Erpresser. Ich will mich über dieses Thema heute nicht weiter auslassen. Ich verlange nur, daß endlich einmal gründlich aufgeräumt wird, daß jeder, der sich schuldig macht, verfolgt wird. Wenn Sie das tun, werden Sie notwendigerweise dazu kommen, sich zu fragen: kann unter solchen Umständen der § 175 bestehen bleiben? Ich werde auf dieses Thema vielleicht noch beim Etat des Kriegsministers zu sprechen kommen etc.

Außer an den Reichstag wurde auch seitens des Komitees an den Reichskanzler bezw. Bundesrat eine Petition gerichtet, welche folgenden Wortlaut hatte:

Sr. Durchlaucht dem Kanzler des Deutschen Reiches
Fürsten Bernhard von Bülow.

Ew. Durchlaucht gestatten sich die ergebenst Unterzeichneten auf Grund wissenschaftlicher Überzeugung und geleitet von menschlichem Mitgefühl folgende Bitte zu unterbreiten.

Die mit den Vorbereitungen zu einer Reform des Strafgesetzbuches betraute Kommission wird sich u. a. auch mit dem in letzter Zeit so viel genannten § 175 zu beschäftigen haben.

Nach dem heutigen Stande wissenschaftlicher Erkenntnis, bei dem hierdurch bedingten reiferen Verständnis der gesamten Be-

völkerung erscheint ein Bestehenbleiben des genannten Paragraphen in seiner gegenwärtigen Fassung, durch den viele Tausende unserer Mitbürger in Verkennung einer ihnen angeborenen, die Gesellschaft nicht schädigenden Anomalie dauernd in Ehre und Existenz bedroht sind, undenkbar.

Ob eine Aufhebung, ob eine den Tatsachen Rechnung tragende Veränderung der Strafbestimmung geboten, wird in der Kommission von juristischer Seite entschieden werden. Wann diese Entscheidung fällt, ist zur Zeit noch unbestimmt. Zahllose Opfer einer nach der Ansicht der Unterzeichneten mangelhaften bezw. irrigen Naturanschauung kann das Weiterbestehen der Strafbestimmung bis dahin noch fordern. Diesem Unglück vorbeugen kann allein die Initiative der Regierung durch einen entsprechenden Antrag bei den gesetzgebenden Körperschaften.

Keinesfalls wird aber hier die Ansicht fachwissenschaftlicher Autoritäten übergangen werden dürfen. Die in dem Falle zweifellos in Betracht kommende Fachwissenschaft ist die Medizin, die durch eingehende Forschungen die in Frage stehende Materie geklärt hat.

Von höchstem Werte für die Entschließungen der Regierung bezw. des hohen Bundesrates muß daher eine gutachtliche Außerung der wissenschaftlichen Deputation für das preußische Medizinalwesen oder einer besonderen zu diesem Zweck zu ernennenden Sachverständigen-Kommission sein.

Auf Grund der angeführten Tatsachen richten daher die Unterfertigten an Ew. Durchlaucht die Bitte, ein solches Gutachten schon jetzt einfordern und einen hohen Bundesrat zur Berücksichtigung und weitern Veranlassung zur Verfügung stellen zu wollen, damit eine Aufhebung bezw. Änderung des § 175, wenn möglich, schon vor dem Inkrafttreten des neuen Strafgesetzbuches erreicht werden kann, wodurch fraglos eine große Anzahl zum Teil hervorragender Männer vor dem Untergange, zahlreiche Familien vor schwerem Leid bewahrt werden würden.

Ew. Durchlaucht . . . . . .

Vorstand des Wissenschaftlich-humanitären Komitees.

Eine Antwort steht auf diese Eingabe noch aus, doch verlautet, daß die Regierung selbst keineswegs geneigt ist, vor der Revision des R. St. G. B. zu der Frage der Abänderung des § 175, die sie noch nicht für spruchreif hält, irgendwie Stellung zu nehmen.

Neben der Informierung der in den gesetzgebenden

Körperschaften sitzenden Männer, sowie vieler einflußreicher Personen, besonders aus akademischen Kreisen, und neben der Aufklärung der den Homosexuellen verwandtschaftlich Nahestehenden, namentlich ihrer Eltern, wurde auch die Volksaufklärung seitens des Komitees in verstärktem Maße fortgesetzt. Man hat gerade diesen Zweig unserer Arbeit uns vielfach zum Vorwurf gemacht, sie als eine „agitatorische" bezeichnet, die sich mit der Wissenschaft nicht vertrüge. Man berücksichtige jedoch, daß die Beibehaltung des Paragraphen gegen die Homosexuellen im jetzigen R. St. G. B. seinerzeit gerade mit Rücksicht auf das „Rechtsbewußtsein im Volke" motiviert wurde und daß eine für die Reform des Strafgesetzbuches maßgebende Persönlichkeit selbst zu dem Leiter des Komitees sagte: „Klären Sie die öffentliche Meinung auf, damit man weiß, worum es sich handelt, wenn die Regierung auf diesen Paragraphen verzichtet." Die Befürchtung, daß volkstümliche Vorträge wissenschaftlichen Charakters auf diesem Gebiet Schaden stiften, kann nur von denen ausgesprochen werden, die nie einen solchen Vortrag gehört haben. Seit dem letzten Bericht sind eine größere Reihe von Vorträgen über die homosexuelle Frage von Dr. med. Ernst Burchard und Dr. med. M. Hirschfeld gehalten worden, so z. B. in Hannover, Düsseldorf, Weimar, Leipzig, Dresden, Breslau u. a. Uberall waren dieselben gut besucht und wurden beifällig aufgenommen. Über den Eindruck der Vorträge gingen uns aus den einzelnen Städten zahlreiche Zuschriften zu, von denen wir hier nur eine wiedergeben wollen. Sie rührt von einem Arzte her und lautet:

„Es drängt mich, Ihnen im Anschluß an die Diskussiou folgendes mitzuteilen: Ich habe bis vorgestern trotz der für einen Arzt eigentlich selbstverständlichen Objektivität und Gerechtigkeit eine so unbeschreiblich heftige, instinktive Antipathie gegen den Begriff Homosexualität gehabt, daß ich es Ihnen nicht beschreiben kann. Der Ekel überwog das natürliche Mitleid. Ich hatte Gelegenheit,

diese enorme Abstoßung zu konstatieren, als mich der Schuhmacher, vor dessen Mut ich bewundernd dastehe, vor Ihrem Vortrag zufällig ansprach. Ich hatte keine Ahnung, daß der Mann homosexuell sei, konnte mich aber kaum zu einer durch gute Erziehung verlangten Antwort bringen. Erklärlich wurde mir der Vorgang, wegen dessen ich mir selbst Vorwürfe machte, als dieser Mann nachher sprach. Er ist der erste, von dem ich weiß, daß er homosexuell ist. Seine Worte haben in mir eine bedeutende Änderung hervorgebracht. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß es für einen gerecht Denkenden, und sei er, wie ich, noch so intensiv heterosexuell empfindend, unwürdig ist, diesen Leuten anders, als mit ungeheuerem Mitleid und entsprechender Schonung zu begegnen. Es ist durch nichts zu verteidigen, daß man Menschen, die so schwer an sich tragen, noch dazu verfolgt. Vielleicht hat Ihr Vortrag noch viele andere bekehrt, sicher aber nichts so sehr, als die erschütternden Worte dieses unglücklichen Schuhmachers.

Unter den Berliner Vorträgen seien hauptsächlich der in der „Singakademie" am 27. März 1907 und der Disputationsabend am 18. Oktober 1907 in den „Germania-Sälen" (NW. Invalidenstr.) hervorgehoben. Über den ersteren berichtete eine angesehene Berliner Zeitung (Börsen-Courier vom 28. März) wie folgt:

„Ein tiefes wissenschaftliches Problem behandelte gestern Abend Dr. Magnus Hirschfeld in seinem Vortrag über „Sexuelle Zwischenstufen". In allgemein verständlicher Weise schilderte der Vortragende die Vorgänge der Fortpflanzung unter den kleinsten und unter den höheren Lebewesen und wandte sich dann seinem Spezialgebiet, den Übergängen zwischen weiblichem und männlichem Geschlecht zu. Aus seiner eigenen ärztlichen Praxis machte er einige Fälle von irrtümlicher Geschlechtsbestimmung bekannt, in welchen weibliche Personen in den Jahren der Reife männlich, und umgekehrt solche, die als Männer geboren, weiblich wurden. Er wies dabei auf die Verschiedenheit der äußeren Geschlechtszeichen, namentlich des Haarwuchses und der Stimme, sowie auf den Liebes- und Geschlechtstrieb hin und kam zu dem Resultat, daß die Trennung der Geschlechter nicht so stark durchgeführt sei, wie man das früher angenommen hätte. Es sei zu beklagen, daß über die geschlechtlichen Zwischenstufen noch so viele Vorurteile herrschten, unter denen die betreffenden Personen viel zu leiden hätten. Ebenso würden aus Mangel an Naturerkenntnis die Homosexuellen vielfach

als Verbrecher angesehen. Der Vortragende trat mit aller Entschiedenheit für Aufhebung der diesbezüglichen Bestimmungen ein, die schon so unermeßliches Unglück über ganze Familien gebracht hätten. Es werde behauptet, daß die Hälfte aller Selbstmorde auf homosexuelle Veranlagung zurückzuführen sei. Wenn diese Zahl auch etwas hoch gegriffen sei, so stände es doch fest, daß viele dieser Unglücklichen infolge der gesetzlichen Bestimmungen gewissenlosen Ausbeutern in die Arme getrieben, oder zum Verlassen ihres Vaterlandes, zur Flucht ins Ausland, das solche Gesetze nicht kenne, gezwungen würden. Es sei gar nicht daran zu denken, daß nach Aufhebung dieser Gesetze etwa eine epidemische Ausbreitung homosexueller Veranlagung eintreten würde. Der Redner sprach zum Schluß die Hoffnung aus, daß die Zeit doch einmal kommen werde, wo auch in dieser wichtigen Angelegenheit die Wissenschaft über den Aberglauben, die Menschenliebe über den Menschenhaß den Sieg davontragen werde. Im zweiten Teil führte Dr. Hirschfeld ein ungemein interessantes Bildermaterial zur Illustration seiner Ausführungen vor. Aus allen Zeiten und allen Nationen wurden charakteristische Typen von Personen von zweierlei Geschlecht vorgeführt, darunter auch manche aus der Geschichte oder aus dem Gebiet der Kunst bekannte Persönlichkeit. Der Vortrag sowohl als auch die Lichtbildervorführung waren äußerst dezent gehalten, man erkannte in dem Vortragenden den geschichtskundigen und aus eigener Erfahrung schöpfenden Spezialforscher auf diesem Gebiet, der nicht vor Fachleuten, sondern zu den weitesten Volkskreisen sprechen wollte. Reicher Beifall folgte denn auch seinen Ausführungen.

Von hoher Bedeutung für das Komitee und seine Aufgaben war der Disputationsabend, den am 18. Oktober die Berliner „Gesellschaft für volkstümliche Vorträge“ zwischen Dr. M. Hirschfeld als Referenten und Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Gustav Fritsch als Korreferenten bezw. Gegner über das Thema „Für und wider § 175“ veranstaltete. Zuerst ergriff Dr. M. Hirschfeld das Wort, um an der Hand der seinerzeit vom W. h. K. an die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches übersandten Petition die von der medizinischen und juristischen Wissenschaft anerkannten Gründe anzuführen, welche eine Abänderung des genannten Paragraphen gebieterisch

fordern. Nach lang andauerndem stürmischen Beifall entwickelte sodann Geh. Medizinalrat Professor Dr. Fritsch seine trotz aller Anerkennung der wissenschaftlich begründeten Ausführungen des Dr. Hirschfeld nicht aufgehobenen Bedenken gegen eine Abschaffung des Paragraphen, die ihre Zusammenfassung in folgender von ihm vorgeschlagenen Resolution fanden:

„Die heute in den Germania-Sälen Versammelten erklären die widernatürliche Unzucht in jeder Form für eine schwere Schädigung des Volkswohles und der Volksvermehrung und erwarten vom Staate, daß er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dagegen ankämpfe. Sollte eine Änderung des § 175 erwirkt werden, so ist auf jeden Fall eine gesetzliche Schonzeit (bis zu 20 Jahren) vorzusehen, bis zu welcher Zeit der geschlechtliche Mißbrauch strafrechtlich verfolgt wird."

Dr. Hirschfeld nahm hierauf Gelegenheit, die Ausführungen des Herrn Korreferenten in einigen Punkten, so betreffs der „Gemeinschaft der Eigenen", der sog. Zwischenstufen-Theorie, der Verführungsgefahr Jüngerer, der Bevölkerungsabnahme in eingehender Weise zu widerlegen und stellte zum Schluß folgende Gegenresolution auf:

„Die heute von gegen 2000 Personen besuchte Volksversammlung in den Germania-Sälen, welche die von Herrn Geh. Medizinalrat Professor Dr. Fritsch und Herrn Dr. Magnus Hirschfeld angeführten Gründe gehört hat, welche für und gegen die Abschaffung des § 175 sprechen, hält eine möglichst baldige Abschaffung des betr. Paragraphen für dringend geboten, da sie sich überzeugt hat, daß die Ursachen, aus denen der Paragraph entstanden ist, auf falschen Voraussetzungen beruhten. Die Versammlung hält für beide Geschlechter eine Erhöhung des Schutzalters auf 16 Jahre für notwendig."

Hierauf ergriff noch einmal Herr Geh. Medizinalrat Dr. Fritsch das Wort zu einer kurzen, im allgemeinen zustimmenden Erwiderung, an deren Schluß er seine Resolution zugunsten derjenigen des Dr. Hirschfeld zurückzog, wobei er jedoch als einzige Abweichung die Erhöhung des Schutzalters auf 18 Jahre für beide Geschlechter beantragte. Nach lebhafter Diskussion und einem wirkungs-

vollen Schlußwort von Dr. Hirschfeld stimmte dann die Versammlung seiner oben angeführten Resolution bei mit dem Zusatz:

„Die Versammlung hält für beide Geschlechter eine Erhöhung des Schutzalters auf 16 Jahre für notwendig, tritt für eine geeignete fachmännische Aufklärung der Jugend über die sexuelle Frage ein, mißbilligt dagegen aufs schärfste die Auswüchse der homosexuellen Bewegung, wie sie namentlich in der dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee feindlichen „Gemeinschaft der Eigenen" zu Tage treten."

Wer dieser Versammlung beigewohnt hat — der Saal erfüllt von einer tausendköpfigen aufmerksam lauschenden Menge, auf der Bühne die Katheder des ehrwürdigen Geheimrat Fritsch und seines Gegners, beide Männer von dem gleich lebhaften Wunsch erfüllt, dem Volke und der Wissenschaft zu dienen, bis sie sich schließlich, von minutenlangem Applaus umbraust, die Hände zur Verständigung reichten — hatte einen starken nachhaltigen Eindruck empfangen. Es bildete dieser öffentliche Disputationsabend am 18. Oktober 1907 gewissermaßen einen Höhepunkt der Bewegung, dem nur zu bald ein jäher Absturz folgte. Bereits acht Tage später setzte derselbe mit dem Beginn des ersten Hardenprozesses ein.

Es wird notwendig sein, die Geschichte des Kampfes Hardens gegen den Fürsten Eulenburg, — das dürfte wohl die entsprechendste Bezeichnung der ganzen Affäre sein, in den Hauptdaten zu rekapitulieren. Bezüglich der Einzelheiten muß auf die Darstellung in den Monatsberichten, vor allem auf die Beiträge zur „Hofaffäre" und „Zur Klärung" in den Juli- und Dezemberberichten und die Aufsätze „Sexualpsychologie und Volkspsychologie" in den Februar- und Aprilheften der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" (letztere sind auch als Broschüre in Georg H. Wigands Verlag, Leipzig erschienen) verwiesen werden. Wie ein Unwetter sich meist schon

von ferne durch dumpfes Grollen ankündigt, so erscheinen uns jetzt in der Retrospektive die anscheinend nur nebensächlich eingestreuten Worte Hardens, in denen er bereits im Oktober und November 1906 auf die Psychosexualität des Fürsten Eulenburg und des Grafen Moltke hindeutet, als solche Vorboten. Wie aber zu Tal polterndes Geröll, mit immer größerer Wucht herabsausend, sich zur weit und breit verheerend wirkenden Lawine auswachsen kann, so zog die unmerklich beginnende Aktion immer weitere Kreise, bis sich aus ihr eine Katastrophe von großen Dimensionen und starker Tragik entwickelte, die weit über Deutschlands Grenzen hinaus erschütterte.

Wie aus dem ganzen Charakter seiner Artikel hervorgeht, war Harden bei seinen Publikationen von rein politischen Motiven ausgegangen. Er war der Meinung, daß der Einfluß des Fürsten Eulenburg auf die Politik des Deutschen Reiches kein vorteilhafter sei, daß Eulenburg mit seinen Freunden in unmittelbarer Nähe des Kaisers einen Ring bildete, welcher zu politischen Intriguen neigte („Kamarilla"), und daß diese Gruppe durch einen gemeinsamen Hang zum Mystizismus und gleiches „normwidriges" Empfinden besonders innig miteinander verbunden sei. Von irgendwelcher homosexueller Betätigung war dabei zunächst keine Rede, sondern nur auf das seelische Moment war hingewiesen. Es wäre auch von vornherein sehr unwahrscheinlich gewesen, daß Harden aus der Homosexualität an sich den Männern einen Vorwurf machte, denn gerade seine Zeitschrift war es gewesen, die unter den führenden als erste das Problem der Homosexualität eingehend sowohl wissenschaftlich, als an der Hand aktueller Fälle (wie des Grafen Fritz Hohenau, Krupps, Israels) behandelt hatte und zwar konsequent in einem für die Homosexuellen günstigen Sinne. Gerade 10 Jahre sind es her, daß am 30. April 1898 im VI. Jahrgang der „Zukunft" der erste Artikel von Professor Eulenburg

gegen den „§ 175" erschien, in dem es heißt: „Humanität und Gerechtigkeit fordern unstreitig, daß unhaltbare und veraltete Strafbestimmungen nach Art des § 175 aufgegeben werden", und kaum ein Jahr war vergangen, daß Harden anläßlich des Falles Israel u. a. geschrieben*):

„Nach moderner Auffassung ist der Urning nicht ein Verbrecher, sondern ein Kranker, wäre es anders, dann müßten viele Diplomaten, Höflinge, gekrönte Herren sogar ihre Häupter in Schande betten. . . . . . Alle paar Tage wird ihm — Israel — ein Blättchen ins Haus geschickt, das Sündenregister rot angestrichen. Das Geschäftspersonal, Mädchen, Diener und Kutscher habens sicher längst gelesen. Und von allen, denen er Wohltat erwies, kommt keiner und spricht: „Vor jedem Tribunal bürge ich für Deine Unschuld." Die stärksten Nerven können da reißen. Alle Martern eines langwierigen Kriminalverfahrens durchmachen? Die Verfehlung unseliger Stunden öffentlich bekennen? Am Ende wars nur unvorsichtige Zärtlichkeit. Was hilfts? in der Akustik des Gerichtssaales klänge das Bekenntnis wie das eines Verbrechers. Mit dem bemakelten Namen in's Ausland fliehen und dort weiter zittern: ob man's erfährt, ob ein Kömmling plaudert, die gesellschaftliche Stellung zerstört und zu neuer Flucht zwingt? Nein: durch die Tatsache des Selbstmordes ist die Schuld noch nicht erwiesen. . . . . . Alle, deren Urteil dem Kommerzienrat wichtig gewesen wäre, wissen, was er im letzten Lebensjahre gelitten hat und wie er gestorben ist. Ich habe kein Familiengeheimnis verraten. Das Kulturbildchen dünkt mich aber der Betrachtung wert. Kranke Menschen, Märtyrer eines verirrten Sexualtriebes werden bestraft und geächtet. Wer in der Angst um sein bischen Ehre, in dem Bewußtsein, keines Menschen Recht gekürzt und keinen Schaden gestiftet zu haben, die zu beeidende Zeugenaussage färbt, kommt in's Zuchthaus. . . . . . Die Hetze, für die er (Gehlsen) verantwortlich gemacht wird, muß sich wiederholen, solange eine Perversion des Geschlechtsempfindens, die offenbar viel weiter verbreitet ist, als wir Laien ahnten, vom Gesetz mit Gefängnisstrafe, von Gesetz und Gesellschaft mit Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte bedroht ist. . . . . Selbst wenn er fahrlässiger Verletzung der Eidespflicht schuldig befunden worden wäre (was mindestens noch sehr zweifelhaft war) hätte kein

*) Zukunft Jhrg. 14, Nr. 9 vom 2. Dez. 1905 und Nr. 11 vom 16. Dez. 1905.

menschlich Empfinden den Bedrohten verurteilt. Die Presse konnte die Gelegenheit benutzen, um gegen ein veraltetes Gesetz zu kämpfen und Mitleid mit den Unglücklichen zu werben, deren Geschlechtstrieb sich der Norm nicht anzupassen vermag."

Ein eigentümlicher Zufall fügte es nun, daß gerade in der Zeit, in welcher die Hardenschen Artikel über Eulenburg erschienen, sich unabhängig davon in höheren Kreisen mehrere homosexuelle Fälle zutrugen, welche die Aufmerksamkeit an und für sich auf die Frage lenkten, wie der Fall des Grafen Johannes zu Lynar im November 1906, welcher wegen unzüchtiger Berührung seines Burschen veranlaßt wurde, seinen Abschied einzureichen, sowie bald darauf der des Prinzen Friedrich Heinrich, der wegen seiner Homosexualität auf die ihm angetragene Herrenmeisterschaft im Johanniterorden verzichtete. Diese Fälle gaben Anlaß zu Gesprächen über die Homosexualität in den Kreisen der Gardeoffiziere, die gelegentlich auch zum Kronprinzen drangen, der in derselben Leibschwadron Dienst tat, in welcher Graf Lynar Major war. Ohne dieses Zusammentreffen der letztgenannten Fälle (beide hohe Offiziere standen dem Herrscherhause auch verwandtschaftlich nahe), wären vermutlicherweise die Bemerkungen Hardens kaum in dem Maße, wie geschehen, bemerkt und beachtet worden. So gelangten sie zur Kenntnis des Kronprinzen, der sich für verpflichtet hielt, dem Kaiser davon Mitteilung zu machen (2. Mai 1907). Der Kaiser informierte sich alsbald des näheren bei dem Chef des Militärkabinets und dem Minister des Innern und veranlaßte dann, daß seine Generaladjutanten Graf Kuno von Moltke und Graf Wilhelm Hohenau, sowie Fürst Philipp zu Eulenburg ihre hohen Stellungen aufgaben, um, wie es heißt, ihnen dadurch zugleich Gelegenheit zu geben, sich zu „reinigen".

Zunächst ließ Graf Moltke Harden, welcher eine Revokation ablehnte, zum Zweikampf fordern und stellte, als

dieser das Duell nicht annahm, Strafantrag bei dem Staatsanwalt, Oberstaatsanwalt und Justizminister, die sämtlich die Erhebung der Anklage abwiesen, worauf Graf Moltke den Weg der Privatklage betrat. Durch eine von der Moltkeschen Partei ausgehenden Notiz war am 26. Mai die Angelegenheit in die Presse gedrungen und damit trat, wie der Chorus in der antiken Tragödie, der Chor der Presse in Aktion, der in den einzelnen Szenen des nun folgenden Dramas leidenschaftlich Partei ergriff und durch widerspruchsvolle, der Sachkenntnis vielfach ermangelnde Ausführungen die ganze Situation stark verwirrte. Zunächst wurde etwa 2 Wochen lang Harden in enthusiastischen Artikeln als „Befreier des Vaterlandes“ gepriesen und als er dann in zwei ausführlichen Aufsätzen vom 15. und 22. Juni („Nur ein paar Worte“ und „Die Freunde“) auseinandersetzte, daß er die Herren keineswegs homosexueller Verfehlungen habe bezichtigen wollen, fielen dieselben Blätter über ihn her und variierten in abfälligster Weise das Thema von „Hardens Rückzug.“

Es ereignete sich aber noch ein besonders verhängnisvolles Zwischenspiel. Zu denen, die Harden sehr scharf angriffen, gehörte auch der alte Pamphletist Gehlsen, der am 16. Juni 1907 unter der Überschrift „Eulenburg-Bülow“ einen Artikel losließ, in welchem er, seiner Vergangenheit und Eigenart entsprechend, in Hardens Vorgehen gegen Eulenburg völlig sinnlos eine Intrigue des Reichskanzlers witterte und in ebenso unsinniger wie hämischer Weise den Gedanken ausspann, daß Bülow gewiß keinen Grund hätte, so gegen Eulenburg vorzugehen, wobei er mit dem Ausdruck „Scheeferstunden“ auf Beziehungen zwischen Bülow und dem unter ihm arbeitenden Geheimrat Scheefer hinweisen wollte. Diese Phantastereien fielen auf fruchtbaren Boden bei Adolf Brand, der in einem Flugblatt des „Eigenen“, das den

Titel führte „Fürst Bülow und die Abschaffung des § 175“ in derselben Weise, wie Gehlsen nun ganz offen Bülow als homosexuell und Geheimrat Scheefer als die „bessere Hälfte“ des Kanzlers bezeichnete. Die Folge davon war, daß der Reichskanzler Strafantrag gegen Brand stellte. Unser Komitee hatte damals sogleich eine Erklärung folgenden Wortlauts erlassen, die in mehreren Berliner und auswärtigen Zeitungen zum Abdruck gelangte:

Noch immer begegnete man der Auffassung, der Schriftsteller Adolf Brand und die von ihm begründete „Gemeinschaft der Eigenen“ stehe in Beziehungen zu dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee. Wir haben jedoch keinerlei Beziehungen zu Brand und zu der „Gemeinschaft der Eigenen“. Brand läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die wissenschaftliche Richtung und Kampfesweise des Komitees und seines Leiters in schärfster Weise anzugreifen. Auch in dem inkriminierten Flugblatt: „Fürst Bülow und Abschaffung des § 175“ wirft Brand Dr. Hirschfeld vor, daß er alle erdenklichen Rücksichten auf den Fürsten Bülow nehme. Diese Behauptung ist vollständig haltlos. Das Komitee ist der Überzeugung, daß die in dem Flugblatt aufgestellten Behauptungen jeder Grundlage entbehren. Das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee mißbilligt das Vorgehen Brand's auf das schärfste, da wir nur in der wissenschaftlichen Klärung der homosexuellen Frage den richtigen Weg zur Lösung unserer Aufgabe erblicken.“

Nachdem inzwischen noch einige kleinere Fälle die Erregung der öffentlichen Meinung über homosexuelle Vorkommnisse wach erhielten, wie die grundlosen Beschuldigungen gegen den Königlichen Generalintendanten von Hülsen und die Suspendierung des Stallmeisters des Kronprinzen, von Stuckradt, begann am 26. Oktbr. 1907 die viertägige Verhandlung in der Privatklage des Grafen Kuno von Moltke vor dem Berliner Schöffengericht, die unter dem Vorsitz des Amtsrichters Dr. Kern zur Freisprechung Hardens führte. Das Urteil stützte sich in nicht unbedeutendem Maße auf das Gutachten des als Sachverständigen geladenen Unterzeichneten, der gestützt auf die beeideten Aussagen der Hauptzeugin, der geschie-

denen Ehefrau des Klägers und jetzigen Frau von Elbe, bei dem Grafen Moltke eine psychische Homosexualität annehmen mußte. Die Begleiterscheinungen dieses Prozesses riefen die größten Sensationen hervor, besonders die Aussagen der Soldaten über die Vorgänge in der Villa des Grafen zu Lynar (Adlervilla), und während noch in den Tagen des Prozesses die Presse und die öffentliche Meinung wieder sehr auf Seiten Hardens stand, schwenkte dieselbe nach der Urteilsfällung wieder stark zu seinen Ungunsten um, wobei auch mein Gutachten schweren Angriffen ausgesetzt war. Wenige Tage nach der Urteilsverkündung erfolgte dann etwas ganz Ungewöhnliches und Unerwartetes, der Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel annullierte das schöffengerichtliche Urteil und versetzte seinerseits Harden wegen Beleidigung des Grafen Moltke in den Anklagezustand.

Noch stand alles unter dem Eindruck dieser Vorkommnisse, als am 6. November die Klage des Reichskanzlers von Bülow gegen Brand wegen verläumderischer Beleidigung zur Verhandlung kam und mit der Verurteilung Brands zu 1½ Jahren Gefängnis endete. Was die Rolle betrifft, die in diesem Prozeß der Reichsglöckner Gehlsen spielte, so muß betreffs der Einzelheiten auf die ausführlichen Schilderungen in meinem Aufsatz „Zur Klärung“ im Dezember-Monatsbericht, sowie auf die hierüber gemachten Ausführungen in Nr. 4 der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“ verwiesen werden. Hier sei nur erwähnt, daß nach dem Prozeß eine ganz beispiellose Hetze gegen die Homosexuellen, das Komitee und meine Person begann. Es war in einem großen Teile der Presse die Parole ausgegeben: „Dr. Hirschfeld hat ein System — an sich unwissenschaftlich — hauptsächlich dazu konstruiert, um perverse Wüstlinge vor strafrechtlichen Folgen zu schützen“, und eine Flut von unerhörten Schmähungen und Beschimpfungen ergoß sich über uns.

Auch der deutsche Reichstag, der im November zusammengetreten war, kam wiederholt auf die erledigten und noch schwebenden Prozesse zu sprechen, vor allem der Kriegsminister von Einem, der in seiner Rede am 29. November die homosexuellen Offiziere aufforderte, die Armee zu verlassen. Um dieselbe Zeit kam auch der oben erwähnte Beschluß der Reichstagskommission zu stande, welcher auf Antrag des Zentrumsabgeordneten Dr. Belzer die Verschärfung der Strafbestimmungen forderte.

Am 16. Dezember begann der II. Hardenprozeß vor der IV. Strafkammer des Berliner Königl. Landgerichts, der sich mit Unterbrechungen bis 4. Januar 1908 hinzog und mit der Verurteilung Harden's zu 4 Monaten Gefängnis endete. Das Eingreifen des Oberstaatsanwalts Dr. Isenbiel und des Verhandlungsleiters Landgerichtsdirektors Lehmann gaben diesem „Reinigungsprozeß" das ihm eigentümliche Gepräge. Er unterschied sich von dem ersten Prozeß vor allem dadurch, daß Graf Moltke unter Eid jede homosexuelle Regung auch seelischer Natur in Abrede stellte, daß die Hauptbelastungszeugin Frau von Elbe in scharfem Kreuzverhör ihre früheren Angaben wesentlich einschränkte, mit der Entschuldigung: „Kann denn ein Mensch, der solche Nöte erlitten hat, noch objektiv sein?" —, und daß ich infolge dieser veränderten Grundlage genötigt war, auch meine früheren Schlüsse insofern zu ändern, als ich die psychische Homosexualität des Klägers nicht mehr als in foro erwiesen anerkennen konnte; ferner war ein wesentlicher Unterschied von der schöffengerichtlichen Verhandlung, daß Fürst Eulenburg, gegen den sich ja die Harden'sche Aktion fast ausschließlich richtete, persönlich erschienen war, um unter seinem Eide auszusagen, daß er sich nicht nur im Sinne des § 175 nichts hätte zu Schulden kommen lassen, sondern überhaupt nie „Schmutzereien" begangen hätte, worunter er auch mutuelle Onanie verstanden wissen wollte. Schon

im Prozeß Bülow-Brand hatte der Fürst einen ähnlichen Eid geschworen. Er sagte damals u. a.:

„Ich erkläre auf das Bestimmteste, daß ich niemals strafbarer Handlungen mich schuldig gemacht habe. Was das übrige bebetrifft, lasse ich mich nicht aus. Denn sonst fühlt sich kein Mensch sicher, als homosexuell angesehen zu werden.

„Ich bin in meiner Jugend ein enthusiastischer Freund gewesen. Ich bin stolz darauf, daß ich gute Freunde gehabt habe. Wenn ich aber gewußt hätte, daß nach 25, 30 Jahren ein Mann auftritt, der in dieser Weise ein System entwickelt, wonach in jeder Freundschaft Schmutz liegt, dann hätte ich es wahrhaftig aufgegeben, Freunde zu suchen. Das Beste, was wir Deutsche haben, ist die Freundschaft, und treue Freundschaft hat immer im Ansehen gestanden. Ich habe enthusiastische Freundschaft gehalten, ich habe Briefe geschrieben, die überschwellen in freundschaftlichen Empfindungen und ich mache mir absolut keinen Vorwurf daraus. Denn wir kennen doch die Briefe unserer großen Heroen, wie Goethe usw., die überschwänglich geschrieben sind.

Und die „Deutsche Tageszeitung" vom 29. Novbr. 1907 schrieb damals in sachlicher Übereinstimmung mit fast allen übrigen Blättern wörtlich wie folgt:

„Wie ein Schwan aus schmutzigem Schlamm tauchte Eulenburgs Ehre schneeweiß und silberblank aus allen Anwürfen empor, die in dem Hardenprozesse selbst für den Fall festgehalten waren, daß Graf Moltke unschuldig sei. Weder politisch, noch sittlich blieb ein Stäubchen des Verdachtes an ihm hängen. Ein Reinigungseid in des Wortes heiligstem und edelstem Sinne, und eine Erquickung für alle deutschen Herzen!

Aber dies unter dem Eide abgegebene Zeugnis des vom Schicksal schwer geprüften Mannes war mehr, weit mehr als die Zurückweisung elender Bübereien. Es war ein Zeugnis für das Schönste und Herrlichste, was wir Deutsche unser eigen nennen: für die Freundschaft! Wer Eulenburgs Dichtungen kannte, wußte, daß dies Zeugnis kommen mußte; und ich kannte ihn wie Tausende in deutschen Landen, Männer und edle Frauen ihn kennen, als den Sänger der Freundschaft! Seine Gegner haben ihn den Harfner genannt, auch wohl Troubadour. Er hat diesen Spottnamen längst zu Ehren gebracht!

Gewiß, seine Seele hat zarte, fast weibliche Töne. Welche edle deutsche Frau, die jemals seine Rosenlieder gesungen, würde

nicht für ihn eintreten, schon um dieser feinen Zartheit willen. Aber, wie in allem echt deutschen Wesen, sind auch in seinem Dichten diese Rosen zartester Empfindung um den Knauf des Schwertes gewunden, und aus der Freude am ritterlichen Kampfe blüht bei ihm das Lob der Freundschaft auf.“ Wenn seine Gegner, anstatt in geiler Schnüffelei seine Ehre zu verdächtigen, erfahren wollten, „wie sie Freunde wurden“, so hätten sie nur des ersten seiner Skaldengesänge sich erinnern sollen, der diesen Titel trägt.

„Ich kann nur lustig zu Kampfe reiten,
wenn Du mir trabest zur rechten Seiten,
und mag nur freudig das Trinkhorn schwingen
wenn Deine Lieder im Saale klingen!“

Sprach Hakon.

„Wenn Dich ein Freund kränkt, ich schwör's in Ehren,
da soll mein Schwert ihm das Taglicht wehren;
und weckt ein Mägdlein Dir süße Minne,
will ich Dir's werben, bis ich's gewinne!“

Sprach Harald.

Da sprang Herr Hakon von seinem Pferde
und furcht im Kreise die Mutter Erde,
er ritzt die Rechte mit scharfem Schwerte,
die Linke Harald, wie sichs gehörte.
Es floß zusammen das Blut zum Kreise,
das war des Bundes ehrfeste Weise.
Und als sie lustig zum Walde ritten,
da ritt die Treue just in der Mitten
zwischen Hakon und Harald!“

Wer aber gemeint hatte, daß mit dem II. Harden-Prozeß der Kampf entschieden und zu Ende sei, — „causa finita“ rief der Chor der Presse — hatte sich gründlich getäuscht. Wohl trat eine gewisse äußerliche Ruhe ein, denn fast alle, die an dem erregten Streit hatten teilnehmen müssen, waren mehr als erschöpft. Auf seinem Schloß in Liebenberg lag Fürst Eulenburg, in seiner Grunewaldvilla Harden, auf ihrem pommerschen Gut Frau von Elbe krank darnieder, Graf Moltke hatte sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Aegypten begeben und auch ich selbst mußte ein südliches Klima

aufsuchen, um mich einigermaßen von körperlichem und seelischem Leid zu erholen.

Mittlerweile gingen die nebenherlaufenden Prozesse ihren Gang. Am 22. und 23. Januar 1908 standen die Grafen zu Lynar und Hohenau vor dem Kriegsgericht der I. Gardedivision und wurde der erstere zu 15 Mon. Gefängnis verurteilt, während Graf Hohenau zwar freigesprochen wurde, indes mit der Urteilsbegründung, daß die ihm zur Last gelegten Verfehlungen zwar als unsittliche erwiesen seien, jedoch nicht den Tatbestand des § 175 erfüllten, worauf dann später durch den vom Kaiser bestätigten Ehrengerichtsbeschluß seine Ausstoßung aus der Armee erfolgte.

Unter den kleineren Beleidigungsprozessen war der des Reichsgrafen Günther von der Schulenburg gegen den Redakteur der Halbmonatsschrift „März“ am 18. März 1908 besonders bemerkenswert, dessen Wiederholung vor der Strafkammer noch bevorsteht. — Der Prozeß, den ich selbst gegen Gehlsen wegen Erpressung und verleumderischer Beleidigung angestrengt hatte, fand durch den Tod Gehlsen's Anfang Februar seine Erledigung.

Eine neue Wendung nahm die Hauptaktion am 21. April 1908 mit dem Beleidigungsprozeß, den Harden gegen den Redakteur Anton Staedele vor dem Münchener Schöffengericht anstrengte, der behauptet hatte, Harden sei von Eulenburg mit einer Million bestochen. Hier traten zwei Zeugen auf, der Milchhändler Riedel und Fischermeister Ernst, die unter ihrem Eide detailliert aussagten, daß Fürst Eulenburg, allerdings vor mehr als 20 Jahren, am Starnberger See mit ihnen mutuelle Masturbation getrieben habe. Die Folge war, daß gegen den Fürsten Eulenburg ein Strafverfahren wegen Meineides eingeleitet und er selbst, als die Verdachtsmomente sich steigerten, in Untersuchungshaft genommen wurde. — Am 22. und 23. Mai 1908 kam dann die Revision, welche

Harden gegen seine Verurteilung eingelegt hatte, in Leipzig zur Entscheidung und der höchste Gerichtshof des deutschen Reiches urteilte, daß der Prozeß zur nochmaligen Verhandlung an die Strafkammer zurückverwiesen werden sollte.

Anläßlich des Falles Eulenburg erließ unser Komitee laut Beschluß der Generalversammlung vom 9. Mai 1908, ähnlich wie seiner Zeit anläßlich des Falles Krupp, folgende Erklärung:

„Die Ursache der Skandale, welche nun schon seit Jahren unser Vaterland durchwühlen, sind in erster Linie auf die Tatsache zurückzuführen, daß über das eigentliche Wesen und die Verbreitung der Homosexualität noch eine so verhängnisvolle Unkenntnis herrscht. Die sie vernichtenden Vorurteile sind der Grund, weshalb unter den Homosexuellen so wenige den Mut der Wahrheit finden. Das W.-h. K., mit dem sich seit den letzten 12 Jahren bereits über 5000 homosexuelle Personen in Verbindung gesetzt haben — nachweislich aber nur ein Bruchteil der vorhandenen Homosexuellen — erhebt Widerspruch dagegen, daß die Behauptung, jemand sei homosexuell, an und für sich eine schwere Beleidigung oder Ehrenkränkung bedeute, da es unter den homosexuell Geborenen ebensoviel ehrenhafte Personen gibt, wie unter denen, die das Glück haben, normalsexuell zu sein. Das W.-h. K. weist die vollkommen unrichtige Meinung zurück, daß die Homosexualität in Deutschland verbreiteter sei, als in irgend einem andern Lande, daß sie in der Gegenwart besonders häufig vorkomme und in höheren Ständen öfter auftrete, als in andern. Es macht darauf aufmerksam, daß in keinem der Länder, in welchem die unserm § 175 entsprechenden Strafbestimmungen aufgehoben wurden, wie in Frankreich, Holland, Belgien, Italien (vor Einführung des RStGB. auch in Bayern, Württemberg, Hannover), seit Jahresfrist auch in Norwegen, sich jemals das Bedürfnis nach Wiedereinführung des Gesetzes geltend gemacht hat. Das W.-h. K. ist der Ansicht, daß endlich auch im Deutschen Reich aus wissenschaftlichen Forschungsergebnissen die Konsequenzen der Humanität gezogen werden müssen, damit die folgenschweren Verkennungen und Katastrophen, denen schon so viele zum Opfer gefallen sind, aufhören."

So ist der Stand der Affäre bei Schluß dieses Berichtes. Der Prozeß gegen den Fürsten Eulenburg steht

vor der Tür, der IV. Harden-Prozeß wird folgen und noch ist kein Ende der kleineren Prozesse und Ereignisse abzusehen. Noch kann auch kein abschließendes Fazit gezogen worden, ob der Schade, den diese Vorkommnisse der Sache der Homosexuellen zugefügt haben, ein dauernder ist, und ob sich nicht das Endergebnis post tot discrimina rerum doch noch günstiger gestaltet, als es zur Zeit den Anschein hat. Es würde ein unfruchtbarer Optimismus sein, wollte man leugnen, daß die Strömung weitester Kreise zu Ungunsten der Homosexuellen umgeschlagen ist, und dieser Stimmungswechsel ist um so beklagenswerter, als uns hohe und keineswegs homosexuelle Regierungsbeamte mitteilten, daß wir tatsächlich nahe vor dem erstrebten Ziele im Sinne der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse gestanden hatten. Man sollte es kaum für glaublich halten, daß selbst liberale Blätter — von konservativen und Zentrumsorganen, von denen einige sogar in den § 175 Zuchthausstrafe eingefügt wissen wollten, ganz zu schweigen — ihren früher wiederholt geltend gemachten Standpunkt in das direkte Gegenteil verwandelten. So schrieb beispielsweise die freisinnige „Breslauer Zeitung“ am 18. November 1907:

„Der Prozeß Moltke-Harden und der Prozeß gegen den „Schriftsteller“ Adolf Brand werden, man merkt es schon deutlich genug, nach einer bestimmten Richtung hin eine Wirkung haben, die den Hoffnungen und Forderungen in der betreffenden Schicht interessierter Personen schnurstracks zuwiderlaufen wird. Es ist nämlich zu sagen, daß eine wachsende Empörung über das Treiben der sonderbaren Gesellschaft durchbricht, die auf die Beseitigung des § 175 hinarbeitet. Diesem Treiben hatte man bis dahin teils ohne das richtige Verständnis, teils mit Gleichgültigkeit zugesehen, zum Teil auch mit einem für den deutschen Gerechtigkeitssinn ehrenvollen Wohlwollen, und zwar dies in der Voraussetzung, daß eine von soviel „Wissenschaftlichkeit“ durchtränkte Agitation doch wohl mit Fug und Recht betrieben werde. So stand es noch gestern und vorgestern, so steht es heute nicht mehr, und morgen werden die Herren vom wissenschaft-

lich-humanitären Komitee erfahren, daß sie neben Herrn Harden und neben Herrn Brand die Hauptleidtragenden sein sollen. Wer hat jetzt wohl noch Lust dazu, Bestrebungen zu unterstützen, die ersichtlich mit gemeingefährlichen Übertreibungen, bestenfalls mit dilettantischer Leichtfertigkeit im Gang erhalten werden. Man stelle sich vor, daß das Undenkbare doch geschehen könnte, daß also der Reichstag etwa eine Vorlage erhielte, die die Streichung des § 175 ausspräche. Was würde geschehen? Ein Sturm des Unwillens würde durch den Reichstag gehen, Äußerungen der Entrüstung würden aus dem ganzen Lande in Haufen kommen, und höchstens die Sozialdemokraten würden den Mut haben, auch jetzt noch, nach den Widerlichkeiten der beiden Prozesse, nach der Aufdeckung unerhörter Leichtfertigkeiten im Aufstellen verleumderischer Behauptungen, für eine derartige Vorlage zu stimmen. Wir betrachten es als einen Gewinn, daß das öffentliche Leben nach dem verdienten Schiffbruch, den das wissenschaftlich-humanitäre Komitee nunmehr erlitten hat, von diesen geradezu ekelhaften Erörterungen fortan befreit sein wird. Wenigstens glauben wir nicht, daß eine etwa versuchte fortgesetzte Inanspruchnahme des öffentlichen Interesses für diese Dinge gelingen wird. Freilich, der bevorstehende Prozeß gegen Herrn Harden muß noch durchgemacht werden, aber dann wird es für eine lange Zeit gründlich aus mit solchen Geschichten sein. Man braucht wohl nicht erst zu sagen, welch anderes Gesicht der zweite Akt des Dramas Moltke-Harden dadurch bekommen wird, daß Fürst Eulenburg inzwischen unter seinem Eide gesprochen hat und zweifellos abermals sprechen wird. Man wird ja erst Herrn Harden hören müssen, der gewiß noch verschiedene scharfe Pfeile in seinem Köcher hat, aber zerstört jedenfalls ist die Vorstellung, daß Fürst Eulenburg und seine Freunde ein Konventikel zur Ausübung von Schmutzereien geschlechtlicher Natur gebildet hätten."

Und noch vor wenigen Tagen, am 20. Mai 1908 meinte der ebenfalls liberale „Frankfurter General-Anzeiger" in Bezug auf die Homosexuellen:

„Diese anrüchigen Gesellen sollten zufrieden sein, daß man sie ungefedert und ungeteert herumlaufen läßt. Am besten, sie scherten sich, ob sie der Fürstenklasse des Ordens angehören oder der Proletarierklasse, möglichst schnell aus Deutschland, das ihnen mit Ekel und Verachtung den Rücken kehrt, hinaus und richten unter der lachenden Sonne des Südens bei verwandten Seelen ihren Himmel ein, sodaß man nichts mehr von ihnen sieht

und hört und nicht mehr gezwungen ist, von ihrem Dasein Notiz zu nehmen."

Bei der Wandelbarkeit der öffentlichen Meinung bezw. der Meinung der Herrn Redakteure, die eine Forderung, welche sie noch gestern selbst als berechtigt anerkannten, heute verdammen, ist nicht einzusehen, weshalb sich nicht bald auch einmal wieder das Blatt zugunsten der Homosexuellen wenden sollte.

Oft war uns im letzten Jahre das Widrige etwas gar zu reichlich zugemessen und doch, wenn zwischen den zahlreichen Zeitungsausschnitten unfreundlichster Art Briefe kamen, wie die folgenden, und sie kamen nicht selten, dann sagte ich mir: „Es hilft nichts, es muß durchgehalten werden." Nur drei von diesen Briefen will ich hier als Beispiele herausgreifen:

I.

17. November 1907.

Hochgeschätzter Herr Doktor!

Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen in diesen Tagen, welche mir wie eine Krisis in Ihrem Kampfe erscheinen, einige Worte zu sagen. Bitten möchte ich Sie, trotz all der Häßlichkeiten, mit denen Unverstand und Kurzsichtigkeit Sie bewirft, auf Ihrem Platze festzustehen und nicht zu verzagen.

Vergessen Sie nie, verehrter Herr Doktor, daß tausend gequälte Seelen in Ihnen allein noch ihren Trost, ihre letzte Zuflucht sehen, daß tausend angsterfüllte Herzen an Sie glauben in aller Verzweiflung der letzten Wochen.

Verlieren Sie den Mut nicht! — Sie bleiben doch über Ihren Feinden, und all der Schmutz, den sie in ihren Zeitungen und Reden auf Sie werfen, fällt auf die Angreifer zurück. Es gibt noch Menschen, welche mit tiefster Empörung diese Angriffe aufnehmen und die mit Ihnen für die Wahrheit kämpfen.

Sie müssen den armen Verfolgten ihr Halt, ihre Stütze bleiben, was auch geschehen möge. Es ist ein Durchgang der Qual, aber er dauert nicht.

So vieles haben Sie schon überwunden, so vieles geduldet, und manche Blüte wuchs Ihnen aus dem Dornengestrüpp, um die

Sie tausende beneiden könnten. Sie werden auch weiter Ihren Weg gehen.

Es muß doch wohl so wertlos nicht sein, was Sie erkämpfen, wenn soviel Feinde ihr Gift und Galle darüber verbrauchen. Je größer die Wahrheit, um so mühsamer der Kampf, um so schwerer der Sieg.

Und Sie werden siegen, allen Feinden zum Trotz! Es muß doch endlich Licht werden, leuchtendes Licht!

Nur nicht verzagen!
Nach trüben Tagen
folgt Sonnenschein!

Henriette von K.

II.

Sehr verehrter Herr Dr. Hirschfeld!

Nach dem letzten heute gegen Sie gerichteten Angriff von Seiten der Voss. Zeitung treibt es mich, Ihnen mein tiefes Bedauern darüber auszusprechen, daß derartiges heutzutage überhaupt noch möglich ist.

Ich kann mit Ihnen, verehrter Herr Doktor, fühlen, was Sie in der letzten Zeit verloren haben, und ich kann begreifen, daß die Zerstörung so vieler schöner Hoffnungen Sie bis in Ihr tiefstes Inneres erschüttert hat. — Wenn ich nun aber auch nicht zu jener kleinen Gemeinde gehöre, für die Sie so mannhaft eintreten, so will ich Ihnen doch, wo es nur möglich sein wird, auch mit der Tat beiseite stehen.

Fassen Sie nur wieder Mut, werter Herr Doktor! — Wie ich, denken sicher noch viele Menschen. Man kann deshalb sicherlich mit einer kleinen Veränderung des Homer von der Zukunft denken:

Ἔσσεται ἦμαρ, ὅτ' ἄν ποτ' ὀλώλῃ ἄνοια ἀνδρῶν.

N. N.

III.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Angesichts der fortdauernden Angriffe, welche gegen Sie und Ihre Arbeit, die Sie für uns leisten, fortdauernd erhoben werden, will ich doch von meiner Gepflogenheit, Sie möglichst wenig durch Briefe zu stören, abweichen und Ihnen aussprechen, wie sehr Ihnen von uns Dank geschuldet wird. Ich und mit mir viele Gesinnungsgenossen setzen in Sie, hochverehrter Herr Doktor, unser vollstes, unwandelbares Vertrauen. Ich kann es verstehen, wenn Sie die

jetzigen, geradezu unglaublichen Verläumdungen auf das Tiefste verletzen. Aber ein Zurück ist unmöglich, ein Aufgeben Ihrer 10jährigen Arbeit unmöglich. Erinnern Sie sich daher, daß es noch viele gibt, auf deren Vertrauen Sie sich stützen können. Denken Sie daran, daß die Zeitungsmeinungen wechseln. Wie haben sich die Zeitungen geäußert bei den Fällen Hasse, Krupp, Israel und dem Enquete-Prozeß. Was sie damals entschuldigten, für das sie wenigstens Verständnis zeigten, das ist heute nur Laster und muß beschimpft werden. Es wird nicht lange dauern, dann werden wieder einige krasse Fälle vorgekommen sein — das ist wohl so ziemlich unzweifelhaft — und die Zeitungen wechseln wieder ihre Meinung.

Aber nicht auf die wandelbare öffentliche Meinung, sondern auf die Ergebnisse Ihrer positiven Arbeit, auf das Vertrauen Ihrer vielen Anhänger, auf Ihre wissenschaftlichen Erfolge, die unwandelbar feststehen, werden Sie sich stützen.

Ich hoffe, daß Sie diese trüben Zeiten überwinden werden. Die Wahrheit muß doch siegen.

Ich verbleibe mit bestem Gruß

Ihr stets ergebener und dankbarer v. Z.

Nicht der geringste Trost war es, daß die wissenschaftlichen Fundamente unsrer Bewegung, wie sie namentlich auch in diesen Jahrbüchern niedergelegt sind, durch die feindseligen Strömungen nicht hinweggeschwemmt werden konnten. Gerade in der letzten Berichtsperiode sind über das menschliche Sexualleben große Quellenwerke und klassische Compendien erschienen, wir nennen nur von Dr. Iwan Bloch-Charlottenburg „Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur", Dr. Hermann Rohleder „Vorlesungen über Geschlechtstrieb und gesamtes Geschlechtsleben des Menschen" (2. A. 2 Bde.) und Hofrat Dr. Franz Ludwig von Neugebauer, „Hermaphroditismus beim Menschen", welche nachdrücklich die Bedeutung unsrer Arbeit und die Richtigkeit unsrer Schlüsse anerkennen. Norwegen hat unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die deutsche Sexualforschung seinen „§ 175" aufgehoben und in Dänemark steht besten Vernehmen nach ein gleiches bevor.

Unsre Gegner mögen daher nicht zu früh triumphieren. Vor kurzem kam uns ein Rundschreiben an die deutschen Sittlichkeitsvereine zu Gesicht, das folgenden Wortlaut hatte:

Geschäftsstelle der Deutschen Sittlichkeitsvereine — Berlin, den 5. Mai 1908. SW. Yorkstr. 90.

An den geehrten Vorstand richtet der unterzeichnete Vorstand

....

den bisher gewährten Beitrag von M. uns von neuem zu bewilligen.

Die Prozesse des letzten Jahres haben weite Kreise einen Blick in einen Abgrund tun lassen. Der Gang der Ereignisse hat aber auch gezeigt, daß Gott der Herr noch die Welt regiert und daß Er unsre bescheidne Arbeit segnen kann. Schon im Jahre 1898, also vor 10 Jahren, erkannte unsre Konferenz die heraufziehende Gefahr und richtete eine von unserem damaligen Generalsekretär, dem Reichstags- und Landtagsabgeordneten Henning, ausgearbeitete Gegenpetition gegen die Abschaffung des § 175 an den Reichstag. Im Jahre 1904 und 1905, auf unseren Konferenzen in Köln und Magdeburg, gaben wir in einer vorsichtig und bestimmt gehaltenen Beschlußfassung unserer Stellung zur homosexuellen Frage Ausdruck. Seit der Zeit begann der Umschwung der öffentlichen Meinung einzusetzen, der nach den Prozessen, man kann wohl sagen, in wunderbarer Weise, unser ganzes Volk durchdrungen hat. Es gilt aber wachsam zu bleiben und den Erfolg zu behaupten.........

....

Der Vorstand der Allgemeinen Konferenz der Deutsch-evangelischen Vereine zur Förderung der Sittlichkeit.

gez.

Pfarrer Lic. Weber, M.-Gladbach. — Henning, M. d. R. u. d. H. d. A. Berlin. — Pf. Lic. Bohn, Generalsekretär, Plötzensee.

So verbrannten die Eiferer der christlichen Kirche im Namen Gottes einst Ketzer, Juden und Hexen, so verfolgten sie in Gottes Namen fast alle Männer der Wissenschaft, die ihrer Zeit vorauseilten, so jagen sie im Namen Gottes noch jetzt um einer Schuld willen, die gar keine ist,

hunderte in einen freiwilligen Tod[1]); treiben sie Erpressern in die Hände, bringen sie in das Gefängnis, veranlassen, daß sie mit braven Frauen unglückliche Ehen schließen, ohne Liebe erblich belastete Kinder zeugen, entfremden sie ihren Eltern, ihrem Vaterlande, ihrem Glauben und der Menschheit, lassen sie meineidig werden und treiben sie in die Nacht des Wahnsinns. Ging doch noch Anfang Juni 1908 ein Telegramm durch die Zeitungen, welches lautete:

„Die Hallesche Kreissynode hat beschlossen, bei der Generalsynode zu beantragen, daß sie die Regierung um Strafbestimmungen gegen eine Propaganda ersuche, die öffentlich zu Gunsten der Aufhebung des § 175 betrieben wird[2]).“

---

[1]) Am selben Tage, an dem ich dies schreibe bringt mir eine Frau aus Friedenau den Abschiedsbrief, den ihr 19jähriger Bruder an seine Eltern gerichtet hat, bevor er sich mit einem Revolverschuß das Leben nahm. Er lautet: „Liebe Eltern wenn Ihr diese Zeilen lest, findet Ihr mich nicht mehr am Leben, da ich homosexuell veranlagt bin.“

[2]) Daß es unter den geistlichen Herren auch anders denkende gibt, beweist ein Brief, den wir am 9. Juni 1908 von Herrn Pastor Baars aus Vegesack erhielten.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Heute habe ich die Lektüre der mir freundlichst übersandten Schriften mit steigendem Interesse beendet und bin dadurch mit dem hochinteressanten Problem einigermaßen vertraut, vor allem aber von dem Recht Ihrer Bestrebungen für Aufhebung bezw. Reform des § 175 überzeugt worden. Ich werde die Sache ernsthaft weiter verfolgen und nach meiner Fähigkeit für Ihren Kampf eintreten. Vielleicht halte ich zunächst einmal einem Kreise mir befreundeter Theologen einen Vortrag. Außerdem werde ich ernsten Männern die Schriften zum Lesen geben. Ich sende Ihnen unter Postanweisung einen Beitrag von 10 Mk. und bedauere nur, daß meine Mittel mir nicht erlauben weiter zu gehen. Sie können meinen Namen gern nennen. Wenn ich bei Kasse bin, bestelle ich mir das Jahrbuch, über welches ich vielleicht auch einmal in einer Zeitschrift, etwa Protestantenblatt, referieren kann.

Mir fiel, als ich dies las, ein tiefergreifendes Schriftstück ein, welches mir vor einigen Jahren ein Homosexueller übersandte; ein Freund von ihm hatte sich selbst den Tod gegeben, und in einem Gedicht, dem er das Motto:

„Einst kommt der Tag, wo all unser Blut kommt
über Edom, denn Gott ist ein rächender Gott."

vorangesetzt, schildert er, wie er eines Abends am Grabe des lieben Toten ein feierliches Leichenamt abhielt. In wahrhaft erschütternden Worten ruft er: er werde einst vor Gottes Thron für das Blut seines Freundes Rechenschaft verlangen. Wenn der Tag der Vergeltung kommt, so sagt er, dann werden auch im gramentstellten Chor die Homosexuellen vor Gottes Antlitz treten, und fährt dann wörtlich fort:

„Dann will ich Dich, mein toter Freund, vor Gottes Antlitz tragen
Und sagen: „Herr, dies war Dein Knecht, — Die sind's die ihn erschlagen —".

„Und mit mir werden Tausend nahn mit Leichen, blutgerötet,
Und mit mir werden Tausend schrein: Die sind's die ihn getötet!"

„Und in des ewigen Richters Hand wird nicht die Wage schwanken."
Er weiß es wohl, was wahr und echt, sieht Herzen und Gedanken."

er schließt mit den Worten:

„Und schwer von unsern Tränen sinkt, — sinkt nieder Eure Schale."

Wir aber werden weiter kämpfen, weiter kämpfen müssen, auch für die, gegen die wir kämpfen, um sie davor zu bewahren, daß sie weiter unwissentlich fort und fort so schweres Unrecht tun.

Leider hatte auch in dem verflossnen Berichtsjahre das Komitee den Tod mehrerer Mitglieder zu verzeichnen. In Dr. med. Alfred Lubowski-Charlottenburg, Pfarrer C. F. Werner, Professor Ludwig Frey, Dr. Paul Möbius-Leipzig, Dr. Ludwig Friedländer, Direktor

Kienzle-Aachen verloren wir eine Reihe eifriger und tatkräftiger Mitglieder, denen wir ein ehrendes Andenken bewahren werden. — Nach Abschluß des Jahresberichtes erhalten wir noch die Nachricht, daß Dr. Benedict Friedländer in der Nacht vom 21./22. Juni 1908 in einem Schöneberger Sanatorium freiwillig aus dem Leben schied. In dem Juliheft der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“ haben wir seiner ausführlicher gedacht.

Charlottenburg, Juni 1908.

Dr. M. Hirschfeld.

